A. or. 43

<36624575540010 S

<36624575540010

Bayer. Staatsbibliothek

A.as. 43

96 H

Unfug und Betrug

in der

morgenländischen Litteratur

nebst

vielen hundert Proben von der groben Unwissenheit des H. v. Hammer zu Wien in Sprachen und Wissenschaften.

Vom

Geheimen Legations-Rathe und Prälaten

von Diez.

Halle und Berlin, 1815.

In Commission der Buchhandlung des Hallischen Waisenhauses.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Unfug und Betrug

in der morgenländischen Litteratur

nebst

vielen hundert Proben von der groben Unwissenheit des H. v. Hammer zu Wien in Sprachen und Wissenschaften.

Es sind mehrere, wie ich, getäuscht worden, den H. Grafen v. Rzewuski für den Mann anzusehen, an den man sich in Absicht der Fundgruben des Orients, welche in Wien gedrückt werden, zu halten habe, indem in seinem Namen die Einladungsschreiben an Mitarbeiter erlassen worden. Auch war ausser ihm in jenem Schreiben kein Mensch genannt, der zu den Herausgebern gehören solle. Nach seiner Person zu urtheilen, musste man also glauben, dass äussere Ehre und Wohlanständigkeit keine Gefahr zu laufen habe, wenn man die Einladung annehme, sich mit ungenannten und unbekannten Personen zu verbinden. Dies bewog mich, dem Gr. v. Rzewuski meine Bereitwilligkeit zur Theilnahme zu bezeigen und ihm in mehreren Briefen Aufsätze zu den Fundgruben zu übersenden. Die Sache fieng aber bald an, mir verdächtig zu werden, weil ich auf meine Briefe keine Antwort empfieng, wie man doch in solchem Falle wohl erwarten darf, um wenigstens vom Empfange unterrichtet zu werden. Ich hatte daher im

letzten Briefe erklärt, dass ich nicht eher wieder schreiben würde, bis ich Nachricht von meinen überschickten Aufsätzen erhalten haben werde. Das Stillschweigen dauerte fort. Endlich ward mir das dritte Stück des ersten Bandes der Fundgruben behändigt, worin meine Uebersetzung des Strafgedichts des Uweïssi abgedruckt war. Wie gross aber war mein Erstaunen, zu sehen, dass unterm Namen ungenannter Herausgeber hinter meinem Rücken sieben Noten unter meinen Text gestellt worden, um theils meine Aussprache zu meistern, theils von einzelnen Wörtern des Originals zu sagen, dass sie die Bedeutung nicht hätten, welche ich ihnen beygelegt habe. Auf der einen Seite musste es mir zwar lächerlich vorkommen, mich von einem Unbekannten, der offenbar den Stümper verrieth, in einer Sprache getadelt zu sehen, welche mir längst zur zweyten Muttersprache geworden ist. Auf der andern Seite aber war es doch eine Niederträchtigkeit, mich vor den übrigen Mitarbeitern und Lesern so heimtückisch anzugreiffen und zu beleidigen in einer Zeitschrift, wozu man mich vorher unterm Scheine der Höflichkeit und Schmeicheley angelockt hatte. Ich schrieb also gleich an den H. Gr. v. Rzewuski, um ihm meinen gerechten Unwillen über dies unsittliche Betragen zu erkennen zu geben und meine übrigen Aufsätze zurückzufordern. Und da wieder keine Antwort erfolgte: so ersuchte ich einen angesehenen Mann zu Wien, mir meine Aufsätze zurückzuverschaffen. Dies geschah bis auf ein Gedicht von Kjemal Pascha Zadé, welches man wider meinen Willen im vierten Stücke des ersten Bandes der Fundgruben schlecht genug abdrucken liess, um nur wieder eine beleidigende Note dazu machen zu können. Hinterher ward es auch kund, dass der ungeschickte und unsittliche Notenmacher kein anderer sey als der Rath und Hofdollmetscher v. Hammer zu Wien, dass dieser zugleich der Verfasser der unterm Namen des Gr. v. Rzewuski ausgegangenen Einladungs-Briefe gewesen und dass er es endlich sey, der die an letztern von mir geschickten Briefe und Aufsätze an sich genommen und

erbrochen habe, während dass der Gr. v. Rzewuski sich gar nicht einmal zu Wien aufhielt, sondern in der Ukräne oder anderswo herumreisete.

Dies Betragen ist so auffallend, dass viele sich gefragt haben, wie es möglich sey, dass H. v. Hammer habe so ganz wenigstens die scheinbare Ehre vergessen können, welche er sich selbst und den Fundgruben schuldig gewesen. Da indessen jedes Ding seine Ursache hat: so darf man letztere nicht weit bey einem Manne suchen, der sich selbst so leicht verräth, wie man in der Folge hören wird. Nämlich bey Gelegenheit jenes Gedichts von Uweïssi hatte ich bemerken müssen, dass der verstorbene pariser Hofdollmetscher Cardonne sich in seinen *Melanges de litterature orientale* das Ansehen gegeben, dies Gedicht übersetzt zu haben. Da er aber theils von zwey und dreyssig Stanzen nur sieben für das Ganze verkauft, theils auch diese sieben Stanzen ganz verhunzt hat: so habe ich geurtheilt, dass man solch Uebersetzen ganz unterlassen sollte, weil es sich nicht geziemt, die Morgenländer als Urheber zu entstellen und die Abendländer als Leser zu täuschen. Und da man diese Art des litterarischen Betrugs fälschlich mit der Verschiedenartigkeit oder Armuth der Sprache entschuldigen will, worin man übersetzt; so habe ich hinzugesetzt:

„Ehe man die französische oder jede andere euro-
„päische Sprache anklagt, sollte man lieber auf-
„richtig genug seyn, zu bekennen, dass unendlich
„viel dazu gehöre, morgenländische Sprachen von
„Grund aus zu verstehen und getreu zu verdoll-
„metschen, während dass es äusserst leicht und be-
„quem ist, sich gegen Unkundige das Ansehn sol-
„cher Kenntniss zu geben, ohne gleichwohl die
„Morgenländer anders sprechen zu lassen als wie
„Europäer nach ihrer Art, allenfalls mit dem Bey-
„satze von Bombast, welchen man für orientalisch
„ausgiebt, gesprochen haben würden; denn dazu
„wird weiter nichts erfordert, als hier und da aus

„dem Zusammenhange des Originals ein Wörtchen, „was man gerade gekannt, herauszugreiffen und es „in die ersten besten Redensarten von europäischem „Schlage zu verweben. In diesem Sinne werden „Uebersetzer von den Italiänern mit Recht Ver- „räther genannt, Traduttori Traditori. Dieser Vor- „wurf soll abcr die folgende Uebersetzung nicht „treffen, wie das beygehende Original jedem Sprach- „kundigen beweisen wird."

S. 3. 4. der neuen Ausgabe des Gedichts. Berlin 1811.

Man hätte denken sollen, dass diese Aeusserungen gerade am rechten Orte gestanden haben würden in den Fundgruben, welche mit so vielem Prunke von Getreuheit und Unpartheylichkeit angekündigt worden. Allein was nützte das den Fundgruben, da, wie man nun weiss, im Hintergrunde ein Mann als Herausgeber stand, in welchem sich die niedrigste und verächtlichste aller Leidenschaften über alle Rücksichten des Wohlstandes, der Ehre und des eigenen Versprechens wegsetzte! Auf der einen Seite ward er von seinem bösen Bewusstseyn angeklagt, es bisher nicht besser gemacht zu haben als Cardonne, und auf der andern konnte er es in seinem kindischen Dünkel nicht ertragen, dass ein Mann, der nicht zur Innung gehört, seine Uebersetzung mit solchem Gefühl der Zuverlässigkeit ankündigen wolle; denn das beygefügte Original selbst war der Notenmacher im deutlichen Abdrucke, geschweige in undeutlicher Handschrift, richtig zu verstehen ganz unvermögend, wie seine Noten beweisen. Ich hatte also in ein Wespen-Nest gestört, welches ich unterm Aushänge-Schilde des Grafen v. Rzewuski nicht hatte ahnden können.

Genug, wer Wespen stört, kriegt Beulen ins Gesicht.

Nach diesen Worten unsers Canitz hatte es auch den Erfolg gehabt, dass die Wespen in die sieben Noten ausgeflogen waren, welche man meiner Uebersetzung des Gedichts von Uweïssi angehängt hatte. Natürlicher

Weise lag dabey die geheime Absicht zum Grunde, den Lesern den Tadel verdächtig zu machen, welchen ich auf den pariser Hofdollmetscher hatte fallen lassen, und zugleich den wiener Hofdollmetscher als einen Mann anzumelden, der die Sache besser verstehe als ich.

Man weiss, wie ich diese erbärmlichen Noten, die einem Sprachknaben nicht zu verzeihen gewesen seyn würden, abgefertigt habe, indem die Antwort theils in Folio für die Besitzer der Fundgruben in gleichem Format, theils bey der von Druckfehlern gereinigten Ausgabe des Gedichts in 4to abgedruckt ist. Ich hatte verlangt, diese meine Antwort dem ersten Bande der Fundgruben beydrucken zu lassen. Allein der Hofdollmetscher merkte nun, wie schlecht er bestanden habe, und um dies den Lesern der Fundgruben nicht bekannt werden zu lassen, unterdrückte er meine Antwort unter dem lächerlichen Vorwande, dass die Fundgruben kein polemisches Journal seyen, während dass er es ist, der, um seinen unschicklichen Ausdruck beyzubehalten, zu polemisiren angefangen und seitdem fast in jedem Stücke der Fundgruben gegen mich zu polemisiren fortfährt, gleichsam als ob mein Name für ihn zum Gespenst geworden, was ihm überall erscheine und in den Weg trete, um ihn dagegen aufschreyen zu lassen. Ja selbst über meine den Lesern verheelte Antwort will er nach seiner Art recht weitläuftig polemisiren, um den Lesern den Gesichtspunkt zu verrücken, wie man zu Ende des ersten Bandes der Fundgruben S. 463. 464. lesen kann.

Man wird den Mann sogleich näher kennen lernen, wenn ich sein polemisches Geschwätz hier etwas zergliedere. Er hatte erstlich in seinen Noten die Wörter *gharazül* Teufel, *azez* verführen, *dscherrar* anziehend und *Münkjeri din* Läugner der Religion für falsch übersetzt ausgeben wollen, ohne sie zu verstehn. Ich habe ihn in meiner Antwort die Bedeutung dieser Wörter gelehrt. Nun läuft er in seiner Replik darüber weg wie der Hahn über heisse Kohlen, gleichsam als hätte er sich keine Sylbe darüber merken lassen. Er ist ganz stumm, damit nur die Leser der Fundgruben

nichts von meiner Antwort hören sollen. So muss er seine eigenen Worte verschlucken, wie es der armen Sünder Art ist. Zweytens. Der Dichter Uweïssi klagt darüber, dass unter Murad IV. die Sipahi oder Reiter eine geringe Löhnung erhielten und dass die alten Reiter verschwunden wären, welche für ihre Kriegsdienste Lehngüther empfiengen. Ich hatte in der Anmerkung ein Paar Worte zur Erläuterung gesagt. Der Hofdollmetscher machte dazu die Note, dass beyderley Sipahi noch lange gleichzeitig gewesen. Ich merkte gleich, dass der Mann, wie gewöhnlich, gar nicht gewusst, wovon die Rede sey. In meiner Antwort zeigte ich ihm, wie lächerlich es herauskomme, die Sache besser wissen zu wollen als Uweïssi, und verwiess ihn auf die Schrift eines Zeitgenossen des letztern. Da er nunmehr nichts verständiges zu erwiedern wusste und doch vor den Lesern etwas zu sagen wünschte, um sich aus der Sache herauszuziehn: so spricht er in seiner Replik,

> dass die Unrichtigkeit bey einer andern Gelegenheit aus dem Kanun namé oder aus den Grundgesetzen des osmanschen Reichs erweislich dargethan werden solle.

So schlecht dies Deutsch ist, so ist es auch die Replik nach ihrem Inhalt, welchen er gar nicht überlegt hat. Uweïssi redet von einem Missbrauche und der Gegner will die Unrichtigkeit des Missbrauchs aus den Grundgesetzen beweisen, als wenn die frühern Grundgesetze jemals die spätern Missbräuche gehindert oder unmöglich gemacht hätten, und zwar Grundgesetze, die um ein Paar hundert Jahre älter sind als die Regierung Murads IV., die mit ihren Missbräuchen hier in Frage ist! Er hat noch nicht gehört, dass jedem neuen Gesetze bald neuer Betrug folgt. Drittens. Der Hofdollmetscher hatte es seiner würdig gefunden, in einer Note zu erinnern, dass in irgend einem Worte des Originals ein Saghirnun ڭ stehen müsse, wo ein Nun ن gedruckt worden. Ich erklärte ihm in meiner Antwort

unter andern, dass die Orthographie die Verwechselung beyder Buchstaben verstatte. Um auch darüber wegzuschlüpfen, schreibt er in seiner Replik,

> dass die Unrichtigkeit aus dem Urquell des Türkischen, dem Tschagataischen, bey einer andern Gelegenheit erweislich dargethan werden solle.

Das sind in der That Seltenheiten von Einfalt, dergleichen in Sprachsachen noch nicht zur Schau gestellt worden. Denn Uweïssi schrieb ums Jahr 1622 und die Handschrift, welche ich von seinem Gedichte besitze, ist viel jünger. Man denke sich also nicht bloss die Ungereimtheit, sondern auch die Unbesonnenheit, die Orthographie eines Buchstabens von 1626 oder jünger aus der Tschaghataischen Sprache, die viele Jahrhunderte älter ist, beurtheilen zu wollen! Die Osmanen hatten schon ihre jetzige Sprache, als sie zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts ihre Dynastie errichteten, wie man schon aus dem Aufsatze Nr. IV. des zweyten Bandes d. D. ersehen kann. Es ist offenbar, dass er es leichter findet, zu widersprechen als sich zu verantworten. Er fühlt nicht einmal, dass er mit seinen beyden Nothbehelfen neue Fehler begangen und sich selbst aufs Maul geschlagen hat; denn wenn er jetzt erst Untersuchungen über Sipahis und Saghirnun, obgleich mit ganz verkehrten Mitteln, anstellen will: so bekennt er, dass er zuvor nicht hätte mitsprechen sollen, ehe er die Sache untersucht und gelernt hatte. Dies kommt davon, dass die Zunge bey ihm immer klüger seyn will als der Kopf. Um ihm aber noch über dies Buchstäbchen eine Autorität zu geben, wie über die Sipahi geschehen, so darf er nur Meninski nachsehen, welcher *Tom. IV. p.* 1. schon lange vor mir geschrieben hat, dass beyde obgedachte Buchstaben mit einander im Schreiben verwechselt worden:

> ڭ *Saghirnun permutatur subinde cum litera* ن *nun.*

So stellt sich also der Hofdollmetscher, als ob im Uebrigen nur von der Aussprache einiger Namen unter uns die Rede gewesen, welche er nach seiner Art hat verbessern wollen, ohne zu wissen, dass bey ihm Bessern und Bösern in gleicher Wage steht. Er hatte nämlich viertens aus meinem Mechdi seinen Mahadi oder Mehdi, aus meinem Chadschi Kalfa seinen Hadschi Chalifa und aus meinem Chai und chui sein Hai und Hui machen wollen. Ich hatte es ihm gleich angesehen, dass er wie ein Anfänger seine Aussprache nach dem Abc einrichte, dahin gestellt, ob dies aus Mangel des Umgangs mit Morgenländern oder wegen eines Fehlers seiner Sprachorganen geschehe. Ich hatte darüber unter andern in meiner Antwort gesagt, dass die Buchstaben ح خ und ه in der Aussprache und im Schreiben so sehr durch einander laufen oder mit einander verwechselt werden, dass sie bald wie unser h, bald wie unsei ch lauten. In seiner Replik ergreift er dagegen sein gewöhnliches Hülfsmittel, meine Behauptung, welche eine Thatsache ist, geradeweg zu läugnen, und um zum Schein etwas übriges gesagt zu haben, fordert er osmansche Bothschafter und Geschäftsträger, gelehrte Griechen und Dollmetscher, ja selbst Reisebeschreiber, welche die Sprache niemals lernen, alle die fordert er zu Zeugen gegen mich auf. Alle diese Männer werden seine Aufforderung nicht hören, geschweige dass sie sich zum falschen Zeugnisse hergeben sollten. Ich will ihm aber einen Zeugen *instar omnium* vorstellen, der ihn wegen seiner Unkunde beschämen soll. Es ist Meninski, welcher *Tom. II. p.* 526. schreibt:

خ *in dictionibus persicis permutatur interdum cum literis* غ گ *et* ه — *quamquam in arabicis quoque vocabulis nonnunquam cum* ح *permisceri soleat*

und *Tom. IV. p.* 1073

ه *commutatur denique apud Arabes cum literis* ح خ *etc.*

Diese erwiesene Thatsache ist hinreichend, das Geschwätz niederzuschlagen, was er der Erfahrung und Autorität entgegensetzen will, nur um zu verrathen, dass er sich in ein Feld gewagt, wo er weder Weg noch Steg kennt.

Eben so unnütz ist es, ohne Erfahrung dagegen zu schreyen, dass ich Reïs Efendi und Ries Efendi für einerley gebe. Denn von der Erfahrung im Lande abgesehen, weiss ja jeder Europäer, der von der Abwandlung der Aussprache nur im mindesten unterrichtet ist, dass die beyden Vokale eï neben einander gestellt sich nach der Natur der Sprachorganen auf tausend Zungen in i verwandeln müssen. Hätte der Gegner mit Reïs Efendis jemals Umgang haben können, so würde er es von ihnen selbst gehört haben. Meninski, um die Aussprache des Worts den Anfängern begreiflich zu machen, hat sie durch rejjis ausgedrückt III. p. 115., was ich kürzer schreibe mit reïs. Der Gegner kann froh seyn, dass er nicht als Dollmetscher ist nach Konstantinopel geschickt worden; denn wenn er den Minister, von dem die Rede, hätte mit einem Diphtong wollen Reis oder Rais nennen: so würde er schlimm angelassen worden seyn, weil das ein ganz anderes Wort ist, was Hundevogt bedeutet. Noch ungereimter ist es, wenn ein Deutscher das arabische k im Deutschen durch c und das ض durch s anstatt z ausdrücken und folglich Casi anstatt Kazi schreiben will, welches er aus Meninski's Grammatik und Lexicon besser gelernt haben sollte. Solche Dinge sind ohnehin für das Publicum so geringfügig, dass kein vernünftiger Mensch davon sprechen würde. Weil aber der Gegner nichts wichtiges und nichts wahres zu sprechen weiss: so lässt er sich von seiner unglücklichen Leidenschaft hinreissen, solche

Armseligkeiten, so falsch sie auch sind, vorzubringen, um sie zu Vorwänden zu gebrauchen, mir übel nachzureden.

Was diese Leidenschaft jedem Leser verrathen hat, ist der unanständige und beleidigende Ton, worin sowohl seine Noten zu Uweïssi als seine Replik abgefasst sind. Die Stimme ist grösser als der Mann. Blosser Mangel der Erziehung ist nicht hinreichend, für diesen Ton Entschuldigung zu fordern; denn man bemerkt oft genug, dass er bey andern Gelegenheiten vor Männern zu kriechen weiss, wenn er sie dadurch für sich zu gewinnen glaubt oder von ihnen etwas zu hoffen hat. Er liefert auch selbst den Beweis, dass er im Augenblicke, wo er seine sieben Noten zu Uweïssi gemacht, es gleich darauf angelegt hatte, Rotten gegen mich zu erregen. So spricht er in seiner Replik,

> dass er sein vermeyntes Recht der Verbesserung (der Mann redet über die Brust) nach der Meynung seiner pariser Freunde eher zu gelinde als zu strenge geübt habe, (wobey er nun bestanden hat wie Butter an der Sonne.)

Dies beweiset, dass er seine sieben Noten nicht sobald geschrieben, als er sich damit bey seinen pariser Freunden (vermuthlich Zöglingen der wiener Schule) als den Rächer des Hofdollmetschers Cardonne gegen mich geltend gemacht hat. Darum hat man ihn auch in der Jenaer Litteratur-Zeitung darüber klagen hören, dass die Franzosen Herbelot und Galland von mir so hart gemeistert worden. Es war noch die Zeit, wo er hoffte, mir einen tödtlichen Streich zu versetzen, wenn er mich als einen Feind der Franzosen in Frankreich verschreyen könnte. Welch ein Deutscher! Nur Schade für ihn, dass seine pariser Freunde ihm keine bessere Replik haben eingeben können als diejenige, welche ihn mit Schande bedeckt hat.

Ich weiss, wie Verständige den Mann und sein Unternehmen beurtheilen. Ich würde auch auf seine Replik

kein Wort erwiedert haben, wenns noch dabey geblieben wäre. Die Osmanen sagen in solchem Falle: Hunde bellen und Karawanen gehen vorüber ایت اورر کاروان کچر. In gleichem Sinne sprechen die Deutschen: der Mond leuchtet doch dem Pilger durch den Wald, wenn ihn gleich die Hunde in Dörfern und Städten anbellen. Wenn der Mann Sprachen und Sachen verstünde und in sich zu gehen fähig wäre: so würde er schon aus meiner Uebersetzung des Uweïssi und aus meiner Antwort auf seine sieben Noten gemerkt haben, dass ich selbst zu grosse Strenge gegen meine Arbeiten ausübe, als dass ich es jemandem leicht machen sollte, aus freyer Faust oder mit dem blossen Wörterbuche in der Hand Fehler darin aufzujagen. Der Imam Ebu Hanifé sagt auch, dass es ein Zeichen der Dummheit ist, das Erprobte noch einmal zu erproben, ob es gleich der König Nuschirwan schon lange vor ihm gesprochen hatte. Zu dessen Bestätigung hat sich es der Hr. Hofdollmetscher an meiner Antwort auf seine Noten zu Uweïssi nicht genügen lassen. Denn da ich bald nachher die Schrift vom königlichen Buche, das Buch des Kabus und den ersten Band der Denkwürdigkeiten von Asien habe drucken lassen: so ist er mit einer Art von Wuth darüber hergefallen, um so mehr, da diese Schriften von andern Seiten mit Beyfall aufgenommen worden. Er hat darin gefunden, was der Araber nach der hieher gehörigen Lesart sagt: es sticht dich ein Pfefferkorn in die Nasenlöcher يدقّك بالمنخار حبّ تفلفل. Die Getreuheit meiner Uebersetzungen, welche er nicht erreichen kann, ist ihm ein Dorn im Auge; in meinen Einleitungen und Anmerkungen sieht er die Morgenländer in einem Geiste erscheinen, welchen er nie geahndet; der Orient überhaupt erscheint ihm bey mir in einem Lichte, worin er ihn niemals gekannt hat. Alles das lässt ihn mit Ingrimm auf seine verunglückten Schriften zurücksehen. Er geberdet sich deshalb, als sey ihm das Messer an die

Kehle gesetzt worden oder als laufe er Gefahr, mit sich selbst Schiffbruch zu leiden. Was ihm an Kenntniss abgeht, haben Trossbuben-Sprache, Bosheit, Lästerung und Verläumdung aller Art ersetzen sollen. In diesem Geiste sind die sogenannten Recensionen geschrieben, welche er in die Jenaer und Wiener Litteratur-Zeitungen über jene Schriften hat einrücken lassen. Sein ganzes Bestreben zielt unverholen nur dahin ab, mich und meine Schriften herunter zu reissen, gleichsam als habe er zu dem Gemälde gesessen, welches Brandes in seinem schönen Werke über den Einfluss und die Würkungen des Zeitgeistes S. 194. 195. gezeichnet hat. Da meine Schriften ausserdem mit darauf berechnet sind, den Orient mit dem Occident zum gemeinen Nutzen in Verbindung zu bringen: so findet er darin gewisse moralische Gesinnungen, welche er verabscheuet; Anhänglichkeit an die wahre Religion und alte Wahrheit, welche ihm unerträglich sind; Betrachtungen, die über seinen Horizont gehen, und das Meiste, was er gar nicht versteht. Castel hat die Frage beantwortet, welche man bey sich darüber aufwerfen wird: *Ce que cela fait à cette ame? 1mo. Elle n'en sait rien, et précisement parce qu'elle n'en sait rien, elle va rejetter, disputer, critiquer, railler, mordre, dechirer, calomnier, poursuivre à feu et à sang. 2o. Elle imagine que cela lui fait quelque chose, car chacun se croit un centre de tout etc.*

Er scheint recht bestimmt gewesen zu seyn, mich für immer in der schlechten Meynung zu bestärken, welche er mir seit dem Augenblick eingeflösst hat, als er zuerst anfieng, in den Wielandschen Mercur sogenannte Uebersetzungen von türkischen Gedichten einrücken zu lassen, welche keine Zeile davon enthalten. Auf ähnliche Art gieng er zu Werke, als er im Jahre 1804 seine encyklopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients angeblich aus sieben Werken übersetzt herausgab. Seine Unwissenheit im Arabischen und seine Unkunde in wissenschaftlichen Kenntnissen, wovon jede Seite des Buchs zeugt, wurden ihm in der Jenaischen

Litteratur-Zeitung vom October 1804 klar vor Augen gelegt, so dass er kein Wort darauf zu erwiedern gewusst. Mit dem Persischen und Türkischen würde es nicht besser gegangen seyn, wenn sich der Recensent darüber hätte verbreiten können. Er hatte sich zwar damals die bescheidene Eigenschaft eines Beflissenen der orientalischen Litteratur auf dem Titel des Buchs beygelegt. Mit Beflissenen muss man freylich Nachsicht haben. Allein ein Beflissener, der noch nicht einmal in seiner Muttersprache ausgelernt hat, sollte es auch nicht wagen, falsche Uebersetzungen der Morgenländer herauszugeben, um nicht die Verfasser zu entehren und die Leser zu betrügen. Und da ich ihm auf gleiche Art, wie in meiner Antwort auf seine sieben Noten zu Uweïssi geschehen, auch in gegenwärtigem Aufsatze beweisen werde, dass er in den letzt verflossenen zehn Jahren nichts gethan hat, um aus dem Stande eines Beflissenen herauszukommen: so bleibt es eine unverzeihliche Schamlosigkeit, dass er seit wenigen Jahren überall mitsprechen und sich in alles mischen will, was er nicht versteht. Er ist so weit zurück, dass er zwanzig wohl angewandter Jahre bedürfen würde, um alles zu lernen, was zum Verständniss der Morgenländer und zu der damit in Verbindung stehenden europäischen Wissenschaft und Litteratur erfordert wird. Er ist aber dazu durch unmässigen Dünkel und durch falsches und erschlichenes Lob nunmehr ganz verdorben. Manche hält man für fett und sind nur geschwollen.

So wenig es also sonst meine Sache ist, mich in öffentlichen Streit einzulassen, welches nur die Zeit verdirbt und von Verständigen selten gebilligt wird: so sind doch die Aufdringlichkeit und Zunöthigung des Gegners und seine Ehrenschändungen zu weit über die Schranken gegangen, als dass ich dazu schweigen könnte. In zwey Zeitungen schimpft er auf mich und meine Schriften. In den Fundgruben sieht er nicht sobald ein leeres Plätzchen, als er es mit Ausfällen gegen mich anfüllt. Er kann kaum noch Briefe schreiben, ohne übele Nachreden gegen mich einzumischen. Das macht alles

das leidige Pfefferkoru. Da er sich nun so unaufgehalten in meine Hände gegeben: so ist der Augenblick gekommen, dass er entlarvt werden soll. Man muss ihm die Flügel stutzen, weil er seinen Flug hat zu hoch nehmen wollen. Man muss ihn lehren, dass er nicht über seinen Schatten springen kann. Es wird nicht ohne Nutzen für ihn seyn, so wie er schon jetzt aus meinen Schriften allerley in seinen Beyträgen zu den Fundgruben und sonst so dreust anzubringen weiss, als obs auf seinem Boden gewachsen wäre. Auch sagt der Araber Ebu Abdullach Ensari, dass man gegen Unwissende annähernd seyn müsse. Dies kann nicht besser als durch Unterricht geschehen, welchen ich ihm hier ertheilen will. Allein bey der Unanständigkeit, womit er gegen mich gehandelt, wird es sich nicht immer mit Sanftmuth thun lassen, die von ihm nur missgedeutet werden würde; denn grobe Säcke muss man nicht mit Seide zunähen wollen. Er mag es an sich erfahren, was Ludwig XI. von Leuten seiner Art zu sagen pflegt: *quand orgueil et ignorançe vont à cheval, honte et dommage les suivent en croupe.* Er wird übrigens, ich sage es ihm vorher, diese Schrift wieder sehr weitläuftig und langweilig finden, wenn er die Bogen nachzählt; denn er liebt das Zählen und scheint für gewisse Zahlen eine besondere Vorliebe zu haben. Aus sieben Büchern will er seine encyklopädische Uebersicht genommen und aus sieben Dichterwerken will er die Blüten des Orients in seiner Schirin zusammengetragen haben, obgleich beydes eine schnöde Erdichtung ist; zweymal sieben Jahre hat er sich, wie seine gefiederten Worte lauten, bey Hafisens lyrischen Ausflügen auf Teutonia's Fittigen tragen lassen; sieben Noten hat er zum Gedichte des Uweïssi gemacht; aus meiner Antwort auf seine Noten hat er zwey Bogen herausgezählt, wiewohl es etwas weniger ist; auf zwanzig kleinen Blättern meiner Uebersetzung des Eingangs vom königlichen Buche will er funfzehn grosse Fehler entdeckt haben, die jetzt zu seiner Entlarvung beytragen werden. In seiner Replik, welche nur eine Satyre auf ihn selbst gewesen, stellte

er sich doch keck genug, mich herauszufordern, noch zwey Bogen Widerlegung zu schreiben. Ich bin diesmal freygebiger gewesen, weil er mir das Spiel gar zu leicht macht. Um ihm aber fortan das Zählen, was er so sehr liebt, nicht mehr zu erschweren, habe ich seine Schnitzer und Unwissenheiten unter Hauptnummern gebracht, wobey ich ihm jedoch überlasse, die Unterabtheilungen zusammen zu rechnen, als wodurch die Hauptsumme wird verdreyfacht werden. Dies kommt denn freylich davon her, dass er sich sein Einreden, Tadeln und Schmähen gar zu sehr erleichtert, indem er nur die Wörtchen ausruft: Falsch! Unrichtig! Nichtwahr! u. s. w., ohne die geringsten Beweise zu geben, gerade wie Castel vom Halbgelehrten sagt: *de toutes les questions il étudie l'objection, jusqu'à la réponse exclusivement.* Und da sich denn auf solche Art Schlag auf Schlag gefunden, dass er gar nicht versteht, was er lieset, dass er selbst nicht weiss, was er schreibt, dass er in jeder Sprache mit den Begriffen der Wörter nicht vertraut, dass er im Denken gar nicht unterrichtet ist und überhaupt nichts Gründliches gelernt hat: so bin ich in die Nothwendigkeit gekommen, ihm alles dies Schritt vor Schritt zu erklären und begreiflich zu machen und ihm bey jedem Worte wie bey jedem Satze die Beweise aufzuzählen, welche ihm bis jetzt wildfremd geblieben sind. Alles dies hat denn freylich viele Bogen Papier gekostet, welche er zu zählen nicht unterlassen wird. Dafür werden sie aber eben soviele Denkzettel des Unfugs und Betrugs, der Windbeuteleyen und Missbräuche bleiben, welche von ihm bis jetzt mit der morgenländischen Litteratur getrieben worden. Was auch ausserdem diese Schrift weitläuftiger machen muss, als sonst nöthig gewesen seyn würde, ist, dass ich seine ganzen Recensionen wieder mit abdrucken lasse, um ihm sein Genüge zu thun, indem ich bey jedem Punkte wörtlich wiederhole, was er gegen mich gesagt, selbst die Lästerungen nicht ausgenommen, welche er gegen mich ausgestossen hat. Ich fühle mich zu stark in meiner Sache, um seine Kniffe nachzuahmen, den Gegenstand,

von dem jedesmal die Rede ist, zu entstellen und den Gesichtspunkt zu verrücken. Die Leser sollen immer vollständig vor Augen haben, was er geschrieben und was ich ihm antworte, um über beydes richten zu können. Ich kann auch nicht besser beweisen, wie sehr ich seine Verunglimpfungen und Ehrenschändungen verachte, als indem ich sie für die Nachwelt aufbewahre zu seiner grossen Schande.

Verständige und rechtliche Leser, denen menschliches Wissen und Wahrheit und Tugend nicht gleichgültig sind, werden diese Schrift nicht ohne Nutzen gelesen haben. Ich werde ihnen alles so klar vor Augen legen, dass ihnen jede Sache oder jeder Gedanke, der zur Frage kommt, einleuchtend werde, selbst wenn sie von morgenländischen Sprachen kein Wort verstehen. Sie werden also hier auf der einen Seite manche nützliche Bemerkungen und vielerley Begriffe antreffen, welche erwogen zu werden verdienen, und auf der andern Seite werden sie sich überzeugen, dass es nicht die Schuld der Morgenländer ist, wenn die übersetzten Schriften derselben ihnen so oft nicht bloss leer an Sinn und Gedanken, sondern auch voll von Unverstand und entblösst von allen Eigenthümlichkeiten erscheinen. Sie werden hier im Hofdollmetscher zu Wien den Mann kennen lernen, der nicht zufrieden, selbst solche falsche Uebersetzungen in die Welt geworfen zu haben, noch ungenannt in die meinigen hineinpfuschen will, um sie zu verderben und zu sich hernieder zu ziehen, während dass er keine Zeile davon zu deutlichen Vorstellungen bey sich erheben kann.

Denen hingegen, welche sich mit morgenländischen Studien beschäftigen, wird es nicht entgehen, wahrzunehmen, an welchen Klippen der Gegner gescheitert ist, nachdem er sich auf ein Meer begeben hat, was er nicht zu befahren weiss. Der Mann meynt, dass es genug sey, gedruckte Wörterbücher nachzuschlagen. Da aber letztere in den Händen aller derer sind, welche sich mit Sprachen abgeben: so hätte ich kaum geglaubt, dass er so keck seyn könne, mit seinem Exemplare

gegen das meinige klug thun zu wollen, wenn er nicht durch so unzählige Proben bewiesen hätte, dass man ihn immer selbst aus dem Wörterbuche widerlegen kann, weil er es schlechterdings nicht recht zu gebrauchen versteht. Was nützen ihm alle Wörter im Lexicon, wenn er die rechten Begriffe davon nicht besitzt und nicht einmal in seiner Muttersprache richtig zu denken gelernt hat! Das sind Dinge, welche kein Wörterbuch lehren kann. Nur Fähigkeit, Sachkenntniss und Erfahrung können uns zur Fertigkeit und Vollkommenheit im Sprechen und Denken verhelfen. Wer sich aber einmal gewöhnt hat, sich mit leeren Worten und falschen Begriffen abzuspeisen, der ist für Geist und wahre Wissenschaft verloren. Ausserdem kann jede Handschrift, welche man zur Hand nehmen mag, lehren, dass darin Wörter, Bedeutungen und Redensarten vorkommen, die in allen gedruckten Wörterbüchern fehlen, bey welchen vielleicht nicht einmal die Hälfte der vorhandenen grössern und kleinern handschriftlichen Wörterbücher benutzt worden ist. So haben mir, um nur etwas geringes zu nennen, zwey kleine persisch-türkische Vokabularien betitelt Danistan und Danisten unzählige Wörter und Bedeutungen geliefert, welche im grossen Wörterbuche des Meninski nicht anzutreffen sind. Ich habe es daher immer für unmöglich gehalten, irgend eine morgenländische Schrift bloss mit Hülfe des gedruckten Wörterbuchs getreulich zu übersetzen. In dieser Absicht treibt der Hofdollmetscher den ärgerlichsten Unfug, wenn er, um seine Unwissenheit zu bemänteln, die Wörter, welche er nicht versteht, für verdorbene Lesarten erklärt und solange im Wörterbuche herumwühlt, bis er andere Wörter antrifft, welche er unterschieben zu können meynt, ohne einmal die Tolleiten zu fühlen, die daraus im Zusammenhange entstehen. Hierzu kommt, dass jeder morgenländische Scribent seine eigene Art zu denken und folglich seine eigene Sprache hat, worin man sich erst hineinstudirt haben muss, um damit vertraut zu werden. Darum sagte schon Scaliger in Beziehung auf die arabische Sprache, dass er, jemehr er

lese, desto mehr seine Unwissenheit verspüre; denn wenn er einen Schriftsteller gelesen und verstanden habe, und nun einen andern durchgehen wolle: so glaube er sich in einer ganz andern Welt zu befinden. So urtheilte Scaliger, vor dessen Namen sich alle Dollmetscher verkriechen müssen. Man vergleiche damit den ungelehrten Hofdollmetscher, der auf ein Dutzend kleine Schriften, welche ich im ersten Bande der Denkwürdigkeiten zusammengestellt habe und die ihm vorhin niemals vor Augen gekommen sind, blind losgeht und mit dem Wörterbuche in der Hand Verbesserungen machen will, während dass sich bey der Untersuchung klärlich zeigt, dass er keine einzige Zeile versteht und nicht einmal den gedruckten Original-Text, geschweige den geschriebenen, recht zu lesen weiss, zum Zeichen, dass Dummdreustigkeit immer aller Unwissenheit Beylage ist. Gerade daran kann man den Anfänger erkennen, denn es ist eine alte Erfahrung, dass man nicht sobald bey jeder Sprache, welche es sey, den ersten Unterricht empfangen hat, als man sich schon einbildet, über alle Berge weg zu seyn, um darauf los übersetzen zu können. Der selige Kästner wird es gewiss in der Folge bereuet haben, dass er im Augenblicke, als er das Schwedische zu lernen angefangen, auch einen Verlags-Contract über die Uebersetzung der Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften geschlossen hatte, ob ihm gleich seine grossen Sachkenntnisse grosse Hülfe dabey geleistet haben müssen. Eine Sprache lernen und sie studirt haben, sind zweyerley Dinge. Mancher lernt zeitlebens oder glaubt ausgelernt zu haben und hat deshalb die Sprache noch niemals studirt, sondern schöpft aus dem Born der Sprache mit dem Gefässe der Danaïden. Dies erinnert mich an eine artige Erfahrung, welche ich vor einigen dreyssig Jahren gemacht habe. Ich hatte damals den Einfall, das Pohlnische zu lernen, und da sich am Orte meines Aufenthalts Niemand als ein alter Unterofficier fand, der den Ruf hatte, das Pohlnische als seine Muttersprache gut zu verstehen: so nahm ich ihn zum Lehrer und fieng

gleich an, mir an den ins Pohlnische übersetzten preussischen Kriegs-Artikeln, als der einzigen pohlnischen Schrift, welche er besass, die Aussprache, Grammatik und Wörter von ihm erklären zu lassen, bis die Bücher angekommen seyn würden, welche ich flugs von Leipzig verschrieben hatte. Die Sache gieng sehr gut, denn der brave Mann wusste mir die Regeln der Sprache am Beyspiele der lateinischen, welche er zu sprechen geübt war, gut auseinander zu setzen, und alles, was er mir aus den gedachten Kriegsartikeln übersetzte, war der Sache völlig angemessen. Nach vierzehn Tagen empfieng ich mehrere pohlnische Bücher mit dem Wörterbuche von Trotz. Es fand sich darunter die pohlnische Uebersetzung einer Schrift von Montesquieu, welcher für mich damals viel anziehendes hatte. Ich wählte sie also zum Lesen und liess mir zur Probe eine Seite vorlesen und erklären. Da ich aber aus der Erklärung gar nicht klug werden konnte: so fürchtete ich, den Sinn und Zusammenhang unterm Sprechen verloren zu haben. Ich bat meinen Lehrer, seine Uebersetzung langsam zu wiederholen, und schrieb sie auf von Wort zu Wort. Nachdem ich auch dies mit Bedacht durchgesehen und keinen Verstand herausgebracht hatte: so konnte ich nicht umhin, dem guten Mann zu offenbaren, woran es fehle. Er war darüber nichts weniger als betroffen, sondern gab mir die stärksten Versicherungen, dass er mir alles wörtlich übersetzt habe. Ich musste mich dabey beruhigen, ob ich gleich das Ende des Unterrichts schon vorher sah. Nach seiner Entfernung nahm ich das französische Original zu Hülfe und fand natürlicher Weise alles ganz anders in Sinn und Klarheit. Ich schlug auch das Wörterbuch nach, welches bey jeder Sprache das leichteste ist, sobald man nur lesen kann. Ich sahe nunmehr, dass die meisten Wörter in der pohlnischen Uebersetzung des Montesquieu mehrere Bedeutungen hatten, worunter der gute Unterofficier gerade nur diejenigen gewählt hatte, welche in Sachen des gemeinen Lebens und Kriegesdienstes üblich sind, während dass ihm alle Begriffe

fremd geblieben waren, die über diese Linie hinausgiengen. Kurz Montesquieu's Art zu sehen und zu schreiben strich über seinen Horizont hinweg und musste ihm daher ganz unverständlich bleiben. Ich bitte die Leser, sich dieser kleinen Erzählung zu erinnern, wenn sie die darin liegende Erfahrung in der Folge fast auf allen Seiten dieser Schrift an unserm Herrn Hofdollmetscher werden erneuert sehen. Es wäre ihm besser, wenn er mehr mit sich selbst geredet hätte als mit mir, denn mit Stillschweigen verräth man sich nicht.

Die Recensionen der Schriften, wovon hier die Rede seyn wird, sind in den Litteraturzeitungen von Jena und Wien der Zeit nach nur vier Wochen auseinander. Der Gegner gedachte ohne Zweifel, das Eisen schmieden zu müssen, solange es warm ist. Dass ich es meiner Seits habe kalt werden lassen, kann ihm den Gleichmuth beweisen, womit ich die Sache betrachtet habe. Die Jenaischen Recensionen oder Schmähreden sind zwey Recensenten zugeschrieben, die als ungenannte Leute einer für den andern haften müssen, wenn etwa meine Antwort den einen mit dem andern verwechseln sollte, was doch wohl nur selten geschehen wird. Den zweyten Gehülfen werde ich an seinem Orte namhaft machen; denn wer ohne Namen mich angreifen will, giebt mir das Recht, ihn bey seinem Namen zu rufen oder seinen Namen zu fordern. Der erste als H. v. Hammer giebt sich durch sein ungeschlachtes Wesen und durch seine Lästerungen von selbst zu erkennen. Das heimliche Leiden, woran er siechet, hat ihn bey seinen sogenannten Recensionen einen recht feinen Plan machen lassen, der von drey Kunstgriffen ausgeht. Der erste ist, alle Schriften, welche ich bekannt mache, als unbedeutend vorzustellen, die nicht verdient hätten, gedruckt zu werden; der zweyte, meine Uebersetzungen für ganz unrichtig auszugeben und das aus dem ganz einfachen Grunde, weil ich kein Türkisch, Arabisch und Persisch verstehen soll; der dritte, meine Person selbst herunter zu reissen und zu entehren und zwar unterm Namen der Männer, welche ich in Wissenschafts- und

Sprachsachen getadelt habe, damit man das Pfefferkorn nicht merke, was den Gegner in die Nase gestochen hat. Lasst uns nun sehen, wie sich das alles entwickeln und auflösen wird.

Der erste Theil der Denkwürdigkeiten von Asien ward in der Jenaischen Litteratur-Zeitung vom Januar 1813 S. 49. etc. angezeigt.

1. Gleich im Eingange fällt der Recensent mit der Thüre ins Haus, indem er sich stellt,

> den Freund des Orients zu begrüssen, der von Norddeutschland herkomme, wo bisher noch so wenig für das Studium der morgenländischen Litteratur geschehen sey und geschehen konnte.

Man sieht, dass er sich bescheidentlich als den Mann von Süddeutschland bewillkommnen lassen will, wo für das orientalische Studium so vieles geschehen seyn soll. Was er zu leisten vermöge, wird Niemandem zweifelhaft bleiben, der gegenwärtigen Aufsatz bis zu Ende lesen will. Doch die Person bey Seite gesetzt, müssen hier in der Sache selbst eine Ungereimtheit und eine Unkunde gerügt werden. Es ist ungereimt, Studien, von welcher Art sie auch seyn mögen, nach dem Erdboden und Klima zu klassificiren, gleichsam als ob der menschliche Geist zu den Erdpflanzen gehöre. Erwerbung der Kenntnisse aller Art hängt nur von Fähigkeit und Lust und von günstigen Umständen ab. Hat der Gegner hierbey Unterrichtsanstalten im Sinn, welche ich nicht in Anschlag gebracht: so sind die Universitäten in Nord- und Süddeutschland in der Verfassung einander gleich und stehn jedem offen. Und was das orientalische Institut zu Wien betrifft, so ist es eine gute und nothwendige Anstalt für die österreichschen Staaten, um junge Leute, die einst als Dollmetscher gebraucht werden sollen, in den Anfangsgründen zu unterweisen. Sonst ist noch kein ausgezeichneter und gelehrter Mann aus dieser Schule hervorgegangen. Als ich einst den verstorbenen Dollmetscher Wallenburg zu

Konstantinopel fragte, wie weit er mit den aus Wien mitgebrachten Sprachkenntnissen gereicht habe? so lachte er und sagte: für den Anfang mag es ganz gut seyn, wenn man aber weiter nichts lernte: so würde man immer ein Schüler bleiben. Er wusste daher sehr wohl, was Noth thue, indem er sich Zutritt bey den Osmanen zu verschaffen suchte, um sich an der Quelle durch Umgang in der Sprache zu vervollkommnen. Er versicherte mich auch einst, dass jeder solcher Besuche ihm Gelegenheit gebe, sich viele Notaten über Wortbedeutungen, Sprachgebrauch und dergleichen Dinge zu machen. Welche Unkunde aber in der Litteratur ist es, nicht zu wissen, dass hinterm Berge auch Leute gewohnt haben. Zwey Beyspiele aus Norddeutschland können dies beweisen. Andreas Müller, ehemals Probst zu Berlin, geboren in Hinterpommern 1630 und gestorben zu Stettin 1694, fieng seine Studien zu einer Zeit an, wo man die Hülfsmittel von Wörterbüchern nicht hatte, welche seitdem gedruckt worden. Gleichwohl wusste er sich im Arabischen, Persischen, Türkischen und Chinesischen emporzuarbeiten und hat zehn Jahre lang an der Londoner Polyglotte und am Castellusschen Lexicon mitgearbeitet. Er war der erste Deutsche, der Handschriften drucken liess, wie die persische von Beïdawi und die türkische von Azïz Nessefi und zwar in einer Druckerey, welche er sich auf eigene Kosten angeschafft hatte. Er gehörte zu keiner Innung, sondern blieb Liebhaber bis an sein Ende, bloss von eigenem Eifer geleitet ohne Aufmunterung und Belohnung. Von ihm urtheilte Leibnitz, ein Mann von grosser Seele, der über niedrigen Neid erhaben war: *Andreas Müller in linguarum omnigenarum peritia eminens et praeterea indagator abditarum significationum acutissimus*, und, *nous avons perdu en Allemagne un excellent homme nommé Müllerus, qui étoit admirable pour les langues orientales et même pour la chinoise.* Das zweyte Beyspiel finden wir an Reiske. Man kann in seiner Lebensbeschreibung lesen, in welcher bittern Armuth dieser Mann von grossen Fähigkeiten die orientalischen

Studien begonnen und bis an sein Ende neben der klassischen Litteratur fortgesetzt hat. Und was er geleistet, liegt der Welt vor Augen im Abulfeda und in andern Schriften der Morgenländer und Griechen. Nach seinem Werthe ist er von seinem Vaterlande Sachsen so wenig als Müller von dem seinigen geschätzt und belohnt worden, so dass er im eigentlichen Sinne zeitlebens hat darben müssen, ohne deshalb einen Augenblick von seinem Eifer gewichen zu seyn. Sein Neider urtheilte von ihm nach seinem Tode, dass Reiske in orientalischen und klassischen Studien so bewandert gewesen, dass, wenn man sein Wissen zwischen zwey Leuten hätte theilen können, jeder mit seinem Antheile noch ein grosser Gelehrter gewesen seyn würde. Aber wozu nützte diese Leichenrede, da er ihm im Leben hinderlich gewesen war! Die Sache ist den Zeitgenossen bekannt genug. Reiske aber hat es in seiner Biographie nicht verschwiegen, wenn er sagt:

> Aus Hofrath Michaelis Briefwechsel habe ich wenig Erbauung gehabt. Wäre er nicht gewesen, die arabische Litteratur würde mehr durch mich gewonnen haben. Mich hat er gehindert, sie auszubreiten, und er hat dafür ihr wenig oder gar nichts geholfen.

Bey so grossen Beyspielen mag der Mann von gestern noch sprechen, dass in Norddeutschland für orientalische Litteratur nichts geschehen sey noch habe geschehen können! Ich möchte wohl die Männer nennen hören, die aus Süddeutschland einem Andreas Müller und Reiske entgegengesetzt werden könnten!

2. Anstatt die Leser mit dem Plane des Werks bekannt zu machen, welchen ich in der Vorrede vorgetragen habe, will er doch die Vorrede nicht ganz unberührt lassen, indem er die Zahl meiner Handschriften in verschiedenen Sprachen angiebt, bloss um hinzusetzen zu können;

Ein Paar andere Namen von Sprachen, mogolisch

und dschaghataisch, lassen wir weg, weil man darüber kritteln kann.

Wie menschenfreundlich der Mann thun will, der so viele andere Falschheiten und Plattheiten herausgekrittelt, oder, wie er sich nach dem letzten Jahrzehend auszudrücken pflegt, aus sich begründet hat ohne Gründe! Hätte er doch über beyde Sprachen, wovon er nichts weiss, sein Kritteln zu Tage gebracht, damit man wenigstens erfahren hätte, wie er den Hünern den Schwanz aufbinden will. Er hat wohl nur zu verstehen geben wollen, dass es im Moghulschen und Dschaghataischen keine Bücher gebe, welche die Aufmerksamkeit des hochaufgeklärten Orientalisten zu Wien verdienen möchten, ob wir gleich oben gehört haben, dass er bey Gelegenheit aus dem Dschaghataischen beweisen will, dass fünfhundert Jahre später der osmansche Dichter Uweïssi unrichtig ein Nun für ein Saghirnun geschrieben habe. Das lässt sich hören und ist freylich etwas ganz anders als dasjenige, was ich aus dem Dschaghataischen und Moghulschen zu sprechen haben werde.

3. Anstatt, wie gesagt, von meinem Plane zu reden, will mir der arme Mann einen Plan vorzeichnen,

> dass ich aus meinem grossen Vorrathe immer nur dasjenige auswählen möge, was uns würklich brauchbar und lehrreich sey, nämlich aus der Geschichte des Orients, besonders von der Zeit an, wo die Araber als eine weltherrschende Nation auftreten bis auf unsere Tage, desgleichen aus der Geographie und Naturgeschichte jeder Gegend.

Als ob er der Mann sey, der mir den Plan zu meinen Schriften geben könne und dürfe! Wenn er einmal recensiren wollte, so hatte er weiter nichts zu thun, als den Zeitungslesern zu berichten, wohin **mein** Plan gehe, der in der Vorrede S. XVIII. — XX. deutlich genug beschrieben ist, indem dieser Plan nicht im mindesten abgeändert werden wird. Er kann sich daher im

voraus merken, dass er von der Geschichte seiner welt-herrschenden Araber im Sinne, wie er Geschichte zu nehmen gewohnt ist, in den Denkwürdigkeiten nichts lesen wird; denn das würde weiter nichts heissen, als von Mord und Todtschlag in Schlachten und von Raub und Diebstahl auf den Heereszügen zu sprechen, welches eine so gemeine und schlechte Sache aller Eroberer ist und immer seyn wird, dass ich es der Mühe nicht werth finde, das ewige Einerley zu wiederholen. Wenn es ihm um Unterricht in Menschengeschichte zu thun wäre: so würde er sie zu erkennen gewusst haben, wo sie steht, anstatt dass er, wie die Folge zeigen wird, alles verkehrt angesehen hat. Es geht ihm überall wie mit den Dynasten, welche ich Dilemiten nenne. Er heisst sie deshalb Deilemiten, während dass er in seiner encyklopädischen Uebersicht S. 477. Dilemiten zu sprechen wusste. Wo ich Tag sehe, da findet er Nacht und so umgekehrt, bloss um durch Widerspruch den Schein zu haben, mitzusprechen. Ich komme nun auf die einzelnen Artikel des Buchs, welche ich hier der Ordnung halber mit ihren Nummern und Ueberschriften bezeichnen werde.

I. Selbsterkenntniss S. 1—4.

4. Ich habe den Ausspruch Muhammeds: wer sich selbst erkennt, der erkennt auch seinen Gott, mit der Erklärung eines Dritten mitgetheilt und habe davon gesagt, dass dieser Ausspruch als Ueberlieferung aus den Zeiten Abrahams auf die Araber, seine Nachkommen, übergegangen sey. Dies ergreift der Recensent, um die Bemerkung zu machen,

> dass dies nicht alle Leser zugeben werden.

Wenn der Recensent mehr wüsste als nur zu widersprechen: so würde er Gründe angegeben haben. Ich habe von der Sache nicht aus Speculation, sondern historisch gesprochen, indem ich bewiesen habe, dass die Griechen den Begriff der Selbsterkenntniss aus dem Morgenlande empfangen, ohne sich deshalb bis zum

wahren Gott erhoben zu haben. Also kann jener Ausspruch nicht von den Griechen auf Muhammed gekommen seyn, der ohnehin von den Philosophen der Griechen nichts wusste. Sollen nun etwa die alten Egypter, die in allem, was man nicht weiss, immer aushelfen sollen, die Araber unterwiesen haben? Das Unhistorische solcher Meynung abgerechnet, waren die Egypter nichts als Abgötter und Pharao erklärte unverholen, dass er nichts von dem Herrn wisse, in dessen Namen Moses ihm gebot, die Israeliten ziehen zu lassen. 2. Mos. 5. 2. Wo hätte denn also in der alten Welt ausser Abrahams Nachkommen das Volk gesessen, welches durch Selbsterkenntniss den wahren Gott erkannt hätte, eine Lehre, welche, über die natürliche Erkenntniss hinausgehend, nur durch Gottes Offenbarung den Menschen bekannt werden konnte? Der Recensent würde sicherlich in die grösste Verlegenheit gerathen, wenn er, so alt er auch seyn mag, über die Begriffe verhört werden sollte, welche in dieser erhabenen Lehre liegen. Wer aber nicht weiss, wie die ältesten Offenbarungen sich durch Ueberlieferung erhalten haben, der darf unter andern nur lesen: *Jacob de Rhoer de fontibus quibusdam, unde res sacras hauserint profani, in Schotts Museo Critico Tom. II. p.* 83—120.

II. Vierhundert Sprüche. S. 4—29.

5. Ebubekjr spricht Nro. 14.: Unglück ist der Sprache überlegen. Der Commentator Mustafa erklärt dies mit den Worten, dass Sprache die Ursache des meisten Unglücks sey, und er erläutert dies mit mehreren arabischen Sprüchen. Hierzu kommt, dass der unmittelbar folgende Spruch Nr. 15. auf denselben Sinn hinausläuft. Und im zweyten Bande habe ich bey dem Spruche Ebubekjr's Nr. 60. in der Note 1. S. 76. noch einige andere arabische Sprüchwörter angeführt, welche denselben Sinn bey sich führen. So klar ist die Sache an sich selbst. Der Recensent aber meynt,

dass jene Worte wohl nur so viel heissen, dass ein recht grosses Unglück stumm mache.

Er wills mit Seneca belegen, welcher schreibt, *curae leves loquuntur, ingentes stupent.*

Ist es aber nicht lächerlich, dass ein Deutscher, der obenein in Sache und Sprache so sehr zurück ist, einen arabischen Spruch besser verstehn will als die Araber selbst, da doch jeder in seinem eigenen Hause am besten Bescheid wissen muss? Seneca gehört gar nicht hieher, weil sein Satz nach der Erfahrung nur in wenigen Fällen wahr und in den meisten Fällen falsch ist. Derselbe Seneca hat angemerkt, dass manche sehr standhafte Leute bey der Erscheinung vor dem Orakel, zu welchem sie reden sollten, gestockt und zu sprechen nicht vermogt haben. Wo waren denn da das Unglück des Arabers und die *curae ingentes* des Römers? Man hat mir erzählt, dass einst ein Gesandter zur Audienz vor dem osmanschen Kaiser erschienen und davon so betroffen gewesen, dass er von seiner Anrede, wozu er sich doch vorbereitet gehabt, kein Wort anzubringen gewusst. Als er sich etwas erholt hatte, sagte er das Unser Vater her, um nicht ganz stumm zu bleiben. Wo waren da das Unglück und die *curae ingentes?* Beydes kann gerade das Gegentheil bewürken, wie Herodot vom Sohne des Crösus meldet, dass er zuvor die Sprache verloren gehabt und sie plötzlich wieder erhalten habe, als der ins väterliche Schloss eingedrungene Feind ihn niederhauen wollte. Wenn die Zunge bisweilen vor Unglück stockt, so stockt sie noch öfter vor Freude und vor Neid. Mancher ist sogar vor Freude gestorben, wie schon Galenus beobachtet hat. Dem Neider scheint gar der Othem zu vergehen, wenn in seiner Gegenwart von den Verdiensten des Beneideten gesprochen wird.

Da der Recensent sich selbst in diesem Stücke gar nicht beobachtet hat: so hätte er doch wenigstens wissen sollen, dass jener Satz des Arabers zu den ältesten und allgemeinsten Erfahrungen der Welt gehört. Ein

anderer Araber hat gesagt: ضع علي بابك اللجام فلا تخاف من اعدايك lege einen Zügel an deinen Mund, so darfst du dich nicht vor deinen Feinden fürchten. Der Perser spricht خاموشي سلامت اورد Stillschweigen bringt Wohlfarth, wovon es das Widerspiel ist, wenn es bey Ebubekjr heisst, dass Sprache Unglück bringe oder dass Unglück der Sprache überlegen sey. Die Osmanen sprechen: durch Reden wird der Kopf abgeschlagen. Im Buche aller Bücher wird sehr viel darüber gesagt. Ein böses Maul wird kein Glück haben auf Erden. Psalm 140. 12. Die Lippen des Narren bringen Zank und sein Mund ringt nach Schlägen. Sprüche Salom. 18. 6. Tod und Leben steht in der Zungen Gewalt. 6. 21. Lieben Kinder, lernt das Maul halten, denn wer es hält, der wird sich mit Worten nicht vergreifen, wie die Gottlosen, die Lästerer und die Stolzen dadurch fallen. Sirach 23. 7. 8. Viele sind gefallen durch die Schärfe des Schwerdts, aber nirgend so viel als durch böse Mäuler u. s. w. Sirach 28. 22. 23. Im gleichen Sinne haben die Rabbinen gesprochen: die Narren haben ihr Herz im Munde, die Weisen aber haben ihre Zunge im Herzen. Der Zaun der Zähne, welchen Homer so angelegentlich empfiehlt, deutet auf nichts anders als auf Schaden und Unglück, was man sich durch Sprache zuzieht. Man sagt auch von einem Verschwiegenen, dass er die Maulsperre habe. Eben so lautet es noch bey den Deutschen: von Hören und Sagen wird mancher aufs Maul geschlagen, und, einem ungewaschenen Maule ist Unglück sein Ziel gesteckt. Letzteres Sprüchwort kann gleichsam als eine Uebersetzung der Worte Ebubekjr's angesehen werden, so sehr stimmen beyde im Sinne überein.

Kurz man sieht ganz klärlich, dass die Sache selbst dem Gegner eben so fremd ist als ihm der Begriff vom

arabischen مورکل überlegen, unbekannt geblieben. Er hat nicht begriffen, wie Ebubekjr mit andern Worten nur sagen wollte, dass es weit schwerer sey, sich aus Unglück und Schaden herauszusprechen als sich hineinzuschwatzen. Die nähere Erklärung des obgedachten arabischen Worts will ich verschieben, bis ich an die zweyte Recension in der Wiener Zeitung komme, wo vier Wochen später derselbe arabische Spruch auf eine ganz entgegengesetzte Art ausgelegt werden sollte, zum Beweise, wie wenig der Recensent mit sich selbst und mit seinem Gehülfen einig ist.

6. Bey Gelegenheit des vorigen und der folgenden Sprüche Ebubekjr's wird noch die Bemerkung gemacht:

> der Commentator trägt zuweilen, wie die jüdischen und christlichen Ausleger der Bibel, einen Sinn in den Text, der nicht darin zu liegen scheint.

Wer hätte hier dies Wörtchen der sogenannten höhern Kritik erwarten sollen, welches nun schon gleich beym ersten Spruche zur Unwahrheit geworden und es auch bey den folgenden werden wird! So leicht ist es, alles zu behaupten, ohne das geringste zu beweisen! Es soll doch aber nicht vergeblich geschehen seyn, dass man hier so muthwillig einen Stein auf die Bibel wirft, denn es verhält sich damit gerade umgekehrt. Man will nur den Geist Gottes aus der Bibel herausschwatzen, um Menschen Geist hineinzulegen; man will die Bibel nur solange drücken, bis Blut herausgedrückt wird, anstatt dass sie Milch geben soll. Und das soll mit der Vernunft geschehen, gleichsam als fühlte man die Täuschung nicht, welche sich jeder selbst macht; denn da die Vernunft kein allgemeines Weltwesen ist, welches allen Menschen vorgesetzt wäre: so hat man es unter diesem trüglichen Namen nur mit so viel hundert Millionen Vernunften zu thun, als es Menschen auf Erden giebt. Ist es denn also nicht lächerlich, dass jeder seine einzelne Vernunft zur Regel und Richtschnur für alle Millionen einzelner Vernunften machen will? Wo kann denn

also Vernunft-Religion oder Rationalismus sitzen, worauf doch alles Geschwätz der höhern Kritik abzielt? Die Erfahrung lehrt ja, dass es ein Ding ist, was jetzt mit jedem Katheder und mit jeder Kanzel wechselt; es ist eine endlose Sectirerey, zu deren Spielball der grosse Haufe gemacht werden soll; es ist ein ewiges Protestiren oder nichts Glauben, welches allen Leidenschaften schmeichelt und daher so gern ergriffen wird. Dies könnte allein schon hinreichen, zu zeigen, dass die Auslegung der Bibel nicht von Millionen Vernunften abhängen kann und dass die wahre Religion einen andern Grund als Vernunft haben muss. Offenbarung ist historisch. Darum ist in der Bibel alles vom Anfange bis zu Ende Thatsache, damit es nicht wechsele und nicht heute so und morgen anders laute. Die weltliche Geschichte muss genommen werden, wie sie sich ereignet. Kein Mensch kann sie zum Gegenstande der Spekulation machen, denn Thatsachen sind keine Ideen oder willkührliche Vorstellungen. Aber so weit ist die Ungereimtheit gegangen, dass man die göttliche Geschichte, das ist, die Geschichte der Kirche, welche in der Bibel mit ihren Offenbarungen, Wundern, Weissagungen, Geboten, Gesetz und Gnaden-Anstalten beschrieben wird, dass man das alles, das Daseyn Gottes nicht ausgenommen, zu Ideen machen und darüber heute so und morgen anders räsonniren will! Thatsachen sind nur zum Glauben gemacht. Darum ist auch die Bibel nur zum Glauben gegeben, weil sie dadurch die Menschen zeitlich und ewig glücklich machen soll. Sie ist auch seit so vielen Jahrtausenden geglaubt worden und eben so lange haben Millionen Menschen ihre Glückseligkeit darin gefunden. Nun aber treten einige Menschen von gestern auf, welche uns aus ihrer Vernunft, der eine so, der andere anders, die Thatsachen aus der Bibel heute wegräsonniren wollen, gleichsam als ob die Bibel ein Buch wäre, was erst morgen gemacht werden sollte; sie wollen sogar hebräischen und griechischen Wörtern, die nur nach dem vor Jahrtausenden üblich gewesenen Sprachgebrauche verstanden werden können,

neue Begriffe unterlegen, wie sie die Schule von gestern oder heute ausgedacht, während dass solche Wörter mit ihren alten Begriffen für die Nachgebornen nur Thatsachen sind, woran sich nichts ändern lässt; sie müssen auf Glauben angenommen werden, so wie jeder Mensch seine eigene Muttersprache als Thatsache auf Glauben gelernt hat und mit andern nicht anders als im hergebrachten Sprachgebrauche reden darf, wenn er von ihnen verstanden seyn will.

Man glaubt oft, Leute aus Irrhäusern sprechen zu hören, wenn man alles das närrische Zeug ansieht, was ohne alle historische Beweise von der Bibel behauptet wird. Der Hofdollmetscher zu Wien hat auch dazu sein Stimmchen geben wollen, indem er am Schlusse seiner Vorrede zum ersten Bande der Fundgruben die letztern als das Werk vorstellt, welches dem verdorrten Gebeine alter Systeme, dem morschen Gerippe, dem längst die Seele entflohen ist, den frischen Urgeist des Orients wieder einflössen soll. Was das eigentlich bedeuten soll, weiss er freylich selbst nicht. Er will sich nur in die Reihe der Ungläubigen gestellt wissen und er redet vom Urgeiste, weil er andere hat vom Urchristenthume sprechen hören. In der Folge wird er uns auch sagen, dass er die biblische Religion zu den orientalischen Vorurtheilen rechne. Dagegen behauptet er wieder im ersten Bande der Fundgruben S. 361, dass Muhammed würklich göttliche Eingebungen gehabt und wahrer Prophet gewesen. So spricht er mit drey Zungen, weil eine ihm nicht genug zu seyn scheint. In demselben Bande S. 59 in der Note findet man die Nachricht eines Arabers als etwas neues aufgestellt, was in der Bibel nicht stehen soll, nämlich dass die Israeliten aus dreyzehn und nicht aus zwölf Stämmen bestanden haben. Wir werden es in dieser aufgeklär-

ten Zeit, wo man alles, nur nicht die Bibel, lieset, noch erleben, dass man letztere auch aus Justinus wird verbessern wollen, der nur von zehn Stämmen der Israeliten Nachricht gehabt hat. So wäre denn doch der Heide Hecataeus besser unterrichtet gewesen als der getaufte Herausgeber der Fundgruben, indem er bey Diodor. Sic. und bey Photius das jüdische Volk von Mose in zwölf Stämme theilen lässt, weil der Stamm Levi keinen Landes-Antheil erhalten habe; denn nach der h. Schrift sollten die Leviten das Land nicht bauen, sondern des Tempels warten. Das kommt davon, wenn man sich an die Quelle nicht hält, welche der Hofdollmetscher uns unten wenigstens in Absicht der Griechen recht angelegentlich empfehlen will, ohne sie gleichwohl sich selbst haben empfohlen seyn lassen.

7. Im Spruch No. 10 will der Araber die undankbaren Menschen beschämen, welche Gottes Wohlthaten nicht erkennen, indem er sie mit den Thieren vergleicht, die von ihrem Wohlthäter nichts wissen, welcher sie ernährt. Er giebt zu dem Ende das Bild von einem Vogel, der sich auf den Baum setzt und die Früchte desselben frisst und nicht weiss, wie es zu erkennen ist. Die letzten Worte ما الخبر, wie es zu erkennen ist, will der Hofdollmetscher übertragen, was es damit für eine Bewandtniss hat. Wo steht denn aber Bewandtniss im Original? Jedes Wörterbuch kann ihn ja lehren, dass خبر erkennen und Erkenntniss bedeutet. Der ganze Sinn zeigt es ja auch und der Commentator erläutert es noch mehr. Er würde denselben Sinn schon in einem alten Spruche angetroffen haben, wenn er das Deutsche studirt hätte; denn es heisst im Sprüchworte: die Sau frisst die Eicheln unter dem Baum auf und sieht nicht einmal über sich, wo sie herkommen.

8. Ebubekjr spricht No. 4: begehre den Tod, damit dir geschenkt werde das Leben.

Der Gegner bemerkt darüber:

> Es ist nur vom Tode im Streite für die Religion die Rede.

Dies ist schon in der schönen Erklärung angedeutet, welche Mustafa zu jenem Spruche gegeben hat. Es heisst daselbst unter andern:

> Der Spruch Gottes im erhabenen Kuran deutet auf denselben Sinn: halte diejenigen, die um Gottes Willen (das ist, im Kriege) getödtet werden, nicht für todt, sondern für lebendig bey ihrem Gott.

Ist es nun nicht eine recht gehässige Ziererey, dass der Gegner sich in der Zeitung das Ansehn geben will, etwas besser zu wissen als ich, während dass er nur meine eignen Worte wiederkaüet, aus welchen er erst klug geworden? Er erscheint dabey nach dem vorhergehenden Spruch als der Undankbare, der, wie der Vogel, die Früchte des Baums frisst und nicht weiss, wie es zu erkennen ist.

Ich setze noch hinzu, dass jene Worte Ebubekjr's unter den Arabern als Sprüchwort verblieben sind, wie man aus *Meidani proverb. arab. ex vers. H. Alb. Schultens. Lugdun. Batav.* 1795 *p.* 173 ersehen kann. Schultens aber hat die zweyte Hälfte unrichtig übersetzt *mortem pete, vitam accipies*, und hat diese nicht erklärt, ohne welches sie unverständlich bleibt.

9. Wie kümmerlich der Hofdollmetscher alles zusammengesucht oder sich von andern hat in die Hände stecken lassen, lässt sich daran abnehmen, dass er nicht der Reihe folgt, worin die arabischen Sprüche gedruckt sind, sondern bald rückwärts bald vorwärts läuft, um dabey etwas zu sagen zu finden. Wie er vorhin vom zehnten Spruche auf den vierten zu-

rücksprang: so geht er nun wieder auf den funfzehnten los, welchen ich übersetzt habe,

Wahrlich! wer unablässig spricht, geräth in gefährliche Zugänge.

Er will dies durch Jürgen Ballhorn verbessern, sagend:

Wahrlich! dieser hat mich in eine gefährliche Lage gebracht.

Er überlegt nicht, wer dieser seyn solle und was mit diesem der ganze Spruch bedeute? Wenn er geschrieben hätte dieses, so würde man wenigstens merken, dass Ebubekjr sich selbst über irgend eine Handlung Vorwürfe mache. Es ist aber unverständig, deutschen Lesern unverständliche Uebersetzungen zu geben, wie es z. B. die Ueberlieferungen Muhammeds sind, welche der Gegner hat drucken lassen. Die meisten solcher Sprüche beziehen sich auf historische Umstände, welche erklärt und, wo möglich, in den zu übersetzenden Sprüchen angedeutet werden müssen, um Sinn für die Leser hineinzulegen. Zu dem Ende habe ich alle Worte Ebubekjrs mit dem Commentar von Mustafa begleitet, und da letzterer ausdrücklich sagt, dass der Sinn des funfzehnten Spruchs dahin gehe, dass, wer die Zunge nicht an sich halte, in Abgründe und Gefahren gestürzt werde: so kann jeder Verständige begreifen, warum dies in der Uebersetzung angedeutet werden musste. Wo sollte man allen Raum und alle Geduld hernehmen, wenn ich jedes Wort schulmässig analysiren sollte, um den Sinn dem Hofdollmetscher begreiflich zu machen, dem es an der Begreifniss fehlt.

10. Der acht und dreyssigste Spruch heisst nach meiner Uebersetzung: Wahrlich, der Scharfsinnigste unter den Scharfsinnigen ist der Enthaltsamste und wahrlich, der Schwächste unter den Schwachen ist der Lasterhafteste.

Der Gegner will übersetzen: der Gottesfürchtigste ist der Klügste. Vorhin wollte er buchstäblich übersetzen, wo es sich nicht thun liess. Hier will er wieder vom Buchstaben abgehen, wo ich buchstäblich übersetze, weil es nöthig ist. Was ist das anders als Geist des Widerspruchs, dem kleine Seelen nachzuhängen pflegen, um sich zu stellen, auch etwas zu wissen. Es fehlt ihm an der Wort- und Sachkenntniss. Obgleich التقي gottesfürchtig heisst, so heisst es doch auch zugleich enthaltsam und diese letztere Bedeutung gehört hieher, weil sie dem Lasterhaften entgegen gesetzt wird. Enthaltsam ist, der, wie es auch Mustafa erklärt, sich vor Uebertretungen bewahrt, weil er seine Leidenschaften zu bändigen weiss, während dass lasterhaft derjenige ist, der sich seinen Begierden und bösen Neigungen hingiebt. Was aber الكيس scharfsinnig betrifft, so hat das hier wieder mit klug nichts zu thun, weil es den Mann von grossem Verstande bezeichnen soll im Gegensatz des Schwachen, das heisst, dessen, der wenig Verstand und wenig Nachdenken besitzt. Wer den Unterschied zwischen dem Scharfsinnigsten und Klügsten nicht weiss, darf nur das erste beste deutsche Wörterbuch nachsehen, um es zu lernen.

11. Im fünf und vierzigsten Spruche heisst es: Wenn einer von euch hervorträte und heftig geschlagen würde ohne seine Schuld: so würde es ihm doch gut seyn, weil er sich in die Schlünde der Zeitlichkeit versenkt hat.
Jürgen Ballhorn erscheint wieder mit der vermeynten Verbesserung

und ihm der Kopf abgeschlagen würde.

فيضرب عنقه

Ich muss Worte und Gedanken analysiren, um den

Gegner zurecht zu weisen. عنق heisst Hals, Nakken und mit dem Zeitwort ضرب zusammengesetzt, bedeutet es, den Kopf abschlagen, wie wohl man häufiger sagt ضرب راسه und قطع راسه. Allein ضرب عنقه bedeutet zugleich, (mit dem Knittel) jemanden auf den Nacken schlagen, das ist, heftig schlagen oder prügeln. Da nun hier erstlich von keinem Kapitalverbrechen die Rede ist: so habe ich die letztere Bedeutung gewählt, weil ich denke, dass es zum Sinne und Zwecke des Spruchs schon genug ist, wenn jemand unschuldig derb geprügelt wird, um so mehr, da unter den ersten vier Chalifen Stockschläge eine sehr gewöhnliche Strafe waren, wie aus Abulfeda zu ersehen ist. Hierzu kommt zweytens der besondere Umstand.

> dass nach Ebubekjr die obgedachte *Strafe dem Bestraften gut seyn soll.*

Dies kann doch wohl nichts anders heissen, als dass die Strafe dem Menschen zur Besserung dienen soll. Wie soll das aber geschehen, wenn der Kopf abgeschlagen ist? Die Osmanen sagen im Sprüchworte: *abgeschlagene Köpfe wachsen nicht wieder.* Es muss also hier bey Stockschlägen verbleiben, die, wenn sie nicht zum Tode führen, jedem Sünder im Leben sehr heilsam sind. Eben darum haben auch die Osmanen unter sich das wahre Wort: *der Knüppel ist aus dem Paradise herabgekommen.* Im gleichen Sinne war in der alten Zeit irgend ein Franzose gewohnt, wöchentlich sein Gesinde zu prügeln, mit oder ohne Ursache, gleich viel! Einer seiner Freunde hatte von dieser Sitte gehört, die ihm sehr barbarisch däuchte, und kam einst zufälliger Weise hinzu, als dieser Brauch im Hause gehandhabt ward. Er wollte dem gestrengen Herrn darüber Vorstellungen machen. Allein der letztere fiel ihm ins Wort, sagend: lasst uns davon nicht sprechen! Es ist ein-

mal mein Gebrauch so und im ganzen Leben habe ich nur einen einzigen Bedienten gehabt, der von mir keine Schläge erhalten hat, dafür aber ist auch dieser Mensch auf dem Rade gestorben. Uebrigens darf man nur den Spruch Ebubekjr's No. 69. S. 82 nachsehen, um darin einen dritten Beweisgrund für die Richtigkeit meiner Erklärung zu finden.

Dies sind nun die vorstehenden sechs Spracherinnerungen, womit der gezwungene Orientalist beweisen will, dass ich vom Arabischen nichts wisse. Er wird es nun wohl bereuen, dass er mir Gelegenheit gegeben hat, ihm vor der Welt an den Puls zu fühlen, um zu zeigen, *qu'il est dans l'Arabe*, wie der Franzose von denen zu sagen pflegt, welche eine Sache nicht verstehen und sich darin gar nicht zu finden wissen.

12. Es ist ihm aber daran nicht genug gewesen. Um seinen zweyten Kunstgriff zu üben, will er noch dem Chalifen Ebubekjr etwas anhängen, um die Meynung unter die Leute zu bringen, dass seine Sprüche hätten füglich ungedruckt bleiben können. Er spricht nemlich ganz vornehm,

> dass die wenigsten dieser Sentenzen den Europäern gefallen oder ihnen neu seyn würden.

Gründe seiner Behauptungen anzugeben ist dem Manne nicht beschieden. Ich will also in seine Seele sprechen. Man merkt leicht, dass das aufgeschnappte Zeitungs-Redensarten sind. Einmal will er zu verstehen geben, dass Ebubekjr, obgleich Beherrscher eines grossen Reichs, doch nicht auf der hohen Stufe der Cultur und Aufklärung eines Wiener Hofdollmetschers gestanden habe, um ihm und seines Gleichen gefallen zu können. Zweytens wie man vor mehreren Jahren, besonders zur Zeit der Kantschen Schule, viele Recensionen damit anzufangen pflegte, zu sagen

dass durch diese oder jene Schrift eine Lücke
in der Litteratur ausgefüllt sey,

ohne zu wissen, wie oft dieselbe Materie schon seit Jahrtausenden in Büchern abgedroschen worden: so pflegt man jetzt gewöhnlich zu sprechen, dass dies oder jenes Buch nichts neues enthalte, um zu verstehen zu geben, dass der Recensent, so jung und ungelehrt er auch seyn mag, das Alte alles wisse, wenn er gleich nicht das Geringste davon im Kopfe hat. Dies ist die neueste Redensart, welche der Hofdollmetscher nachäfft, um zuscheinen, als ob ihm das Alte von der Schöpfung angerechnet bis zum Nibelungen Liede herab alles bekannt sey. Das sind also Zierereyen, die leicht zu erkennen sind. Ich will ihm ganz kurz den Gesichtspunkt stellen.

Maximen jeder Nation sind nach der Natur ihres Inhalts nur für wenig unterrichtete Männer geschrieben, wozu der Gegner nicht gerechnet wird. Von Ebubekjr's Sprüchen kann ihm also kein einziger gefallen, weil sie Nachdenken und Erfahrung im Leser voraussetzen. Die Sprüche sind ihm auch für seine Person um so neuer und fremder, je mehr er an den vorhergegangenen fünf oder sechs Proben verrathen hat, dass er in den wahren Sinn der Sprüche nicht einzudringen weiss, ob ich sie ihm gleich vorübersetzt und vorerläutert habe. Der Abstand der Einsichten und Erfahrungen des Chalifen gegen die seinigen ist gar zu gross, ist eine wahre Kluft. Uebrigens ist so viel gewiss, dass Ebubekjr mit seinen Sprüchen für Europäer ganz neu seyn muss, weil er bisher noch nicht in deutscher Sprache erschienen war. Wenn selbst der Araber mit deutschen Sprüchen zusammentrifft, wie ich deren einige oben nachgewiesen habe: so wird er eben dadurch für den verständigen Europäer nur desto wichtiger, weil es ihm beweiset, dass der menschliche Geist in allen Sprachen der Welt im Ganzen immer denselben Gang

gehet. Dies geht aber den Hofdollmetscher nichts an, weil er solchen Betrachtungen nicht gewachsen ist. Er hat ja nicht einmal die deutschen Sprüche, welche ich hier mitgetheilt habe, gekannt. Wie sollte er denn in arabische eingehen können!

13. Bey dem allen will er noch eine Reflexion anstellen, welche man hören muss, um wahrzunehmen, wie sehr ihm alles verunglückt. Er setzt nämlich hinzu,

> dass diese Maximen doch dazu dienen könnten, um einzusehen, wie sehr der Geist und das Herz der ersten Muhammedaner von ihrer Religion durchdrungen gewesen, wodurch eben ihre grosse Thaten hauptsächlich bewürkt worden.

Er versteht ja die Sache nicht. Sagen, dass alle Muhammedaner mit Ebubekjr die Gesinnungen und Religion getheilt hätten, würde eben so viel heissen als zu behaupten, dass alle, die den Namen Dollmetscher führen, rechte Dollmetscher seyn müssten, weil Meninski es gewesen. Jene Maximen sollen nur beweisen, wie des Chalifen Ebubekjr's Geist und Herz gestimmt gewesen, um die ihm übertragene Regierung zu führen, wie ich in der Einleitung S. 4—5 bemerkt habe, und was in diesem Sinne zum Regieren erfordert werde, habe ich in der Schrift vom königlichen Buche S. 13—17 auseinander gesetzt. Am wenigsten lassen sich daraus der Araber sogenannte grosse Thaten, das heisst, ihre Siege und Eroberungen erklären, vielmehr muss der Schlüssel zu letztern nur allein in Habsucht und Raubbegierde, in Mordlust und Uebermacht gesucht werden, als wozu die Religion nur den Namen hergeben musste. Man sieht, dass es dem Gegner an der Selbsterkenntniss fehlt, weil er Vorwände für wahre Triebfedern der Handlungen hält. Darum schmeichelt er sich auch, dass andere Leute seit seinen

sieben Noten zu Uweïssi sein heimliches Leiden nicht merken würden.

14. Nachdem der Gegner für den sechs und vierzigsten Spruch noch einen arabischen Druckfehler angegeben, der aus meiner Uebersetzung von selbst zu erkennen ist: so springt er zwanzig Seiten zurück, um noch etwas nachzuholen, zum Zeichen, wie wenig er oder sein Gehülfe im Zusammenhange gelesen hat, um nur Erinnerungen heraus zu suchen, welche Recension heissen sollen. Dies Unzusammenhängende verräth schon den Mangel der Ueberlegung. Nämlich in der Einleitung S. 4 habe ich geschrieben,

> dass die vier ersten Chalifen sich das grosse Verdienst erworben, das Reich erhalten, von innen und aussen befestigt und durch bestimmte Regimentsformen eingerichtet zu haben.

Der Gegner sagt hierüber, dass wohl zwischen Reich und erhalten die Worte erweitert und in der Feder geblieben oder vom Setzer ausgelassen worden, weil unter den drey ersten Chalifen die grossen Eroberungen der Araber ausser (ausserhalb) Arabien gemacht worden. In der That das ist erbärmlich gedacht und gesprochen. Von den Eroberungen der Araber oder von der Erweiterung ihres Reichs habe ich S. 5 ein Paar Worte fallen lassen, wo sie hingehören. Allein S. 4 spreche ich vom Verdienste, das Reich erhalten, befestigt und eingerichtet zu haben. Länder zu erobern oder ein Reich zu erweitern ist keine grosse Kunst, wie seit den ältesten Zeiten schon tausendmal beobachtet und geschrieben worden; denn dazu werden nur Kühnheit und Uebermacht, Raub, Mord und Todtschlag erfordert, wie die Geschichte aller Eroberer vor und nach der Epoche der Araber beweiset. Aber das Eroberte zu erhalten, zu befestigen und wohl zu regieren, das ist die Kunst, die nicht jedem Eroberer gegeben

ist; das ist das Verdienst, was selten ist. Dies kann ohne grosse Erfahrenheit und Menschenkenntniss nicht erreicht werden. Wo dies fehlt, da sind alte und neue Reiche nur Kartenhäuser gewesen, die dem Angriff nicht widerstanden haben. Hieraus erhellet, dass ich gewusst habe, was ich geschrieben, dass aber der Recensent nicht versteht, was er lieset noch was er zu überlegen hat. Er will Haare spalten und kann die Kloben nicht treffen.

Der Artikel III., ein persisches Gedicht von Dschami S. 29 wird vom Hofdollmetscher kaum berührt, vermuthlich um mich nicht daran zu erinnern, dass kein Wort davon in seinem Gedicht, betitelt Schirin, stehet, welches gleichwohl aus dem Werke Dschami's und aus sechs andern Schriften genommen seyn soll. Man sollte denken, dass er seine Behauptung, als ob mir das Persische ganz fremd sey, hätte zum ersten an dieser Uebersetzung beweisen müssen. Er geht also auf den Artikel IV. über, welcher die Beschreibung eines türkischen Seeatlasses und besonders der Insel Rhodus mit Originaltext und Uebersetzung enthält, wobey es ihm aber nicht um die Sache, sondern um elende Wortklauberey zu thun ist.

15. Um den Werth dieses Seeatlasses von allen Seiten zu bezeichnen, hatte ich S. 57 gesagt, dass aus meiner Uebersetzung für Kenner mehrere Wörter und Wortbedeutungen zu Meninski nachzutragen seyn würden. Dies will ich überhaupt von allen meinen Uebersetzungen gesagt haben. Der Herr Hofdollmetscher wirft sich zuerst auf diese Worte, gleichsam als hätte ich ihn zu den Kennern gezählt. Er darf sich aber gegen mich nicht verstellen, indem ich recht gut weiss, dass er ohne meine Uebersetzung keine einzige Seite des Originals richtig verstanden haben würde. Er verräth sich ja dadurch von selbst, dass er nicht einmal nach meiner Ueber-

setzung damit fertig werden kann. Die Wörter, mit welchen er klug thun will, sollen das gleich beweisen. Um sich daher das Jucken etwas zu mildern, was ihm das bekannte Pfefferkorn in seiner Nase verursacht hat: so schreibt er:

> dass er von solchen Nachträgen zu Meninski nichts gefunden habe, sondern jeden warnen wolle, aus meinen Uebersetzungen Nachträge zu Meninski zu liefern.

Lasst uns nun sehen, wie weit es der Mann gebracht hat. Ich habe خرسان durch Backsteine übersetzt. Dies Wort mit seiner Bedeutung fehlt bey Meninski. Der Gegner spricht dagegen, dass *Chorasan* eine Gattung Mörtel aus gestossenen Ziegeln, Kalk und Flachs sey. So viel Wörter, so viel Unwahrheiten.

a. Mein Wort خرسان spricht sich aus *chürssan* und sein Wort *chorassan* خراسان wird anders geschrieben. Ohr und Schrift lehren, dass das zwey verschiedene Wörter sind.

b. Meninski Tom. II. p. 558 giebt vom Worte *Chorassan* eine Erklärung, welche er nöthig findet durch grosse und kleine Schrift zu unterscheiden.

> *pulvis ruber ex contritis tegulis paratus, qui calci arenaeque mixtus conficiendo coemento inservit.*

Wenn also der Hofdollmetscher vorgiebt, dass sein *Chorassan* Mörtel heisse: so veroffenbart sichs, dass er wieder diese Paar Worte Latein nicht verstanden hat. *Chorassan* bedeutet darnach nicht Mörtel, sondern bloss das Ziegelmehl, wie wir es nennen, was aus zerriebenen Ziegeln bereitet wird. Der Gebrauch, den man davon macht, ist eine Sache für sich, weshalb Meninski sie mit kleiner Schrift bezeichnet, nämlich dies Ziegelmehl wird mit Kalk und Sand gemengt, um aus diesen drey Bestandthei-

len erst den Mörtel hervorzubringen, welcher dann im Türkischen mit ganz andern Namen als اورو بالجق *uru baldschück* u. s. w. belegt wird. Auch nimmt man dazu keinen Flachs, der zum Zeugmachen dient, sondern Schäben, die den Mörtel mehr binden sollen.

c. Im Original heisst es nach meiner Uebersetzung:

> Man musste erst von der Erde mehrerer Oerter Ziegeln und Backsteine anfertigen und den Bau der Kuppel unternehmen. Man konnte sich nicht anders helfen als dass man zuletzt von der Erde der Insel Rhodus Ziegeln und Backsteine anschaffte.

Seht da, dass der Hofdollmetscher selbst diese deutschen Worte nicht verstanden hat, geschweige die türkischen, weil es ihm an aller Ueberlegung fehlt. Denn gesetzt für den Augenblick, dass hier *chorassan* Ziegelmehl für *chürssan* Backsteine gelesen werden könnte: so würde es ja heissen, dass das Ziegelmehl aus der Erde mehrerer Oerter, namentlich der Insel Rhodus, verfertigt worden, während dass nach Meninski das Ziegelmehl, wie wir auch alle wissen, nicht aus Erde, sondern aus Ziegeln gerieben wird.

d. Man durfte ferner nicht von Konstantinopel nach Rhodus reisen, um daselbst neu gebrannte Ziegelsteine zu zerreiben, um Ziegelmehl zu erhalten und nach Konstantinopel zurückzubringen. Das Reiben konnte weit kürzer in Konstantinopel selbst geschehen. Ja es wäre sogar ungereimt gewesen, neu gebrannte Ziegeln zum Behuf des Ziegelmehls von Rhodus zu holen, weil zum Ziegelmehl, wie bey uns jeder Maurer-Lehrling weiss, nur alte Ziegeln und zwar zerbrochene und sonst unbrauchbare Ziegeln genommen werden, als woran in Konstantinopel selbst niemals Mangel gewesen.

e. Im Original heisst es nach meiner Uebersetzung unmittelbar nach obangeführter Stelle:

> und mit diesen Ziegeln und Backsteinen erbauete und vollendete man die gedachte Kuppel.

Nun lese man das Hammersche Ziegelmehl für Backsteine: so wird der Unsinn vollkommen werden; denn mit blossen Ziegeln und Ziegelmehl lässt sich nicht bauen, am wenigsten lässt sich eine Kuppel oder Wölbung daraus zusammensetzen. Was ich Ziegeln übersetze, heisst im Original طوغله, wovon Meninski III. p. 642 die Bedeutung giebt *later coctus, imbrex,* das ist, Flachziegel, Hohlziegel.

Möchte doch der verfehlte Kritiker, ehe er die Feder ansetzt, immer wohl beherzigen, was Jesus Sirach 18, 19—21 schreibt: lerne du vor selbst, ehe du andere lehrest; hilf dir vor selber, ehe du andere arzeneyest; strafe dich vor selbst, ehe du andere urtheilest: so wirst du Gnade finden, wenn andere gestraft werden.

16. Ein zweites Wörtchen نشيشته *neschischté* Bergabhang, von der Wurzel نشن *decrescere, deficere*, ist ihm natürlicher Weise ganz fremd, weil es in keinen gedruckten Worterbüchern als in seinen einzigen und zwar unrecht gebrauchten Hülfsmitteln anzutreffen ist. Er will sich aber selbst helfen, ohne es für ein Supplement gelten zu lassen, indem er meynt,

> dass jeder Sprachkundige vermuthen werde, dass ich unrecht gelesen hätte.

Wir wollen sehen, wie weit der Unkundige mit dieser Ausflucht kommen werde.

a. Es ist so grundlächerlich als verderblich, alle Wörter, welche der Unkundige nicht kennt und deren Zahl ohne Ende ist, für unrichtige Lesarten zu

erklären. Es würde daraus folgen, dass desto mehr Wörter für unrichtige Lesarten zu halten wären, je unwissender derjenige ist, dem sie vorkommen. Dies ist gerade der Fall, worin sich der Hofdollmetscher selbst befindet. Weil er in allen Handschriften so viele Unleserlichkeiten und Unverständlichkeiten antrifft: so meynt er, dass es andern auch so gehe. Das Wort *neschischté* kommt in meiner Handschrift zweymal vor. Das eine würde also dienen, das andere deutlich zu machen, wenn für gesunde Augen eine Schwürigkeit dabey obwaltete.

b. Er will sich mit einer zweyten Vermuthung helfen, wenn er meynt:

dass in meiner Handschrift wohl stehen möchte

انيش *enisch* oder نشب *nischib*,

Beyde Wörter, das eine türkisch, das andere arabisch, bedeuten bey Meninski, woraus er sie hervorgewühlt hat, *declivitas, descensus.* Nun würde es wieder grundlächerlich seyn, wenn der Mann das deutsche Wort, was ich für *neschischté* gebe, nämlich Bergabhang, beybehalten und mein Originalwort verwerfen will. Er sieht nicht, dass er damit gegen sich selbst zeugt; denn wenn ich das rechte deutsche Wort getroffen, wie kann ich denn das Originalwort verfehlt haben?

c. Wenn wir ihn aber bey seiner Meynung lassen, im Original *enisch* oder *nischib* zu lesen: so wird er sich wie mit dem Mörtel von neuem beschimpfen, weil er das lateinische Wort *declivitas* nicht versteht. Dies heisst nicht Bergabhang, sondern was abwärts geht, das Bergab, im Gegensatz des Aufwärts oder des Bergauf. Dies ist die Ursache, warum Meninski weislich das Wort *descensus* hinzusetzt, um das eine durchs andere zu erklären. Bergabhang aber heisst im Lateinischen *praecipitium,* welches nach Quinctilian bedeutet *locus praeruptus, unde fa-*

cile quis praeceps abire possit. Wir werden gleich sehen, dass der Gegner den Begriff von Bergabhang gar nicht kennt.

d. Die Stelle, welche hier in Frage ist, lautet nach meiner Uebersetzung so: S. *66.*

> In der Nähe der gedachten Vestung (Rhodus) befindet sich Anadolien nahe gegenüber ein niedriges Vorgebirge, was unterm Namen Kumburnu bekannt ist. Dies Vorgebirge hat in der Entfernung von zwey Meilen zwischen der See und Vestung einen Bergabhang. Am Ufer dieses Bergabhangs giebt es schickliche Plätze, wo Anker geworfen und von Schiffen das Geschütz ausgeladen werden kann.

Nun versuche man, in diesen Text anstatt des Bergabhangs die Worte Abwärts oder Bergab einzuschieben: so wird man sehen, dass sich aus der ganzen Stelle und aus allem, was der Verfasser daraus folgert, aller Sinn und gesunder Menschenverstand verlieren wird. Es ist nicht die Rede von abwärts, sondern von aufwärts, indem die Osmanen daselbst ankern, landen und Geschütz ausladen wollten. Hierzu kommt, dass am Ufer eines solchen abwärts nimmermehr hätte geankert werden können; denn das Vorgebirge war niedrig und erstreckte sich auf die Länge von zwey Meilen nach der See hin. Diese Strecke musste also eine ganz unmerkliche Abschüssigkeit gehabt haben, welche auf ähnliche Art in die See hineinzulaufen pflegt, wie die Erfahrung bey allen ähnlichen Küsten lehrt, und die Folge davon ist, dass das Ufer flach ist, so dass keine grossen Schiffe sich solcher Küste nahen können, sondern auf der Aussenrhede bleiben müssen.

e. Die Küste hatte aber eine gerade entgegengesetzte Beschaffenheit. Der Bergabhang lag nicht auf dem Vorgebürge, welches niedrig war, sondern das

Vorgebirge endigte auf gewissen Stellen mit einem Bergabhange, der zwey Meilen von der Vestung Rhodus entfernt war und vom Meere bespült ward. Ein Bergabhang ist ein steiler schroffer Fels *locus praeruptus*, der hier in die See gesenkt war. Das Vorgebirge war Landwärts niedrig, allein Seewärts war es schroff und abgeschnitten ohne Böschung oder Abdachung. Es war folglich hoch von seinem Fusse an zu rechnen, der im Meere stand, bis zur Oberfläche des Wassers hinauf. Nun wissen alle Seeleute aus Erfahrung, dass bey steilen und schroffen Küsten oder Bergabhängen sich allemal ein Wasserstand von so viel Tiefe findet, dass man mit schweren Schiffen daselbst ankern kann, während dass dies gerade an flachen Küsten unmöglich ist. Diese Erfahrung ist durch das einzige Wort Bergabhang zu verstehen gegeben, und darum eben schreibt der Verfasser, dass es am Ufer dieses Bergabhangs schickliche Plätze zum Ankern und Ausladen des Geschützes gebe.

Es ist also nun klar geworden, dass der Hofdollmetscher von obgedachter Stelle im Original und in meiner Uebersetzung weder Worte noch Sache begriffen hat, ob er gleich selbst die Insel Rhodus besucht haben will. Darum bleibt es wahr, wer des Spiels nicht kann, der soll zusehen, ohne mit sprechen zu wollen.

17. Im Original heisst es nach meiner Uebersetzung S. 68. 69

> Uebrigens hat die Insel Rhodus einen Umfang von hundert vier und funfzig Meilen, und auf allen ihren Vorgebirgen giebt es tüchtige Wachtthürme, um die Meeresplätze (lies Meeresfläche) zu beobachten.

Wachtthürme, wie man vor Alters auf Anhöhen und andern schicklichen Plätzen anzulegen pflegte, heissen im Alttürkischsen برغار *barghar*. Das Wort fehlt

im Wörterbuche. Die Leser kennen schon die fixe Idee des Hofdollmetschers. Es wird sie also nicht weiter befremden, wenn sie ihn wieder sagen hören,

> dass jeder Sprachkundige vermuthen werde, dass ich das Wort unrecht gelesen und dass برغز *berghaz* gelesen werden müsse, welches in jenem vortrefflichen Wörterbuche stehe.

a. Soviel sollte er doch einsehen, dass das Nachschlagen im Wörterbuche mir nicht schwerer fallen könne als ihm, obgleich sonst meine Art, das Wörterbuch zu gebrauchen, ganz verschieden ist von der seinigen. Was er aber wieder nicht begriffen hat, ist dieses, dass das Wort *berghaz* in den vorhabenden Text einzuschieben die klarste Tollheit seyn würde, denn nach Meninski I. p. 321 hat das Wort die Bedeutung von *pullus bovis sylvatici,* das ist, von wilden Kalbe. Wenn er nun gleich fähig seyn würde, meinen Geographen sagen zu lassen

> auf allen ihren (der Insel) Vorgebirgen giebt es tüchtige wilde Kälber, um die Meeresplätze zu beobachten,

so ist doch mir nicht anzumuthen, mein Original zu verfälschen und den Verfasser als einen Verrückten vorzustellen, um so weniger da ich einmal weiss, dass *barghar* gleiche Bedeutung hat mit *Bergha, Bregha, Burg.* Es ist dies ein Wort, was sich in allen japhetischen Mundarten findet, wozu das Türkische gehört, nur mit dem Unterschiede, dass jede Nation es nach ihrer Weise ausspricht und die ihrer Sprache eigene Endung anhängt. In der fränkisch-deutschen Uebersetzung des Tatianus heisst es *Burghi,* im Griechischen πυργος, welches auch von den Osmanen gebraucht wird als *burghoz.* Man findet es als Endwort im Namen vieler altdeutschen Städte, die sich in *Berg,* ehemals *bergha,* oder *bregha,* endigen.

Die Leser können sich hier wieder überzeugen, dass des Mannes Sache nur ist, aus dem Lexicon

Wörter zusammen zu stoppeln, ohne die Begriffe davon zu fassen und ohne die vorhabende Stelle nach seiner Art zu übersetzen, damit der Leser doch sehe, welchen andern Sinn als den meinigen, er in mein Original hineinlegen wolle. Hätte er z. B. deutsch gesprochen, dass er wilde Kälber zu Kastellanen oder Thurmwächtern mache: so würde doch wenigstens der Setzer darob gestutzt haben, weil die Sache zu ungeheuer ist. Aber seine Weise ist, blôss Wörter hinzuwerfen, ohne sich aufs Uebersetzen einzulassen, um dem Leser weiss zu machen, dass er, der gar nichts weiss, doch etwas besser wisse. Jeder wird gestehen, dass dies Betragen unter aller Kritik ist.

b. Wie unfähig der Mann sey, in den Sinn irgend einer Stelle einzugehen, kann ich hier noch auf eine recht auffallende Art beweisen. Es findet sich bey jener Stelle im Deutschen ein garstiger Druckfehler, indem anstatt Meeresplätze gelesen werden muss Meeresfläche, wovon der Sinn ist, dass die Thurmwächter die hin und herziehenden Schiffe, welche sich der Insel nähern, beobachten und signalisiren sollen. Es lässt sich wohl begreifen, dass Fläche mit Plätze vom Setzer verwechselt werden konnte. Aber deshalb kann es nicht entschuldigt werden, dass der Fehler bey der Correctur übersehen worden ist. Hätte nun unser Sylbenstecher die Stelle im Original würklich verstanden und überdacht: so hätte er den Fehler auf den ersten Blick wahrnehmen müssen, und welch ein Spektakel würde er dann über diesen Fehler gegen mich erhoben haben! Einen Druckfehler im Arabischen, der aus meiner Uebersetzung zu erkennen ist, hat er oben den Lesern angezeigt. Aber einen Druckfehler im Deutschen, der aus dem Türkischen zu ersehen ist, hat er nicht sehen können.

18. In meiner Uebersetzung steht S. 69

> und (wir) haben fünfmal schöne Gewässer und Flüsse passirt (auf der Insel Rhodus), denn die Oerter sind mit schönem Wasser und Flüssen versehen.

Im ersten Satze sind die Worte Gewässer und Flüsse im Original durch اب و روانلر *ab we rewanlar* ausgedrückt. Der Hofdollmetscher lässt sich darüber mit den Worten ohne weitere Gründe vernehmen,

> im Original kann nicht اب و روان (*ab we rewan*) sondern اب روان (*ab rewan*) stehen, welches nicht Gewässer und Flüsse, sondern fliessendes Wasser heisset.

Die Bedeutung von *ab rewan*, fliessendes Wasser, hat er sich wieder von Meninski Tom. III. p. 92 vorsagen lassen, als über welchen hinaus seine Augen nicht tragen, so dass er sich immer in demselben Bannkreise wie behext drehet, um alles, was er in Handschriften nicht versteht und nicht bey Meninski findet, für Schreibfehler zu halten. Diese Unkunde der Sprache würde Nachsicht verdienen, wenn sie ihn bescheiden machte. Allein zu seiner eigenen Verblendung ist sie mit der Dummdreustigkeit gepaart, welche ihn treibt, seine Unkunde für Kunde auszugeben und Handschriften zu verderben durch Böserungen, welche ihm Besserungen zu seyn dünken. Ich will das alles den Lesern vor Augen legen.

a. Wer nur Deutsch versteht, würde sich gar nicht einfallen lassen, in obgedachter Stelle den Ausdruck fliessendes Wasser zu gebrauchen, weil er die Sache nicht bezeichnet, wovon die Rede ist; denn eine Insel, mit der wir es hier zu thun haben, hat nicht bloss Seebuchten, welche der Verfasser beym Streifzuge, dessen er gedenkt, passirt haben könnte, sondern ist überhaupt mit dem Meere umge-

ben, welches ebenfalls fliessendes Wasser ist, aber kein süsses Wasser, wovon gerade der Verfasser spricht.

b. Man versuche auch nur, den Ausdruck, fliessendes Wasser, dem Verfasser unterzuschieben: so wird in der Nachricht, welche er uns mittheilt, so wenig Sinn verbleiben als in des Wortklaubers Kopfe, besonders wenn dasselbe fliessende Wasser sich auf der Insel so sehr schlängeln soll, dass der Verfasser es fünfmal in der Strecke von zwölf Meilen, als so weit er in die Insel hineingegangen zu seyn sagt, passirt haben könne.

c. Da der Gegner diese Umstände nicht überlegte: so hätte er doch wenigstens soviel Nachdenken haben sollen, dass der Verfasser gute Ursachen gehabt haben müsse, Gewässer und Flüsse zu unterscheiden, weil nicht jedes Gewässer ein Fluss genannt werden kann, wenn es nur eine Quelle oder ein Bach ist, wie denn dieser Unterschied in allen Ländern der Welt vorkommt. Der Verfasser spricht zweymal von schönen Gewässern und Flüssen. Der Gegner hat aber nicht gefühlt, welch ein Begriff im Beyworte schön steckt. Er ist deshalb mit so unkundig in morgenländischen Sprachen, weil er im morgenländischen Geiste ganz und gar unerfahren ist. Wenn der Morgenländer von schönem Wasser oder Gewässer spricht: so versteht er darunter gutes und gesundes Trinkwasser, was aus Quellen und aus Behältern von gesammeltem Regenwasser geschöpft zu werden pflegt; denn in der Regel wird kein Flusswasser getrunken, Egypten ausgenommee, wo man auf den Nil eingeschränkt ist, weil es daselbst an Quellen und Regenwasser fehlt. Wenn der Morgenländer irgend ein Land beschreibt: so unterlässt er nie, des schönen Wassers zu gedenken, wenn er es schön gefunden hat. Die Sache ist zu wichtig für Völker, welche

weder Wein noch Bier trinken sollen. Darum sind sie auch Meister in der Kenntniss der Eigenschaften des Wassers.

d. Um auf den lexicographischen Theil der Sache zu kommen, so heisst *ab* bey Meninski *aqua.* Dies Wort hat im Deutschen die doppelte Bedeutung von Wasser und Gewässer, welches ausser dem Gegner Niemandem unbekannt seyn kann. *Rewan* hingegen hat bey Meninski nur die Bedeutung von fliessend. Es ist ein persisches Participium. Von den Osmanen wird es oft als Substantiv Fluss gebraucht, wovon man das Adjectiv *rewanlü* bildet, beflusset oder was Flüsse hat. Jeder Anfänger aber sollte wissen, dass ein Wort, wovon ein Adjectiv abgeleitet worden, nicht selbst in demselbeu Zusammenhang als Adjectiv gebraucht werden kann, das ist, wenn in obgedachter Stelle *rewanlü* beflusset vorkommt: so kann das vorangehende *rewan* nicht fliessend heissen, sondern muss als Substantiv Fluss bedeuten. *Rewanlü* ist freylich nicht bey Meninski zu finden, wie viele tausend andere Wörter. Hier ist aber der Beweis dessen, was ich sage, aus dem Originaltext S. 62

بش دفعه خوب اب وروانلر کچدک زیراکه کوزل اب وروانلو
یرلردر

Der erste Satz lautet in der Uebersetzung wie obgedacht:

> wir haben fünfmal schöne Gewässer und Flüsse passirt.

Der zweyte Satz müsste nach den Worten so übersetzt werden:

> denn die Oerter sind schön bewässert und beflusset (*rewanlü*)

Da dies aber in Absicht des letzten Worts (beflusset) kein Deutsch ist und das Adjectiv bewässert im Deutschen den Begriff verwischt, welchen der Osmane,

wie obgedacht, mit schönem Wasser verbindet: so habe ich den zweyten Satz verdeutschen müssen,

> denn die Oerter sind mit schönem Wasser und Flüssen versehen.

Der Sinn des zweyten Satzes bleibt bey Verwandlung des Adjectivs ins Substantiv doch dem Original völlig getreu. Es ist auch nun klar, dass die Bindepartikel *we* und weder aus dem Originale noch aus der Uebersetzung, wie der Gegner meynt, weggeworfen werden kann. Der Mann hat sich gar nicht einmal gefragt, warum der Verfasser die Sylbe *lü*, welche das türkische Adjectiv bildet, an *rewan* gehängt habe, wenn letzteres für sich als Adjectiv fliessend heissen sollte? Auf Adjective kann man keine neue Adjectiv-Sylben impfen, nicht zu gedenken, dass sich fliessendes Wasser im Nominativ mit Oerter im Nominativ gar nicht construiren lässt, geschweige einen Sinn gewährt. Kurz man muss erstaunen, dass ein Hofdollmetscher nicht einmal eine Zeile vom Original mit einer wörtlichen Uebersetzung in der Hand verstehen kann. Man urtheile, wie er selbst übersetzt, wenn er sich allein überlassen ist!

19. Von S. 69 springt er auf S. 67 zurück, wo er noch etwas neues herausbuchstabirt und sich diesmal bis zur eigenen Uebersetzung verstiegen hat. Er drückt sich nach seiner Gewohnheit sehr kurz aus, um nur den Zeitungslesern Sand in die Augen zu streuen. Ich werde desto länger seyn müssen, um seine Einfalt ins Licht zu setzen. Ich habe übersetzt:

> Wollte man sagen, dass unsere Schiffe zur See nicht Wache halten können, so ist es doch thunlich.

Er wiederholt diese meine Worte, aber aus Bosheit oder Unüberlegtheit lässt er das Wort können weg und setzt ohne allen Beweis hinzu:

> unrichtig und Sinn entstellend, so sehr der

grob türkische Text klar ist. Es muss heissen: wollte man fragen, ob es nicht möglich sey, dass unsere Schiffe zur See Wache halten: so ist dieses doch wohl möglich.

Der Text sey grob oder feintürkisch, so kann man ihn doch nicht verstehen, wenn man darin nicht zuvor denken gelernt hat. Das kümmert aber den Gegner nicht, denn, wie der Franzose sagt, *il ne se doute de rien.* Seine Uebersetzung, womit er endlich einmal hervorgetreten, scheint ihm Vergnügen gemacht zu haben, weil sie ihm so leicht geworden. Er hat nämlich meine Worte beybehalten, nur mit dem Unterschiede, dass er in Frage stellen will, was bloss Einwurf ist, und dass er nach der Möglichkeit fragen lässt, was nur ein Einwand gegen die Möglichkeit seyn soll. Die Worte des Verfassers also müssen doch so grob wohl nicht seyn, weil sie von einem feinen Verstande ausgegangen sind, dem der Dollmetscher nicht hat nachkommen können. Hier sind die Beweise.

a. Bey allem, was verständige Leute geschrieben haben, muss man immer das Vorhergehende mit dem Nachfolgenden vergleichen, um sich in ihre Gedanken zu versetzen. Der Verfasser hat S. *66—68* Vorschläge gemacht, wie die Insel Rhodus durch die Osmanen erobert werden könnte. Er hat damit angefangen, anzuzeigen, wie man landen, Geschütz aufbringen und die Vestung Rhodus belagern müsse. Er geht dann zum zweyten Punkt über, wie man den Beystand verhüten müsse, welchen die Franken, das ist, Venetianer, Sardinier und andere europäische Mächte mit ihren Schiffen zur See den Rhodisern zuführen möchten. Dies ist der Punkt, den man im Auge behalten muss und der die Denkkraft des Gegners zu sehr ermüdet hat. Der Verfasser, um auch diesen Punkt zu erörtern, bemerkt erstlich, dass man von der Landseite das Vorgebirge Kum-

burnu mit Geschütz besetzen müsse, um die Linie zu bestreichen, welche die Franken im Segeln mit ihren Schiffen halten müssen, wenn sie vor die Vestung Rhodus kommen und in den Hafen derselben einlaufen wollen. Zweytens setzt er hinzu

> dass man von der Seeseite zugleich mit Schiffen Wache halten müsse.

Es hat mir nicht gebührt, diese Ausdrücke, welche der Dollmetscher nicht versteht, so grob sie ihm auch scheinen, in unsere Kunstsprache zu verwandeln. Jeder Verständige aber sieht von selbst, dass dies eben so viel heisst als

> dass man von der Seeseite zugleich die Vestung Rhodus sperren oder bloquiren müsse.

Dies ist es, was der Verfasser als eine unerlässliche Bedingung zur Eroberung von Rhodus ansah, wie es sich auch von selbst verstand. Zu mehrerer Deutlichkeit erklärt sich auch der Verfasser weiterhin über die Alternative, worin die Schiffe der Franken, wenn sie den Rhodisern zu Hülfe kommen wollten, gerathen würden, um den Osmanen nicht zu entgehen, indem sie entweder von den Batterien zu Kumburnu vernichtet oder von der bloquirenden Flotte der Osmanen geschlagen werden müssten. Endlich berührt der Verfasser den Einwurf, welchen man ihm vielleicht gemacht oder wenigstens machen konnte, dass die Sperrung der Vestung von der Seeseite bey wechselnden Winden nicht so vollständig durchgesetzt werden könne, um gar keine feindliche Schiffe durchschlüpfen zu lassen. Er will auch dies nicht ganz bestreiten. Allein er löset diesen Einwurf mit der Alternative, dass die fränkischen Schiffe, denen es gelingen sollte, der osmanschen Flotte zu entgehen und den Weg zum Hafen von Rhodus zu nehmen, doch dem Feuer der Batterien von Kumburnu nicht würden ausweichen können. Seine Worte sind:

> Wollte man sagen, dass unsere Schiffe zur See nicht Wache halten können, so bleibt es doch thunlich. Es wird freylich geschehen, dass die Schiffe der Ungläubigen bey Nachtzeit, ohne dass die wachthabenden Schiffe sie bey starkem Winde sehen können, vor die Vestung kommen. Allein sobald auf Kumburnu Geschütz steht, so können sie demselben nicht entgehen und können unmöglich zur Vestung gelangen.

Nun versuche man die Worte des Gegners an die Stelle der meinigen zu setzen

> wollte man fragen, ob es nicht möglich sey, dass unsere Schiffe zur See Wacht halten: so ist dieses doch wohl möglich.

so wird man nicht allein den ganzen Zusammenhang des Vorhergehenden mit dem Nachfolgenden zerreissen, sondern auch den Verfasser in Widerspruch und Ungereimtheit verwickeln, wie es bey allem dem geschieht, was in eines gedankenlosen Mannes Hände fällt. Es ist ja offenbar ungereimt und widersprechend, hier die Frage aufzuwerfen, ob es nicht möglich sey, den Hafen von Rhodus zu sperren? nachdem der Verfasser vorher die Möglichkeit so wenig in Zweifel gezogen, dass er vielmehr die Bloquirung mit den Schiffen zur unerlässlichen Bedingung gemacht und alle seine Vorschläge darauf gebauet hat. Dies liegt ja in den Worten,

> dass man von der Seeseite zugleich mit Schiffen Wacht halten m ü s s e.

Der Verfasser erklärt vielmehr von neuem, dass es thunlich sey, gegen diejenigen. welche es für unmöglich halten wollten. Die Sache ist für jeden Verständigen so klar wie der Tag.

b. Die Leser werden noch mehr erstaunen, wenn sie hören werden, welches die Klippe ist, worauf sich unser Sprachheld festgefahren hat, ohne vor sich noch hinter sich zu sehn, als welches das trau-

rige Loos der Geistesarmuth ist. Um dies anschaulich zu machen muss ich die Worte des Originals wiederholen.

واكر دكزدن كميلر بكلمك قابل دكلمي دينلورسه قابلدر

Zuförderst muss man den Gegner die Bedeutung einiger Wörter lehren.

Das Zeitwort دينلمك *dinilmek* heisst nicht gefragt werden, sondern gesagt werden. Meninski Tom. II. p. 761. Es hat auch die Bedeutung von eingeworfen oder zum Einwurf gemacht werden, was im Lexicon nicht bemerkt ist.

Das arabische Particip قابل *kabil* heisst zwar möglich. Es hat aber noch öfter die Bedeutung von könnend, vermögend, fähig, thunlich, und mit dem Zeitwort *olmak* zusammengesetzt heisst es können, thunlich seyn, möglich seyn.

Obgleich dies Wort in jener Stelle zweymal vorkommt, so gehört es doch im Deutschen zu den Unschicklichkeiten, in einer kleinen Zeile dasselbe Wort, möglich, zweymal zu schreiben, wie der Gegner gethan; denn wir haben Wörter genug, damit zu wechseln. Ich habe es daher das erste mal durch können und das andere mal durch thunlich übertragen, wie es auch der Sinn mit sich bringt.

In Absicht des Originaltextes habe ich anderwärts schon gesagt, dass ich ihn jedesmal so abdrukken lasse, wie ich ihn in meinen Handschriften vorfinde. Diejenigen, welche sich darauf verstehen, können aus meiner wörtlich getreuen Uebersetzung abnehmen, wo ich Schreibfehler zu verbessern gehabt habe. Dies ist hier der Fall gewesen beym Wort دكلمي *deghülmi*. *Deghül* heisst, nicht, es ist nicht, und *mi* ist die Fragepartikel, so dass beydes

in der Zusammensetzung lautet, **ist es nicht?** Auf solche Frage hat der Gegner losgedollmetscht in Verbindung mit *kabil*: **ob es nicht möglich sey?** Da ich nun aus dem Zusammenhang dargethan habe, dass dies grundfalsch ist: so folgt von selbst, dass die Partikel *mi* ein Schreibfehler sey und dass an deren statt در es ist, gelesen werden müsse. Men. Tom. II. p. 986. Es hätte also geschrieben seyn sollen *deghüldir* anstatt *deghülmi*. Dies kleine *mi* hat den H. Hofdollmetscher zu Falle gebracht. Vorhin wollte er meine Lesarten verbessern, woran nichts zu bessern sondern nur etwas zu lernen ist, was er nicht wusste. Hier denkt er an keinen Schreibfehler, obgleich meine Uebersetzung und der Zusammenhang der Sache es ihm angezeigt haben müsste, wenn er es gleich nicht verstand. Welch ein widriges Geschick, immer das Gegentheil dessen zu thun, was man thun soll!

Der Artikel V. **Rühmliche Denkmäler der Jonier** hat dem Hofdollmetscher und seinem Gehülfen einen besonders reichen Stoff zu vielen nichtswürdigen Bemerkungen geliefert, die hier nicht übergangen werden sollen, wenn sie gleich nur zur Belustigung der Leser dienen werden.

20. Nach seiner Methode, worauf ich die Leser schon im Eingange aufmerksam gemacht habe, meynt er vor allen Dingen,

dass die meisten von diesen Nummern hätten ohne allen Schaden entbehrt werden können.

a. Für ihn war ganz gewiss alles zu entbehren. Darum rathe ich ihm auch, alles, was ich drucken lasse, als für ihn nicht geschrieben anzusehn. Es macht ihm ja zuviel Kopfbrechens, und bey seinem heimlichen Leiden bleibt er doch immer nur auf dem Sande sitzen. Man denke nur! Während dass hier von tiefsinnigen und nützlichen Lehren die Rede ist,

macht er viel Lärmens darüber, dass die Morgenländer in ihren historischen Nachrichten von den griechischen Philosophen nicht mit den Griechen übereinstimmten. Jch habe aber S. 73 bevorwortet, dass dies nicht hierher gehöre, wo es nur auf die Lehren ankommen soll, welche vorgetragen werden, ob sie gleich ebenfalls nicht mit den griechischen Lehren übereinstimmen. Die Griechen haben ja unter sich selbst noch nicht übereingestimmt. Dies weiss er nicht, stellt sich aber, als ob ihm das Wohl der Geschichte am Herzen läge, indem er ausruft:

> was in aller Welt kann die Geschichte durch dergleichen Unfacta, wovon es hier wimmelt, gewinnen?

b. Wenn er doch den Rath Fenelons befolgen wollte, sich vor allen Dingen selbst verstehen zu lernen. Einmal weiss er ja selbst nicht, wo die Facta und Unfacta bey den Griechen anfangen und aufhören, die schon zu ihrer Zeit als die grössten Lügner und Fabulisten verrufen waren. Zweytens habe ich ja nichts zum Gewinn für die Geschichte gegeben. Das Wenige aber, was von den Lebensumständen einiger Philosophen gesagt wird, hat seinen Nutzen für diejenigen, die es zu deuten wissen; denn die Morgenländer, weil sie zu allen Zeiten sittlicher und ehrbarer gewesen, als die alten Griechen, haben die historischen Nachrichten auf eine moralische Nutzanwendung zu richten verstanden, welche nur für Unverständige verloren gehen kann.

21. Mit demselben Unverstande fährt er fort, zu sagen,

> dass er nicht einsehe, warum diese morgenländischen Nachrichten den griechischen vorgezogen werden sollen?

Wer hat denn vom Vorziehen gesprochen? Er weiss selbst nicht, was er spricht. Kurz zuvor wollte er keine Unfacta haben, damit ich seinen Ausdruck wie-

derhohle, und hier begeht er selbst das Unfactum, mir etwas nachzusagen, was ich nicht geschrieben habe. Es heisst bey mir S. 71, dass Griechen als Griechen in meiner Schrift keine Stelle erhalten dürfen, und dann wird hinzugesetzt,

> wenn ihnen aber ein morgenländisches Gewand angelegt worden: so gewinnen sie eine veränderte Gestalt, die ihnen gewöhnlich besser steht als der griechische Schnitt (wegen der Moralität, die ihnen beygelegt wird) u. s. w.

Das heisst, unterm Namen der Jonier ist hier nur von Morgenländern die Rede. Es fällt also ganz ins Alberne, wenn der Gegner ausruft:

> sollten wir uns nicht vielmehr an die reinere Quelle halten?

Wer hindert denn das? Wem werden denn die acht oder neun Octavblättchen im Wege stehen, Griechen zu lesen? Mir wenigstens nicht, der ich seit meiner Jugend bis jetzt fast täglich mit ihnen umgegangen bin. Und das will ein Mann sagen, der sich noch niemals um Griechen bekümmert hat, ausser dass er vielleicht sogenannte historische Romane gelesen, welche man in Deutschland unterm Namen des Alcibiades, des Socrates, des Phocion und anderer Griechen geschrieben hat! Aber selbst diese dikken Bände haben noch Niemanden, der die Sache verstanden oder dem es ein Ernst gewesen, sich zu unterrichten, abgehalten, sich zur reinern Quelle zu wenden. Welchen Ekel müssen Recensionen erregen, wenn sie von so ungelehrten und ganz gedankenlosen Leuten gesudelt werden!

22. Der Hofdollmetscher hat doch aber, um der Schrift nicht allen Nutzen abzusprechen, einen Nuzzen daran gefunden, welchen kein Mensch hat träumen können. Unbekannt mit sich selbst und mit andern Nationen schreibt er,

> dass diese Nachrichten von griechischen Philo-

sophen nur nützlich seyn könnten, um sich zu überzeugen, wie sehr die Abschreiber der Morgenländer fremde Namen verunstalten.

Welcher vernünftige Mensch hat dies jemals nützlich genannt? Er hätte sagen sollen, dass es nützlich sey, aus meinen beygefügten Erklärungen der Namen zu ersehen, wie Namen der Griechen von Morgenländern geschrieben und ausgesprochen werden. Aber wegen der Aussprache selbst oder wegen sogenannter Verunstaltung der Namen darf man keine Morgenländer tadeln, weil alle Nationen der Welt fremde Namen mehr oder weniger verunstalten. Hierzu kömmt, dass die Morgenländer nur in Consonanten schreiben. Welcher Verständige kann denn begehren, dass sie fremde Namen gerade so schreiben und aussprechen sollen, wie von andern Nationen geschieht, welche den Consonanten die Vokale beyzusetzen pflegen? Die alten Griechen haben ja die persischen Namen und Worte niemals richtig zu schreiben gewusst, wie man bey Burton sehen kann. Selbst dieselben Buchstaben werden nicht bey allen Völkern auf einerley Art ausgesprochen. Das deutsche *c* lautete bey den alten Römern wie *k*; das *ch* der Deutschen klingt bey den Franzosen *sch*; wenn der Deutsche im Lateinischen *etiam* spricht, so sagt der Engländer *etschäm*. Das alles aber sind Kleinigkeiten, sobald mans gelernt hat. Es kömmt also nur aufs Lernen an. Nur Unwissende tadeln es, wie der Hofdollmetscher beweiset, der selbst noch nicht richtig auszusprechen weiss. Er schreibt *Chalfa* oder *Chalfe*, wo es *Kalfa* heissen muss; er schreibt *Buzurchemehr* bey Gelegenheit meiner Schrift vom königlichen Buche, und in seiner Schirin S. 81 schreibt er wieder *Büsürdschi mihir*, zum Zeichen, dass er mit sich selbst nicht einig ist, und beydes ist obenein falsch, indem der rechte Name *Büzrü dschumhur* lauten muss. Welch eine Verschiedenheit des Lauts

zwischen den beyden falschen und dem rechten Namen! Möge er sich doch selbst erst anklagen, ehe er Morgenländer herunterreissen will! Was können diese Leute dafür, dass ihm der Schnabel so schief gewachsen ist! Hinterher unterm Schein, klug thun zu wollen, macht er sich noch das jämmerliche Geschäft, zeigen zu wollen, durch welche Schreibfehler z. B. der Name Askilinus aus Esculapius oder Asclepius hervorgegangen sey. Ohne meine Erklärung würde er nimmermehr gewusst haben, dass Askilinus die leztern Namen vorstelle. Nun aber thut er, als wenn er auch von der Sache etwas wisse. So sehr unterscheidet sich der Morgenländer zu seinem Vortheil, dass er nur auf die Sache, nur auf die Lehre sieht, nicht auf den Namen, der im Grunde gleichgültig ist, während dass ein deutscher Sylbenstecher sich um die Lehren nicht kümmert, sondern nur am Namen krabelt. Ich muss auch deshalb noch hinzusetzen, dass die Namen, welche Hezarfenn den Griechen beygelegt, bey weitem die einzigen nicht sind. Bey andern Scribenten werden sie oft anders geschrieben. So heisst z. B. Pythagoras hier Fisaghoris, während dass er anderwärts Ifsaghoris und Ghasbaghoris genannt wird. Neuer Stoff zum Buchstabiren für den Gegner!

23. Der Hr. Hofdollmetscher weiss seine Aufmerksamkeit so wenig zu fesseln, dass er die rühmlichen Denkmäler als aus dem Arabischen übersezt angiebt, während dass ich bey der Ueberschrift S. 71 die türkische Sprache genannt habe. Hezarfenn, aus dem ich diesen Aufsatz entlehnt habe, hat auch in keiner andern Sprache geschrieben. Selbst der Hofdollmetscher wiederholt meine Worte, dass ich obigen Artikel aus Hezarfenns Weltgeschichte, betitelt

Mark der Geschichten der Könige تنقيح
تواريخ ملوك

genommen habe. Da er nun Buchstaben und Sylben verfolgt, wohinter er, obgleich immer unglücklich, greifen zu können meynt, um mir und meinen Uebersetzungen die Zähne zu weisen, worauf ihm jedoch noch keine Haare gewachsen sind: so würde er diesen Titel nicht haben vorbeygehen lassen, wenn er sich hätte daran wagen dürfen. Er muss sich aber doch in seinem Herzen geschämt haben. Denn wie das gedachte Werk auch in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien vorhanden ist, deren Handschriften-Verzeichniss er hat im zweyten Bande der Fundgruben S. 300 abdrucken lassen: so hat er jenen Titel übersezt *Abstersio historiarum regum*, das ist, Abwischung der Geschichten der Könige. Was sich die Leser beym ekelhaften und ungereimten Begriff von Abwischung der Geschichte gedacht haben mögen, weiss ich nicht. Das Schlimmste aber ist, dass Hezarfenn dadurch entehrt worden. Man kann indessen an diesem neuen Beyspiele wahrnehmen, wie unser Orientalist übersetzt, wenn er sich allein überlassen ist. Er würde nun gern in der Stille das Mark von mir angenommen haben, während dass er öffentlich zum Schein andere Leute vor meinen Supplementen zum Lexicon warnen will. Da ich aber die Sache hier aufgedekt habe: so wird er lieber die Abwischung für sich behalten wollen, deren er auch äusserst bedürftig ist. Er wird nun hier auf einige Augenblicke abtreten, um seinem Gehülfen im Recensiren, einem Professor in Jena Platz zu machen. Man kann es daran spüren, weil lezterer etwas gelehrter thun will. Er wird uns freylich nichts aus dem Türkischen zu erzählen wissen, als wovon er niemals Notiz genommen hat. Allein die Namen der griechischen Philosophen und meine deutsche Uebersetzung werden ihm seine Kritik liefern.

24. Es wird S. 87 ein griechischer Philosoph Zitun genannt, wobey ich mit einem Vielleicht

auf Malchus Sidon oder auf Simon Atheniensis gedeutet habe. Der Hr. Professor spricht, dass es weder der eine noch der andere, sondern dass Zitun Zinun oder Zeno sey. Woher er das wisse, kann er uns freylich nicht sagen. Er will nur den Ton seines Gehülfen annehmen. Es kommt hier darauf an, die Namen zu nehmen, wie wir sie in der Handschrift finden, nicht aber, sie den Morgenländern vormalen zu wollen; denn woher weiss denn der Hr. Professor, dass Zeno von ihnen Zinun geschrieben und dass Zinun hier in Zitun verwandelt werde? Die beygebrachten Lehren des letztern gehören dem Zeno nicht an, so weit wir ihn kennen. Auch hat der Professor sich um die Lehren selbst nicht einmal bekümmert. Ist es ihm an Sidon nicht genug: so will ich ihm noch Sotion dazu geben, dessen Diogenes Laertius erwähnt. Mehr davon zu sagen, ist der Mühe nicht werth.

Ich übergehe, was er von Thales sagt, nämlich dass das *Tamaton* oder *Tachaton* meiner Handschrift das griechische *Automaton* sey; denn das war schon vom halleschen Recensenten bemerkt worden, mit dem ich es hier nicht zu thun habe. Wenns aber hier aufs Rathen ankäme, so würde man aufs griechische *atanaton* unsterblich so gut rathen können als auf *automaton*.

25. *Afritun* wird in meiner Handschrift für einen Dichter und grossen Mann gegeben. Ich hatte mit einem vermuthlich auf Orpheus gedeutet, weil beydes auf ihn passt. Der Recensent sagt: den kennen auch wir nicht. Das hätte ich gern geglaubt, ehe wir es gehört hätten. Wenn wir aber dafür auf Kriton und Homerus rathen: so hätte der erstere, der bey den Griechen nur gelegentlich mit Socrates genannt wird und von der Dichtkunst und Grossmannschaft niemals hat etwas an sich spüren lassen, hier gar nicht genannt werden sollen, so wie

der letztere bey den Morgenländern اومیرس und اومیروس *Umiris* und *Umirus* geschrieben zu werden pflegt und sich folglich nicht in *Afritun* verwandeln lässt. Eher könnte man auf Amphion rathen, der ums Jahr der Welt 2638 König und Dichter zu Theben gewesen. Uebrigens will ich nicht unbemerkt lassen, dass Elmacin den Namen in Fritun verkürzt. Nach ihm soll Fritun gesagt haben, dass Seth der erste gewesen, von dem die Buchstabenschrift bekannt gemacht worden.

26. Von Aristoteles wird in meiner Handschrift gesagt, er habe es in Wissenschaften so weit gebracht, dass, wenn er in Plato's Vorlesungen nicht zugegen gewesen, Niemand Reden der Wahrheit gesprochen habe S. 82. Bey Abulfaradsch hingegen wird gemeldet:

> Wenn Aristoteles einst bey den Vorlesungen fehlte: so pflegte Plato zu sagen, dass der Verstand nicht zugegen sey, gleichsam als ob die übrigen Philosophen der Wahrheit, welche sie hörten, nur taube Ohren zukehrten.

Weil nun die letztern Worte von erstern abweichen: so meynt der H. Professor, dass Hezarfenn, aus dem ich übersetze, seinen Autor nicht immer recht verstanden habe. Es heisst dies eben soviel, als wenn man umgekehrt sagen wollte, dass Abulfaradsch seinen Autor nicht recht verstanden habe, weil er von Hezarfenn abweicht. Beyde geben ja nur zu erkennen, dass sie aus verschiedenen Quellen geschöpft haben. Ueberdies merkt man wohl, dass der H. Professor in demselben Augenblick das eine Auge auf mein Buch und das andere auf seine Recension gerichtet gehabt, welches denn immer die Folge hat, dass er nicht recht lieset und nicht recht urtheilt. Denn was Hezarfenn schreibt, enthält das eigene Urtheil des Urhebers der rühmlichen Denkmäler, und

was Abulfaradsch schreibt, fasst ein Urtheil des Plato in sich. Beyde sprechen also von zwey ganz verschiedenen Dingen. Hätte aber der H. Professor weiter gelesen und den Zusammenhang im Auge behalten: so würde er gesehen haben, dass mein Verfasser unmittelbar hinterher vom Urtheile des Plato, obgleich umständlicher, spricht, und man kann am Sinne leicht merken, dass es dasselbe Urtheil seyn soll, was bey Abulfaradsch in wenige Worte zusammengezogen worden.

27. Mein Verfasser spricht von einem gewissen Schlupfwinkel, wohin Aristoteles reisen wollte, um die Ebbe und Fluth zu beobachten und wo denn unterweges jemand aufgepasst und den Philosophen ermordet habe. Der H. Professor will hierzu die gelehrte Erläuternng gegeben, dass der Schlupfwinkel der bekannte Euripus sey. Als ob Aristoteles ins Wasser oder in den Meeresgrund gereiset wäre? Was hat denn der Euripus mit dem Schlupfwinkel zu thun? Ersterer ist ein Meerstrudel und Kanal, letzterer aber ist ein versteckter Ort oder eine Bergschlucht, von wo aus Aristoteles die Ebbe und Fluth beobachten wollte. Ich muss indessen hier einen kleinen Rückweis auf die zärtliche Besorgniss machen, welche der H. Hofdollmetscher unter Theilnahme des H. Professors bezeigt, wenn die in den acht Blättern der rühmlichen Denkmäler vorkommenden Unfacta, wovon er sie wimmeln lässt, uns von der ächten Quelle der Griechen abziehen sollten. Man kann hier von neuem sehen, wie wenig er versteht, was er lieset und was er schreibt. Denn mein Morgenländer lässt den Aristoteles auf einer Reise nach irgend einem versteckten Orte von einem seiner Feinde ermorden. Die Griechen melden dies nicht. Allein einige derselben lassen Aristoteles sich im Euripus ersäufen aus Verdruss, die Ursache der Ebbe und Fluth nicht entdeckt zu haben; andere lassen ihn zu

Chalcis Gift nehmen und noch andere lassen ihn eines natürlichen Todes sterben. Wo liegt denn nun die beste Quelle? und wo ist die wahre Thatsache oder welches sind, in der Unsprache zu reden, die Unfacta? Darum habe ich gesagt, dass man sich hier nur an die Lehren zu halten habe, welche der Morgenländer unterm Namen der Griechen aufgestellt hat. Uebrigens merkt man wohl, dass beyde Recensenten nicht aus einem Stücke gearbeitet haben, wenn anders hier der Ausdruck, arbeiten, gebraucht werden kann. Der eine, der auf keine Griechen studirt hat, dringt darauf, die Morgenländer wegwerfend sich an die ächte Quelle der Griechen zu halten, während dass der andere, dem die Griechen nicht minder am Herzen zu liegen scheinen, die Griechen aus den Morgenländern verbessern will.

28. In meiner Uebersetzung S. 84 heisst es nach dem Original,

> es wird erzählt, dass Ptolemäus von Königen viel zu hoffen gehabt.

Der H. Professor wirft die Frage auf: was das möge heissen sollen? Das kann ich ihm leicht erklären, ob ich gleich billig Bedenken tragen sollte, weil die Worte von jedem achtjährigen Knaben verstanden werden müssen. In jedem Fall kann jedes deutsche Wörterbuch das neue Räthsel lösen. Adelung führt die Redensart an,

> ich habe nichts mehr von ihm zu hoffen.

Das Widerspiel davon ist, viel von jemandem zu hoffen haben. So hatte sich Ptolemäus durch seine Wissenschaft die Gunst der Fürsten erworben, welche ihm Geschenke gegeben und Ehre erzeigt hatten und ihn für die Zukunft noch mehr hoffen liessen. Die Bücher de arte legendi sind nicht vergeblich geschrieben. Aber sie werden nicht mehr gelesen.

29. Es wird in meiner Uebersetzung gesagt, wie im Original steht S. 85,

> dass der Vater des Galenus grosses Vermögen gehabt und daher zum Unterricht seines Sohnes habe die Aerzte holen lassen, von welchen man zu seiner Zeit in den vier Welttheilen Nachricht hatte.

Der H. Professor urtheilt, wenn man es so nennen darf, dass die vier Welttheile hier wohl ein Druckfehler seyn möchten. Hier ist kein Druckfehler im Buche, wohl aber ein Denkfehler im Kopfe des H. Professors zu finden. Er hat nicht einmal die Zweydeutigkeit seiner Worte gefühlt, sonst würde er sich bestimmter ausgedrückt haben. Entweder will er sagen, dass es unglaublich sey, in vier Welttheilen Lehrer für den jungen Galenus aufgesucht zu haben, oder die vier Welttheile wollen ihm nicht in den Kopf, weil Amerika als der vierte Welttheil noch nicht entdeckt gewesen, als Galenus gelebt oder als mein Verfasser geschrieben hat. Soviel kömmt darauf an, dass man sich erst im Oriente, nach dem Ausdrucke levantinischer Kaufleute, orientire, wenn man in orientalischen Sachen mitsprechen will!

a. Die Sache ist also, dass die vier Welttheile eine sehr gewöhnliche Hyperbel sind, wovon ich in der Schrift vom königlichen Buche S. 41 geredet habe. Der Verfasser will nur sagen, dass der Vater des Galenus keine Kosten gescheuet habe, um seinem Sohne die besten und berühmtesten Lehrer zuzuführen. Dieselbe Redensart steht zehnmal bey Meninski III. p. 22 und anderwärts.

b. Was die vier Welttheile insbesondere betrifft, so ist zu wissen, dass die Morgenländer diesen Ausdruck niemals im Sinne der Europäer gebrauchen. Sie haben von Amerika als einem Lande, mit dem sie in keiner Verbindung stehen, gar keine Notiz genommen. Was in der Beschreibung der neuen

Welt von Ibrahim Effendi, einem Renegaten, oder sonst vorkommt, ist aus europäischen Geographien übersetzt. Sie theilen die Welt mit Ptolemäus nur nach den sieben Klimaten ein. Wenn sie also von vier Welttheilen sprechen: so verstehn sie darunter die vier Weltgegenden, Osten, Süden, Westen und Norden im eigentlichen Sinne, und wenn man, wie hier, im figürlichen Sinne redet: so heisst es so viel als in der Nähe und Ferne, von allen Seiten und Enden. Jeder hat diese vier Welttheile in dem Lande, wo er wohnt.

c. Um endlich dem H. Professor noch ein Wörtchen laut ins Ohr zu sagen, so scheint es, als ob bey ihm die Besorgniss schon würklich eingetroffen sey, welche sein Mitgeselle aus reiner Liebe zu den Griechen geäussert hat, dass die vorhabenden acht Octavblättchen die Leser von der ächten Quelle ablenken würden. Denn wenn der H. Prof. die Griechen zu Rathe gezogen hätte: so würde er gefunden haben, dass die Eintheilung der Erde in vier Welttheile schon den Griechen nicht fremd gewesen, indem Ephorus bey Strabo B. I. den ersten Theil in Osten von den Indianern, den andern in Süden von den Ethiopern, den dritten in Westen von den Celten und den vierten Welttheil in Norden von den Scythen bewohnen lässt.

So haben denn beyde Recensenten darin übereingestimmt, über die rühmlichen Denkmäler, wie der Morgenländer sie mit Recht genannt, nichts als ihre eigenen Unrühmlichkeiten zu sagen zu wissen. Die tiefsinnigen und nützlichen Lehren, die hier allein in Frage stehen, sind für sie nicht geschrieben gewesen.

Der sechste Artikel, welchen ich Landesgebräuche betitelt, hat beyden Recensenten nichts zu denken gegeben. Um aber doch die Gebühr zu verdienen, wird erinnert, dass die Ueberschrift nicht

recht passe, ohne zu wissen, warum nicht? Ich habe mich S. 92 93 umständlich darüber erklärt. Aber zu Lesern, die nichts fassen, spricht man wie zu tauben Ohren vergeblich.

Unterm Artikel VII. Bibel-Erklärung Pred. Salom. 11, 1 habe ich die Erzählung einer Begebenheit geliefert, welche sich nach dem Zeugnisse des Königs Kjekjawus in Bagdad zugetragen hat und ganz einfach darauf hinausläuft, dass ein armer Schuster aufs gerathewohl Brod ins Wasser warf, in Hoffnung, dass Gott es ihm lohnen werde, und es ward ihm auch vergolten. Man sollte denken, dass ein Professor morgenländischer Sprachen, der als solcher zugleich die Bibel studirt haben sollte, bey diesem Artikel in seinem Elemente seyn werde. Wir werden ihn also hier nach seinem Berufe kennen lernen.

30. Er fängt damit an, zu urtheilen, dass die Erzählung ganz artig sey und denen in Tausend und einer Nacht zur Seite gestellt werden könne. Man sieht, wo ihm die Beurtheilung steht, indem er eine würkliche Begebenheit mit Erdichtungen in gleiche Klasse stellt.

Er urtheilt ferner, dass ein strenger Moralist gegen eine Mildthätigkeit aufs gerathewohl etwas einwenden könne. Wenn er anders sich selbst versteht, so deutet er unter diesem Namen auf Leute, welche die Tugend im Munde und das Laster im Herzen tragen, und was wollten die nicht einzuwenden haben gegen alles, was andere Gutes thun! Sonst ist schon vor Jahrhunderten im Sinne des Arabers von einzüngigen Deutschen gesagt worden: was du dem Nachbar in den Garten wirfst, das wuchert für dich in dem Garten Gottes. Das hätte sich doch der H. Professor um Gottes und der Menschen Willen von Deutschen gesagt seyn lassen sollen, da er es vorher vom Araber nicht gehört hatte, noch weniger vom Könige Salomo.

Er urtheilt auch, dass meine Erklärung des Bibelspruchs mancher andern, die bey der Bibel angebracht worden, nicht nachzusetzen sey. So spricht ja wohl ein strenger Moralist, wenn er es nicht übers Herz bringen kann, zu gestehen, was gut bey der Sache sey. Er will wenigstens den Lesern wohlmeynend aufzurathen geben, welche andere Erklärung er im Sinne oder nicht im Sinne gehabt, die der meinigen die Wage halten soll!

31. Der H. Prof. bittet sich vom Publico und mir die Erlaubniss aus, etwas anzumerken. Ich muss es mir gefallen lassen, nachdem er sich diese Erlaubniss von selbst genommen hat. Er erklärt also, dass ihm der Ton missfalle, womit ich des David Michaelis Erklärung des obgedachten Bibelspruchs getadelt habe, weil H. de Sacy in einem andern Falle den seligen Michaelis weit schonender behandelt habe. Er führt zu dem Ende die eigenen Worte des erstern an. Diese Citation ward ihm leicht, denn er nahm sie aus den Fundgruben B. II. S. 411, welche gerade vor ihm lagen. Wenn Kritik Beurtheilung seyn soll, wenigstens nach der Wortbedeutung: so wird man sie hier vergeblich suchen. Ich habe es mit dem Hebräischen zu thun, was bey Michaelis das Hauptstudium gewesen, und der H. Prof. spricht vom Arabischen desselben; ich habe von einem Bibelspruch zu reden, und er stellt einen Satz aus einer weltlichen Wissenschaft in Frage. Wenn H. de Sacy hierüber Nachsicht übte: so passt das gar nicht auf meinen Fall, besonders da Michaelis durch seine unbiblischen Erklärungen mit zu dem allgemeinen Abfalle vom Christenthume beygetragen hat, woran jetzt Deutschland darnieder liegt. Wie es dem H. Professor ums Herz sey, verrathen ja die Worte, womit er seinen Anspruch auf Nachsicht schliesst: j a w o h l! l e b e n u n d l e b e n l a s s e n. Es ist dies das Wort der Innungen, welche einander ihr wechselseitiges Unrecht

zu übersehen pflegen. Er thut aber unrecht, mich nach sich zu beurtheilen, denn ich gehöre zu keiner Innung.

Er hatte noch ein Paar andere Pünktchen halb schweigend mit Missfallen aufgenommen. Das erste ist, dass er bey David Michaelis den Vornamen Johann nachgetragen, weil er nicht gesehen hat, dass ich nur deshalb David schrieb, um ihn von andern seines Namens zu unterscheiden, welche diesen Vornamen nicht geführt haben. Das zweyte ist, dass der H. Prof. auf studentische Weise durch Einklammerung eines hat mich lehren will, dass ich dies Hülfswort bey der dritten Person des Perfecti irgend eines Zeitworts nicht hätte auslassen sollen. Er hat, wie man sieht, keine gute alte deutsche Bücher gelesen, um zu wissen, wo die schleppenden Hülfswörter nöthig sind oder wo sie weggelassen werden müssen. Meinetwegen schreibe er, wie er kann. Was mich aber betrifft, bin ich mit meiner Muttersprache schon vor einigen dreyssig Jahren im Reinen gewesen, wie man aus der kleinen Schrift ersehen kann, welche betitelt ist: Ueber deutsche Sprech- und Schreibart. Dessau und Leipzig 1783.

32. Bey der Auslegung des Predigers 11, 1 hatte ich geschrieben, dass die Michaelissche Deutung auf Seehandel und Maskopey schon dem Sinne widerspreche, worin Salomo geredet, wenn er die Summe des Buchs in die Lehre setzt: fürchte Gott und halte seine Gebote. Der H. Prof. will dies, wie er sich ausdrückt, nicht anfechten, er will auch dahin gestellt seyn lassen, ob das Buch Salomonisch oder sogar göttlich sey, er will doch aber fragen

> ob die Gebote der Klugheit, selbst die Gebote der ächten Handelsklugheit nicht auch zu den Geboten Gottes gehören?

Man sollte sagen, dass er sich seine Vernunft zu seinem Gott gemacht habe, um sich nach dem Begehr

der Leidenschaften zum Gebote zu machen, was er will; denn in den zehn Geboten, worauf Salomo zielt und welche Moses nicht von der Vernunft, die unter der Herrschaft des Willens steht, sondern von Gott auf Sinai empfing, in diesen Geboten steht nichts von Geboten der Klugheit und von Geboten der Handels-Klugheit. Was aber der Hr. Prof. noch nicht weiss, ist dieses, dass alle Klugheitsregeln von menschlichen Leidenschaften eingegeben worden, nicht von Gott, als dessen Gebote alle gerade gegen die menschlichen Leidenschaften gerichtet sind. Wie wenig der Hr. Prof. über diese hochwichtigen Dinge mit sich selbst ins Reine gekommen sey, beweiset er selbst, indem er hinzusetzt:

> wenn wir hierin irrten, wie ist mancher Vers im 10 und 11 Kapitel desselben Buchs zu deuten?

Diese unbestimmte Aeusserung gehört einmal nicht hierher, wo ich nur den ersten Vers des eilften Kapitels zu deuten mir vorgesetzt hatte. Der Hr. Professor aber würde sich in der Deutung der übrigen Verse niemals irren können, wenn er Gottes Gebote im Auge behalten wollte. Er würde denn auch wahrnehmen, dass meine Erklärung des gedachten Spruchs ihm zum Schlüssel für die Deutung der übrigen Sprüche dienen würde. Da er aber hinterher namentlich den zweyten Vers des eilften Kapitels als ein Zeugniss für den See- und Maskopeyhandel anführt: so können wir daran gleich eine Probe anstellen. Die Worte lauten:

> Theile aus unter sieben und achte, denn du weissest nicht, was für Unglück auf Erden kommen wird.

Das heist ganz ungesucht: sey mildthätig gegen viele in ihrem Unglück, damit diese oder andere einst auch dir in deinem Unglück beystehen mögen, wovon du nicht vorher wissen kannst, wie früh oder wie spät

es dich heimsuchen werde. Wenn ich übrigens vorher gesagt, dass die Deutung auf See- und Maskopeyhandel ganz gegen den Sinn der Biblischen Lehren und Gebote laufe: so will ich heute, vom Hrn. Prof. gedrungen, noch weiter gehen, zu behaupten, dass diese Deutung ganz ungereimt ist, weil sie der Geschichte widerspricht. Es ist eine unläugbare Thatsache, dass die Israeliten seit dem Anfange ihres Reichs in Palästina bis zum Untergange ihres Staats niemals Seehandel getrieben haben. Ihr Staat war auf Ackerbau gegründet. Sie fanden in ihrem Lande alles, dessen sie bedurften. Es war ihnen von Gott ausdrücklich verboten, mit andern Völkern umzugehen und Verbindungen zu schliessen. Und dies musste nach Gottes Absichten so seyn, weil die Israeliten bestimmt waren, ein nach ihren Gesetzen und Gebräuchen lebendes originelles Volk zu bleiben, welches einerley Lehre bewahren und mit der heiligen Schrift der Nachwelt bis zur Menschwerdung Christi überliefern sollte. Die Paar Schiffe, welche Salomo alle drey Jahre aussandte, um Materialien zum Tempelbau und Bedürfnisse für seinen Hofstaat anzuschaffen, waren keine Handlungsflotte und hatten mit israelitischen Krämern, die es in Palästina gegeben haben mag, gar nichts gemein. Ich bin sogar überzeugt, dass diese Schiffe nicht einmal mit Israeliten bemannt gewesen. Wir sehen ja auch, dass Michaelis selbst in seinem mosaischen Recht kein Kapitel über den jüdischen Seehandel aufzustellen vermogt hat. Dass er aber dennoch bey jenem Spruch des Predigers auf die unhistorische Idee vom Seehandel verfallen ist, beweiset uns, wie leicht es ist, wenn man nicht auf festen Füssen steht, sich vom Zeitgeiste hinreissen zu lassen, um auf Kosten der Bibel etwas Neues sagen zu wollen. Salomo hatte von Gott die Weisheit erbeten und empfangen, und diese Weisheit besteht nach Baruch in der Kenntniss des göttlichen

Gesetzes, und gegen dieses Gesetz soll Salomo den Seehandel mit fremden Völkern empfohlen haben. Welcher unbiblische Einfall!

35. Da ich bewiesen habe, dass die Araber den obgedachten Spruch des Predigers gekannt und als Sprüchwort gebraucht haben: so habe ich geäussert, dass dies Wort durch mündliche Ueberlieferungen auf sie gekommen seyn müsse, weil der Prediger nicht ins Arabische übersetzt worden, als welches nur den fünf Büchern Mose wiederfahren sey. Der Hr. Professor erwiedert hierauf:

> dass der Prediger doch in die arabische Sprache übersetzt worden sey, zeige ein Blick in die Londoner Polyglotte, und dass man von vielen andern Versionen bey Eichhorn und andern Nachricht finde, ob sie gleich noch nicht alle eingetragen seyen, wie unter andern eine vom Psalter, die, wenn wir nicht irren, Hr. v. Diez selbst besizt.

Es ist unglaublich, dass ein alter öffentlicher Lehrer so gedankenlos sprechen könne. Er hat nicht einmal verstanden, wovon die Rede ist, ob er es gleich mit der geringsten Ueberlegung in meiner Schrift hätte lesen müssen.

a. Ich habe S. 110 bemerkt, dass der König Kjekjawus das arabische Sprüchwort mit der Begebenheit, die damit in Verbindung steht, im Jahre Christi 1080 aufgezeichnet, und S. 114 Note 2 habe ich nachgewiesen, dass das Sprüchwort bey der gedachten Gelegenheit ohngefähr 200 Jahre vor Kjekjawus gesprochen worden. Es geschah dies also neunhundert und einige sechszig oder siebenzig Jahre vor dem Jahre, worinn wir leben. Man kann auch weit über tausend Jahre rechnen, weil das Wort, selbst wenn es damals noch von neuem Ursprunge gewesen wäre, doch Zeit gehabt haben musste, um unterm Volke zum Sprüchworte geworden zu seyn. Wenn

nun der Hr. Professor die Londoner Polyglotte gesehen und die neuern Schriften gelesen hat, welche er anführt: so sollte er ja doch wissen, dass man kein einziges biblisches Buch, geschweige den Prediger, kennt, dessen arabische Uebersetzung bis zum Alter von tausend Jahren hinansteige, und zwar von Arabern selbst gefertigt worden sey, wie ich S. 115 voraussetze. Ich habe deshalb nur die Bücher Mose genannt, weil davon gleich in den ersten Jahren des Islams eine arabische Uebersetzung vorhanden gewesen seyn muss, ob sie gleich nicht auf uns gekommen ist. Was haben wir also hier mit der Londoner Polyglotte und mit Handschriften zu thun, die von Juden und Christen aus weit jüngern Zeiten herrühren, und selbst in vielen Bibliotheken zu Konstantinopel anzutreffen sind, wie man bey Toderini lesen kann? Walton hat uns ja gemeldet, wo die Polyglotte hergenommen ist.

b. Mein Hauptgeschäft bey vorhabendem Artikel war, zu zeigen, dass das Wort mitte und lass fahren in der Vulgata und in Luthers Uebersetzung unrecht gewählt, und dass die neuern Ausleger dadurch zu irrigen Deutungen des Spruchs verleitet worden. Um aber den ganz unzweckmässigen Beweis zu führen, dass der Prediger arabisch in der Polyglotte stehe, wovon ich so gut unterrichtet gewesen wie jeder andere, hat der Hr. Professor für gut gefunden, den in Frage stehenden Spruch des Predigers arabisch beyzubringen. Da er nicht an die Neuheit der Uebersetzung gedacht hatte, so hätte ihn wenigstens das erste Wort des arabischen Polyglotten-Spruchs ارسل darauf führen, es hätte ihm auch zeigen sollen, dass das Wort gegen mich gar nicht zu gebrauchen sey; denn ارسل heisst sende, mitte oder lass fahren, und ist folglich dasselbe Wort, gegen welches ich gesprochen habe. Es verräth also, dass die Polyglotten-

Uebersetzung des Predigers aus der Septuaginta verfertigt worden. Damit nun der Hr. Professor höre, wie das Wort, was ich durch wirf, nicht durch sende, übersetze, im Arabischen der Araber laute, nicht der Polyglotte: so kann ich es zwar nicht aus dem Buche des Kabus hernehmen, wo das Sprüchwort im Türkischen ausgedrückt ist. Allein ich habe es in einer handschriftlichen Sammlung arabischer Sprüchwörter angetroffen, wiewohl es nicht so vollständig ausgedrückt ist als im Türkischen. Es heist

افعل الجميل و ارميه في الما Thue das Gute und wirf es ins Wasser.

Da sieht der Hr. Professor, dass vom Zeitwort arma die Rede ist, welches werfen, schmeissen, schiessen, schlenkern bedeutet, und nicht von ersil, welches senden, schicken, abfertigen, wegschicken heisst.

c. Wenn er übrigens sich das Ansehn giebt, sich von weitem her nur noch ganz dunkel, wenn wir uns nicht irren, zu erinnern, dass ich selbst eine arabische Uebersetzung des Psalters besitze, gleichsam um mich zu belehren, dass auch der Psalter ins Arabische übersetzt sey: so ist das eben so ungeschickt angebracht als das vorhergehende; denn ich habe es hier nicht mit dem Psalter Davids, sondern mit dem Prediger Salomons zu thun. Es klingt doch aber gar zu possirlich, dass ein Mann, welchen ich niemals bey mir gesehen habe, den Zeitungslesern und mir etwas neues von dem sagen will, was ich unter Händen habe. Der Leser muss wenigstens erfahren, wie das Ding zusammenhängt, wovon so räthselhaft geschwazt wird. Vor einigen Jahren hatte ich dem nunmehr verstorbenen Professor Grimm zu Duisburg auf sein Verlangen eine Handschrift vom syrisch-arabischen Psalter geliehen. Nach Jahr und Tag meldete er mir, dass er unter verhoffender Genehmigung diese Handschrift, wegen der Varianten im Arabischen,

dem Hrn. Prof. Lorsbach übersandt habe. In der Folge empfing ich die Handschrift zurück. So ist das Räthsel gelöset und der Leser lernt zugleich den Recensenten kennen, der sich dieser ziemlich neuen Sache nur deshalb so dunkel zu erinnern scheint, um sich des Danks für die Mittheilung der gedachten Handschrift zu überheben. Um die Leser noch besser zu überzeugen, wie unnöthig es gewesen, mich an meine eigene Handschrift zu erinnern, so will ich nicht unbemerkt lassen, dass es nicht die einzige ist, welche ich besitze, indem sich in meiner Sammlung noch finden, eine arabische Uebersetzung der fünf Bücher Mose, eine koptisch arabische vom Psalter, eine arabische der grossen und kleinen Propheten, zwey arabische Versionen der Evangelien und eine syrisch-arabische der leztern.

34. In der Reihe folgt der Artikel VIII von der Kriegskunst S. 116 — 157, woran derselbe Hr. Prof. Lorsbach sein Heil versucht hat. Er hätte sich nicht anders als geschehen benehmen können, wenn er darauf ausgegangen wäre, alle Erkenntniss ekelhaft zu machen. Denn anstatt vom Inhalte dieses Artikels eine Vorstellung im Ganzen zu geben, wie es der Zweck jeder Recension seyn sollte, bleibt er bey einzelnen Wörtern liegen, welche er theils für die Sache geben, theils als Druckfehler berichtigen, theils aus Abulfeda, der nicht mehr gelten kann als mein ungenannter Verfasser, verbessern will. Es fehlt weiter nichts, als dass er die Adresse des leztern beygefügt hätte, damit ihm die Recension zugeschickt werde, um bey einer neuen Auflage seiner Schrift in der Ewigkeit davon Gebrauch zu machen, wenn er es nöthig finden sollte. Soviel ist davon schon zuviel gesagt! Hiermit tritt der Hr. Professer vom Schauplatze ab, um seinem Anführer wieder Raum zu machen.

Der Art. IX. Buch des Oghuz S. 157 — 205

ist dem Hrn. Hofdollmetscher vorzüglich sauer und schmerzlich angekommen, wie so vielerley Bockssprünge beweisen, wozu er sich dadurch hat verleiten lassen.

35. Er sagt, dass die Sprüche aus dem Buche des Oghuz es nicht verdienten, dass so viel Blätter damit angefüllt worden. Da er dies nur ins Gelag hinein sagt ohne Beweise, bloss um das Buch herabzuwürdigen: so darf ich ihm erklären, dass ich das besser verstehen muss als er, weil ich es mir habe Geld kosten lassen, um die Sprüche bekannt zu machen. Auch wissen gescheute Leute, die den Menschen aus seinen Reden erkennen, den Werth derselben sehr wohl zu schätzen. Für ihn aber, der sich nicht darauf versteht, sind sie nicht geschrieben; denn ausser der Sprachkenntniss erfordern sie Sachkunde und Erfahrenheit, und ich werde ihm bey jeder Nummer beweisen, dass es ihm an dem allen gänzlich fehlt. Er mag sich an deutsche Romane, Comödien und Zeitungen halten, wenn doch einmal etwas gelesen werden muss.

36. Er will das Alter des Buchs des Oghuz bestreiten, indem er anführt, dass vieles darin vorkomme, was sich auf die muhammedanische Religion beziehe, und dass des fränkischen Damastes darin erwähnt werde. Das erstere habe ich ja selbst S. 160 gesagt. Ich habe selbst daraus geschlossen, dass der Verfasser in den Zeiten des Islams gelebt habe. Weiss er denn aber nicht, dass der Islam schon über 1200 Jahre steht? Weiss er denn auch nicht, dass fränkischer Damast nichts anders als venetianischer Damast heist und dass die Venetianer lange vor den Kreuzzügen, lange unter den griechischen Kaisern mit ihren kostbaren Zeugen und andern Waaren nach dem Orient handelten? Weiss er denn nicht, dass der venetianische Staat, ehe er in unsern Tagen untergegangen, über tausend Jahr gestanden hat? Man ur-

theile, wie weit es unser Held in der Schlusskunst gebracht hat!

37. Er vermisst bey vielen Sprüchen Erklärungen, ohne welche sie nicht verständlich seyn sollen.

a. Wenn er den beygefügten Original-Text nicht versteht, wie er hierdurch selbst bekennt, warum giebt er sich denn das Ansehn, ihn besser verstehen zu wollen als ich, wie wir bald hören werden? Man wird sehen, dass er selbst die Sprüche nicht verstanden hat, die von mir erläutert worden. Wo sollte ich denn für ihn mit allen Erläuterungen hin! Es würden mehr Noten als Text seyn, wie der gegenwärtige Unterricht die Probe davon liefert. Für ihn würde jedes Wort nicht bloss des Originals, sondern auch des Deutschen analysirt werden müssen, und wenn das alles geschehen wäre: so würde er doch die Sache nicht begriffen haben, da er die Sonne immer nach der hölzernen Hausuhr stellen will. So ist die Sache. Aber er hat noch seine Nebenabsichten, indem er so spricht.

b. Von zweyhundert Sprüchen habe ich mehr als den vierten Theil erläutert, weil die übrigen dessen nicht bedurften für jeden, der Deutsch versteht und nachdenken kann. Ich lasse auch keine Uebersetzung drucken, ohne sie mit den erforderlichen Anmerkungen zu begleiten, deren Werth von verständigen Männern allgemein anerkannt worden. Es sind aber gerade die meinen Uebersetzungen beygefügten vielen Erläuterungen, welche dem Hofdollmetscher Augenschmerzen verursachen. Er möchte daher selbige durch jene Aeusserung gern in Vergessenheit bringen unterm Vorwande, dass es daran fehle. Man kann sich in dieser Absicht unmöglich an ihm irren, da er selbst bey seinen sogenannten Uebersetzungen keine vernünftige Erläuterungen zu machen weiss. Er hat in den Fundgruben 700 Aussprüche Muhammeds, das ist, viertehalb mal soviel als meine 200 oghuzische Sprüche nach seiner Art geradebrecht, ohne eine ein-

zige Erläuterung beyzufügen, so dass sich jeder bey Ermangelung des Originals gefragt hat, was will der Mann doch damit sagen? Wir dürfen aber erwarten, dass er künftig auch auf Noten studiren werde. Er hat den Anfang auf meine Kosten gemacht. Ich will ihn dafür lehren, was zum Notenmachen gehört. Im Buche des Kalus S. 403 habe ich in der Anmerkung gesagt, dass Nuschirwan eine Christin zur Gemahlin gehabt. Dies ergreift der Gegner wie vom Zaune gebrochen, um in den Fundgruben Band II. S. 424 die Note anzubringen:

> Noch irriger ist H. v. D. daran, welcher den Chosru Parwis mit Chosru Nuschirwan vermengt. Jener, nicht dieser hatte eine Christin nämlich unsere Schirin zur Gemahlin.

Die Behauptung ist, wie gewöhnlich, ohne Beweis hingeworfen und nur in seinem Kopfe reimt es sich so, dass Nuschirwan sich mit keiner Christin vermählt haben könne, weil Parwiz es gethan hat. Er fühlt nicht, dass jeder andere gleiches Recht haben würde, den Satz umzukehren, wenns mit unhistorischem Geschwätz ausgemacht wäre. Was ich geschrieben habe, beruhet auf Geschichte. Mirchond berichtet es, dass Nuschirwans Gemahlin eine Christin gewesen. S. *Histoire des Rois de Perse* bey *Memoires par Mr. de Sacy p.* 367 und Herlelot in seiner orientalischen Bibliothek unterm Artikel Nouschirvan. Wie jämmerlich ist es denn doch, dass der Mann auch in Geschichtssachen mitsprechen will, ohne die Geschichte zu kennen! Allem, was er schreibt, ist nicht anders zu helfen, als dass man es vom Anfang bis zu Ende ausstreiche. Nach diesen falschen Voreinnerungen geht er nun zu den Beweisen von seiner Unkunde in der Sprache über.

38. Der Sammler des Buchs des Oghuz, die Ausartung seiner Nachkommen ahndend, spricht No. *66*

> die mit losgelassenen Lippen rennen, werden Beamte werden.

Ich habe dabey die Erläuterung gemacht, dass, mit losgelassenen Lippen rennen, so viel heisse, als viel sprechen und wenig überlegen, wie dies des Gegners eigene Krankheit ist. Er äussert dagegen:

wir finden weder die losgelassenen Lippen noch die Beamten,

Ich habe es ja auch nicht auf ihn ankommen lassen, dass er es finden sollte. Für ihn würde alles, was im Buche des Oghuz steht, ewig ungefunden geblieben seyn. Der Beweis ist hier, dass ihm jedes Wort des Originals fremd ist. Damit die Leser dies erfahren, werde ich jedes Wort erklären, wenn ich zuförderst bemerkt habe, dass er, ohne das Original zu verstehen, doch nach der missverstandenen Analogie meiner Uebersetzung übertragen will,

dass die schnellllaufenden sich zu Ansehen empor schwingen.

Ausser falschen Worten will er einen ganz falschen Gedanken unterschieben, nicht wissend, dass zum Laufen nicht schnell seyn gehöre in Sachen der Aemter und des Ansehens.

a. قوشمق *koschmak* heisst die Zügel schiessen lassen, loslassen, galopiren, Meninski Tom. III. p. 1068. und das hier gebrauchte *koschar*, er lässt los, ist die dritte Person Singularis Indicativi, die hier für den Plural gebraucht wird.

لب *lep* bedeutet Lippe, IV. p. 196.

اشمك *eschmek* heisst rennen, Tom. I. p. 178 und das hier gebrauchte *eschenler* die rennenden ist das Participium activi Pluralis. Nach dem Buchstaben können also diese drey Wörtchen keinen andern Sinn geben, als, die Lippen loslassend rennenden, oder, wie ichs nach dem Geist unserer Sprache ausdrücke,

die mit losgelassenen Lippen rennen.

Das sind Leute, die alles mit dem Maule machen

wollen, wie der Deutsche sagt; denn leider! geschieht es überall, dass Leute, die viel schwatzen und Schuhlange Worte reden, denen, die aus Bescheidenheit an sich halten, den Rang ablaufen oder der Welt weiss machen, dass ihre Eule ein Falke sey. Der Gegner greife nur in seinen Busen, um jene Worte verstehen zu lernen.

b. Das Wort عوان *awan* will er für اعيان *Ajan* lesen, weil er es nicht versteht. Ich wills ihn aber lehren. Es ist ursprünglich ein persisches Adjectiv und steht bey Meninsky mit der Bedeutung *fortis*, *firmiter apprehendens aut tenens* III. p. 778. Da aber sein kurzer Blick im Persischen wie im Arabischen und Türkischen nicht über Meninski hinausträgt: so muss ich hinzusetzen, dass das Wort *awan* von den Tataren und Türken, wie oben *rewan* bey No. 18, zum Substantiv gemacht und mit vielerley Bedeutungen gebraucht worden als von Befehlshabern, Woywoden, Beamten, Vornehmen, Angesehenen, Grossen, Dienern, Bedienten, Spionen u. s. w. Man sagt z. B.

عوان الوالي Gerichtsdiener, Stadtknechte, Häscher. Dies letztere lässt sich auch noch in *firmiter apprehendens aut tenens* nach dem Ausdrucke unsers gemeinen Mannes, Herr halt uns fest, wieder erkennen. Nur dem Hofdollmetscher ist alles dunkel und unbekannt. Wenn er die geringste Belesenheit in Schriften besässe, wo solche Wörter vorkommen, und sich mit dem Sprachgebrauche bekannt gemacht hätte, der in allen Wörterbüchern vernachlässigt worden, wie hätte ihn denn ein Wort mit so vielerley Bedeutungen fremd bleiben können! Gleichwohl ist der Mann dreust genug, seine Unwissenheit für Sprachkenntniss auszugeben.

c. Es ist zum Erstaunen, dass ich ihm selbst das letzte Wort اولا *ola* erklären muss. Es heisst: sie werden seyn oder werden, und ist, wie die Gram-

matik lehrt, das Futurum vom Verbo *auxiliari* اولمق *olmak* seyn oder werden. Daraus macht nun der Hofdollmetscher nach seiner Radebrecherey sich empor schwingen. So schlimm hats noch kein Hofdollmetscher gemacht! Die Leser werden aus dem allen von selbst ersehen, dass meine Uebersezzung unerschütterlich stehen bleibt,

die mit losgelassenen Lippen rennen, werden Beamte werden.

39. Aus demselben Spruche No. 66, der mehrere Sätze enthält, habe ich übersetzt:

die unter ihren Schultern laufen, werden die wahren Paradisvögel seyn.

Ich habe dazu die Erläuterung gegeben, dass dies heisse, von ihnen (den Beamten) begünstigt und empor geholfen werden, Man hat oben bey No. 37 gehört, dass der Gegner bey den Sprüchen meine Erklärungen vermisse, und die Leser wissen, wie das zu deuten ist; denn hier werden sie einen Spruch nach dem andern von mir erläutert, aber deshalb doch vom Gegner nicht verstanden finden, Er ruft nämlich aus,

wie um Himmels willen kommen hier die Paradisvögel hinein!

Um seiner Unwissenheit willen will ichs ihm lehren.

a. Zuförderst muss man sehen, wie er diese Worte radebrechen will. Sie sollen nach ihm heissen,

dass die ihnen unter die Schulter greifenden Wechsler werden.

Man sollte es würklich nicht glauben, dass solch tolles Zeug nur gedacht, geschweige gedruckt werden könne. Es fehlt dem Manne an aller Ueberlegung. Wie kann man zum Wechsler werden, wenn man jemandem unter die Schulter greift, und wer hat Wechsler jemals figürlich für Reiche gebraucht, wofür er sie geben will, zumal da es in Asien ein

Zufall ist, wenn ein Wechsler als ein reicher Mann stirbt, weil er viel verborgen muss und selten alles wiederbekommt! Wie konnte ferner der Sammler des Buchs des Oghuz ein Muhammedaner von seinen Nachkommen als von Armenischen Christen oder von Juden sprechen, welche die einzigen Wechsler in Asien sind, zumal da zu seiner Zeit nach der höchsten Wahrscheinlichkeit noch an keine Wechsler gedacht gewesen, die erst unter den Osmanen aufgekommen sind, seitdem letztere durch Eroberungen und Beute reich und mächtig geworden! Solche Ueberlegungen streichen über den Horizont des Hofdollmetschers. Wir wollen nun die einzelnen Wörter verfolgen, um das Monströse seiner Uebersetzung vollends aufzudecken.

b. Im Original steht

قولتقلرندە سكردشن كشلر صرف هماز اولا

Das erste Wort *koltuklerinde*, unter ihren Schultern, steht im Ablativ, nicht im Accusativ, wozu es der Gegner macht.

Das zweyte Wort *seghirdeschen* ist das Participium activi von سكردشمك *seghirdeschmek* mitlaufen, mit einander laufen. Dies ist wieder das Verbum reciprocum von سكرتمك *seghirtmek*, was bey Meninski III. p. 289 mit der Bedeutung von *currere* anzutreffen ist. Der Gegner hat also nach ächter Dollmetscher Manier auf die Hände gedeutet, wo von den Füssen gesprochen wird, er will greifen lassen, wo gelaufen werden soll, denn so will er das Wort *seghirdeschen* übersetzen, weil er es nicht unmittelbar in Meninski gesehen hat.

c. Das dritte Wort كشلر *kjischiler* ist vom Gegner nicht bestritten, vermuthlich weil er nicht gewusst hat, wo er damit hinsoll, denn es ist hier anders geschrieben als im Wörterbuche. Es heisst

Leute, Menschen oder jemand und ist in meiner Uebersetzung durch die erschöpft.

d. Das vierte Wörtchen صرف *syrf* ist arabisch und bedeutet rein, unvermischt, *merum*, *purum*, wie man bey Men. III. p. 515 sieht. Da es mit Paradisvögeln zusammengesetzt ist, so habe ich übersetzt, die wahren Paradisvögel, welches eben soviel ist als die rechten oder eigentlichen Paradisvögel. So sagt man im Arabischen حرام صرف *haram syrf*, eine wahre oder klare Ungerechtigkeit. Man spricht im Türkischen صرف تركي *syrf türkji* rein oder unvermischtes Türkisch, ein Ausdruck, der auch im Buche des Kabus S. 273 vorkommt. Aus diesem *syrf*, wovon der Hofdollmetscher den Srpachgebrauch nicht gewusst hat, will er nun *sarraf* صرّاف machen, welches Wechsler oder Grammatiker heisst. Man sieht, wie erbärmlich es mit dem Manne steht, der zwey Wörter verwechselt, welche ganz verschieden geschrieben und ganz verschieden ausgesprochen werden.

e. Das fünfte Wort هماز *humaz* Paradisvogel, steht nicht in Meninski, weil es nogai-tatarisch ist, worin ich mich von einem Eingebornen habe unterrichten lassen, wie ich S. 165 bemerkt habe. Dieser Dialekt ist dem Hofdollmetscher wildfremd, der vielleicht nicht einmal weiss, dass es einen solchen Dialekt giebt. Ist es also nicht klare Unverschämtheit, dass er dennoch über alles mitsprechen will, was ihm unbekannt ist? Die Alten sagten solchen Leuten, wie es Sebastian Frank auf allen Blättern wiederholt hat: Erfahr's, so weisst du's. Weil er nun das Wort gar nicht kennt: so hat er es nicht einmal zu lesen vermogt, denn er hat همان *haman* anstatt *humaz* herausbuchstabirt. *Haman* ist ein Ad-

verbium und heist nur, bloss, sogleich. Wenn dies Wort im Original stünde, so würde es doch nicht vergeblich geschrieben seyn. Er hat aber selbst nicht gewusst, wo er damit hinsoll, indem er es in seine monströse Uebersetzung nicht aufgenommen hat, welche denn, um ihn noch lächerlicher zu machen, gelautet haben würde:

> die ihnen unter die Schulter greifenden, werden nur oder sogleich Wechsler.

Da ich aber bewiesen habe, dass Wechsler hier nicht bloss falsch gelesen, sondern auch gänzlich ungereimt ist: so würde es auf der andern Seite, wenn nur in meine Uebersetzung hineingepfuscht würde, am Substantive als Prädikate fehlen, indem sie lauten würde:

> die unter ihren Schultern laufen, werden nur wahr oder unvermischt seyn.

Jeder sieht, dass das eine so toll lautet als das andere. Weil indessen der Gegner *kaman* für *humaz* fälschlich gelesen; so meynt er, dass ich *huma* oder *humai* (welches im Persischen Paradisvogel bedeutet) für *haman* gelesen hätte, und hat die Stirne, hinzuzusetzen:

> dass es mir sehr oft begegne, das unrichtig geschriebene für richtig zu halten und das richtig geschriebene falsch zu übersetzen.

Er spricht sich selbst, wie man zu sagen pflegt, denn man sucht Niemanden hinterm Ofen, wenn man nicht selbst dahinter gesessen hat. Alle vorhergehenden Nummern meines Unterrichts haben dies schon bewiesen und alle folgenden werden es wiederholen. Um hier die Niederlage des Mannes zu vollenden, der zu meinem Bedauern um so leichten Preis zu bekämpfen ist: so will ich noch einen recht sinnlichen Beweis geben, dass im Original kein anderes Wort als *humaz* steht noch stehen kann. Der Spruch No.

66, der hier in Frage ist, enthält eigentlich vier Glieder, welche ich übersetzt habe:

die mit losgelassenen Lippen rennen, werden Beamte werden

und die unter ihren Schultern laufen, werden die wahren Paradisvögel seyn;

es werden sich unter ihnen wenig taugliche finden;

die meisten von ihnen werden nicht mehr beten.

Diese vier Sätze sind eigentlich in Prosa geschrieben. Weil aber der Morgenländer gewohnt ist, in solchen Fällen oft Endworte zu wählen, welche mit gleichförmigen Lauten schliessen: so entsteht daraus eine Art von Reim, welcher den Wohllaut bildet, der dem Ohre des Lesers morgenländischer Schriften so ungemein angenehm ist, freylich nur des Lesers, der im Zusammenhang zu lesen vermag und der ein Ohr für die Schönheit des Ausdrucks hat. Die Sache ist also, dass die Endworte jener vier Sätze oder Verse in *a* reimen und dass die vorletzten Worte der letzten drey Sätze sich in *az* endigen. Es hat dies in der Prosodie seinen eigenen Namen. Damit meine Leser dies mit mir empfinden oder hören mögen: so will ich die zwey letzten Worte jener vier Sätze des Originals in lateinischen Buchstaben hieher setzen und zur Verdeutlichung die Uebersetzung dieser Worte wiederholen,

awan ola werden Beamte werden
humaz ola werden Paradisvögel seyn
az buluna werden sich wenig finden
binamaz ola werden nicht mehr beten.

So liegt es denn jedem vor Augen, dass im zweyten Satze *humaz* stehn musste, wie im dritten und vierten *az* und *binamaz*. So ist es auch klar, dass der Gegner vor aller Buchstabirerey keine vier Sätze im Zusammenhang zu lesen weiss und des Sinnes für Wohllaut des Styls ermangelt. Er weiss nicht, was

er lieset und überlegt nicht, was er schreibt. Uebrigens lässt es sich nicht bestimmen, ob *humaz* aus *huma* oder *humai* oder umgekehrt gebildet worden. Ohne Abänderung aber kann fast kein Wort aus einer Sprache in die andere übergehen. Man weiss, wie oft bey Deutschen, Engländern, Holländern, Dänen und Schweden ein und dasselbe deutsche Wort verschieden lautet. Ich merke noch an, dass nach morgenländischer Dichtung der Paradisvogel für den glücklichsten und für einen glückbringenden Vogel gehalten wird. Er soll keine Füsse haben und daher immer in der Luft schweben, ob dies gleich von der Erfahrung widerlegt wird. Er soll keinem Thiere schädlich seyn, weil er bloss von Knochen lebt. Wer von seinen Flügeln im Vorüberziehn beschattet wird, soll zu Ehren und Herrschaft gelangen. Darum lässt unser Verfasser diejenigen, die unter den Schultern oder Fittigen der Beamten laufen, das heisst, von den Beamten in Gunst und Schutz genommen sind, die lässt er glücklich und selbst zu Paradisvögeln werden. Der Verfasser spricht von einer Zeit, wo die Aemter nicht mehr nach Gelehrsamkeit und Verdiensten, sondern nach Gunst und Schutz vergeben werden.

40. Der Spruch No. 68 besagt: Wenn jedermanns Thüre offen stehen wird: so wird man wie in Zigeunerhütten gerade hineingehn.

Die Originalworte sind

هربرسي قپوسي اچوق قره اولنكده كب اونه كره

Der Verfasser will sagen, was leicht zu errathen ist, dass jeder sein Haus oder seine Hütte geschlossen halten müsse, um seine Frau und Töchter vorm Anlaufe der Fremden zu bewahren; denn wenn erst jedermanns Thüre offen stehen wird: so wird man wie in Zigeuner Hütten gerade hineinlaufen, als wo allerley Schande und Unzucht verübt zu werden pflegt. Darum

nennt man auch Zigeuner Leute, die keine Religion haben. Der Verfasser sagt hier im Geiste vorher, was künftig seiner Nation begegnen wird, wie er es bey No. 63 angefangen und bis No. 73 fortgesetzt hat.

Der Hofdollmetscher weiss wieder nicht, wo hier die Zigeuner hineinkommen! Ich werde es ihn also wieder lehren müssen. Wenn er ehrlich seyn wollte: so sollte er nur gerade heraus sagen, dass er nicht wisse, wo alle meine Uebersetzungen herkommen; denn ich weiss ja am besten, dass er nicht eine einzige Seite, nicht eine einzige Zeile aus meinen Handschriften richtig zu übersetzen im Stande ist.

a. Er hat ein Wort herausbuchstabirt, was kein Wort ist قره اول *karaol.* Er will aber ***karawul*** daraus machen, welches Schildwacht heist. Wir wollen ihn erst in seinen eigenen Worten fangen. Wenn er nicht den Lesern und sich selbst ein X für ein U zu machen suchte: so würde er obige Stelle wenigstens nach seiner Weise übersetzt haben, um zu zeigen, wie seine Schildwacht darin figurire. Er hat aber selbst nicht gewust, wo er mit der Schildwacht hin soll, weil ihm jener Ausspruch stockfinster vor seinen ohnehin blöden Augen gestanden. Es hat nur seinen Tücken genügt, unkundigen Lesern vorspiegeln zu wollen, dass ich unrecht zu lesen und falsch zu übersetzen pflege, wie er oben sagte, indem er sich selbst mit mir verwechselt. Lasst uns denn nachholen, was der arme Mann unterlassen hat. Nach seiner Einfalt soll der Spruch heissen:

> Wenn jedermanns Thüre offen stehen wird, so wird man wie in Schildwachtshäuser gerade hineingehen.

Kriegsleute, die Schildwacht stehen, haben in ihren Schilderhäuschen keinen Aus- und Eingang, nicht bloss, weil das Schilderhäuschen zu klein dazu ist, sondern auch weil das Aus- und Eingehen bey ihnen gerade gegen ihre Bestimmung laufen und deshalb

von den Obern nicht geduldet werden würde. Ausserdem müssten Schildwachtshäuser Schilderhäuser seyn, wie wir sie nennen. Die haben aber keine Thüren, welche geschlossen werden könnten, wie dies auch gegen ihren Zweck streiten würde. Ja bis auf diese Stunde sind in ganz Asien noch keine Schilderhäuser im Gebrauch gewesen, man kennt sie nicht einmal, geschweige dass man vor vielen Jahrhunderten hätte einen Spruch darüber ausgehen lassen können. Endlich sind auch die Oghuzier, von denen hier die Rede ist, niemals mit Frau und Kindere zu Felde gegangen, um sie vor Unzucht bewahren zu sollen, wie es der Sinn des Spruchs voraussetzt. So viel sind der Ungereimtheiten, die sich im Worte Schildwacht häufen! Wie unglücklich sind die Morgenländer, wenn sie einem Manne in die Hände fallen, dem es sowohl an der Sprache als am gesunden Menschenverstande fehlt! So weit sind wir mit dem deutschen Worte Schildwacht gekommen. Lasst uns nun zum türkischen Worte zurückkehren.

b. Schildwacht heisst im Türkischen und Tatarischen nicht قره اول *karaol*, als welches gar kein Wort ist, sondern قراول *karawul*, wie Meninski lehrt III. p. 985. Die Tataren und Alttürken schreiben auch قرول. Es heist nicht bloss Schildwacht, sondern auch Vortrab, Vorposten, Feldwachten. Seht, wie unerfahren der Hofdollmetscher im Lesen ist! Meninski hätte ihn eines bessern belehren müssen, wenn er ihn zu gebrauchen verstünde!

c. Um das in Frage stehende Wort selbst zu erklären, muss ich davon ausgehen, dass او *ew* für sich ein Haus, Wohnung oder Hütte heisst, was im Wörterbuche zu lesen ist. Es fehlt aber bey Meninski das zusammengesetzte Wort قره او oder قرااو *kara ew*, welches nach dem Buchstaben ein schwarzes

Haus, eine schwarze Hütte bedeutet. Nach dem Sprachgebrauche aber nennt man so ein Zelt von schwarzen Ziegenhaaren, wie es ehemals von Arabern und Tataren gebraucht ward, solange sie ein Nomaden-Leben führten. Bey den Arabern in der Wüste sind noch bis jetzt schwarze Zelte üblich. Im persisch-türkischen Wörterbuche, betitelt Danistan, wird *kara ew* schlechtweg durch arabisches Zelt erklärt. Im Buche des Dedé Korkud, wovon ich im zweyten Bande No. XIV. gesprochen habe, wird das Wort noch für Zelt gebraucht, indem es daselbst heist:

قونغي كلمدين قره اولر يغلسه يكك das ist, es ist besser, dass Gezelte niedergerissen werden, worin keine Gäste kommen, das heist, worin keine Gastfreundschaft ausgeübt wird. Eben so wird in dem aus jenem Buche mitgetheilten Aufsatze vom Cyklopen von einem oghuzischen Fürsten gesagt:

قره اودن قوپدي das ist, er stand aus dem Zelte auf.

d. Ehe ich in der Erklärung weiter gehe, wird es den Freunden der Bibel nicht unangenehm seyn, die schwarzen Hütten oder schwarzen Zelte bis ins Alterthum der heiligen Schrift zurückführen zu sehen. Im hohen Liede Salomons 1. 5 heisst es

Ich bin schwarz aber gar lieblich, ihr Töchter Jerusalems, wie die Hütten Kedar, wie die Teppiche Salomo.

Kedar bedeutet im Hebräischen schwärzlich, von der Sonne verbrannt. Ismaëls Nachkommen in Arabien hiessen Kedar oder Kedarim, weil sie unter schwarzen Zelten wohnten. Der Chaldäische Ausleger sagt darüber: *ut filii Chus, qui habitant in teutoriis Kedar.* Im kleinen hebräischen Wörterbuche betitelt Thisbites von Elias Levita, welches von Fagus über-

setzt 1541 herausgegeben worden, finden wir auch unsere Tataren, indem es p. 202 heisst:

Kedar. Nos populum, qui Tartari vocantur, Kedarim nuncupamus, nomina filiorum Ismaël, Kedar et Adboël et Milscham, qui habitant in Arabia. Verum Tartari non morantur in Arabia, sed quia in Tabernaculis habitant, more filiorum Ismaël, ob id Kedarim ipsorum nomine vocantur.

e. Ich komme zur Erklärung der schwarzen Hütten oder Zelte zurück. Aus dem Vorhergehenden, besonders aus Dedé Korkud und selbst aus Elias Levita kann man schon urtheilen, dass das Wort *kara ew* der tatarischen Sprache angehöre, woraus es die Osmanen oder Neutürken nur entlehnt haben. Dies ist um so gewisser, weil ich beweisen kann, dass in der Dschaghataischen oder alttürkischen Sprache ein anderes Wort dafür üblich ist, nämlich قير اوي *kir ewi*, welches Mir Aly Schir in einem kleinen Vokabular der Dschaghataischen Sprache durch *kara ew* erklärt. Dies mag sich der Hofdollmetscher merken, der die genannten drey Dialecte nicht zu unterscheiden weiss, und daher weder die Wörter derselben kennt, noch ihren Ursprung nachzuweisen versteht. Im Verlaufe der Zeiten ist der Ausdruck *kara ew*, schwarze Hütte oder Zelt bey den Osmanen für schlechtes Haus gebraucht worden, was keinen sonderlichen Werth hat. Der Beweis ist, dass im ältesten Kanun Namé oder Verordnungsbuche, welches ein Abgaben-Edict aus der ersten Zeit der osmanschen Monarchie ist, die Worte vorkommen

قره او يري طپوسي اعلاسي اللي‌دن زياده اولنميه

das ist, der Zins von der Länderey eines schlechten Hauses soll aufs höchste nicht mehr als funfzig Asper seyn.

Wenn im Türkischen und Tatarischen den Substan-

tiven die Sylbe لو *lü* oder لي *li* angehängt wird: so bilden sich Adjective, die auch als neue Substantive gebraucht werden. Dies ist der Fall mit *ew* Haus, wenn es mit jener Sylbe verbunden wird, indem *ewlü* ein Häusler, der ein Haus hat, heisst. Es steht auch bey Meninski Tom. I. p. 382 mit der Bedeutung *habens domum*. Wenn man ferner *kara* schwarz mit *ewlü* zusammensetzt: so kommt heraus *kara ewlü* Schwarzhäusler, der ein schwarzes Haus hat, das heisst, nach der obgedachten ursprünglichen Bedeutung von *kara ew* ist *kara ewlü* nichts anders als einer, der unter schwarzen Zelten wohnt, ein Nomade, der unter Zelten lebt. Man nennt solche Leute auch كچر اولو *ghetscher ewlü*, herumziehende Zeltner, die unter Zelten umherziehen. Da nun dies dasselbe Leben ist, was die Zigeuner von jeher bis auf den heutigen Tag in muhammedanischen Ländern unter schwarzen Zelten führen: so hat dies Gelegenheit gegeben, sie ebenfalls *kara ewlü* Schwarz-Zeltner zu nennen, ob man sie gleich sonst auch چنكانه *tschinghanè* zu benennen pflegt. Beyde Wörter stehen nicht bey Meninski. Ich habe oft kleine Reisen auf der europäischen und asiatischen Küste des Kanals von Konstantinopel und des schwarzen Meeres gemacht, wo ich häufig in Thälern und auf guten Weideplätzen Zigeuner unter schwarzen Zelten angetroffen und sie *kara ewlü* wie ihre Zelte *kara ew* nennen gehört habe. Jedes Kind weiss dies in dortigen Gegenden. Da nun die Oghuzier zur Zeit, als das Buch des Oghuz geschrieben ward, längst aufgehört hatten, Nomaden zu seyn und das liederliche Leben noch nicht führten, wovor der Verfasser seine Nachkommen warnet: so kann jeder von selbst einsehen, dass unter den Schwarzzeltnern oder Nomaden Niemand anders als Zigeuner gemeynt sind, welche in ihren Zelten Ueberlauf haben von Leuten, die sich

wahrsagen lassen oder andern Unfug mit ihnen treiben wollen. Nachdem der Sinn des Worts erörtert worden, so ist noch übrig, es den Hofdollmetscher lesen zu lehren, um künftig kein *karaol*, vielweniger *karawul* mehr daraus zu machen. In der obenstehenden Stelle des Originals findet es sich geschrieben

قره اولنكده *kara ewlüningde*

Es ist dabey zu bemerken, dass an *kara ewlü* noch zwey andere Sylben angehängt sind, welche es nach der Orthographie der Tataren und ältern Osmanen erlaubt haben, dass von *kara ewlü* der letzte Buchstabe *ü* weggeworfen worden. Da dem Gegner die ganze Orthographie der verschiedenen Epochen der Sprache unbekannt ist: so hat er sich um so weniger darin finden können, als er das ganze Wort nicht verstanden hat und daher nach seiner Weise ein ganz anderes Wort nämlich *karawul* daraus zimmern wollte.

Die angehängte erste Sylbe ist نك *ning*, welche den Genitiv des Substantivs bildet, wie er noch jetzt von Noghai-Tataren formirt wird, welches selbst Meninski in seiner türkischen Grammatik Edit. II. p. 51 Nota a. nicht unangemerkt gelassen hat.

Die Schlusssylbe ده *dè* ist das verkürzte Adverbium دخي, wie es in Men. Wörterbuche Tom. II. p. 784 zu lesen ist. Es heist auch und wird gebraucht, um anzudeuten, dass aus dem vorhergegangenen Satze ein Wort oder ein Begriff in Gedanken zu wiederhohlen ist, wie hier zum Beyspiel das Wort قپوسي *kapussi* seine Thüre, so dass der erwähnte Satz im Original eigentlich lauten würde:

> so wird man wie bey Zigeuner Thüren in seine Hütte gerade hinein gehen.

Um aber deutsch zu schreiben, habe ich Zigeuner-Hütten setzen müssen (deren Thüren immer offen

Bayerische Staatsbibliothek München

stehen) um so mehr, da das Wort اوينه *ewiné*, seine oder ihre Hütten, hinterher folgt.

Hiermit wird ja nun wohl für den Hrn. Hofdollmetscher alles klar und verständlich genug geworden seyn. Er wird in seinem Herzen wohl merken, dass ich ihm bey jedem Schritt Supplemente zum Meninski gebe, wenn er gleich zum Schein die Leser davor warnen will. Er muss auch billig der erste seyn, aus meinen Schriften etwas zu lernen, weil es ihm zu seinem Amte so unentbehrlich ist. Welche Missverständnisse und Verwirrungen wird er anrichten, wenn er beym Dollmetschen seinen Obern oder andern Personen, Zigeuner, Tataren und Araber für Schildwachten, Paradisvögel für Wechsler, Mark für Abwischung, Wachtthürme oder Burgen für wilde Ochsen-Kälber u. s. w. geben will. Wenn er aber einmal nicht anders kann: so sollte er sich doch wenigstens nicht durch so alberne Recensionen selbst die Nase abschneiden, um sich öffentlich zu zeichnen. Wer des Spiels Recht nicht weiss, der soll davon bleiben. Doch ist es an den bisherigen Proben seiner gänzlichen Unkunde noch nicht genug. Es wird damit so fortgehen bis zur letzten grossen Nummer.

41. Der Verfasser hat im Ausspruche No. 70 von der Ausartung in Kleidermoden gesprochen, die einst unter seiner Nation einreissen würden, und hat unter andern gesagt:

> was ist das, dass in der Kleidung Männer und Weiber nicht mehr zu unterscheiden sind, dass gleich Elephanten-Rüsseln die Ermel herabhängen und wie Ruthen und Pfriemen die Spitzen der Mützen und Hauben gewickelt sind.

Der Hr. Hofdollmetscher äussert darüber, dass er **die Ruthen und Pfriemen** im Original-Text nicht sehe. Er weiss aber nicht anzugeben, was er denn statt dessen gesehen haben will? Das ist doch ei-

Bayerische Staatsbibliothek München

gentlich die Braut, um welche beym Uebersetzen getanzt werden muss. Er hat also erstlich wieder ein Bekenntniss seiner Unwissenheit und zugleich seines Unrechts abgelegt; denn was er nicht weiss, muss er sich von andern sagen lassen, welche die Sache verstehen, anstatt mitsprechen oder gar richten zu wollen. Ich weiss recht gut, dass er nicht bloss Ruthen und Pfriemen, sondern alles nicht siehet. Er hat nur eine kleine Zahl von seinen Ungesehenheiten unter tausenden herausgehoben, aus Vorsicht, um mit dem Uebrigen nicht gar zu übel anzulaufen. Ich muss ihn also wieder unterrichten, wo Ruthen und Pfrieme stehen, Ausdrücke, welche er im Deutschen nicht verstanden hat, geschweige im Tatarisch-Türkischen.

a. Das erste Wort heisst im Original سيكك *sikj* und wird auch سكك geschrieben. In beyderley Gestalten findet es sich bey Meninski Tom. III. p. 286 und 355 mit der Bedeutung *penis*, *membrum virile.* Dies heisst zu Deutsch in züchtiger Sprache Ruthe, wie aus allen deutschen Wörterbüchern zu ersehen ist für diejenigen, welche es nicht gelernt haben. Man pflegt es auch im Lateinischen *virga* zu nennen. Wenn der Gegner im Zusammenhang zu lesen und sich sonst zu helfen wüsste: so würde er dasselbe Wort in der Gestalt سكك mit derselben Bedeutung im Spruche 164 S. 200 erblickt haben. Ich glaube zwar sehr gern, dass er auch dort wie hier die Ruthe nicht gesehen hat. Er hat sich nur gescheuet, es dort zu gestehn, weil er zu ahnden geschienen, dass ich meine dortige Erläuterung auf ihn anwenden möchte, was doch nicht unterbleiben kann, nämlich:

> Ungeschickte Leute machen alles ungeschickter, als mans sich vorstellen kann.

b. Das zweyte Wort, was der H. Hofdollmet-

scher im Originaltext nicht gesehen haben will, ist بز *biz* Pfriem. Das Original, was ich habe mit abdrucken lassen, kann jedem Leser zeigen, dass *Biz* wie *sikj* darin zu lesen sind. Er hätte also, um wahr zu reden, eigentlich sagen sollen, dass er beyde Wörter mit ihren Bedeutungen nicht in seinem Köpfchen gesehen habe, worin zu viel leerer Raum auszufüllen ist. Wenn es ihm aber auch gelungen wäre, *sikj* im Wörterbuche aufzufinden, und wenn er auch das deutsche Wörtchen, Ruthe, verstanden hätte: so konnte er doch mit *biz* so weit nicht kommen, weil es bey Meninski nur als بيز steht, Da sehen wir die geheime Ursache, warum er die deutschen Bedeutungen beyder Wörter nur anschnauzen wollte, aber keine bessern, wenn auch nur aus der Luft gegriffenen, anzugeben wusste. Er wollte sich mit seiner Unwissenheit nicht ganz bloss geben. Ist es aber nicht lächerlich, sich zu stellen, etwas davon zu wissen und es nur im Sinne zu behalten, während dass er keine Spur davon witterte! Er kann sich also nur ein neues Supplement zu Meninski im Worte *biz* mit der Bedeutung von Pfriemen und Packnadel merken. Wie die erste Bedeutung im Sinne des obgedachten Spruchs vor Augen gelegt ist: so will ich ihm für die zweyte Bedeutung ein schönes Sprüchwort schenken, welches er zeitlebens nicht vergessen sollte, wenn er es erst recht verstanden haben wird.

بره بزي صوق كندوكه اكنهي das ist, mich stich mit der Paknadel, dich selbst aber mit der Nehnadel.

c. Um die Sache selbst zu erläutern: so kann man sie als eine vielleicht längst vergangene Kleider Mode nicht vor Augen malen. Man kann sich aber selbige leicht vorstellen. Die Elephanten-Rüssel an Ermeln sind im Grunde noch heutzutage bey Tataren und Osmanen wahrzunehmen, indem die Ermel vom

Oberkleide, genannt *Benisch*, eine halbe Elle mehr oder weniger über die Finger herunterhängen. Wenn man sitzt und beschäftigt ist: so pflegt man diese Ermel aufzuschlagen. Was aber die Spitzen der Mützen und Hauben betrifft, welche wie Ruthen und Pfriemen gestaltet seyn sollen: so weiss ich nicht, ob sie noch gegenwärtig bey muhammedanischen Frauenzimmern im Gebrauche sind, weil man sie in ihrem Putze nicht zn sehen bekommt. Ich stelle mir aber vor, dass der Verfasser von derselben Mode redet, welche ich bey vornehmen griechischen Frauen zu Konstantinopel wahrgenommen habe. Es waren längliche Mützen von rothem oder weissem Tuch, welche auf der Rückseite des Kopfs angesteckt und unterwärts mit feinen ostindischen Tüchern so bewickelt waren, dass der Obertheil der Mütze von anderthalb Finger Länge in Gestalt eines Priapus oben herausstand. Von der Pfriemengestalt habe ich keine andere Aehnlichkeit gesehen als eine Art Filzmütze in Form umgekehrter Trichter, welche eine Truppe der osmanschen Regenten, genannt *Baltadschi*, noch jetzt trägt. Vielleicht sind ähnliche Mützen ehemals bey Weibern gebräuchlich und unterhalb mit feinen Tüchern so bewickelt gewesen, dass der Obertheil wie Trichterspitzen oder Pfriemen ausgesehen hat.

42. Der Spruch Nr. 86 S. 187 lautet im Original:

خليفه طون كيرسك قدن اولمز das ist, wenn du auch des Chalifen Kleider anlegst, so wirst du doch keine Matrone.

Der Hofdollmetscher hätte hierbey wieder sagen sollen, dass er nichts gesehn habe. Er ruft aber aus, als ob ihm nunmehr die Augen aufgegangeu wären:

Ganz falsch! es muss heissen: wenn der Chalife auch Unterhosen anlegt, wird er deswegen doch nicht zum Weibe.

Weil alles, was aus seinem Munde geht, über alle Vorstellung abgeschmackt und tollmännisch ist: so kann er davon niemals Beweise geben. Dies mag ihm auch beym Dollmetschen in seiner Heimath oder in Konstantinopel frey durchgehen. Aber wie kann er das von mir erwarten, der ich dafür gesorgt habe, von Dollmetschern nicht betrogen werden zu können? Das Beschwerliche ist, dass ich ihm dies immer von neuem beweisen muss. Es geschieht indessen gern, damit er wenigstens lerne, was zum Dollmetschen gehört.

a. Dass der Chalife Unterhosen anlegen möge, ohne deshalb zum Weibe zu werden, ist wider allen Sinn und Landes-Gebrauch gesprochen, weil im Oriente von jeher beyde Geschlechter, vom Chalifen und seiner Gemahlin bis zum Bettler und seinem Weibe herab, alle ohne Unterschied Unterhosen unter den Oberhosen getragen haben und noch gegenwärtig tragen. Blosse Unterhosen sind also nichts unterscheidendes, während dass es in jenem Spruche auf etwas Unterscheidendes ankommen soll.

b. Der Sinn des Spruchs nach meiner Uebersetzung muss sich jedem Verständigen von selbst darbieten. Es mag sich jemand, will der Verfasser sagen, noch so sehr über seinen Stand putzen und schmücken: so sieht mans ihm doch an, wer und was er ist. Da sich die Chalifen sehr prächtig und zwar gewöhnlich in Seide und in Gold- und Silberstoffen zu Hause zu kleiden pflegten, was auch der Matronen oder vornehmen Frauen Sitte ist: so wird doch keine gemeine Frau, wenn sie sich gleich in des Chalifen Kleider stecken wollte, deshalb eine Matrone werden, so wie ein Narr niemals für einen verständigen Mann angesehen werden wird, weil ihm die Hasenpfoten immer aus allen Taschen heraushängen. Im ähnlichen Sinne sind die nachfolgenden Sprüche von No. 87 bis No. 95 geschrieben.

Eben so sagt man auch im Türkischen: wenn du auch dem Esel einen Zaum anlegst, so wird er deshalb kein Maulthier, und, wenn auch der Esel nach dem Tempel von Mekka geht: so wird er doch kein Pilger.

c. Wenn dem Gegner der Unterricht im orientalischen Institut zn Wien Geld gekostet hat: so sollte er es sich doch zurückzahlen lassen, weil es glatt weggeworfen ist. Er hat nicht einmal conjugiren gelernt. Das Zeitwort كيرسڭ *ghijürseng* (wenn du anlegst) ist ja nicht die dritte Person sondern die zweyte des Singulars. Es würde ja also sinnlos gesprochen seyn,

wenn der Chalife Unterhosen du anlegst.

Er hätte wenigstens sagen müssen

wenn du des Chalifen Unterhosen anlegst.

Das letzte Zeitwort اولمز *olmaz*, wird, steht zwar in der dritten Person des Singulars, gleichsam als ob der Spruch lauten sollte

wenn du auch des Chalifen Kleider anlegst:
so wird doch keine Matrone daraus.

Allein nach der türkischen Grammatik wird das zweyte Zeitwort, wenn es gleich in der dritten Person steht, nach der zweyten Person des ersten regierenden Zeitworts gedeutet.

d. Das im Original vorkommende Wort قدن oder قادن *kadün*, Matrone, ist zwar dem Geschlechte nach ein Weib und kein Mann. Es kann aber hier nicht durch Weib übersetzt werden, nicht bloss weil es gegen den klaren Sinn des vorhabenden Spruchs anstösst, sondern auch weil es eigentlich eine vornehme Frau oder Matrone bedeutet, indem *kadün* ein Ehrentitel solcher Frauen ist, ob er gleich oft gemissbraucht wird, wie das Wort, Dame, unter uns. Warum hat denn der Gegner sich nicht an

Meninski gehalten, der es ganz richtig erklärt als *matrona. domina, materfamilias* III. p. 938? Bey Dedé Korkud findet sich ein ähnlicher Spruch, der diesen Begriff recht einleuchtend macht.

قراوشه طون كيورسك قادين اولمز das ist, wenn du der Sklavin auch Kleider anlegst, so wird sie doch keine Matrone.

Da nun der Hofdollmetscher doch soviel wissen wird, dass eine Sklavin von Geschlecht so gut ein Weib ist wie eine Matrone: so würde er an letzterm Spruche sein Meisterstück ablegen, wenn er ihn übersetzten wollte:

Wenn du dem Weibe auch Unterhosen anziehst, so wird es deswegen doch kein Weib.

Kurz wir haben hier einen Spruch vor uns, der nur aus fünf alltäglichen Wörtern besteht, wovon gleichwohl der H. Hofdollmetscher kein einziges verstanden hat. Pfuy, Pfuy!

e. Obgleich bey *a* und *b* gezeigt ist, dass hier an keine Unterhosen gedacht worden: so muss ich ihn doch noch namentlich mit den Kleidern bekannt machen, welche in meiner Uebersetzung vorkommen. Nach Men. III. p. 646 hat zwar طون *ton* die Bedeutung von *subligaculae, femoralia interiore*, das ist, Unterhosen. Es steht aber gleich dahinter die zweyte Bedeutung von *vestis quaevis*, das ist, jede Kleidung, welches der Hofdollmetscher wieder nicht gesehen hat. Ich kann ihn aber hiermit noch nicht entlassen. Da er, vom heimlichen Leiden getrieben, sich einmal mit mir hat messen wollen: so muss er nun auch von allen Seiten recht ausgemessen werden. Es ist aber schwer zu sagen, was am Ende von ihm übrig bleiben wird, indem er immer kleiner erscheint, je öfter man ihn unter den Zollstock stellt. Es ist jedoch seine eigene Schuld, denn ich habe

ihm ja seine Unwissenheit in meinen Schriften nicht abgefragt.

f. Das Wort *ton* nämlich hat noch weit mehr Bedeutungen, die bey Meninski nicht anzutreffen sind. Mit einigen derselben als Supplementen zum Wörterbuche will ich hier den Hofdollmetscher bereichern. Da er sie aber ohne mich nicht gewusst haben würde, so will ich zugleich seine Unterhosen daran versuchen, damit man sehe, dass sie dabey nicht besser klappen als bey Chalifen. Also

اغاجلر طونن دكشور die Bäume wechseln ihre Unterhosen, anstatt, die Bäume wechseln ihr Gewand, das ist, sie werden wieder grün.

طونه قادر عسكري Kriegsleute, die der Unterhosen mächtig sind, anstatt, wohl gerüstete Krieger.

دري طون lederne Unterhosen, anstatt, Pelzkleider.

قره طون schwarze Unterhosen (welche kein Mensch trägt) anstatt, Trauerkleider.

دمور طون eiserne Unterhosen, anstatt, eiserne Rüstung, Panzer.

Auch Büzri Dschumhur empfiehlt II. S. 58 und 68 reine Kleider, wo der Hofdollmetscher schmutzig genug nur von reinen Unterhosen gesprochen haben würde.

Noch ein Zeitwort will ich ihm zum besten geben طوچقمق, wobey er aus gewöhnlicher Unkunde gleich ausrufen würde:

Falsch gelesen! falsch geschrieben! es muss heissen طون چقمق *ton tschickmak*, die Unterhosen ausziehen.

Soweit lässt es freylich kein Morgenländer in seinen Schriften kommen, wie es ein Dollmetscher seinem

Munde erlauben würde. Um dies, so viel an mir ist, zu verhüten, will ich bemerken, das das Wort ausgesprochen wird *dundschikmak* und ersticken, ersäufen bedeutet, welches gewaltig von Entblössung des Hintern absticht.

43. Im Original lieset man No. 112 S. 191

قدنك طدغي مالّلودر قروشك آهي بالّلودر

> das ist, wenn hässliche Frauen reich sind, so sind der Sklavinnen Seufzer bekannt.

Ich habe die Erläuterung hinzugesetzt: Reichthum macht hässliche Weiber übermüthig und hart gegen ihre Dienerschaft. Dies hat aber nicht vermogt, dem Hofdollmetscher den Kopf zurecht zu setzen. Er ruft wieder aus:

> Nichts von dem allen steht im Texte, der wörtlich heisst: die Lippen der Frauen ströhmen von Reichthum, die Seufzer der Sklavin sind honigsüss.

a. Vermuthlich hat er dies aus irgend einem deutschen Roman genommen, wo man den Reichthum nicht im Hause hat, sondern von den Lippen ströhmen lässt, und wo alles bittere als honigsüss vorgestellt zu werden pflegt. Was er von Reichthum ströhmen lässt, heisst im Original *mallü*, das ist, reich, wohlhabend. Men. IV. p. 267, und was er für honigsüss ausgiebt, würde, wenns im Original stünde, nur heissen, von Honig seyend, honiglich. Jeder Leser also, der auch von der Sprache gar nichts weiss, kann schon von selbst einsehen, dass kein Morgenländer so läppisch und sinnlos gesprochen haben kann, wie der verfehlte Orientalist ihn reden lassen will.

b. Er treibt hier wieder sein gewöhnliches Spiel, den Text verderben zu wollen, welchen er nicht versteht. Er sagt, das mir das Wort *dudak*, Lippe, unbekannt geblieben sey. Es steht bey Meninski, wel-

cher nur nachgeschlagen werden durfte, wenn ich das Wort nicht auswendig gewusst hätte. Aus Meninski hat er es herausgeklaubt, weil er umgekehrt das Original-Wort von hässlich nicht gekannt hat; denn ich habe ja schon oft genug gezeigt, dass es sein leidiger Kunstgriff ist, Wörter, welche er nicht weiss, mit andern zu vertauschen, die im Wörterbuche vorkommen, während dass ich zwey Folianten Supplemente dazu gesammelt habe. Darum müssen meine Uebersetzungen natürlicher Weise ganz anders klingen als die seinigen, das Uebrige nicht zu rechnen, was ihm sonst noch gebricht, Das Leztere wird auf der Stelle erwiesen wenn man seine Lippen auf einen Augenblick beybehalten will. Es würde denn nach seiner Art ohne mein wenn und so lauten:

die Lippen der Frauen sind reich.

Wie könnte er diese Wörter zusammen würfeln, die keinen vernünftigen Sinn gewähren, wenn er die geringste Ueberlegung hätte? Und wenn man so dumm sprechen könnte, dass reiche Weiber reiche Lippen hätten: so würde man es doch von armen Frauen, deren Zahl die grösste ist, nicht sagen können; denn da er ohne wenn redet: so lässt er es ja selbst dahin gestellt seyn, ob die Frauen reich oder arm sind. Ja wie könnte er schreiben, dass die Lippen der Frauen von Reichthum ströhmen, wenn er deutsch verstünde? Hat er je gehört, dass Weiber den Reichthum aus dem Leibe brechen können, um ihn von den Lippen ströhmen zu lassen? Man mag ihn also mit seiner Sprache drehen und wenden, wie man will: so sieht man daran nichts als Unverstand und Unkunde.

c. Das türkische Wort Lippe wird طوداق *dudak* geschrieben und steht nicht in meiner Handschrift. Was aber darin steht, ist طدق geschrieben und wird *tadük* ausgesprochen. Beyde Wörter sind also durch

Schrift und Aussprache von einander ganz verschieden. *Tadük* heisst hässlich und ist tatarisch. Es steht nicht in Meninski. Und da das Tatarische nicht in der Wiener Schule gelehrt wird, was will denn der Gegner davon wissen und sprechen? Möge er doch nie vergessen, was ich ihm oben aus Sebastian Frank vorgehalten habe.

d. Er sagt ferner nach seiner Weise, dass ich *ballü* honiglich für *belli* bekannt angesehen hätte, weil ihm das Wort in meiner Handschrift unkenntlich ist. بال *bal* bedeutet Honig. Man kann davon das Adjectiv باللو *ballü* bilden. Gewöhnlich aber schreibt man بالي *bali.* Ich will es mit einem Sprüchworte beweisen, welches ihm heilsam werden könnte, wenn er in den Sinn desselben einzugehen und darnach zu handeln wüsste

غوغانك ياغي بالي اولمز das ist, des Zanks Fett (Butter) ist nicht honigartig.

Wie obgedacht, hat Honig mit Seufzern nichts gemein, als welche vielmehr, wenn man sie schmecken könnte, gallenbitter befunden werden würden. Es versteht sich also von selbst für jeden, der nachdenkt, dass باللو *ballü* hier eine ganz andere Bedeutung haben müsse. Dies ist keine andere als bekannt. Die Osmanen sprechen und schreiben *bellü* بللو, wie es bey Men. I. p. 586 steht. Dass aber in meiner Handschrift باللو *ballü* geschrieben ist, hat einen doppelten Grund. Der erste ist, dass die Tataren eine härtere Aussprache haben als die Osmanen, welches denn natürlicher Weise in ihre Orthographie übergeht. Der zweyte Grund ist hier im Wohllaute zu suchen, weil *ballü* dem *mallü* ähnlich klingen soll. Für Wohllaut hat der Gegner keine Ohren. Wie

ganz anders würde es um ihn stehen, wenn seiner Seele Harmonie angeboren wäre!

e. Da es an der Erläuterung, welche ich zu obgedachtem Spruche gegeben, für die Begreifniss des Hofdollmetschers noch nicht genug gewesen: so muss ich die Sache noch von einer andern Seite vorstellen. Den Muhamedanern ist erlaubt, neben ihrer rechtmässigen Frau, die ihnen schon genug kostet, anstatt viere, welche sie ehelichen könnten, sich ihre Sklavinnen als Kebsweiber beyzulegen. Die rechtmässige Frau, welche arm ist, muss dazu schweigen, um nicht den Scheidebrief zu bekommen. Eine reiche Frau kann es zwar nicht geradezu hindern. Da sie aber durch ihren Reichthum sich gewöhnlich der Herrschaft im Hause zu bemächtigen weiss: so haben es bey ihr die Sklavinnen Kebsweiber sehr übel, um gezwungen zu werden, zu fordern, dass der Herr sie anderweit verkaufe, als wozu sie nach dem Gesetze berechtigt sind. Die üble Behandlung der Sklavinnen kann denn wieder der Mann nicht hindern, weil die Sklavinnen nicht unter seiner unmittelbaren Aufsicht stehen, indem nach der Verfassung die weibliche Bedienung im Theile des Hauses wohnt, welcher der rechtmässigen Frau angewiesen ist, so wie die männliche Bedienung im andern Theile des Hauses sizt, welchen der Ehemann einnimmt. Hieraus erklärt es sich denn, wie viel eine Sklavin, auf welche der Ehemann Gunstblicke wirft, bey einer reichen hässlichen Frau, die sich einer schönen Sklavin nachgesetzt sieht, zu leiden und zu seufzen habe. Wenn man die verrückte Uebersetzung dagegen hält, welche der Hofdollmetscher von obgedachtem Spruche geben will, indem er die Lippen der Frau von Reichthum ströhmen lässt und die Seufzer der Sklavin honigsüss macht: so wird man einen ganz widersprechenden Sinn hervorgehen sehen. Gott bewahre jeden Menschen vor solchem Unverstande! Er weiss wieder

nicht, dass schon die alten Deutschen sagten: Ein hässliches Weib ist ein guter Zaun um den Garten.

44. Der Spruch No. 153 S. 198 lautet nach dem Original in meiner Uebersetzung: Wer über ein Merrettig (Meerrettig) Feld läuft, bringt den Gram und Kummer in sein Haus, dass nur die Mäuse nicht über das Merettig-Feld laufen mögen.

Der Sinn ist für keinen Verständigen zweydeutig. Zum Ueberfluss habe ich die Erläuterung hinzugesetzt, dass der Mensch sich unnütze Sorgen suche, wenn er keine hat. Der Gegner hätte diese Worte an sich selbst erproben können, wenn er gewohnt wäre, über sich selbst nachzudenken; denn wer hat ihn denn geheissen, sich in Dinge zu mischen, welche er nicht gelernt hat? Er hat hier wieder das Unglück, auf ein tatarisches Wort مرتده *Meretdé*, Meerrettig, zu stossen, was er nicht gewusst, noch in Meninski gefunden hat. Er hat aber darin ein anderes gesehen, was in Buchstaben einige Aehnlichkeit hat مرتد *Mürtedd* Apostat, und nun will er damit mein Original verfälschen, ohne nach Sinn und Verstand zu fragen. Es ist darob so verwegen, zu schreiben,

> dass sich in meinen Uebersetzungen Bedeutungen finden, die im Original so wenig Grund haben, dass ich sie geträumt zu haben scheine. Ein auffallendes Beyspiel davon sey, dass ich das Wort *Mürtedd* Apostat mit Meerettig übersetze. Vielleicht möge ich gar eine Etymologie darin haben.

Ach! wie glücklich würde er sich schätzen müssen, wenn er im Traume nur den zehntausendsten Theil der Bedeutungen und Wörter finden könnte, welche er zu seiner Schande im Wachen nicht gelernt hat, und wenn er darneben soviel Beurtheilung besässe, um beyde recht anzuwenden! Es würde dann dieses

Unterrichts nicht bedurft haben, um über seine überschwengliche Dummheit belehrt zu werden.

a. Er lässt sich von seiner hässlichen Leidenschaft so sehr verblenden, dass er alle Achtung selbst für die Leser der Jenaischen Zeitung bey Seite setzt, worunter es doch gewiss Leute von Nachdenken giebt, die denselben Versuch, welchen ich hier schon so oft angestellt habe, machen werden, um ihn in sein eigenes Netz laufen zu lassen. Man stelle den Apostaten anstatt des Meerrettigs in jenen Spruch, um zu sehen, wie er sich darinn ausnehmen wird.

> Wer über ein Apostaten-Feld läuft, bringt den Gram und Kummer in sein Haus, dass nur die Mäuse nicht über das Apostaten-Feld laufen mögen.

Wer wird in diesen Worten Sinn und Verstand finden? Jedoch Sinn und Verstand kümmern keinen Dollmetscher, wie ich ihn im Vorbericht zu den Wesentlichen Betrachtungen des Resmi Achmed Efendi S. 42—50 beschrieben habe. Hierzu kömmt noch eins und das andere, was ihm eben so fremd geblieben, denn er stellt sich den Orient wie seinen Geburtsort vor.

b. Unter Muhammedanern, mit denen wir es hier zu thun haben, giebt es keine Apostaten-Felder. Einmal sind die Felder oder Aecker in den Händen der Bauern oder gemeinen Leute, es sey als Eigenthümer oder als Pächter, und diese Leute sind bis jetzt nicht freywillig von ihrer Religion abgefallen, um eine andere anzunehmen. Zweytens werden alle Apostaten ohne Gnade hingerichtet, so dass sie keine Felder besitzen können. Bey Kantemir findet man Beyspiele, wo man Leuten den Kopf abgeschlagen, bloss weil sie Scherze oder Zweydeutigkeiten geäussert haben, welche auf Geringschätzung der Religion gezogen werden konnten. Je weiter zurück in der Zeit, desto strenger ist man gewesen.

c. Wenn der Hofdollmetscher nur die so deutliche Druckschrift recht zu lesen gelernt hätte: so würde er gesehen haben, dass im Original nicht ***Mürtedd*** Apostat, sondern ***Meretdé*** Meerrettig steht. Dies Wort kommt ja in jenem Spruche zweymal, vor, um, ausser dem Dollmetscher, keinen andern Leser daran irre werden zu lassen. Nur ist auf der ersten Stelle im Drucke der Fehler vorgefallen, das über das *dal* (*d*) ein Verdoppelungszeichen oder ***Teschdid*** gesezt worden, während dass das Wort an der zweyten Stelle richtig ohne ***Teschdid*** abgedruckt ist. Damit man aber das Wort gar nicht misskennen solle, so hat der Abschreiber meiner Handschrift beyde Wörter zu vokalisiren für gut gefunden, indem er geschrieben hat مَرَتَدَه

d. Man sieht aus des Hofdollmetschers tollen Uebersetzung, dass des Spruchs Sinn für ihn in dikker Finsterniss gehüllt gewesen. Ich muss daher noch die Thatsachen aufklären, die dabey zum Grunde liegen. Mäuse fressen keine Rettige, weil sie ihnen zu bitter sind. Die Asiaten sind grosse Liebhaber davon. Sie machen davon gar zum Einmachen Gebrauch. Die Meerrettige werden auch dünn ausgesäet, um das Ueberlaufen zwischen den Pflanzen zu erleichtern. Man sagt selbst im deutschen Sprüchworte: der Rettige Dünnstehen ist besser als ihr Dickstehen. Wenn also jener Besitzer auf sein Meerrettigs-Feld, welches er belaufen hatte, einen besondern Werth legte: so machte er sich bey der Rückkehr aus Einfalt desto mehr Sorge über den Schaden, welchen die Mäuse anrichten würden, wenn sie darüber laufen und die Meerrettige auffressen möchten, wovor er doch ruhig hätte schlafen können.

e. Da der Gegner mich an die Etymologie erinnert: so will ich ihm auch darüber Licht geben, ob er sich gleich unter Etymologie hier weiter nichts

gedacht hat als die Aehnlichkeit des Lauts zwischen *Meretdé* und Meerrettig, denn zur Sache selbst hat er sich noch nie verstiegen. In den scythischen oder japhetischen Sprachen, wozu die tatarische und türkische wie die europäischen Sprachen gehören, hat *mer* und *mar* ehemals Pferd geheissen. Wir haben im Deutschen noch *Mähre* wie die Isländer *mar* und wie ehemals die Celten. Man spricht daher auch im niedersächsischen Dialekt noch jetzt *mar-reddük* und *mar-etik*. S. Bremisch-niedersächsisches Wörterbuch Th. 3. S. 129. Der Name ist ohne Zweifel davon entlehnt worden, dass der Meerrettig den Pferden heilsam ist. Die Engländer haben ihn daher in ihrer Sprache *Horseredish*, das ist, Pferderettig genannt und haben dadurch die Bedeutung des alten Worts *mar* in ihre Sprache übertragen. Dies muss sich der Hofdollmetscher merken, indem es doch nicht gleichviel ist, den Lesern der Jenaer Zeitung Apostaten für Meerrettige zu geben. Doch was hätte der nicht schon gethan! Wer weiss auch, welche Dinge er sich unter Apostaten gedacht hat, die aus der Erde wachsen sollen, wie die Menschen Deucalions. Er kann aus dem allen noch die Lehre abnehmen, dass zum Uebersetzen der Morgenländer mehr erfordert wird als gedruckte Wörterbücher, so wie zum Tanzen mehr gehört als ein Paar Schuh, es gehören auch Füsse dazu.

45. Der Spruch No. 161. S. 200 ist im Original ausgedruckt:

گوج گوجه گوتي قره دمش

und in der Uebersetzung: Mühe sagte der Mühe: dein Hinterer ist schwarz. Ich habe dies durch die Worte erläutert, dass jeder an andern tadele, was er an sich selbst hat. Der Gegner thut wieder sein grosses Maul auf, dem der Verstand nicht gewachsen ist, um zu sagen,

dass dies so sinnlos sey, dass man sich würklich verwundern müsse, dass ich an der Sinnlosigkeit der Uebersetzung nicht die Unrichtigkeit derselben errathen hätte.

Auch hierüber soll ihm sein Genüge geschehen.

a. Ich kann hier unmöglich alle Lächerlichkeiten rügen, welche der Mann sich selbst auch im Deutschen als Sprache anhängt. Ich muss doch aber hier bemerken, dass er bey Wiederholung meiner Uebersetzung nach dem Worte Hinterer eingeklammert hat (Hintere), weil er die Fälle nicht kennt, wo dies Wort zum Schluss ein r annimmt. Aber bey seiner Uebersetzung, die bald folgen wird, schreibt er selbst Hinterer, zum Beweise, dass er seiner selbst keine Minute mächtig seyn kann, um wenigstens sich selbst gleich zu bleiben.

b. Um die Unrichtigkeit meiner Uebersetzung zu zeigen, wirft er die Frage auf,

> was ist der Hintere der Mühe und was der schwarze Hintere derselben?

Und dafür will er denn übersetzen:

> der Fleischtopf sagte dem Fleischtopfe, dein Hinterer ist schwarz.

Es ist bekannt genug, dass ein Narr mehr verneinen kann als zehn Kluge behaupten. Nur Verneinen ist seine Sache, nicht das Beweisen. Ich übernehme gern das letztere. Er lässt sich gar nicht einfallen, dass seine einfältige Frage seinem Fleischtopfe so gut gelten könnte als der Mühe, wenn man einmal des Nachdenkens beraubt ist. Was noch ärger ist, so wird sich bald finden, dass er gar nicht einmal gewusst hat, wo Fleischtöpfen der Hintere sitzt. Ich muss also damit anfangen, ihm den Hintern der Mühe vor die Augen zu stellen. Der Hintere nämlich gehört zu den Blössen, welche jedermann vor andern zu verbergen sucht, als in dessen Gegensatze man zu sagen pflegt: je höher der Affe steigt, je mehr er

den Hintern zeigt. Jeder sieht aber, dass dies Wort weniger für Affen als für Menschen gesprochen ist, welche zu Aemtern befördert worden, deren sie unwürdig sind, wo sich denn gerade ihre geistigen und moralischen Blössen, das heisst, der Hintere ihres Geistes und Herzens, desto mehr veroffenbaren, je weniger solche Menschen im Stande sind, den Beruf auszufüllen, der ihnen beygelegt worden. So haben denn alle Kräfte des Geistes und alle Eigenschaften des Herzens ihren Hintern oder ihre Blössen, die wegen ihrer Unsauberkeit versteckt zu werden pflegen. Wie nun in morgenländischen Sprüchwörtern und sonst sehr gewöhnlich ist, alle Kräfte und Eigenschaften des Menschen und alles Thun und Treiben desselben zu personificiren, als wovon ich schon in meiner Schrift vom königlichen Buche geredet habe S. 37 38: so ist dies auch in jenem Spruche mit der Mühe geschehen. Als Person werden der Mühe natürlicher Weise alle Theile und Glieder des Menschen beygelegt und folglich auch ein Hinterer, welcher denn besteht in Arbeit, Plagen, Leiden, Kummer und Sorge, wie Logau spricht:

> Es mühet sich der Mensch, damit er was erwerbe.

Denn der Zweck aller Mühe und Arbeit auf der Welt ist Ruhe, deren sich jedermann rühmen möchte, weil er der Mühe als einer Blösse überhoben zu seyn wünscht oder sich ihrer wohl gar schämt, in der Meynung, dass sie ihn vor andern demüthige. Wenn man also im Deutschen sagt: ein Esel heisst den andern Sackträger: so wird jeder Verständige darin den Sinn des Spruchs wieder erkennen: Mühe sagte der Mühe: dein Hinterer ist schwarz. Wir erfahren es ja täglich, dass einer sich immer gegen den andern brüsten will, wenn er sich gleich noch mehr vorzuwerfen hat, als er dem andern aufrücken will. Darum sah die Mühe ihren eigenen Hintern

nicht und wollte doch von der andern wissen, dass ihr Hinterer schwarz sey.

c. Der Gegner meynt, dass ich nur hätte dürfen in Meninski das Wort كوج ***ghuwedsch*** Fleischtopf nachschlagen und nicht ohne weiteres كوج ***ghüdsch*** Mühe lesen. Die Leser sehen, dass der Mann, ohne sich um den Sinn des Spruchs zu bekümmern, als wozu Verstand und Erfahrung erfordert werden, nur wieder im Wörterbuche gewühlt hat, um ein ähnliches Wort herauszuklauben, und da beyde obgedachte Wörter auf ähnliche Art geschrieben, obgleich verschieden ausgesprochen werden: so hat er das eine für das andere genommen, um den Schein zu haben, es besser zu wissen. Wenn er in der Schule Logik gelernt hätte: so würde er sich gehütet haben, so zu sprechen, indem er von selbst eingesehen haben würde, dass das eben soviel heisse, als wenn ich sagen wollte,

> dass er in Meninski nur hätte das Wort ***ghüdsch*** nachschlagen und nicht ohne weiters ***ghüwedsch*** lesen dürfen.

Dieses ist soviel als nichts gesagt. Soviel kommt darauf an, um vernünftig denken zu können!

d. Wir wollen jedoch sehen, wie er sich wieder in seinen eigenen Worten fangen wird. Sein Fleischtopf ist entweder neu oder alt, denn der vorstehende Spruch zeigt nicht an, ob von neuem oder altem Topfe die Rede sey. Ist der Topf neu, das heisst, ist er noch nicht auf dem Feuer gewesen: so hat er gar nichts Schwarzes vom Rauche an sich. Wo bleibt denn da der schwarze Hintere? Ist hingegen der Topf alt oder gebraucht: so hat er seinen Hintern am Untertheile, das ist, am Boden oder Gesässe, worauf der Topf auf dem Heerde im Feuer ruhet. Dieser Theil des Topfs aber bleibt immer weiss, weil er von der Hitze des Heerdes weiss ge-

brannt wird, wie jeder Küchenjunge zu sagen weiss. Der Rauch beschlägt nur die Seiten oder den Bauch des Topfes, wo man seinen Hintern nicht suchen darf. Wo bleibt also da der Spruch? Ist es wohl erlaubt, alles bis auf die gemeinsten Dinge nicht zu wissen und doch mitsprechen zu wollen?

e. Zur Erklärung irgend eines Spruchs ist es nicht genug, aus dem Wörterbuche das erste beste Wort aufzugreifen, was zum Sinne passt wie die Schaumkelle aufs Maul. Meninski giebt unter كوچ nicht weniger als sechs Wörter, die auf verschiedene Art ausgesprochen werden, nämlich *kjewdsch* Dieb, *kjewedsch* Gummi, *ghuwedsch* Fleischtopf, *kjudsch* Schielender, Familie, Strassenräuber, Nachteule, *ghödsch* Wanderung, Abreise und *ghüdsch* Mühe, Arbeit. Unter diesen sechs Wörtern will der Hofdollmetscher den Fleischtopf herausheben, ohne zu wissen, warum? Ich habe bey *d.* bewiesen, dass dies ungereimt ist. Es muss doch also eine gewisse Regel geben, welche uns das rechte Wort unter jenen sechsen finden lässt. Und diese Regel ist gerade diejenige, welche mich das Wort Mühe hat wählen lassen. Nämlich es giebt einen Denkgebrauch wie es einen Sprachgebrauch giebt. Um den erstern im vorliegenden Falle zu kennen, muss man unterrichtet seyn, in welchem Sinne die Sprüchwörter vom Volke gebraucht werden, dem sie angehören. Dass dies gemeiniglich nichts leichtes sey, weiss jeder, der Sprüchwörter studirt hat. Auch haben es diejenigen bewiesen, welche dergleichen Gedanken erklärt haben, wie Meïdani unter den Arabern und wie Frank, Agricola, Sailer und zehn andere unter den Deutschen. Nun aber ist der Denkgebrauch bey vorhabendem Spruche, dass das darin vorkommende Wort كوچ von unterrichteten Eingebornen durch Mühe erklärt wird. Wers nicht weiss, der erfahre es.

f. Der Hofdollmetscher sucht noch eine letzte Ausflucht, indem er behauptet, dass *ghüdsch* nicht Mühe, sondern Mühsam, Schwer heisse. Wie erbärmlich! Freylich schreibt Meninski IV. p. 147, dass das Wort *difficilis, laboriosus* heisst; er setzt aber hinzu *vis, violentia, occupatio.* Wenn er also nicht fassen kann, dass in allen diesen Ausdrücken der Begriff von Mühe liegt: so lerne er von mir, dass das Wort *ghüdsch* nach dem Sprachgebrauche namentlich für Mühe genommen wird. Und da er selbst das deutsche Wort mühsam herausgelesen hat: so muss er auch noch lernen, dass das Mühsame die Mühe selbst ist.

46. Von den zweyhundert Sprüchen, welche ich aus dem Buche des Oghuz im ersten Bande übersetzt habe, hat der Hofdollmetscher ein Dutzend zu verstehen geglaubt; denn hätte er mehrere zu fassen vermeynt: so wird seine Gesinnung den Lesern Bürge dafür seyn, dass er auch gegen selbige den Zoilus gespielt haben würde. Er hat sich auch sehr gehütet, die schwersten anzugreifen. Gleichwohl ist im Vorhergehenden bewiesen, dass er auch von den zwölf Sprüchleins kein einziges in Worten und Sinne begriffen hat. Es wird also daraus einleuchten, warum er zu Anfang äusserte, dass diese Sprüche nicht verdient hätten, so viele Blätter einzunehmen. Sie müssen ihm ganz unerträglich vorgekommen und wahre *Cruces* gewesen seyn. *Jgnoti nulla cupido.* Gleichwohl will er nun noch über die Sprache des Buchs Oghuz überhaupt urtheilen, worüber er verhört werden muss. Er spricht

> dass die Sprache weder dschaghataisch noch alttatarisch, sondern die heute noch in Anadolien übliche, hier durch viele orthographische Fehler verunstaltete grobe türkische Mundart sey.

Soviel Worte, soviel Albernheiten, welche ich ihm zuzählen will.

a. Für Dschaghataisch habe ich die Sprache nicht ausgegeben. Was spricht er denn davon! Er will nur scheinen, selbige zu nennen zu wissen, ob er sie gleich nicht versteht. Ich habe oben bey No. 40 ein dschaghataisches Wort mitgetheilt, zum Beweise, dass im Buche des Oghuz ein anderes und zwar tatarisches Wort gebraucht worden, gerade da, wo er Schildwachten suchte. Sollten übrigens die Nachrichten noch vorhanden seyn, welche der verstorbene Hofrath v. Jenisch über die dschaghataische Sprache zusammengetragen und der neuen Ausgabe des Meninski beyzufügen versprochen hatte: so würden sie verdienen, unter des Urhebers Namen bekannt gemacht zu werden.

b. Die Sprache soll auch nicht alttatarisch seyn! Was nennt er denn Alttatarisch im Gegensatz des Neutatarischen? Wo hört denn das eine auf und wo fängt denn das andere an? Er muss daher wissen, dass morgenländische Sprachen nach Alter und Neuheit nicht so abgestuft werden können wie europäische. Der heutige Deutsche versteht fast kein Wort vom Deutschen, was vor achthundert Jahren geschrieben ist, während dass der heutige Hebräer das Hebräische, was vor länger als dreytausend Jahren von Mose geschrieben ist, und dass der heutige Araber die Gedichte, welche vor Muhammeds Zeit, das ist, vor beynahe dreyzehn Jahrhunderten verfasst worden, aufs vollkommenste verstehen. Türken und Tataren haben keine allgemeine Schriftsprache unter sich erhalten. Wenn man also von ihren Sprachen reden will: so muss man erst nach den Stämmen und Völkerschaften fragen, von denen die Rede seyn soll. Andreas Müller zählte schon drey und dreyssig tatarische Völkerschaften und wer weiss, wie viel es deren noch mehr giebt! Viele Völkerschaften sind den andern in Sprache ganz unverständlich geworden, ob sich gleich bey angestellter Untersuchung

der gemeinschaftliche Ursprung ihrer Sprachen nicht verkennen lässt. Allein jede Völkerschaft für sich versteht die in ihrer Sprache ausgefertigten Schriften, so weit die Schreibkunst bey ihr in die Vorzeit zurückreicht. Der Hofdollmetscher weiss also gar nicht, was er mit Alttatarisch sagen will. Er hat an jene drey und dreyssig und mehr Völkerschaften nicht einmal gedacht! Denn von welcher Völkerschaft will er denn reden? Sind es die Tataren in Sibirien? oder jene, welche China erobert haben und es noch jetzt besitzen? oder andere, welche die Bucharey bewohnen? oder die tatarischen Völker am Kaukasus? Auf diese und ähnliche Fragen weiss er nicht zu antworten, weil er sich selbst nicht verstanden hat. Ich meiner Seits habe S. 165 namentlich vom Noghai-tatarischen geredet. Beyläufig bemerke ich noch, dass wir von den verschiedenen Völkerschaften der Türken und ihren Sprachen noch weniger unterrichtet sind als von den Tataren. Da wir aber unter diesem Namen gewöhnlich nur die Osmanen im Auge haben; so pflege ich, wenn ich vom Alttürkischen rede, nur die Sprache zu verstehen: welche älter ist als die osmansche Dynastie, ohne deshalb gerade auf das Dschaghataische zu deuten; denn bis dahin findet sich noch eine grosse Kluft, zu deren Ausfüllung es uns noch an hinreichenden Nachrichten fehlt.

c. Wenn der Gegner meynt, dass die Sprache des Buchs des Oghuz die noch keute in Anadolien übliche grobtürkische Sprache sey; so hat er das, bloss um etwas zu schwatzen, wieder ins Gelag hineingeschrieben, ohne zu wissen, was es bedeute. Er hat ja nicht in Anadolien gelebt, viel weniger von den Einwohnern die Sprache gelernt. Was spricht er denn also von der dasigen Sprache? Er scheint sich die vielen und grossen Länder von Kleinasien oder Anadolien nur wie ein grosses Dorf vorgestellt zu

haben. Wären alle Wörter unsers Oghuziers in Anadolien üblich und wäre der Gegner der Mann, die Sprache dieses Landes zu kennen, warum versteht er denn gar nicht die vorhabende Schrift? Warum hat er denn Paradisvögel für Wechsler, Zigeuner für Schildwachten, Kleider für Unterhosen, hässlich für Lippen, bekannt für honigsüss, Meerrettig für Apostaten, Mühe für Fleischtöpfe angesehen und warum hat er Ruthen und Pfriemen im Originaltext nicht finden können, welches alles so leicht seyn muss, da ich ihm alles vorübersetzt habe? Soviel sollte er doch aber wissen, dass sein Grobtürkisch nicht bey den Beamten, Gelehrten und Vornehmen in Anadolien zu suchen sey, als welche so fein und geschraben zu sprechen wissen als ihres Gleichen zu Konstantinopel, die Provincialismen abgerechnet, welche in den verschiedenen Ländern von Anadolien so wenig wie in allen Gegenden von Deutschland fehlen; denn die Lämmer-Knödel, welche man in Wien so gern isst, sind in Berlin ganz unbekannt. Will er also unter Grobtürkisch die Bauernsprache verstehen, welche in der ganzen Welt grob ist; so dürfte er sie nicht so weit in Anadolien suchen, er konnte sie schon in Rumelien und zunächst in jedem türkischer Dorfe finden, was von der Gränze der österreichschen Staaten am wenigsten entfernt ist. Ein Bewis, wie wenig er in allen Sachen Bescheid weis! Versuche er es aber nur mit dem Buche des Oghuz untern Arm, ob irgend ein türkischer Bauer es ihm zu erklären wissen wird. Wenn sich gleich auf allen Dörfern dieselben Wörter finden sollten; so findet sich doch allda nicht derselbe Verstand, der zum Begreifen der Sprüche erfordert wird, es sey denn, dass einzelne Sprüche von Alters her hier oder da in Uebung geblieben wären. Was bedarfs denn darüber noch des Redens, nachdem wir gesehen haben, dass es einem Hofdollmetscher, der doch gewiss kein

Bauer genannt werden darf, selbst mit einem schönen Wörterbuche von vier Folianten in der Hand nicht gelungen ist, nur zwölf Sprüche zu verstehen geschweige einige tausende.

d. Da er indessen seine geheimen Ursachen hat, warum er vom Grobtürkischen spricht, sich einbildend, theils das Buch des Oghuz dadurch herabzusetzen, theils trotz seines Nichtverstehens es als leicht verständlich vorzuspiegeln: so muss ich den Ausdruck erklären, weil der Gegner die rechte Bedeutung davon wieder nicht kennt. Man nennt Grobtürkisch eine gegen die Regeln der Grammatik verstossende Sprache, welche die türkischen Bauern und gemeinen Leute mit den Bauern der ganzen Welt gemein haben. Was ihnen aber allein eigen ist, besteht darin, dass sie wenig oder gar keine arabische und persische Ausdrücke in ihre Sprache einmischen, und dies hat denn den Gelehrten und Vornehmen, die sich in fremdem Schmuck gefallen, Gelegenheit gegeben, die Sprache der gemeinen Leute grob zu nennen, weil sie des fremden Zierraths ermangeln. Das letztere ist eine Sache der Mode. Ehemals war es nicht so. Unter der Regierung des Kaisers Carls des Fünften sprach man zu Wien ein Deutsch, worin spanische, französische und italiänische Ausdrücke gemischt waren. Gegenwärtig wird das Niemand schön oder fein nennen. Eben so wird kein verständiger Osmane eine Schrift, die vor sechs oder mehr Jahrhunderten verfasst worden, deshalb Grobtürkisch heissen und verachten, weil wenig Arabisch und Persisch eingmengt ist; denn die Asiaten sind nicht so unverständig, die vorigen Zeiten nach der Mode des heutigen Tages zu messen. Von dieser Art ist das Buch des Oghuz. Es ist in einer reinern und ungemischtern Sprache geschrieben, welche es lobenswerth macht. Gleichwohl findet sich darin mehr Arabisch und Persisch als der Bauer und gemeine Mann verstehn, jamehr

als der Hofdollmetscher versteht, wie ich ihm bey No. 38 lit. b. am persischen Worte *awan* und bey No. 39 lit. d. am arabischen Worte *syrf* und sonst bewiesen habe. Was aber die erstgedachte Eigenschaft des Grobtürkischen betrifft: so will ich den sehen, der dem Verfasser und Sammler des Buchs des Oghuz Fehler gegen die Grammatik seiner Zeit nachweisen will, ich sage, seiner Zeit, denn der Gegner muss wissen, dass selbst die Grammatik aller Sprachen sich mit den Zeiten verändert, je nachdem der Sprachgebrauch als Meister des Sprechens und Schreibens neue Regeln einführt. Kurz der Verfasser war ein geborner Fürst, und Fürsten, wenn sie Bücher verfassen, schreiben nicht wie Bauern. Dies wird hinreichend seyn, das Gaukelspiel aufzudecken, was der Gegner mit dem Worte Grobtürkisch treiben will und zwar unbekannter Weise. Uebrigens bleibt es dabey, dass die Sprüche der Oghuzier in tatarisch-türkischer Sprache geschrieben sind. Dies ist eben mit die Ursache, dass im Buche weniger arabisch und persisch, als sonst gewöhnlich ist, angetroffen wird, indem die Noghai-Tataren bis auf den heutigen Tag ihre Sprache reiner von fremden Sprachen erhalten haben als die Osmanen. Dies haben die schottländischen Missionarien wohl beherzigt, welche vor ein Paar Jahren zu Karas am nördlichen Fusse des Kaukasus in tatarisch-türkischer Sprache das neue Testament gedruckt haben, was hauptsächlich für Noghai-Tataren bestimmt ist. Da diese Tataren mit den Osmanen von gleicher Abkunft sind und seit Jahrhunderten neben ihnen gelebt haben: so versteht es sich von selbst, dass beyde Völker einerley Grammatik zum Grunde legen und einander im Ganzen verstehen bis auf einzelne Wörter, deren Bedeutung im Gespräche leicht abzufragen ist. Wenn der Hofdollmetscher ältere Bücher läse und mit Nutzem zu lesen verstünde: so würde er gefunden hahen, dass dies

schon lange vor unserer Zeit von Strahlenberg S. 35 gesagt worden ist.

e. Man muss in der That lachen, man mag wollen oder nicht, wenn der Gegner die Orthographie des Buchs des Oghuz verunstaltet schimpft. Den Schlüssel hierzu giebt, was ich aus langer Erfahrung S. 166 geschrieben habe

> dass die Orthographie des Buchs des Oghuz dieselbe sey, welche vor vier und mehr hundert Jahren bey den Osmanen gebräuchlich gewesen und dass, wer nur in der neuen Orthographie bewandert ist, in jener so grosse Schwürigkeiten finde, dass er sich im Lesen und Verstehen oft aufgehalten sehe.

Dies ist nun buchstäblih dem Hofdollmetscher begegnet, indem er die Druckschrift nicht lesen kann, geschweige die Handschrift von schlechter Hand. Die Beweise liegen im Vorhergehenden aufgezählt. Hätte er seine Unwissenheit nicht selbst offenbaret, so würde er wenigstens äusserlich bey Ehren geblieben seyn. Er will sich aber auf eine sträfliche Weise helfen, indem er meine Handschrift für fehlerhaft erklärt und daher aus den zwölf Sprüchen, gegen welche er sein Händchen ausgestreckt, immer andere Wörter herausbuchstabiren will, als würklich darin stehen, um aus Zigeunern Schildwachten, aus Meerrettig Apostaten u. s. w. zu machen. Weil er nicht recht lesen gelernt hat, so soll nun mein Buch die Schuld tragen! Es begegnet ihn ja dasselbe Uebel, wenn gleich die Wörter nach der heutigen Orthographie geschrieben sind, wie bey *syrf* rein oder wahr, woraus er *sarraf* Wechsler machen will. Er ist ja selbst Schuld daran, seine Schulzeit so übel angewandt zu haben, wo er schon hätte lernen müssen, dass die Orthographie mit den Zeiten so wandelbar ist als die Sprache selbst. Der arme Mann wird auch Luthers Orthographie, um nicht ältere deutsche Scribenten zu

nennen, für fehlerhaft achten, weil sie nicht mehr mit der heutigen übereinstimmt. Das sind die Folgen davon, dass pädagogische Männlein, wie Abraham Kästner sie nannte, den Kindern weiss gemacht haben, mehr zu wissen als ihre Väter!

f. Er schliesst mit den Worten:

> das bey so vielen Stellen wie No. 161. 162 und 166 vorkommende gute rein Türkisch spreche offenbar wider das hohe Alterthum, womit ich mein Manuscript heehre.

Ist es nicht albern, so zu urtheilen, ohne sich auf die Thatsachen als Beweise einzulassen, welche ich S. 159 — 161 grösstentheils aus dem Buche selbst gezogen habe? Dass auch meine Handschrift von Osmanen Zusätze im Laufe der Zeiten erlitten, habe ich ja selbst S. 160 gesehrieben. Was hat dies denn mit dem Alter der Handschrift zu thun? Sind denn Griechen und Römer deshalb weniger alt, weil ihre Schriften manchen Interpolationen unterworfen gewesen? Am wenigsten können die genannten drey Sprüche wegen ihrer Reinheit der Sprache gegen das Alter des Buchs aufgestellt werden; denn ich muss dem Gegner sagen, dass sie auch gut rein tatarisch sind, wie das bey vielen andern Sprüchen der Fall ist, welche er nicht genannt hat. Es hat ja schon Kantakuzenus geschrieben: *se quantum maxime potuerit diligentia conquisivisse scriptores rerum Turcicarum, qui originem osmanicae familiae retulerint in libris, deque his tandem intellexisse, principium hujus extitisse quibusdam ab armentariis natione Tataris ex posteritate cujusdam Oguzii.* In diesem Stücke weiss ja Hr. v. Chabert besser Bescheid als der Hofdollmetscher, indem er im Vorberichte zu seinem Latifi die türkische Sprache eine tatarische Mundart nennt. Kurz es fällt in die Sinne, dass der Mann gar nicht weiss, wie er gelehrte Untersuchungen angreifen und führen müsse. Und dass er ohne

alle Ueberlegung spricht, ist daran wieder zu erkennen, dass er hier vom Buche des Oghuz ein gutes reines Türkisch rühmen will, während dass er unmittelbar vorher ein Grobtürkisch darin fand, wie man dasjenige nennt, was nicht gut ist.

47. Der Artikel X. über die Dynastie der Kaïniten vor der Sündfluth S. 206—230 ist dem Hrn. Hofdollmetscher zu rund und zu bunt vorgekommen. Um darüber wegzuspringen, sagt er:

> wir übergehen dies Stück, weil wir nicht sehen, wodurch sein Inhalt begründet werden könne.

Beym W i r dieses Herrn fällt mir ein gutes Wort des würdigen Sailer ein, wenn er schreibt: d a s W i r h e r r s c h t i n d e n T i t e l n d e r G r o s s e n w i e i n d e n R e c e n s i o n e n d e r K l e i n e n. Da er überall negativ ist als einer, der nichts in sich hat: so hätte er ja doch darüber schwatzen können,

> aufdass w i r sähen, wodurch der Inhalt des Stücks n i c h t begründet werde.

Welch ein Recensent, der den Zeitungslesern nicht einmal zu erzählen weiss, wohin der Inhalt irgend eines Artikels der Denkwürdigkeiten gehe! Nach seiner Art hat er freylich wohl gethan, sich des Artikels X. gänzlich zu entschlagen, denn er sezt historische Kenntniss und Ueberlegung voraus. Nur müsste er sich denn auch aller sogenannten Kritik enthalten, weil Kritik nichts anders als Beurtheilung heisst, die auf Kenntniss gegründet seyn muss. Bey dem allen will ich ihm doch auf seine Ausflucht mit der kurzen Erklärung dienen, dass die Nachrichten von der kaïnitischen Familie und Stammfolge auf ähnlichen Ueberlieferungen beruhen als diejenige ist, wodurch er erfahren hat, dass N N sein Vater und N N seine Mutter gewesen; denn wenn er nicht historisch beweisen kann, dass er mit dieser Ueberlieferung betrogen worden: so muss er sie glauben, weil er mit

Gewissheit wissen kann, dass er nicht wie ein Pilz aus der Erde gewachsen ist. Um anzudeuten, dass gegen Familien-Nachrichten leere Zweifel ungereimt sind, hat man schon längst gesprochen: die Mutter sagts, der Vater glaubts, ein Narre zweifelt daran. Worauf gründet es sich denn auch, dass der Name Kabil als der arabische Name von Kain, Adams Sohne, sich seit Jahrtausenden in der arabischen Sprache gefunden und in die Wörterbücher übergegangen ist? Auf Ueberlieferung. Worauf gründet es sich anders als auf Ueberlieferung, dass Adam in so vielen morgenländischen Sprachen bis ins Sanscrit hinein nicht bloss den Namen des ersten Menschen bezeichnet, sondern auch die Bedeutung von Mensch überhaupt hat? Beruhen nicht selbst alle Sprachen auf Ueberlieferung, indem die Kinder sie von ihren Vätern empfangen? Wie also die Araber von Kabil gehört haben: so haben sie auch Ohren gehabt für alle Nachrichten, welche ihnen von Kabils Nachkommen zugekommen sind. Das Uebrige ist in meiner Einleitung und in meinen Anmerkungen zum Artikel gesagt worden.

48. Vom Artikel XI. Gesetzfragen S. 230—238 wissen wir weiter nichts zu sagen

als dass der Vater des Hanifé nicht Zabus sondern Thabet ثابت heisse.

Um nichts zu übergehen, so erbärmlich es auch seyn mag, will ich erwiedern, dass der Name Zabit anstatt Zabüs schon unter den Druckfehlern notirt gestanden hat, ehe mein Buch durch die Recension gelästert worden. Dass aber der Buchstabe ث nicht wie th sondern wie z oder s ausgesprochen werde, kann jeder aus Meninski II. p. 273 wahrnehmen. Eben so wird die letze Sylbe des Namens nicht bet sondern bit ausgesprochen.

49. Im Artikel XII S. 239—302 soll der Sultan

Selim I. als Dichter und Mann von Geist, als Regent und Mensch geschildert werden. Ich habe zu diesem Ende ein sehr schätzbares Werkchen übersezt, was aus dem Munde eines Mannes, genannt Hassan, geflossen ist, der ein vertrauter Diener jenes Kaisers gewesen. Alle verständige Leser haben die Schrift als eine eigentliche geheime Geschichte sehr unterrichtend gefunden. Der Hofdollmetscher aber, der gar nicht einmal weiss, was Geschichte ist und seyn soll, und alles nur mit seinem Geifer beschmitzen will, lässt sich auf die Schrift selbst gar nicht ein, sondern sagt nur:

> dass sie der Uebersetzung und des Drucks nicht würdig sey und zu denen gehöre, wovon Fielding sage: es giebt Stunden, wo man den nackten König vom nackten Schuhflicker nicht unterscheiden kann.

Man kann nicht blödsinniger sprechen. Man muss aber den Mann nehmen wie er ist, Es ist seiner ganz würdig, sich aufs Wort eines Romanenschreibers zu berufen, um sich nicht in die Geschichte vertiefen zu dürfen. Er hat aber selbst den Romanenschreiber unrecht verstanden. Lezterer w o l l t e sagen, dass Könige trotz ihres äussern Glanzes und Pomps so gut Menschen bleiben als andere. Menschen sind Menschen und sind deshalb doch nicht einerley. Von welcher Gattung aber die Könige Menschen sind, das ists eben, was die Geschichte, wenn sie wahr ist, uns lehren soll durch Thatsachen, nicht durch Geschwätz. Dies hat auch Hassan geleistet. Der Hofdollmetscher hingegen hat wieder nicht gesehen, dass Selim I. noch von drey anderen Seiten durch Thatsachen vortrefflich geschildert worden. Ich schrieb indessen mit Bedacht, dass Fielding sagen w o l l t e, denn in jenen Worten, welche ihm der Hofdollmetscher mit Vorliebe nachspricht, hat er sich eben so unsauber als falsch ausgedrückt. Es ist wahrschein-

lich, dass er die schlechten Worte gesprochen, als er auf dem Nachtstuhle gesessen, dessen er sich bey Gelagen mit seinen Freunden als Sessels bedient haben soll, bis er es einst durch Lüfte selbst verrathen hat. Jeder wird von selbst fragen, womit denn der nackte Fielding oder sein nackter Nachsprecher sich vom nackten Schuhflicker unterscheiden wollen? Weit schöner und scharfsinniger sprach vor Alters ein Deutscher: wenn du einen Nackten siehst, so glaube, es sey ein Loch in deinem Strumpfe. Das lächerlichste ist, dass Fielding und sein Nachsprecher thun, als ob sie nackte Könige zu sehen gewohnt gewesen, während dass ihnen dies nur mit Neger-Kaisern und Theaterkönigen begegnet seyn kann. Zudem was man von Königen wie von andern Menschen wissen will, sind ja ganz andere Dinge als man am Nackten sieht. Geist und Herz, Gedanken und Gesinnungen sind nicht auf der Haut gemalt. Nur durch Worte und Handlungen lernt man beyde kennen, so wie einst Sokrates zu einem Jüngling sagte: sprich, damit ich dich kennen lerne! oder wie der Chalife Aly zu sprechen pflegte: die Seele ist unter der Zunge verborgen. Wenn der Hofdollmetscher sich im Schreiben, wozu ihm einmal seine schwachen Finger so sehr jucken, zu helfen wüsste: so hätte er einen anständigern Ausdruck bey den Deutschen finden können, wenn sie von grossen Männern im Schlafrocke oder vor ihren Kammerdienern reden. Gerade in diesem Lichte ist es, dass Hassan uns Selim I. vorgestellt hat, und jeder Verständige wird gestehen, dass lezterer selbst in diesem Verhältnisse die grösste Hochachtuug verdient, wenn gleich sonst fürs Hauptweh keine Krone hilft. Uebrigens will ich dem Hofdollmetscher für seinen unschicklichen Ausdruck ein besseres Wort des Kaisers Maximilians sagen. Es hatte jemand an die Wand in seinem Hofe geschrieben: als Adam hackte

und Eva spann, wo war damals der Edelmann? Maximilian schrieb darunter:

Ich bin ein Mann wie ein ander Mann,
Nur dass mir Gott die Ehre gann.

Lerne er doch daraus, Fürsten ihre Ehre zu gönnen und ehrerbietig von ihnen zu sprechen, denn wir leben nicht mehr in den Zeiten der Ohnehosen und Jacobiner. Was würde er vom Pabste Urban II. gesagt haben, der eines Schuhflickers Sohn gewesen!

50. Er wusste eigentlich nicht, was er zu Hassans Schrift sagen sollte, da er doch einmal für seine Leidenschaft und fürs Recensionsgeld etwas sagen musste; denn er konnte dabey seinen Meninski nicht drehen und wenden, weil der Originaltext nicht beygedruckt ist. Er musste sich also bey seiner Unerfahrenheit im Denken und in Sachen darauf einschränken, das Wort von sich zu geben, dass die Schrift des Drucks nicht werth gewesen, zufrieden, dass ihm ein Romanschreiber noch einen schlechten Gedanken dazu geliehen hatte. Er hat nun noch einen zweyten aus sich selbst begründet, wie er sich auszudrücken pflegt, indem er hinzusetzt:

dass die Schreibart oft unerträglich sey.

Die Leser werden hier nicht aufhören wahrzunehmen, wie sehr der Mann die Wahrheit spart. Er führt nämlich zwey Stellchen an, worin figürliche Redensarten vorkommen, welche sechs oder sieben Zeilen einnehmen S. 296, als wo der Ausgang der Krankheit des Kaisers Selim I. in passlichen und anständigen Bildern vorgestellt wird, während dass sonst im ganzen Vortrage von S. 257—309 der einfache und edle Styl herrscht, wie er den Geschichtschreibern aller Völker empfohlen werden muss. Jene sechs Zeilen von figürlicher Redensart gegen einige vierzig Seiten einfachen Styls bezeichnet der Liebhaber der Unwahrheit mit dem Ausdruck o f t. Im Grunde hat er f ü r s i c h s e l b s t noch viel zu wenig

gesagt. Die wörtlichen Uebersetzungen, welche ich liefere, sind ihm im Herzen unerträglich, weil er sie nicht nachzuahmen vermag; die Figuren, welche ich so deutlich übertrage, wie sie im Originale vorkommen, schmerzen ihn in der Seele, weil er sie nimmermehr durch sich selbst verstanden haben würde; er weiss keine Periode zu formen, die nicht Ekel und Lachen errege, und will von der Schreibart anderer reden, um nur die Aufmerksamkeit der Leser von sich selbst abzuziehen. Er will also nur lästern. Ueber den Styl der Morgenländer habe ich mich im Buche des Kabus S. 225—231 hinlänglich erklärt. Ich bemerke noch, dass der Mann aus Unkunde der deutschen Sprache hinter dem Zeitwort gewesen, welches ich gebraucht, ein war eingeklammert hat. Er kann sich zur Antwort den Bescheid dienen lassen, welchen ich oben bey No. 31 seinem Gehülfen, dem Professor in Jena, über sein hat gegeben habe. Das lächerlichste bey der Sache ist, dass er selbst sehr oft die Hülfswörter wegwirft, obgleich immer am unrechten Orte. Ein Beweis, dass er nicht weiss, was er thut.

So hat er denn von der Schrift über Selim I. gesprochen, ohne ein Wort vom Inhalte zu sagen! Er macht dann wieder einen Sprung zurück auf die vorhergegangene Nachricht Latifis von Selim I. S. 244—256. Die Leser können leicht urtheilen, dass er sich um den Inhalt selbst nicht bekümmern wird. Nur sein Meninski kommt wieder in Bewegung, weil ich den Originaltext mitgetheilt habe. Er hält sich besonders an persische Verse, wo er sein grosses Ross zu besteigen meynt, indem er den Zeitungslesern geradeaus hat offenbaren wollen, dass ich vom Persischen gar nichts wisse. Man wird bald sehen, wie er von seinem persischen Gaule eben so unbeholfen herabstürzen wird, wie vorhin vom arabischen und türkischen, und, warum sollte ich nicht auch sagen, vom

tatarischen; denn, obgleich ganz unberitten, hat er sich doch mit mir in die Rennbahn stellen wollen.

51. Im Original wird von Selim I. das persische Distichon gegeben S. 248

فکر میکردم شبی کان ماهرا بینم بخواب
من درین بودم که ناگه شد طلوع افتاب

Ich habe übersetzt S. 254

Ich gedachte in der Nacht, dass ich den Mond sähe im Schlafe.
Als ich aber erwachte, ging unvermuthet die Sonne auf.

In Latifi's biographischen Nachrichten von Chabert ist dies Distichon ausgelassen, weil es dem Uebersetzer zu spitzig und zu eckigt gewesen. Es würde dem Hofdollmetscher nicht besser ergangen seyn, wenn er nicht meine Uebersetzung gelesen hätte, welche er nun durch Jürgen Ballhorn hinterher verbessern will, Er will nämlich übersetzen:

Eines Nachts dachte ich, könnte ich jenen Mond im Schlafe sehen!
Als ich so dachte, sieh, es gieng plötzlich die Sonne auf.

Er hat beyde Verse weder nach den Worten noch nach ihrem Sinn verstanden, wie beydes sein gewöhnliches Unglück ist. Dies soll bewiesen werden.

a. Man kann den Sprachheld gleich am ersten Worte erkennen, dass er eines Nachts schreibt, wie man eines Tages sagt, gleichsam als ob die Nacht im Deutschen von männlichem Geschlecht wäre. Was man aus Missbrauch bisweilen im gemeinen Leben sagen darf, ist deshalb nicht erlaubt in die Schriftsprache zu übertragen. Dies abgerechnet, will er seine Uebersetzung mit den Worten rechtfertigen:

Man sieht, dass seine (Selims) Geliebte zu ihm kam, als er sie im Traume zu sehen wünschte.

Wenn er sie würklich im Traume gesehen hätte, so wäre das *fikr* denken überflüssig, und gleichwie *mikerdem* steht, müsste *mibinem* statt *binem* stehen.

So viel Worte, so viel Fehler! Weil er den ganzen Sinn, der unten erklärt werden wird, nicht gefasst hat: so hat er nicht gemerkt, dass im Doppelverse von zwey verschiedenen Personen die Rede ist, die eine wird Mond genannt und die andere Sonne, welche schöner war als der Mond, so wie der natürliche Mond es in Schönheit mit der natürlichen Sonne nicht aufnehmen kann. Ich habe ja dies schon in der Anmerkung S. 254 erklärt, wo ich sagte:

Mond und Sonne heissen hier Schöne oder Geliebte, in der Schönheit abgestuft wie beyde Gestirne.

Oben bey No. 37 vermisste der Gegner meine Erklärungen. Aber dort wie hier sind alle meine Erklärungen für ihn verloren gegangen, weil er ln den Sinn nicht einzudringen weiss. Kurz der Dichter sahe beym Erwachen eine ganz andere Person, als ihm das Traumgesicht vorgebildet hatte.

b. Fikjr heisst bey Meninski nur d e n k e n. Dies hat den Gegner wieder irre gefürt, weil er nicht weiss, dass das Wort auch noch die Bedeutungen hat von gedenken, sich Gedanken machen, meynen, Anschläge machen u. s. w. Gedenken aber ist so viel als sich etwas vorstellen, wie jedes deutsche Wörterbuch lehrt. Jeder andere weiss, dass er gedenkt, sich vorstellt oder sich einbildet, dies und das zu sehen. Wie kann denn der Gegner gedenken, dass der Dichter seine Geliebte w ü r k l i c h, das ist, v o n P e r s o n im Traume gesehen hätte! Im Traume kann ja kein Mensch etwas würklich sehen; was jeder im Traume sieht, sind nur Gesichte, Visionen.

c. Da liegt aber wieder die Verkehrtheit, dass er den Dichter will im Wachen denken lassen,

könnte ich jenen Mond im Schlafe sehen! Ich glaube einmal nicht, dass jemals jemand gewünscht habe, seine Geliebte im Traume zu sehen. Solche Gesichte finden sich von selbst ein. Aber sie werden nicht gewünscht, am wenigsten von osmanschen Kaisern, die nur befehlen dürfen, die Geliebte von Person zn sehen. Die Hauptsache aber ist, dass der Hofdollmetscher nach seiner Weise dem Dichter solchen verkehrten Wunsch andichtet, der mit keinem Buchstaben im Verse nur angedeutet, geschweige ausgedrückt ist. Er scheint gehört zu haben, dass im Persischen viele deutsche Wörter angetroffen werden, und hat sich daher eingebildet, dass das Wort کان *kjan* oder *kan* unser deutsches Wort kann sey, woraus er denn könnte ich geschöpft hat. Ich muss aber bemerken, dass das persische *kjan* aus zwey Wörtern zusammengezogen ist, aus ک *kj* abgekürzt von که *kji*, dass, und aus ان an, den. Dss *kj* oder *k* ist also eine Conjunction nnd letzteres ein Pronomen. Dies ist denn auch die grammatikalische Ursache, dass ich dem Originale getreu den ersten Vers habe übersetzen müssen:

Ich gedachte in der Nacht, dass ich den Mond sähe im Schlafe.

d. Wenn der Gegner meynt, dass nach dieser Uebersetzung im Original *mibinem* ich sahe stehen müsste anstatt *binem* ich sähe: so begeht er eine grosse Sünde gegen den persischen Priscian, wie es ihm gegen die Prisciane aller Sprachen begegnet. *Mibinem* wie *mikjerdem* sind Indicative. Ihm ist es freylich eine grosse Kleinigkeit, einen Indicativ auf den andern zu stellen, ohne auf den Regenten zu achten. Allein der Perser und ich sind gewohnt, uns nach dem letztern zu richten. *Binem* also wie mein ich sähe steht im Conjunctiv, weil die Conjunction *kji* dass hier den Conjunctiv regiert.

e. Was den zweyten Vers betrifft, so kömmt es nur auf die ersten drey Worte an من درین بودم welche der Gegner übersetzen will, als ich so dachte. Sie müssen aus dem ersten Verse erklärt werden, welcher zwey Sätze enthält, den ersten, ich gedachte und den zweyten, dass ich den Mond sähe. Nach den Regeln des persischen Styls aber kann der erste Satz des zweyten Verses, der sich auf den ersten Vers beziehet, nicht auf den ersten sondern nur auf den zweyten Satz des ersten Verses bezogen werden. Wollte also der Gegner nach den Regeln des Styls, obgleich nicht sinnrichtig übersetzen, so musste er sagen, als ich so träumte; denn der Traum oder das Sehen im Schlafe bildet den zweyten Satz des ersten Verses. Vom Denken im ersten Satze des zweyten Verses ist nicht weiter die Rede. Man sieht aber schon von selbst, dass auch diese Uebersetzung falsch seyn müsse, weil man im Traume nicht die Sonne aufgehen sehen und hier die Geliebte nicht in Person erblicken kann. Ich muss also bemerken, dass jene drey Wörter, *min derin budem*, nach dem Buchstaben heissen, als ich heraus war, nämlich aus dem Schlafe oder Traume. Auf gut deutsch habe ich dies übersetzt, als ich erwachte, denn aus dem Schlafe oder Traume kommen heisst erwachen. Uebrigens darf ich nicht unberührt lassen, dass das Siehe, was der Gegner in den zweyten Vers einflickt, wieder gar nicht im Original zu finden ist. Es bleibt also dabey, wie ich geschrieben habe:

> Als ich erwachte, ging unvermuthet die Sonne auf.

f. Um endlich auf den rechten Sinn des Distichons zu kommen, hat sich der Gegner die Sache aus Romanen oder Feenmährchen erklären wollen, wo man die Geliebten zu sehen wünscht und wo denn

letztere aus Sympathie in demselben Augenblick zu erscheinen pflegen. Die menschlichen Begierden sind zwar unter allen Völkern dieselben. Allein sie kleiden sich überall in die Formen oder Gebräuche, welche in jedem Lande eingeführt sind. So hat der Orient seine Formen, worin der Gegner sich nicht orientirt hat. Beyde Geschlechter wohnen im Oriente abgesondert, wenn sie gleich in demselben Hause sitzen, wie ich bey No. 43 lit. *e* erwähnt habe. Beym Kaiser so wenig als bey den Vornehmen des Landes darf sich eine Gemahlin oder Geliebte von selbst einfinden, ohne gerufen zu seyn, vielmehr begiebt sich der Mann ins Frauengemach, um zu kosen oder sich zu unterhalten. In Absicht des Kaisers ist nun noch der besondere Gebrauch eingeführt, dass die vertrautesten Diener im Vorgemache seines Schlafzimmers und oft selbst im letztern in der Nacht abwechselnd wachen müssen, so wie sie sich auch bey Tage in den Vorgemächern aufhalten. Hassan hat dies in der mitgetheilten Geschichte Selims von sich selbst bezeugt. S. 266—267. Der Zweck ist, hinter dem Vorhange, welcher die Stelle der Thüre vertritt, zu lauschen, ob der Kaiser erwache, um alsbald durch den Vorhang zu treten und seine Befehle zu erwarten oder sich wieder gleich zurückzuziehen, sobald man merkt, dass der Kaiser in den Schlaf zurückfällt. Sollte also eine Geliebte oder Gemahlin bey Tage oder bey Nacht zum Kaiser beschieden seyn: so müssen zuvor alle männliche Bedienten aus allen Gemächern entfernt werden, um jene nicht kommen zu sehen, als welches mit dem Tode bestraft werden würde. Dies lässt schon urtheilen, wie ungereimt der Einfall ist, wenn der Hofdollmetscher sagt, dass die Geliebte unvermuthet zum Kaiser gekommen sey, als er sie im Traume zu sehen gewünscht habe. Auf der andern Seite pflegen morgenländische Fürsten zu ihrer persönlichen Bedienung

die schönsten Jünglinge zu wählen, welche sich im Lande findeu, obgleich selten in so sträflicher Absicht, wovon einige Beyspiele im Buche des Kabus S. 469—472 vorgekommen sind. Es versteht sich also von selbst, dass auch Selim I. die schönste Jugend um sich versammelt hatte, wovon mehrere abwechselnd in der Nacht bey ihm Wache halten mussten. Dies giebt uns den Schlüssel zum Sinne jenes Distichons. Nämlich Selim meynte, im Traume den Mond oder eine Schöne oder einen schönen Jüngling zu sehen. Als er aber darüber erwachte, trat unvermuthet ein noch schönerer Jüngling, der im Vorzimmer gewacht hatte, in sein Schlafgemach, weil er durch die Bewegung, welche der Kaiser gemacht, oder durch den Laut, welchen er hatte hören lassen, veranlasst worden war, den Vorhang plötzlich aufzuschlagen und zur Bedienung zu erscheinen. Dies war die Sonne, welche aufging, im Gegensatz des Mondes, der dem Kaiser im Traumgesicht vorgekommen war. Nur unreine Herzen können hierbey auf unreine Gedanken verfallen. Man sieht vielmehr auf den ersten Blick, dass das ganze Distichon nur ein Gedankenspiel mit den figürlichen Bedeutungen von Mond und Sonne ist und folglich nur des Ausdrucks und der Wendung wegen geschrieben worden, wie allen Morgenländern so gewöhnlich ist. Alle übrigen Verse, welche Latifi von Selim anführt S. 254 255 sind in gleichem Sinne verfasst und sollen nur die Kunst und Stärke beweisen, welche Selim I. in der persischen Sprache besass. Man muss diese Sprache gar nicht kennen und daneben sehr romanhaft seyn, um aus einem Gedanken- und Wortspiele einen Liebeshandel zu machen, der obenein gegen alle Formen und Gebräuche verstösst.

52. Wie alles Vorhergehende es sonnenklar macht, dass der Hofdollmetscher unausgesetzt kein Wort versteht von allem, worüber er sprechen will: so fährt

er doch fort zu behaupten, dass ich beym nachfolgenden Distichon einen noch grösseren Missgriff begangen hätte. Es musste aber so kommen, damit er sich selbst in seiner gräulichen Unwissenheit zur Schau stellte. Bey Latifi steht das in der ersten Zeile fehlerhafte persische Distichon S. 249

سواد سایه که همراه قدّ یارمنست

من از هوا شده‌ام خاک و آن غبارمنست

S. 255 Es ist ein schwarzer Schatten, der meiner schlanken Geliebten Gefährte nicht ist.
Vor Begierde bin ich zu Erde geworden und sie ist doch mein Staub nicht.

a. Jeder sieht, dass der erste Vers keinen Sinn gewährt und mit dem zweyten gar nicht zusammenhängt. Um diese Schwürigkeit zu heben, habe ich in der Note S. 255 aus Selims eigener Gedichtsammlung, welche ich besitze, eine bessere Lesart gegeben und übersezt, wie sie jedem Gelehrten willkommen seyn muss. Man höre aber, was der ungelehrte Mann davon sagt, denn mit Vergnügen wiederhohle ich immer seine Worte:

wenn Hr. v. D. nur die geringste Sprachkenntniss besässe: so hätte er hier eine lange Note erspart, um sein eigenes Geständniss, der erste Vers scheine ihm keinen Sinn zu haben, zu rechtfertigen.

Man sollte eine Geistes-Zerrüttung an einem Manne vermuthen, der so unzusammenhängend spricht und doch selbst keine bessere Uebersetzung zu geben weiss, wenn nicht zugleich die Bosheit hervorleuchtete, zu verschweigen, dass ich in der Note von einigen Zeilen nur die verbesserte Lesart mitgetheilt habe. Jeder Gelehrte weiss, dass es bey der griechischen und römischen Philologie seit Jahrhunderten ein Hauptgeschäft gewesen und noch ist,

verdorbene Lesarten aus unverglichenen Handschriften oder gar aus Conjecturen zu verbessern. Und so weiss auch jeder, dass es bey morgenländischen Büchern ebenmässig geschehen muss, weil sie wie griechische und römische auf Handschriften beruhen, die niemals von Fehlern frey seyn und daher nur durch Vergleichung mit andern Handschriften verbessert werden können. Dies weiss aber der Wiener Ungelehrte nicht, der dadurch seiner Nation einen Flecken anhängen könnte, wenn man sie nicht besser kennen gelernt hätte. Güssmann, ein höchst schätzbarer Gelehrter, hat das Bild seines ungerathenen Landsmanns entworfen, wenn er schreibt:

> Man nennt Leser der Journale und Wörterbücher Leute, die durch gewisse Dinge am Denken verhindert sind.

Und Augustinus spricht, dass Niemand die Wahrheit dessen, was er lieset, im Buche oder in demjenigen, der es geschrieben hat, sondern vielmehr in sich selbst erkenne, wenn nämlich seinem Geiste ein ungemein klares und von allen Hefen des Körpers abgesondertes Licht eingedrückt ist. Diese Worte beweisen, dass man vergeblich Wahrheiten für denjenigen schreibt, in dessen verkehrter und von Leidenschaften verdunkelten Seele jenes Licht nicht aufgegangen ist.

Wenn obgedachte Lesart, welche Latifi liefert, richtig wäre: so würde sich in Selims eigener Gedichtsammlung keine bessere finden. Ich muss sie des Zusammenhangs wegen hier wiederholen:

نه سایه است که هجران قدّ یارمنست
من از وفا شده ام خاک آن غبارمنست

Welches ist der Schatten, der sich von meiner
schlanken Geliebten nicht trennt!
Ich bin vor Treue zu Erde geworden, sie aber
ist doch mein Staub nicht.

Weiter unten werde ich diesen feinen Gedanken erklären, wovon der Gegner nicht den mindesten Strahl aufgefangen hat.

b. Er sagt ferner, dass meine Uebersetzung keinen Sinn habe, weil ich *men est* ist mein für *men nist* ist nicht mein, gelesen und übersetzt hätte.

Es ist unglaublich, aber doch wahr, dass der Mann, gleichsam als ob er ein Brett vorm Kopfe hätte, nicht einmal begreift, wie ich das Persische gelesen habe, während dass meine dabey stehende Uebersetzung es dem grössten Sprachstümper vor Augen legen sollte. Um es ihm begreiflich zu machen, will ich die beyden lezten Worte, worauf es hier in beyden Versen ankommt, in lateinischen Buchstaben hersetzen:

jaremnist ist meine Geliebte nicht
ghubaremnist ist mein Staub nicht.

Man trifft dieselben Worte im Distichon von verbesser Lesart an, ob gleich der Gedanke im ersten Verse verändert erscheint. Der Hr. Hofdollmetscher muss also wissen, dass das *m*, was an nicht ist gehängt ist, zum Substantiv Geliebte und Staub gezogen und gelesen werden muss, wo es denn das Pronomen-Possessivum ist und mein heisst, meine Geliebte, mein Staub, wogegen *nist* für sich stehend bedeutet, ist nicht.

c. Er seiner Seits will lesen *men* mein (ein zweytes Pronomen-Possessivum) und est ist. Die Leser können also den Unverstand nicht besser erproben, als wenn man das mein ist in jene Verse auf einen Augenblick einschreibt, um zu hören, wie denn des Gegners Uebersetzung lauten würde, eine Probe, die hier schon öfter angestellt worden. Indem er meine Negative in seine Affirmative verwandeln will: so würde das erste Distichon mit fehlerhafter Lesart so lauten:

Es ist ein schwarzer Schatten, welcher der Gefährte meiner Geliebten ist.

Vor Begierde bin ich zu Erde geworden, und
sie ist mein Staub.

Es würde also im Sinne die Veränderung vorgehen, dass die verdorbene Lesart des ersten Verses in den zweyten Vers der Uebersetzung geworfen werden würde, wo sie gerade gegen den Sinn läuft, welchen der Gegner gar nicht gefasst hat, wie man unten hören wird.

Das zweyte Distichon mit verbesserter Lesart würde noch toller lauten, wenn die Affirmative des Gegners an die Stelle der Negative des Verfassers gesezt werden sollte.

Welcher Schatten ists, der getrennt ist von
meiner schlanken Geliebten!
Ich bin vor Treue zu Erde geworden, sie aber
ist mein Staub.

In dieser Gestalt würden beyde Verse nicht bloss fehlerhaft, sondern ganz unsinnig seyn. Der Dichter will das gerade Gegentheil sagen, dass sein Schatten nicht getrennt ist von seiner Geliebten und dass die Geliebte nicht der Staub der Erde ist, worin er verwandelt worden.

d. Lasst uns noch die Chabertsche Uebersetzung des ersten Distichons hören, welche der Hofdollmetscher für richtig nnd musterhaft ausgiebt.

Aus Sehnsucht nach meiner Geliebten bin ich
ein Schatten geworden.
Jener Schatten, der ihre anmuthige Gestalt im-
mer verfolgt, bin ich.

Man muss gestehen, dass diese Verzerrung, die keine Uebersetzung ist, sich des Hofdollmetschers völlig würdig macht, denn jedes Wort daran ist falsch und verkehrt den Sinn. Aus gänzlicher Unkunde des leztern ist der erste Vers des Originals in den zweyten der sogenannten Uebersetzung und der zweite in den ersten Vers umgeschaffen worden. Aber im Original steht keine Sylbe davon, dass der Dichter aus Sehn-

sucht ein Schatten geworden, indem in diesem Zusammenhang ein Schatten so viel heissen würde als abgezehrt oder geschwunden. Und nachdem man den Dichter dies hat sagen lassen, so lässt man ihn wiederholen, dass er der Schatten sey. Wie lächerlich! Erde und Staub hingegen, die gerade mit dem Schatten rechter Art, der keine Abzehrung ist, in Verbindung gesezt sind und die Spitze des Distichons ausmachen, werden in Stillschweigen begraben, weil der Uebersetzer nicht hat daraus klug werden können. Ich darf nicht übergehen, wie der persische oder vielmehr aller Sprachen Priscian dabey weggekommen ist. Ich habe oben gesagt, dass der Hofdollmetscher mein ist lesen will, wo ich mein nicht ist gefunden habe, und ich habe bewiesen, dass nur das leztere richtig sey. Indem nun der Hofdollmetscher die Chabertsche Uebersetzung als Muster anpreisen will: so hat er wieder nicht soviel Grammatik gewusst, um zu merken, dass Hr. v. Chabert in diesem Stücke mit ihm gar nicht übereinstimmt. Denn das *men*, was er für mein geben will, hat Hr. v. Chabert gar für ich genommen. *Men* hat auch im Persischen diese Bedeutung. Allein kein Perser und kein Mensch in der Welt kann dies *men* mit est, das heist, ich ist, *ego est*, construiren. Hr. v. Chabert hat zwar daraus wieder nicht klug werden können, weil er übersezt, ich bin. Aber wer berechtigt ihn denn, aus ist bin zu machen, um ich unterzuschieben, wo es nicht im Original steht?

e. Um endlich den eigentlichen Sinn des Selimschen Distichons von verbesserter Lesart zu erklären, worin beyde Wiener Uebersetzer ein unauflösliches Räthsel angetroffen haben, weil es ihnen nicht hat gelingen wollen, sich im Orient und in dessen Sprachen zu orientiren: so giebt sich der Dichter im ersten Verse als beständiger Begleiter der Geliebten für ihren Schatten aus, und da der Schatten sich als

schwarz auf der Erde abbildet und der Erde selbst anzukleben oder die Erde selbst zu seyn scheint: so stellt er sich im zweyten Verse selbst als Erde auf, wozu er vor Treue, das ist, aus grosser Anhänglichkeit an die Geliebte geworden seyn will. Er beklagt aber zugleich, dass die Geliebte nicht der Staub seiner Erde sey, dass ist, nicht mit ihm vereinigt seyn will. Wie nämlich sonst Erde und Staub nothwendig mit einander verbunden sind, und, wo Erde ist, sich auch allemal Staub als ein Theil derselben findet: so hat doch der Dichter als Erde die Geliebte nicht zum Staube dieser Erde machen, dass ist, er hat nicht zur Vereinigung mit der Geliebten gelangen können.

Diese ganz einfache Erklärung beweiset, dass Selim diesen doppelten Vers nur des Gedankenbildes wegen zusammengesezt hat, ohne irgend eine bestimmte Person dadurch bezeichnen zu wollen; denn es würde sich sonst wohl keine einzige weibliche Person geweigert haben, sein Staub zu seyn, wenn er hätte die Erde dazu seyn wollen. Das vorhergegangene Distichon bey No. 51 war in gleichem Geiste gedichtet. Es sollte ohne Zweifel eine Nachahmung des Selimschen Doppelverses im veränderten Sinne seyn, wenn der osmansche Dichter Baki bey Latifi, nicht in der Chabertschen Uebersetzung, sagt:

Seitdem sie (die Geliebte) gehört hat, dass ich der Wege Staub geworden,
so betritt die Geliebte die Erde nicht mehr.

Ich setze hinzu zur Erläuterung, dass der Wege Staub werden soviel heisst, als auf allen Wegen und Strassen aus Verlangen nach der Geliebten erfunden werden, während dass leztere, um ihn zu fliehen, nicht mehr die Erde betrat.

Nun werfe man einen Blick auf das ungewaschene Zeug zurück, was der Hofdollmetscher gegen meine getreue Uebersetzung des Selimschen Distichons

vorgebracht hat: so wird man erstaunen müssen, wie der Mann, der kein Wort davon verstanden hat, sich durch tolles Gerede selbst so sehr vor Kennern beschimpfen kann, bloss um sich vor Unwissenden das Ansehn zu geben, dass er etwas wisse.

53. Die Paar Verschen von No. 51 und 52, die dem Gegner hier zu seiner Schande haben erklärt werden müssen, sind alles, was er aus meiner Uebersetzung der Latifischen Biographie von Selim I. herausgesucht hat, um von meiner ganzen Uebersetzung zu sagen

> dass die Chabertsche Uebersetzung meiner langweiligen und unrichtigen Uebersetzung vorzuziehen sey.

Langweilig ist sie ihm, weil sie wörtlich getreu ist, was schlechterdings über seine Kräfte steigt, und unrichtig, weil er, von Sprache und Sachkenntniss verschlagen, das Original nicht versteht. Das Langweilige und Unrichtige steckt also in seiner Seele, wie er von Augustinus oben vernommen hat und wie ihm durch alle Nummern bis jetzt bewiesen worden. Um aber unter fremdem Namen seine eigene schlechte Sache zu beschönigen, so wiederhohlt er zuletzt, was in der Vorrede zur Chabertschen Uebersetzung des bedauernswerthen Latifi hingeworfen ist,

> dass man bey Uebersetung orientalischer Werke die leeren und aufgedunsenen Wiederholungen, alle kahlen Wortspiele und überhaupt alle unbefriedigenden Mitteldinge weglassen müsse.

Man weiss schon, dass dies die Sprache vermeynter Uebersetzer ist, welche zu übersetzen nicht verstehen. Es wird selbst keinen einzigen Leser geben, der nicht über die unbefriedigenden Mitteldinge wird lachen müssen. Ich will das Aeusserste annehmen. Der Unterschied in der Denk- und Schreibweise zwischen Oesterlingen und Westerlingen mag so gross seyn als er will: so muss man die erstern entweder

ganz unübersezt lassen oder man muss sie so getreu geben wie sie sind, damit der verständige Leser darin den Geist der Menschen und Völker kennen lerne. Es ist viel zu spät, dass der Hofdollmetscher jetzt noch von Dingen sprechen will, welche er niemals verstanden hat. Schon vor vielen Jahrhunderten hat der Kaiser Friedrich II., der sich das Verdienst erworben, die ersten Uebersetzungen der Araber ins Lateinische befördert zu haben, der hat, sage ich, durch den Mund seines Kanzlers de Vineis die Sache sehr schön auszudrücken gewusst, wenn er schreibt, dass bey Uebersetzungen die Jungferschaft der Worte getreulich erhalten werden müsse. *Verborum fideliter servata virginitate transferri oportet.* Was mich betrift, habe ich mir schon vor fünf und dreyssig Jahren dieselben Regeln vorgeschrieben, welche ich gegenwärtig bey Uebersetzung der Morgenländer beobachte, wie man in der Vorrede zu meiner Uebersetzung des ersten Buchs tuskulanischer Untersuchungen von Cicero, Magdeburg und Leipzig 1780 lesen kann. Wehe also einem Hadschi Kalfa, einem Firdewsi, einem Hafüz und andern Morgenländern, die von einem Unwissenden und Ungelehrten verstümmelt, entstellt und entehrt werden!

Der Artikel XIII. Stufen des menschlichen Alters S. 303—307 ist mit des Hofdollmetschers Gallen-Ergiessungen diesmal verschont worden.

54. Der Artikel XIV., was ist der Mensch, S. 308—314 ist wieder nach seinem Inhalte nicht für den Hofdollmetscher gemacht, denn es ist ein Gedicht voll Tiefsinn und Moralität. Er hat doch aber wenigstens gegen die Form etwas erinnern wollen. Und weil ihm dies einmal nicht genügt hat: so hat er es nun schon fünfmal wiederhohlt, wie Armuth des Geistes es mit sich bringt. Erstlich liess er es, bloss um es zu beschmitzen, wider meinen Willen in den Fundgruben B. 1. S. 393—399 mit entstellen-

den Druckfehlern abdrucken, denn es gehörte zu den Aufsätzen, welche ich als mein Eigenthum zurück gefordert hatte. Ich hatte dies Gedicht für ein Gedicht gegeben, weil es von seinem Urheber dazu gemacht und von seinen Landsleuten, den Osmanen, dafür erkannt worden. Ich hatte aber dabey die Bemerkung gemacht, dass es von eigener Gattung sey, wozu man in der türkischen Prosodie keine Regeln finde. Hierauf lies sich der Hofdollmetscher in den Fundgruben S. 398 in der Note vernehmen:

> Es ist kein Gedicht, sondern zierliche und dennoch nicht wie gewöhnlich durchaus gereimte Prose.

Kein Vernünftiger wird errathen, was eine nicht wie gewöhnlich durchaus gereimte Prose sey. Es wird sich aber Niemand mehr darüber wundern, nachdem ich schon so viele Beweise darüber gehäuft habe, dass der Mann sich selbst niemals versteht, geschweige dass er andere verstehen sollte. Es ist seine Art, sich einzubilden, dass er den Lesern etwas gesagt hzbe, wenn er sinnleere Worte aufs Papier klekset. Des falschen Begriffs nicht zu gedenken, welchen er sich von der Prose wie von allen Dingen macht, ist das Lächerlichste, dass im ganzen Gedichte von acht Distichen kein Reim noch weniger irgend ein Sylbenmaass vorkommt und dass er es gleichwohl für eine nicht wie gewöhnlich durchaus gereimte Prose ansiehet, als ob es doch zum Theil gereimt sey. Eben so ungereimt ist es, wenn er meynt, dass nichts Gedicht heissen könne, was nicht gereimt sey, während dass wir schon seit Jahrtausenden aus dem ältesten Buche der Welt wissen, dass Reim und Sylbenmaass nicht zum Wesen der Poesie gehören. Man merkt wohl, dass er, von allem Nachdenken entblösst, noch niemals die Frage an sich gethan hat, ob der Reim eher gewesen als der Dichter oder der Dichter eher als der Reim?

Da nun jeder Verständige weiss, dass es bloss vom ersten Dichter abgehangen hat, mit Reimen oder ohne Reime zu dichten: so folgt natürlicher Weise, dass, wenn zuerst mit Reimen gedichtet worden wäre, die erste Prosodie, welche nur allein vom vorhandenen Gedichte, wie Grammatik von der Sprache der Zeit, abgezogen werden konnte, die Regeln vom Reime lehren musste, dass sie aber eine Erweiterung empfängt und neue Regeln für reimlose Gedichte aufzustellen hat, sobald ein zweyter Dichter ohne Reime zu dichten für gut findet, zumal wenn ein origineller Kopf wie Kjemal Pascha Zadé die Hand ans Werk legt. Die türkische Dichtkunst hat bis jetzt keine Regeln für Heldengedichte liefern können, weil noch kein Osmane eine Epopee geschrieben hat. Das erstere wird sich aber finden, sobald der letztere aufsteht. Im Deutschen hat man noch keine Gedichte mit Doppelreimen, wie die Osmanen sie machen. Wie abgeschmackt aber würde es seyn, zu behaupten, dass ein deutsches Gedicht mit Doppelreimen, wenn es verfertigt würde, kein Gedicht genannt werden dürfe! Vor vierzig und mehr Jahren machte man deutsche Gedichte ohne Reime und Sylbenmaass und bisweilen macht man sie noch, denn wer will das hindern! Wenn der Hofdollmetscher dies alles wüsste: so würde er ja von selbst begreifen, dass, was in einer Sprache geschieht, auch in andern Idiomen geübt werden könne. Das Unglück für ihn ist, andere immer nach sich selbst beurtheilen zu wollen. Er ist bekanntlich ein gemeiner Reimschmidt, kein Dichter, so dass er sogar, vermuthlich um die Christen des neunzehnten Jahrhunderts zum Islam zu bekehren, den tollen Einfall gehabt hat, mehrere Kapitel des Kurans nach den vorhandenen Uebersetzungen in deutsche Reime zu stellen und als einen Fund in den Fundgruben abdrucken zu lassen. Dies hat ihn so verblendet, dass er vor Reimen die

Gedichte nicht sehen kann. Der Reim an sich ist noch niemals zu den Kraftäusserungen hoher Geister gerechnet worden, sonst würden wir keine Beyspiele von Bauern und alten Weibern finden, welche zu reimen wissen, es sey gehauen oder gestochen. Deshalb wird auch kein gemeiner Reimer ein reimloses Gedicht im Geiste des Kjemal Pascha Zadé liefern. Der Gegner sollte aus solchen geistreichen Aufsätzen nur etwas zu lernen suchen, anstatt mitsprechen zu wollen. Aber gerade, weil ich sie habe drucken lassen, ist er von seinem heimlichen Leiden wieder so sehr mit Blindheit geschlagen worden, dass er gar nicht sieht, bey seiner ungelehrten Behauptung es nicht mit mir, sondern mit Kjemal Pascha Zadé zu thun zu haben, der mehrere reimlose Gedichte hinterlassen hat, die bey allen Osmanen für Gedichte gelten. Wers nicht glaubt, der erfahr's. Auch trifft man sie nirgend anders als in Gedichtsammlungen an, zum handgreiflichen Beweise dessen, wofür sie gegeben und angesehen worden.

55. Kaum hatte er jenen närrischen Einfall von sich gegeben, so fand er sich von seinem bösen Geiste getrieben, beym Schluss des ersten Bandes der Fundgruben, wo er die heidnischen Götter Merkur und Venus als Schutzpatronen seines grossen Journals anruft, die Gelegenheit vom Zaune zu brechen, um zum zweyten mal sein Stimmchen hören zu lassen S. 464

> Dass ich den Missgriff gethan, ganz ordentliche Prose für ganz ausserordentliche Verse anzusehen, vermuthlich weil der Abschreiber, wie dies öfter zu geschehen pflegt, der Verzierung wegen mehrere rothe Punkte eingestreut oder falsche Absätze gemacht.

Man würde den Mann wie Butter an der Sonne stehen sehen, wenn er gezwungen werden könnte als Lästerer persönlich zu erscheinen, um die zwey

Fragen zu beantworten, was heisst das und wie beweisest du das? Dies ist, wie man gesehn hat, bey allen Nummern, die nun schon in die funfziger aufsteigen, zu vermissen; denn für die Jenaer Litteratur-Zeitung ist es ihm hinreichend, alles in Frage zu stellen, ohne darauf zu antworten zu wissen. Da ich also den Weg des Unterrichts mit ihm gehen muss: so muss ich es mir gefallen lassen, ihm alles weitläuftig zu erklären, was er nicht gelernt hat.

a. Ordentliche Prose und ausserordentliche Verse sind Ausdrücke seines undeutschen Mundes. Zu meiner Sprache gehören sie nicht. Ich habe gesagt, dass das Gedicht von eigener Gattung sey S. 309. Dies heisst nicht, von ausserordentlichen Versen reden. Ich habe geurtheilt, dass das Gedicht ein Muster von Tiefsinn sey, worin endlose Gedanken in wenig Worten zusammengedrängt worden. Dies heisst wieder nicht, von ausserordentlichen Versen sprechen. Da er also selbst die klärsten Worte nicht versteht: so verräth er ja, dass er ein Kind jener falschen Kultur ist, welche, wie ich S. 310 geschrieben, von Lichtmassen träumen lässt, während dass man noch im Abc des Nachdenkens unerfahren ist. Ich wiederhole dies um so lieber, weil ich wohl weiss, dass dem Gegner bey Lesung dieser Aeusserungen das böse Gewissen zugeschrien hat und dass dies mit die Ursache ist, warum er vom Gedichte nicht loskommen kann, indem es ihm dienen muss, seiner schlimmen Sache einen andern Namen zu geben, wie es seine Art mit sich bringt. Was indessen vom Gedichte als solchem zu sagen gewesen, ist ihm bey der vorhergehenden Nummer zu lesen gegeben worden.

b. Was die rothen Punkte betrifft, welche er im Sinne hat, muss ich ihn zuerst den rechten deutschen Namen lehren, welchen er hätte gebrauchen sollen. Er heisst Dippel oder Tüpfel. Dippel sind

für Punkte etwas zu gross, indem man sie mit dem kleinen Finger macht, der in rothe Dinte getaucht worden. Aus dem Spiegel der Länder von Kjatibi im zweyten Bande wird er den allergrössten Dippel kennen lernen, der jemals gemacht worden, indem ein Kaiser von Indien seine ganze Hand in Saffran tauchte, um sie auf einem Diplom abzudrukken. Man erzählt etwas ähnliches von Muhammed und vom Chalifen Aly. Allein es ist weniger ausgemacht. Kurz unsere kleinen Federpunkte haben nichts mit Dippeln gemein. Wie also dem Gegner das Wort fremd gewesen, so weiss er auch wieder mit der Sache nicht Bescheid. So viel sieht man wohl, dass die rothen Dippel für ihn Irrwische gewesen, und da er andere immer nach seinem verjüngten Maasse zu messen gewohnt ist: so denkt er, dass auch ich mich von solchen Irrlichtern werde in Moräste führen lassen. Das Dippelmachen der Morgenländer hat bey der Prose und namentlich beym Kuran seinen Anfang genommen, nicht bloss um die Schrift zu verzieren, sondern auch um leere Räume an den Enden der Linien, wo man das Abbrechen der Wörter nicht liebt, mit einem rothen oder goldenen Dippel auszufüllen und um zugleich mitten in den Linien die Pausen zu bezeichnen, welche beym Vorlesen oder Declamiren des Kurans gemacht werden müssen. Vom Kuran sind die Dippel in andere prosaische Schriften übergegangen, wo sie denn von Abschreibern, die den ursprünglichen Zweck nicht mehr kennen oder nicht immer vor Augen haben, oft gemissbraucht werden. In Dichterwerken kommen die Dippel seltener vor, so dass man das Verhältniss gegen prosaische Schriften auf eins zu dreyssig oder mehr setzen üann. Die natürliche Ursache ist, weil die Verse einer unter den andern geschrieben werden und daher die Gründe wegfallen, welche das Dippeln in der Prose, die vom Anfange der

Seite bis ans Ende ohne Absätze hintereinander fortläuft, nöthig gemacht haben. Der H. Hofdollmetscher hat also gerade umgekehrt etwas in Gedichten gesucht, was in Prose einheimischer ist. Ja wenn er nur wüsste, was er liest: so würde er S. 309 gesehen haben, dass das Gedicht aus einem Collectaneenbuche genommen ist, welches sich der erste Inhaber als eine Kladde zusammenzutragen pflegt, ohne ans Schönschreiben, geschweige an rothe Dippel zu denken. Da er dies noch nicht gewusst hat: so darf er ja nur die Medschmua oder Collectaneenbücher ansehen, welche sich in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien finden.

56. Nachdem er sich auf solche Art zweymal mit der vermeynten Prose des Kjemal Pascha Zadé in seiner Blösse gezeigt: so hat er sich auch zum drittenmal damit in der Jenaischen Zeitung zur Schau getragen, indem er sagt:

XIV. Was ist der Mensch! Ein Gedicht, *si dis placet!*

Was hilfts doch, dass er sich diese lateinischen Worte in irgend einem Journal oder Zeitung hat vorsagen lassen, wenn er nicht zugleich gelernt hat, sie am rechten Orte anzuwenden, denn hieher passen sie nicht besser als seine Schutzpatronen Merkur und Venus zu den Fundgruben! Man würde solch Recensiren nur kindische Neckerey nennen müssen, wenn er nicht mit Kindern noch dies gemein hätte, sich nur immer um ein einziges Wort zu drehen und nur mit einer einzigen unrichtigen Vorstellung zu spielen, ohne zu wissen, wie man als verständiger und unterrichteter Mann jede Sache von allen Seiten nach Gründen und Thatsachen zu betrachten habe.

So endigt sich mein Unterricht über die erste Recension. Ich will ihm auch diesen Dienst für die zweyte nicht versagen, welche er unmittelbar nach der vorhergehenden hat in der Jenaer Zeitung über

meine Schrift vom Inhalt und Vortrag, von Entstehung und Schicksalen des königlichen Buchs folgen lassen.

57. Er fängt damit an, seinen Missmuth, der bey seinem geheimen Kummer gewiss sehr aufrichtig ist, zu verkünden, indem er sagt:

> dass ich mit einem so hochfahrenden Ton als Meisterer früherer oder späterer Orientalisten, als Schatzmeister ganz unschätzbarer Kleinodien des Orients, deren Werth mir allein zu erkennen und zu würdigen vorbehalten war, aufgetreten sey, dass es um so mehr der Mühe sich lohne, meine eigene Arbeiten mit der Fakkel der Kritik zu beleuchten und zu sehen, *quid dignum tanto ferat promissor hiatu*, da sonst viele Leser meine Uebersetzung mir auf mein Wort glauben und meine Orakelsprüche für untrüglich anzunehmen Gefahr laufen möchten.

Die Uebersetzungsprobe, welche der Schrift vom königlichen Buche angehängt ist, macht nur den kleinsten Theil derselben aus. Der H. Hofdollmetscher hat also nicht gleich mit der Manipulation seines Meninski beginnen können, vielmehr fängt er an, erst etwas aus sich selbst zu begründen, wie er sich auszudrücken pflegt. Es gehört dies Wort zu den Federn, woran Gelehrte den Vogel erkennen. Man merkt gleich an diesem Eingange, dass er sich trunken schwatzt. Ich werde ihn dafür auf die Nüchternheit der Gedanken zurückführen.

Verständige Leser, denen daran gelegen ist, zu wissen, wie ich von Personen und Schriften urtheile, werden meine Schriften selbst lesen, um sich mit meinen Gesichtspunkten und Gründen bekannt zu machen. Sie werden aus den vorhergehenden vielen Nummern schon soviel wissen, dass der Gegner von

meinen Sachen nichts versteht. Er ist dadurch nur in seinem Traume gestört worden, der ihn glücklich zu machen schien. Wie unwillig er darüber geworden, verrathen ja schon seine obstehenden läppischen Ausdrücke.

Soviel will ich ihm hier vorhersagen, dass er an seine Fackel der Kritik öfter erinnert werden soll, als ihm lieb seyn wird. Ich muss ihm aber das Ding erst erklären, denn er hats nur aus Zeitungen aufgefangen, ohne zu wissen, was es ist. Seine Kritik ist eine wächserne Nase, die vom Fackelfeuer schmelzen muss. Er thut sich also selbst Schaden, beyde zusammenstellen zu wollen. Er hats ja schon an funfzig Nummern erfahren. Er hätte sich auch sollen zur Lehre dienen lassen, was ein ächter Deutscher sagte: Wer eine Fackel im Hirne hat, leuchtet heller als das Wachslicht auf der Schulbank. Wo aber Dünkel vor den Augen liegt, da kommt kein Licht hinein. Ueberdies hat er nicht bedacht, dass die Fackeln, welche er mit der Kritik paaren will, am wenigsten leuchten, wenn sie aufrecht getragen werden. Man muss sie gegen die Erde niederhalten, wenn sie besser leuchten sollen. Und soll sich denn der Kritiker ebenfalls niederlegen, um sich beleuchten zu lassen: so wird ihm das abtriefende Pech die Finger mit dem Gesichte verbrennen. Er hat sich also schlecht berathen, er drehe sich mit der Fackel, wie er will. Die Leser sehen ihn ja schon verbrannt und mit Schwären bedeckt dastehen.

Ich habe schon öfter gesagt, dass der Gegner aus Zeitungen gelehrt zu thun pflegt. Hier ist ein neuer Beweis. Als seine encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients in der Jenaer Litteratur-Zeitung von 1804 No. 295—300 angezeigt ward von einem Manne, der die Fackel im Hirne hatte und daher sein Männchen recht zu besehen

verstand: so hatte dieser Mann gesagt, *quid dignum tanto ferat promissor hiatu.* Da haben die Leser die Quelle, woraus der Hofdollmetscher das Wort gegen mich anbringen will, mit dem Unterschiede, dass seine Kritik der Rost vom Eisen ist.

58. Auf dem Titel des genannten Büchleins nannte er sich noch ganz bescheidentlich einen Beflissenen der orientalischen Litteratur, der nur das Unglück hatte, als ganz unreif seine Zeugungskräfte zu früh zu versuchen. Hier klingt es nun aber ganz anders, indem er spricht:

> Wir sind selbst Orientalisten und thun, was in unsern Kräften liegt, das Studium der orientalischen Litteratur zu verbreiten.

Nos poma natamus! Das Verbreiten ist darnach! Wo es an Intension fehlt, ist alle Extension Thorheit. Die Welt durch falsche Uebersetzungen zu betrügen ist keine Kunst. Ausserdem ist es mir ganz gleichgültlg, ob der Gegner sich so oder anders titulire. Wenn er sich aber verlauten lässt, wir sind selbst Orientalisten, um zu verstehen zu geben, als wolle ich mich auch so nennen: so muss ich ihm sagen, dass er wieder den Begriff des Worts nicht verstanden hat. Nach dem bisherigen Sprachgebrauch heisst Orientalist ein öffentlicher Lehrer, welcher die biblische Litteratur mit der Kenntniss der hebräischen und arabischen Sprache vereinigt, um beyde auf hohen Schulen zu lehren. Beydes ist des Gegners Sache nicht. Sein Beruf ist, für seinen Hof zu dollmetschen, so gut als er kann. Ich meinerseits bin weder Professor noch Dollmetscher gewesen und werde es nimmer seyn. Ich habe mich daher in der Vorrede zum ersten Bande der Denkwürdigkeiten S. XVI. einen Liebhaber genannt, der ohne äussern Beruf ganz dem innern Verlangen nach Erkenntniss lebt, wie jeder, der Sinn für Erkenntniss hat, es den Abhandlungen und Anmerkungen ansehen kann, womit

ich meine Uebersetzungen begleite. Meine Studien sind daher auch nicht auf die Morgenländer eingeschränkt, wie sich künftig zeigen wird, wenn mans jetzt nicht schon gemerkt hat. Freylich wird sich der Hr. Hofdollmetscher wieder von Liebhabern in jenem Sinne ganz unrichtige Begriffe machen, weil er sich niemals zu Leibnitzens Schriften verstiegen hat, worinn die Sache erklärt ist; denn Leibnitz selbst war ein Liebhaber alles wissbaren Wissens. Dem sey wie ihm wolle, so ist soviel ziemlich klar, dass der Gegner sich besonders vor Liebhabern hüten sollte; denn der Recensent, der ihn bey seiner encyclopädischen Uebersicht in der Jenaer Zeitung von 1804 besehen und aufgedeckt hat, war auch ein Liebhaber.

59. Die Leser werden nun hören, was der Gegner vorgiebt als Orientalist zu verantworten zu haben:

> Wir würden uns an unserm Lieblings-Studium und noch mehr an den Lesern zu versündigen glauben, wenn wir durch ungegründete Ueberschätzung orientalischer Producte und durch Anpreisung mittelmässiger oder doch nur stellenweise vortrefflicher Werke des Morgenlandes dem falschen Geschmack oder der Langweiligkeit wie Hr. v. D. einen Tempel errichten wollten.

Wie sehr er sich an seinem sogenannten Lieblings-Studio Schritt vor Schritt versündige, ist aus funfzig und mehr Beweisen im Vorhergehenden offenbar geworden. Aber der Mann, der sich vor keiner Sünde fürchtet, der sich vor der Sünde nicht scheuete, mich in den Fundgruben, wohin er mich durch Schmeicheleyen gelockt hatte, von hinten zu überfallen; der sich seitdem vor der Sünde nicht scheuet, mich und meine Morgenländer, die über seinen Horizont gestellt sind, zu lästern und zu verläumden, der will uns weiss machen, dass er sich dies Lästern und

Verläumden verstatte, um sich nicht an Lesern zu versündigen, die nicht nach ihm fragen und die sich selbst würden verachten müssen, wenn sie einen schülerhaften Mann, der noch nicht einmal seine Muttersprache ausgelernt hat, in andern Sprachen, geschweige in Kenntniss-Sachen, zum Führer wählen wollten! Des Mannes selbst ist freylich alles würdig, was er sagt. Sittenlehre und Tugend, Einsicht und Erfahrung, die von meinen Morgenländern gelehrt werden, heissen bey ihm falscher Geschmack; Scharfsinn und geistreiches Wesen gelten ihm für Langweiligkeit, der er keinen Tempel errichtet wissen will! Aus welchem Tollhause mag es wohl aufgegriffen seyn, der Langweiligkeit einen Tempel errichten! Wenn man ihn persönlich vor sich hätte, würde man ihn immer erst fragen müssen, wovon und mit wem er denn eigentlich spreche? Was falscher Geschmack sey, erkennen wir daran, dass der Gegner es in Person ist, indem er die deutschen Uebersetzungen des Kurans in Reime bringt und in den Fundgruben abdrucken lässt, der unzähligen andern Proben nicht zu gedenken. Uebrigens werden die Leser in meiner Schrift selbst sehen, was ich vom königlichen Buche zu rühmen finde und was der Lästerer verschweigt. Um aber auch hier zu zeigen, dass ich nicht der einzige sey, der von diesem Werke eine grosse Meynung hegt: so will ich das Urtheil eines Mannes hersetzen, der sich durch seine Einsichten eben so schätzbar gemacht hat als durch seine Gesinnungen und Tugenden:

> *C'est à cet charmant ouvrage, auquel on peut bien appliquer le omne tulit punctum d'Horace. Ce n'est pas de ce livre, qu'il faut dire, materiam superabat opus; car le fond n'est pas moins precieux que la forme exterieure. Sylvestre de Sacy.*

60. Man höre weiter:

Ueberspannte Erwartungen schaden auch der besten Sache und wenn eine Rhapsodie von äusserst abgetragenen moralischen Gemeinplätzen wie z. B. das Kabus namé, das im Original selbst so wenig allgemein geschäzt und berühmt ist, dass Hadschi Kalfa es bloss dem Namen nach aufführt, ohne ein Wort darüber zu verlieren, als einen Inbegriff aller Lebensweisheit, als ein Buch, dessen die Welt nicht werth war, wenn sie seinen Werth nicht erkennen sollte, angekündigt wird: so ist hierdurch nichts für die Vortrefflichkeit der orientalischen Ethik und höchstens bewiesen, dass, wenn es im Deutschen ungelesen bleibt, die Schuld zum Theil an dem schleppenden Style der Uebersetzung liegen mag.

Die *citra vinum temulentia* nimmt hier zu, worauf ich die Leser bey No. 57 aufmerksam machte. Das Buch des Kabus soll eine Rhapsodie von äusserst abgetragenen moralischen Gemeinplätzen seyn. Mein Lob aber soll nichts für die Vortrefflichkeit der orientalischen Ethik beweisen, als ob sie doch in den äusserst abgetragenen Gemeinplätzen anzutreffen wäre! Wenn also das Buch ungelesen bleibt, so soll es nur an meinem schleppenden Style liegen. Ist es wohl erhört, solche Widersprüche, solchen Unsinn für Kritik zu geben? Doch es ist daran nicht genug. Der Mann muss Stück vor Stück aufgedeckt werden.

a. Die Leser werden nicht wissen, wie ihnen geschieht, einen so stumpfen Ausfall auf das Buch des Kabus wahrzunehmen, während dass sie von meiner Schrift über das königliche Buch sprechen hören sollten. Zwischen beyden Büchern ist kein Zusammenhang nach der Logik, welche der Gegner nicht gelernt hat. Allein der geheime Zusammenhang liegt in seiner Bosheit. Die Zeit hat ihm zu lange gedauert, das Buch des Kabus in einer besondern Recen-

sion herunterzureissen. Er eilt also, im voraus sein Gift darüber auszuspritzen, wenn gleich am unrechten Orte.

b. Ich glaube es gern, dass für den Gegner alle Sittenlehren äusserst abgetragen sind: sie sind ihm längst wie Fetzen und Lumpen vom Leibe der Seele gefallen, weil sie nicht daran gehaftet haben. Aber für jeden rechtlichen Mann ist die Sittenlehre ewig und alle Tage neu, wie z. B. die Lehre oder das Gebot: du sollst kein falsch Zeugniss ablegen gegen deinen Nächsten; du sollst nicht lügen; du sollst nicht verläumden; du sollst nicht begehren deines Nächsten Guth u. s. w. Diese und alle andere moralische Gemeinplätze, die nun sechstausend Jahre alt geworden sind, die sind es, womit jeder rechtliche Mann des Morgens aufsteht und des Abends schlafen geht, ohne sich für ihn abtragen oder zu alt und unbrauchbar werden zu können, so wie die Sonne für Niemanden deshalb den Werth verliert, weil sie ihm alltäglich ist und seyn muss.

c. Moralische Gemeinplätze sollen im unreinen Munde des Gegners etwas verächtliches andeuten, weil er sie abgetragen hat. Wenn er läse, um etwas zu lernen: so würde er durch dasjenige belehrt worden seyn, was ich im Buche des Kabus S. 248—256 und im ersten Theile der Denkwürdigkeiten S. 161—164 über sogenannte Gemeinsprüche gesagt habe. Ich will die Sache zum drittenmal von einer neuen Seite vorstellen: Der Ausdruck *loci communes*, welchen man schlecht genug durch Gemeinplätze verdeutscht, gehört im Lateinischen wie im Deutschen zu den zahllosen Wörtern, welche der Hofdollmetscher wie Kinder nachspricht, ohne richtige Begriffe damit zu verbinden. Lasse er sich doch aus Aristoteles, Cicero und Quinctilian erklären, was unter Gemeinplätzen zu verstehen sey, damit sie doch endlich aufhören mögen, nur ihm nicht gemein zu seyn. Gemein und

gemein ist zweyerley. Er verräth ja, dass es ihm niemals gelingen wird, Gemeinplätze in sich selbst zu finden, das ist, nachdenken zu lernen, wenn er nicht erst zwanzig Jahre daran setzen wird, ganz von vorn an zu studiren. Gemeinplätze gehören zu den schweren Dingen, wie vor länger als achtzehn Jahrhunderten einer der geistreichsten Römer geschrieben hat, dessen Gedichte deshalb auch von Anfang bis zu Ende voll von den schönsten Gemeinplätzen sind.

Difficile est, proprie communia dicere. Horat. Im ähnlichen Sinne spricht Cicero: *in communibus maxime excellat.* Was möchte sich wohl der Achtelsgelehrte, der überall seyn will, weil er nirgend zu Hause gehört, beym grossen Platze vorstellen, wovon Cicero redet: *Magnus locus philosophiaeque proprius!* Lambert, welch ein Mann gegen den Hofdollmetscher! Lambert, sage ich, der sich zu unsern Zeiten am meisten mit wissenschaftlichen Abstractionen abgegeben, hat am Ende geurtheilt, dass wir mit allem unsern Grübeln nicht viel weiter kommen, als die gemeine Erkenntniss führe, und dass in den Ideen des gemeinen Mannes und in den überall angenommenen Gemeinplätzen grösstentheils die Wahrheit zu suchen sey. S. Lebensbeschr. S. 51. Sailer, einer der wenigen Verfechter der Wahrheit in unsern Tagen, hat erst vor wenigen Jahren eine Sprüchwörter-Sammlung herausgegeben, deren hohen Werth er durch den Titel bezeichnet, die Weisheit auf der Gasse. So ists! Alles, was der menschliche Verstand jemals auf Erden wahres und nützliches ausgedacht, der Kern der Vernunft aller Völker, die wahre Weisheit aller Nationen, alles dies muss einzig in Sprüchwörtern, Maximen und Sentenzen gesucht werden. Lycurg hatte sogar seinem Volke, besonders den jungen Leuten, verboten, mitzusprechen, wenn sie nicht etwas zu sagen wüssten, das werth sey, als apophthegma im Andenken erhalten zu werden. Und

einer der grössten Männer des Alterthums, Plutarch, schätzte sich sehr glücklich, seiner Zeit und der Nachwelt einen Theil spartanischer Sprüche überliefern zu können. Albert Schultens, welch ein Mann gegen den sogenannten Orientalisten zu Wien! urtheilte ganz recht, dass alle Sprachen dies mit einander gemein hätten, dass man ohne Kenntniss der Sprüche keine Sprache verstehen könne. Und warum das? Nicht allein weil sie unsern Verstand bereichern, indem sie uns mit dem Verstande anderer Völker vertraut machen, sondern auch weil sie in jeder Sprache das Schwerste zu verstehen sind. Wer also gegen Gemeinsprüche schreyet, legt eben dadurch Zeugniss ab, ein Erzidiot zu seyn. Mit welchen Blicken der Verachtung würden alle jene verdienstvollen und grossen Männer den Hofdollmetscher ansehen, wenn sie ihn von jenen Kleinodien der menschlichen Erkenntniss mit Wegwerfung sprechen hören sollten, und das noch dazu von asiatischen Gemeinsprüchen, welche man in Europa bisher so wenig gekannt hat und die von einem Könige aufgezeichnet worden! Welch ein Glück würde es für ihn selbst seyn, in einem neuern Sparta zu leben, wenn es dergleichen gäbe, um zum ewigen Stillschweigen verurtheilt zu werden! Eine Nebenursache, warum er die Gemeinsprüche nicht leiden kann, ist, weil er sie nicht versteht, und eben darum kann er auch die Sprachen nimmermehr verstehen lernen. Ich habe es ihm oben bey der ersten Recension bewiesen. Wenig Kopf, viel Schwindel!

d. Der Gegner hat das Buch des Kabus vorher niemals gesehen noch weniger gekannt. Was er jezt davon weiss, hat er erst durch meine Uebersetzung und Erläuterungen erfahren, und gleichwohl will der Mann sagen, dass das Buch im Oriente nicht geschäzt noch berühmt sey. Leider! ist das wahr in einem ganz andern Sinne als er gedachte. Ein Buch

worin Religion und Sittenlehre vorgetragen, worin Beweggründe zu allem Guten und Warnungen vor allem Bösen eingeschärft werden, ein solches Buch kann nicht allgemein geschätzt noch allgemein berühmt seyn, weil es in jedem Lande und in jedem Welttheile der Schurken und Buben, der Dummen und Unwissenden mehr giebt als der Redlichen und Frommen, der Verständigen und Einsichtsvollen. Wie hätte denn das Buch des Kabus von jener Menge geschätzt und gerühmt werden können! Man muss doch aber im höchsten Grade verderbt seyn, um nach der Gleichgültigkeit des grossen Haufens den Werth der Sittenbücher bestimmen zu wollen und die Augen zu schliessen vor den Edeln, die, wie der erste Anblick zeigt, mit diesem Buche in Verbindung gestanden haben! Ein König in Persien hat es verfasst zum Unterricht seines Sohnes und aller derer, die daraus etwas lernen wollen. Unter den Osmanen ist das Buch im Verlaufe von einigen Jahrhunderten drey mal übersetzt worden. Das erste mal von einem Ungenannten, das zweyte mal auf Befehl eines Kaisers, der selbst ein grosser Mann war, und zum dritten mal auf Veranlassung eines Statthalters von Bagdad. S. Buch des Kabus S. 179 180 und 264 265 und 278. Wie alle diese Männer abstechen gegen einen Dollmetscher, für den die Sittenlehren zu den äusserst abgetragenen Dingen gehören und der noch nicht weiss, was das Beyspiel weiser Könige würkt. *Regis ad exemplum totus componitur mundus!* Das Buch musste also wohl von den Gelehrten als den Edeln geschätzt seyn; denn die Unwissenden als die Gemeinen werden im Orient zum Pöbel gerechnet und für solche Leute würde ein solches Buch wie ein gülden Juweel auf eine Schweinsschnauze oder Saurüssel passen. Es ist kaum nöthig, noch anzumerken, dass das Buch nach sechs Jahrhunderten noch häufig in Handschriften angetroffen wird, zum Zei-

chen des Beyfalls, welchen es seit so langer Zeit bey den Edeln des Landes gefunden hat. In Europa sind, so weit ich davon unterrichtet bin, zwey persische Handschriften vorhanden. Ich hatte aus dem Lande eine türkische Handschrift mitgenommen. Da ich aber späterhin beym Lesen wahrnahm, dass sie sehr fehlerhaft sey: so ersuchte ich den Hrn. von Stürmer zu Wien, jetzt kaiserlichen Gesandten zu Konstantinopel, mir zu einer zweyten Handschrift behülflich zu seyn, und da dieser edle Mann so freundschaftlich war, den Hrn. v. Wallenburg, damaligen Dollmetscher zu Konstantinopel, zu dieser Dienstleistung zu veranlassen: so hatte letzterer mir in sehr kurzer Zeit zwey Handschriften statt einer zu verschaffen gewusst. Was folgt nun aus dem allen? Nichts anders als was Plautus sagt: *ego illum periisse puto, cui periit pudor.*

e. Was folgt denn aber daraus, dass Hadschi Kalfa nur den Titel des Buchs nennt, ohne ein Wort darüber zu verlieren, wie der Gegner sagt? Unter Gelehrten folgt daraus weiter nichts, als dass er nur den Titel nennen konnte, weil er das Buch nicht gelesen hatte. Es hat damit eben die Bewandtniss, als wenn der Gegner hätte nur den Titel angeben oder Worte darüber verlieren sollen, ehe ihm durch mich das Buch bekannt geworden war. Der Mann weiss noch gar nicht, worin wahrer Ruhm und Berühmtseyn bestehe, weil er es sich aus Hadschi Kalfa's Stillschweigen stumpfsinnig erklären will. Man darf ihm keine ältere Bücher nennen, um sich zu unterrichten, sonst würde ich ihm aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts den *Traité de la gloire par M. de Sacy* empfehlen. Dieser schätzbare Scribent passt gerade zur Sache, weil er in deutschen Bibliographien oder Wörterbüchern nicht genannt worden, woraus denn der Hofdollmetscher folgern wird, dass seine Schrift nicht geschätzt noch berühmt sey.

Hadschi Kalfa war ein blosser Compilator, der die Katalogen der öffentlichen und privat-Bibliotheken zu Konstantinopel abschrieb, um die Titel der Bücher in seine Bibliographie zu übertragen und ein Paar Worte aus seinem Kopfe hinzuzusetzen, so viel er von einigen Büchern zu sagen wusste. So findet man bey ihm die Titel von ohngefähr 18000 Schriften, während dass hunderttausende von ihm übergangen worden. Gesetzt aber, dass er die erstern alle selbst besessen hätte: so würde er sie doch beym längsten Leben nicht alle haben lesen können. Dies kann nur dem Hofdollmetscher fremd seyn, der noch nicht weiss, wie viel Zeit zum aufmerksamen Lesen ernsthafter Bücher gehört, ich sage ernsthafter, weil hier nicht von Romanen, Comödien, Journalen und Zeitungen die Rede ist, welche man in einem Tage bey Dutzenden durchlaufen kann, wenn man seine Zeit so schlecht anwenden will. Im ersten Theile der Denkwürdigkeiten S. 139, habe ich gezeigt, dass Hadschi Kalfa in seinen Jahrbüchern der Geschichte den Oghuz Chan übergangen hat, vermuthlich weil er nicht gewusst, in welches Weltjahr er ihn stellen solle. Der Hofdollmetscher aber wird nach seiner Art aus diesem Stillschweigen folgern, dass Oghuz Chan nicht geschätzt noch berühmt gewesen. So wird er uns am Ende das Daseyn aller Bücher abläugnen, die bey Hadschi Kalfa nicht genannt sind. Er gebraucht also dies Buchregister gerade wie das Wörterbuch von Meninski, indem er alle Wörter abläugnet oder verdrehet, die in letzterm nicht gefunden werden. In der That wenn Hadschi Kalfa ihm erscheinen könnte: so würde er der erste seyn, ihm sein Werk aus der Hand zu reissen, weil er es so sehr entehrt durch den gräulichen Missbrauch, welchen er damit treibt.

Dass aber Hadschi Kalfa das Buch des Kabus gar nicht gelesen hat, ist von mir im voraus im letz-

tern Buche selbst S. 114 und 153 historisch bewiesen worden. Ich habe nämlich aus den Jahrbüchern der Geschichte gezeigt, dass Hadschi Kalfa von den vier letzten Königen von der Dynastie der Dilemmiten nicht die geringste Nachricht gehabt. Hätte er dagegen das Buch des Kabus gelesen: so würde er daraus die grosse Lücke in seinen Jahrbüchern haben ausfüllen können. Dies hat der Gegner nicht gesehen, weil ihm die Fackel im Hirne fehlt und die gerühmte Fackel der Kritik ihm alle Dienste versagt. So gehts, wenn man sich in Dinge mischt, wovon man nichts versteht, und wenn mans nur auf Lästern und Verläumden anlegt, ohne einmal die Geschicklichkeit zu besitzen, die auch dazu erfordert wird.

f. Es ist schon oben auf die Verrücktheit hingewiesen, das Buch des Kabus als eine Rhapsodie von äusserst abgetragenen moralischen Gemeinplätzen vorzustellen und zugleich darin die Vortrefflichkeit der orientalischen Ethik zu suchen, als ob die Ethik nicht in moralischen Gemeinplätzen bestände. Es war ihm ums leere Wort Ethik zu thun, weils ihm gelehrter klingt: so wie er das Wörterbuch ausgeplündert hat, um mit griechischen Terminologien seine encyclopädische Uebersicht auszustaffiren, obgleich Niemand dadurch irre geworden ist. Auf der andern Seite wollte er der Ethik vor den Leuten nur die Hand geben, aber nicht daheim das Herz.

g. Wenn indessen das Buch des Kabus ungelesen bleibt: so solls nicht an den abgetragenen moralischen Gemeinplätzen, nicht an der Vortrefflichkeit der orientalischen Ethik liegen, sondern mein Lob soll höchstens beweisen, dass es zum Theile am schleppenden Styl liegt. Wenn die Leser diese Worte mit den eigenen Worten des Hofdollmetschers vergleichen: so werden sie finden, dass erstere hier so gestellt sind, dass sie wenigstens einigen Sinn gewähren, so toll er auch herauskommt, während dass

letztere eine wahre Missgeburt der Seele sind, die so spricht, und solch ein Mann will vom schleppen-Style reden, er, der noch nicht richtig zu interpunktiren, geschweige eine Periode richtig zu stellen, viel weniger einen richtigen Gedanken hinein zu legen gelernt hat! Das Buch besteht aus lauter kurzen Sätzen, welche nach ihrer Natur nicht schleppen können. Er sollte doch endlich erkennen, dass Bücher, die von erfahrnen und verständigen Männern geschrieben worden, nur von Leuten gelesen und benutzt werden können, welche mit dem Verfasser im Geiste und Herzen übereinstimmen. Für andere Leser sagte schon der Dichter, *odi profanum vulgus et arceo.*

61. Nach diesem Ausfall aufs Buch des Kabus kehrt er zur Schrift vom königlichen Buche zurück, die Worte von sich gebend,

> dass ich mit noch schwererem Tritte und mit noch grösserm Pompe in diesem Werke, das nichts als eine Vorrede zu einer Uebersetzung der einige und dreyssig mal übersetzten Apologen Bidpais sey, meinem eigenen Götzen das Rauchfass vortrage.

Man sieht es ihm an, dass ihm meine Ankündigung des königlichen Buchs ganz besonders aufs Herz gefallen ist, weil sie ihm seinen Kram verdorben hat; denn er scheint damit umgegangen zu seyn, die französische Uebersetzuug von Galland und Cardonne in deutsche Reime zu bringen und unterm Namen einer neuen Uebersetzung aus dem Türkischen herauszugeben, wie er es mit der deutschen oder französischen Uebersetzung des Kurans zum Ekel der Leser unternommen hat. Er war auch gleich bey der Hand, ein Pröbchen von seiner Uebersetzung in den Fundgruben abdrucken zu lassen, B. II. S. 271. In der Art sich auszudrücken kann man immer recht deutlich erkennen, was in seinem Herzen vorgeht.

Ich übergehe, was in seinen Ausdrücken oder in seiner Sprache albern und läppisch ist, denn er hats nicht besser gelernt. Aber in der Sache selbst sieht man, einmal, dass die neidische Seele das Lob nicht vertragen kann, was ich meinem Morgenländer, wie er es verdient, beylege. Darum nennt er ihn meinen Götzen, ohne zu bedenken, dass das Buch in allen seinen vorigen unvollkommneren Ausgaben schon seit zwölf Jahrhunderten in Asien und Europa gefeyert worden ist. Zweytens kann die abgünstige Seele meine Schrift selbst nicht ausstehen. Um sie daher in den Augen der Leser herabzusetzen, wird gesagt, dass sie nichts als eine Vorrede sey, ob ich sie gleich zu einer für sich bestehenden und von der Uebersetzung des königlichen Buchs ganz unabhängigen Schrift gemacht habe. Um drittens meine Uebersetzung selbst als ganz überflüssig vorzustellen, spricht der unglückliche Mann, dass die Apologen (des gelehrten Scheins halber muss es ja, wie obgedacht, ein griechischer Ausdruck seyn) dass die Apologen, sage ich, schon einige und dreyssig mal übersetzt worden. Er sagte dies nicht, als er in der Vorrede zum vierten Bande der Fundgruben ankündigte, dass die persische Uebersetzung der Fabeln Bidpai's sich einer Uebersetzung von H. de Sacy zu erfreuen habe. Franzosen liegen nicht im Kreise seines Neides. Nur für Deutsche schmilzt ihm das Fleisch vom Leibe, wenn er merkt, dass er auf der Wagschale zu leicht befunden werden wird. So muss er sich immer selbst verrathen! Es ist aber daran noch nicht genug. Durch meine Schrift ist er erst mit der reichen Litteratur des Buchs bekannt geworden. Er hatte sich daraus, indem er dies schrieb, einige und dreyssig Uebersetzungen zusammengezählt und nun thut er, als ob er es aus sich selbst gewusst hätte, dass es einige und dreyssig Uebersetzungen gebe. Er verräth sich jedoch wieder, dass er meine

Schrift zum zweyten mal zur Hand genommen, um die Uebersetzungen zusammen zu rechnen, indem er in den Fundgrnben B. II. S. 271 sechs und dreyssig Uebersetzungen angiebt, wie seine Worte lauten, worin er auf mich zielt,

> wer zur sieben und dreyssigsten Uebersetzung Lust und Liebe hat, muss es so machen.

Hier haben die Leser einen neuen Beweis zu dem, was ich in der Einleitung zu diesem Unterricht geschrieben, dass dem Gegner die Liebhaberey des Zählens eigen ist. Was er übrigens in seiner Probe der Uebersetzung gemacht hat, ist freylich so ungereimt, dass es Niemand nachmachen wird, wie ich unten beweisen will. Um ihn aber hier erst bey seiner doppelten Zählung festzuhalten, muss ich bemerken, dass beyderley Zahl in Beziehung auf mich die gröbste Lüge ist, deren sich nur ein Mann nicht schämt, welcher der Scham den Kopf abgebissen hat; denn das königliche Buch, welches mit den vorigen arabischen, persischen und andern Uebersetzungen wenig oder nichts mehr gemein hat, sondern zum neuen Werk gemacht ist, ist nur ein einziges mal höchst ungetreu und verstümmelt ins Französische übertragen worden, als wovon vier Kapitel von Galland und zehn von Cardonne ausgegangen sind. Eine zweyte unvollendet gebliebene Version von Bratutti ist nicht nach Deutschland gekommen, so wie ich sie auch selbst nicht gesehen habe. Wie sich also 1 zu 36 verhält, so verhält sich des Hofdollmetschers Rede zur Wahrhaftigkeit. Man wird immer gefangen, wenn man mit zwey Zungen redet.

62. Er fährt fort:

> Man sollte denken, dass ein Werk, das so oft in alle lebende Sprachen übertragen ward, doch wahrhaftig bey den Nationen Europas auch gehörig erkannt und gewürdigt worden und dass es nicht erst eines so prunkvollen mit allen

Ausrufer-Künsten angeschwellten Ausrufs bedarf (lerne er doch, den Conjunctiv gebrauchen, wo er hingehört), um Europäische Leser für den moralischen und ästhetischen Werth dieses Handbuchs orientalischer Regierungskunst empfänglich zu machen,

Wie das alles eben so schlecht deutsch als unüberlegt gesprochen ist!

a. Kurz zuvor nannte er das Buch meinen Gözzen, als obs für andere den Werth nicht habe, welchen ich ihm beylege! Hier sagt er wieder, dass der Werth des Buchs von den Nationen Europas gehörig erkannt worden, als obs doch auch der Gözze von Europa gewesen! Ja nach seinen Worten zu urtheilen, sollte man meynen, dass ich allen Europäern den Sinn dafür abgesprochen hätte, während dass ich es bin, der alle litterarische Notizen von den vorigen Uebersetzungen, so weit ich es vermogt, gesammelt und bekannt gemacht habe, gerade zum Beweise der Achtung, welche alle Nationen dem Buche bewiesen haben. Eben diese Nachrichten haben ja den Wiener Zoilus in Stand gesetzt, sechs und dreyssig oder einige dreyssig Uebersetzungen herauszuzählen. Welch ein unglücklicher Mann, der nicht gestehen will, was er mir schuldig ist, und der nicht versteht, was ich schreibe, noch überlegt, was er sprechen will!

b. Was versteht er denn also unter den Ausruferkünsten, womit mein Ausruf, um seine dummen Ausdrücke ganz zu wiederholen, angeschwellt seyn soll? Er wirft nur immer leere Worte hin, ohne Begriffe im Kopf zu haben. Der Ausruf ist mein Buch, welches, wie der Titel besagt, vom Inhalt und Vortrag, von Entstehung und Schicksalen des königlichen Buchs handelt. Die Ausrufer-Künste sind die Litteratur des Buchs und die Urtheile, welche ehemals darüber gefällt worden,

und ausserdem ist meine Kunst, dass ich zuerst den eigentlichen Gegenstand des Buchs nachgewiesen und den falschen Gesichtspunkt berichtigt habe, woraus dies Buch bisher betrachtet worden, indem man es als ein blosses Fabelbuch angesehen hat. Der Gegner ist ja von dieser Seite so wenig durch meine Schrift eines bessern belehrt worden, dass er es kurz vorher noch die Apologen, zu Deutsch, die Fabeln Bidpais nannte.

e. Nachdem er mich aber hat sagen hören, dass der Zweck des Buchs kein anderer sey als die Regierungskunst zu lehren: so gebraucht er nun auch dieses Wort, als ob er es nicht von mir aufgeschnappt, sondern, wie er spricht, aus sich selbst begründet hätte. Er fällt aber gleich wieder mit der Thüre ins Haus, verrathend, wie unrecht er die Sache wieder verstanden habe; denn indem er das Wort durch Gürgen Ballhorn verbessern will, damit man nicht merken solle, dass er es von mir gelernt habe: so nennt er das Werk ein Handbuch morgenländischer Regierungskunst. Da ist aber nichts zu Handbuchen. Es ist von keinem Schulcompendio die Rede, noch wird die Regierungskunst in Schulen gelehrt, als welche, wie ich sie S. 9 bis S. 31. erklärt habe, auf Selbsterkenntniss und Erfahrung beruhet und nur von bejahrten und scharfsinnigen Männern begriffen werden kann. Der Name Handbuch sollte auch vermuthen lassen, dass es in den Händen recht vieler Leser und selbst des grossen Haufens im Orient sey. Es verhält sich aber damit gerade umgekehrt, weil zuviel Verstand und Kenntnisse zum nutzbaren Lesen desselben erfordert werden. Tausende lesen es wie der Gegner die Gallandsche Uebersetzung bloss der sogenannten Fabeln wegen, weil sie belustigen. Selbst Leute, die am Ruder der Regierung sitzen, bekümmern sich oft am wenigsten darum, so wie Galland in der Vorrede erzählt, dass Aly Dschelebi,

Urheber des königlichen Buchs, vom damaligen Grosswezire nur Vorwürfe darüber eingesammelt habe, als ob er seine Zeit besser hätte anwenden können, bis der Kaiser Suleiman I., der auch ganz der Mann dazu war, den grossen Werth des Buchs erkannte und den Urheber belohnte. So viel vom Regierungs-Handbuche des Hofdollmetschers, der schon an den Apologen oder Fabeln genug haben wird!

Er hatte angekündigt, meine Schrift mit der Fakkel der Kritik beleuchten zu wollen. Nun sehen wir schon an obigen Beweisen, dass ihm die Fackel im Hirne fehlt; denn alles, was von No. 57 bis 62 vorgekommen, ist alles, was er von meiner Schrift im Ganzen zu sagen weiss, um sich bey seiner gewissenhaften Seele nicht an den Lesern zu versündigen, wie er sich ausdrückt. Es liegt vor Augen, dass es nur ungereimte und lästernde Declamation ist, indem die Leser durch ihn kein Wort vom Inhalte meiner Schrift und vom Plane und Zwecke derselben erfahren, so wie er auch alles, was er bis jezt geschwazt, mit keinen Thatsachen und Beweisen belegt hat, zum Zeichen, wie ganz unfähig und ungeübt er sey, von Büchern, welche er gelesen, eine vernünftige und zusammenhängende Rechenschaft zu geben. Wer also mein Buch nicht selbst gelesen hat, kann gar nicht begreifen, wovon der Mann hat sprechen wollen. Es geht ihm wie jenem, dem ich einst über seine wilde Leserey ins Gewissen geredet hatte und der mir zulezt ehrlich bekannte, dass er, wenn er ein Buch zu Ende gelesen, nicht mehr wisse, was darin gestanden habe. Das Ganze meiner Schrift ist also ganz bey Seite gelegt. Jene Lästerungen von 57 bis 62 haben die Stelle davon vertreten. Fortan will er zum Einzelnen übergehen, worin ich ihm folgen will.

63. Er springt aufs Titelblatt zurück, wo gesagt ist, dass das königliche Buch aus dem Türkisch-Per-

sisch-Arabischen übersetzt sey. Dies giebt ihm Gelegenheit, sich zu bekennen:

> dass dies eine ganz neue und uns (ihm) ganz unbekannte Sprache sey. Hätte ich dieselbe die Arabisch, Persisch-Türkische genannt: so hätte man doch noch verstehen können, was ich hiermit gemeynt, weil das Türkische sich mit arabischen und persischen Wörtern bereichert und dieselben in sich aufnimmt, während das Arabische allen persischen und türkischen Wörtern den Zutritt versagt.

Der Mann ist in allen Stücken so sehr zurück, dass man gar nicht weiss, wo er eigentlich aufhört, erbärmlich zu seyn. Nach dem Gallimathias, worin er seine Meynung, die gar keine Meynung ist, vorträgt, würde es ganz gleichgültig seyn, zu sagen, Türkisch, Persisch und Arabisch, oder Arabisch, Persisch und Türkisch. Er weiss also wieder gar nicht, warum ich das erstere auf den Titel meiner Schrift gesezt habe. Ich wills ihn lehren, freylich wieder zu seiner tiefen Beschämung, wenn sie gleich nicht mehr an ihm haftet.

a. Reintürkisch giebt es nicht mehr. Es ist mit arabischen und persischen Wörtern vermischt. Dies ist das Türkische κατ ἐξοχὴν, was auf dem Titel meiner Schrift gemeynet ist, eben so wie ich beym Strafgedichte des Uweïssi, bey den wesentlichen Betrachtungen des Resmi Achmed Efendi und bey so vielen kleinen Schriften im ersten und zweyten Theile der Denkwürdigkeiten angemerkt habe, dass sie aus dem Türkischen übersezt worden. Dies Türkische musste auch auf dem Titel der Schrift vom königlichen Buche zuerst oder vor dem Persischen und Arabischen genannt werden, weil es den grössten Theil des königlichen Buchs einnimmt. Allein im königlichen Buche ist ausser dem türkischen Text ein zweyter und dritter Text anzutreffen, welcher

erstlich in persischen Versen und Sprüchen und zweytens in arabischen Stellen des Kurans, in arabischen Aussprüchen Muhammeds und in arabischen Sprüchwörtern besteht, wobey nicht mehr von jenem Türkischen, sondern von ausschliesslich Persischem und Arabischem die Rede ist. Dies für sich bestehende Persische und Arabische macht einen beträchtlichen Theil des königlichen Buchs aus. Würde es nun nicht höchst lächerlich seyn, wenn ich das Persische und Arabische, was ich neben dem türkischen Text zugleich übersezt habe, bloss aus dem Türkischen übersezt nennen wollte? Da es mit dem Buche des Kabus gleiche Bewandtniss hat: so habe ich ebenfalls auf den Titel gesetzt, aus dem Türkisch, Persisch-Arabischen übersezt, und warum dies geschehen, habe ich in meinem Vorbericht S. 182 erklärt. Eben so habe ich im ersten Theil der Denkwürdigkeiten das Buch des Oghuz aus dem Tatarisch-Türkischen S. 157 und das Gedicht des Kjemal Pascha Zadé aus dem Türkisch-Arabischen S. 308 übersezt zu haben gesagt, weil beyde Schriften in beyderley Sprachen verfasst sind. Hätte ich in meine Uebersetzung des königlichen Buchs den Original-Text der persischen und arabischen Stellen ohne beygefügte Uebersetzung aufgenommen: so würde das Buch nur aus dem Türkischen übersezt geheissen haben, während dass es wegen der Uebersetzung der persischen und arabischen Stellen zugleich aus dem Persischen und Arabischen übersezt heissen muss. Als Bode die Essais des Montaigne aus dem Französischen ins Deutsche übertrug: so liess er die vom Verfasser eingeschalteten vielen lateinischen und griechischen Stellen unübersezt in seinen deutschen Text übergehen, weil er nicht sagen konnte, Griechisch und Lateinisch aus dem Französischen übersezt zu haben. Nur dem Wiener Hofdollmetscher war es vorbehalten,

Persisch und Arabisch aus dem Türkischen übersetzt nennen zu wollen. Es geht ihm aber mit seinen kurzen Gedanken schlimmer als den Bettlern mit ihrer kleinen Münze. Wie man von leztern sagt, dass sie aus der Hand in den Mund leben, weil sie nichts für den folgenden Tag aufheben: so lebt der Hofdollmetscher mit seinen kleinen Vorstellungen so sehr aus dem Munde aufs Papier, dass er sie nicht einmal auf einige Minuten festhalten kann, um sie zu überlegen und mit andern närrischen Einfällen zu vergleichen, welches denken heissen würde, so gering und falsch es auch sey. Darum hat man auch an grossen Lügnern bemerkt, dass sie sich selbst verrathen, weil ihre Lügen sich aus Mangel des Gedächtnisses und der Vergleichung einander selbst zu Schanden machen. Denn der Gegner hat aus meiner Probe der Uebersetzung des königlichen Buchs gerade die persischen Verse herausgegriffen, um zu zeigen, dass ich kein Persisch verstehe. Ob er also gleich in dem einen Augenblick gesehen hat, dass Persisch kein Türkisch ist: so hat er doch im andern wieder nicht begriffen, dass eben deshalb auf dem Titel das Persische und Arabische vom Türkischen unterschieden werden musste. Um dies zu rechtfertigen, hätte es nicht einmal eines so sprechenden Umstands bedürft, der das königliche Buch insbesondere angeht. Es giebt noch andere Thatsachen, die meiner Zeit vorhergegangen sind und hier zusammengestellt werden müssen, damit dem Gegner die Zunge am Gaumen anklebe.

b. Das orientalische Institut zu Wien ist für die türkische Sprache angelegt, um junge Leute zu Dollmetschern zu bilden, deren der Hof in der Hauptstadt, in seinen Grenzplätzen und zu Constantinopel bedarf. Warum hat man es aber nicht eine türkische, sondern eine orientalische Schule genannt? Eben deshalb, weil daselbst nicht das Reintürkische, sondern auch

das Persische und Arabische gelehrt werden soll, ohne welches es heut zu Tage keine türkische Sprache giebt. Hätte man sich wohl vorstellen sollen, dass ein Mann dieser orientalischen Schule, woraus er hergekommen ist, so wenig Ehre machen würde, um zu sagen, dass die Türkisch-Persisch-Arabische Sprache eine ganz neue und ihm unbekannte Sprache sey, während dass es gerade diejenige ist, welche er gelernt haben sollte?

c. Vor länger als hundert Jahren hat Carli bey seiner Uebersetzung der chronologischen Jahrbücher von Hadschi Kalfa den Namen der Sprache, welche dem Wiener Orientalisten in der Kinderkappe so neu und unbekannt ist, auf dem Titelblatt abdrucken lassen:

> *Chronologia Historica scritta in lingua Turca, persiana et Araba etc. in Venetia* 1697.

Carli war auch Dollmetscher. Aber er hatte etwas gelernt. Denn so fehlerhaft auch seine Uebersetzung seyn mag, so hat er doch keinen Roman daraus gemacht, wie der Gegner bey seinen Uebersetzungen zu thun gewohnt ist, um über angeblich aufgedunsene Wiederholungen, über kahle und unübersetzbare Wortspiele, über unbefriedigende Mitteldinge und über Calambours wegzukommen, wie er, was wohl zu merken ist, alles dasjenige zu nennen beliebt, was er in den Originalen nicht versteht und was immer Neunzehntel derselben ausmacht.

d. Eben so hatte schon früher im Jahre 1680 der Dollmetscher der Dollmetscher, Meninski, sage ich, hatte sein Wörterbuch betitelt: *Lexicon Turcico-Arabico-Persicum.* Dieser Titel ist bey der neuen Ausgabe von 1780 durch Gürgen Ballhorns Verbesserung in *Lexicon Arabico-Persico-Turcicum* verwandelt worden. Und da beym Gegner alles neu ist: so hatte er gerade auf diesen neuen Titel, ohne

den alten zu kennen, seine Aeugelein geworfen, als er, wie obgedacht, sagte:

> dass, wenn ich anstatt Türkisch, Persisch-Arabisch die Sprache Arabisch, Persisch-Türkisch genannt hätte, man mich doch hätte verstehen können, weil Türkisch sich mit arabischen und persischen Wörtern bereichere und dieselben in sich aufnehme, während dass die Arabische allen persischen und türkischen Wörtern den Zutritt versage.

Er hat sich bey diesem Gallimathias selbst nicht verstanden, denn eben weil die türkische Sprache arabische und persische Wörter in sich aufnimmt, muss sie voran genannt werden. Eben deshalb ist der neue Titel unschicklich, weil das ganze Wörterbuch eigentlich fürs Türkische als Hauptsprache bestimmt ist, wovon das Arabische und Persische hier nur die Ingredienzen sind. Auch ist in diesem Wörterbuche das Arabische und Persische noch unvollständiger ausgefallen als das Reintürkische. Der Gegner kann dies freylich nicht wissen, weil er das Maas und den Umfang dieser drey Sprachen nicht kennt und daher in der Einbildung steht, dass Meninski sie erschöpft habe. Eben so war die Grammatik, welche Meninski herausgab, überschrieben *linguarum orientalium Turcicae, Arabicae, Persicae institutiones seu Grammatica Turcica.* Die leztern drey Wörter waren unschicklich angebracht, weil die türkische Grammatik an sich gar nichts mit der arabischen und persischen Grammatik zu schaffen hat, noch derselben bedarf. Daher hat Kollar bey der zweyten Ausgabe dieser Grammatik den Titel auf eine verständige Art verbessert, indem er geschrieben: *Institutiones linguae Turcicae cum Rudimentis parallelis linguarum arabicae et persicae.* Dass aber Meninski die drey Grammatiken zusammenwarf, hatte seine sehr guten Gründe. Er wusste nämlich, dass,

wer das Türkische vollkommen gelernt habe, zugleich den Wortvorrath oder die *Copiam vocabulorum* vom Arabischen und Persischen in seinem Kopfe trage und daher sich nur noch mit der arabischen und persischen Grammatik bekannt machen dürfe, um zugleich arabische und persische Schriften verstehen zu können. Dies ist so wahr, dass auch ich jedem, der jene drey Sprachen zu besitzen wünscht, rathen würde, mit dem Türkischen anzufangen, weil das der Weg ist, zum Arabischen und Persischen zu gelangen, ohne zu wissen wie? Wie sehr würde Meninski über den Verfall der Zeiten seufzen, wenn er hören sollte, dass hundert und dreyssig Jahre nach ihm ein Hofdollmetscher zu Wien das Türkisch-Persich und Arabische eine ihm neue und unbekannte Sprache genannt habe, während dass er von der Fakkel der Kritik spricht, woran er sich doch nur verbrennt? Er fühlt das aber noch nicht, indem die Unwissenheit bey ihm schon Schwielen angesezt hat. Er will sich noch mehr Brandmale holen, denn er fährt fort:

64. Doch selbst dann wäre die auf dem Titelblatte des Kabus namé gebrauchte Zusammensetzung unstatthaft gewesen, denn eben so gut könnte man sagen, statt aus dem Englischen: aus dem Sächsisch, Französich, Englischen, um anzuzeigen, dass die englische Sprache aus gemischten Bestandtheilen zusammen gesezt ist.

Welch erbärmlich Deutsch! Nimmermehr wird der Mann irgend eine fremde Sprache richtig fassen, solange er seine Muttersprache nicht richtig sprechen und schreiben gelernt hat. Und welche Verwirrung im Kopfe, dass er wieder aufs Buch des Kabus, was gar nicht hierher gehört, überspringt, während dass er meine Schrift vom königlichen Buche mit seiner triefenden Fackel der Kritik beleuchten will! Dies bey Seite gesezt, lässt er nun wenigstens errathen, was er vorher hat sagen wollen. Seine Meynung ist

nämlich, dass das Türkische, obgleich mit Arabisch und Persisch vermischt, doch nicht anders als Türkisch genannt werden dürfe.

a. Ich habe schon bey No. 63 litt. *a* erklärt, dass ich, was er gar nicht begriffen hat, unter Türkisch auf den Titelblättern des königlichen Buchs und des Buchs des Kabus gerade die genannten drey Sprachen verstanden und das Persische und Arabische absonderlich nur deshalb mit nahmhaft gemacht habe, nicht weil sie Bestandtheile des Türkischen sind, sondern weil in beyden Sprachen unabhängig vom Türkischen ein grosser Theil des Textes vorkommt, welchen ich nicht aus dem Türkischen, sondern aus dem Persischen und Arabischen ins Deutsche übersetzt habe, mithin es ungereimt gewesen seyn würde, wenn ich Türkisch allein hätte auf die Titelblätter setzen wollen. Ausserdem will ich ihm nun noch beweisen, dass man in Wien vor seiner Geburt wissenschaftlich ganz recht gethan habe, die Schule für die Sprachknaben (*Giovani di lingua*) nicht das türkische, sondern das orientalische Institut zu benamen und dass Carli und Meninski nicht minder wissenschaftlich recht gehabt, das neue Türkische nicht Türkisch, sondern Türkisch, Persisch und Arabisch zu nennen, wie es bey No. 63 litt. *b. c* und *d* bevorwortet worden.

b. Er bezieht sich auf die englische Sprache. Wie würden aber, im Vorbeygehen gesagt, die Engländer lachen, wenn sie die Bestandtheile ihrer Sprache vom Hofdollmetscher angeben hören sollten, der auch Englisch verstehen will. Sie würden sich darüber eben so lustig machen, als über sein *ancient Alphabets and hieroglyphic Characters. London* 1806, worin er durch erdichtete Alphabete den Schlüssel zur Erklärung von sogenannten Hieroglyphen geben wollte, welche selbst dem Horus Apollo, geschweige den alten Egyptern, unbekannt gewesen

sind. Zu seiner Nachricht will ich ihm also melden, dass die englische Sprache nicht aus dem Sächsischen, Französischen und Englischen zusammengesetzt ist, sondern aus dem Gothischen, Schottischen, Möso-Gothischen, Normannischen und Angelsächsischen. Das klingt doch ganz anders, ob es ihm gleich eben so neu und unbekannt vorkommen muss als das Türkisch, Persich und Arabische. Indessen zur Hauptsache!

c. Wenn man die genannten fünf Sprachen wegnimmt, welche die englische Sprache ausmachen, so bleibt kein Englisch mehr in der Welt. Die Wörter der fünf Sprachen sind so wesentliche und unzertrennliche Bestandtheile des Englischen, dass man ohne sie gar nicht Englisch sprechen noch schreiben kann. Der Ausdruck Englisch ist bloss die gemeinsame Benennung jener fünf Sprachen geworden, welche in eine Sprache zusammengezogen sind und ihren Namen vom Lande erhalten haben, worin sie ehemals zu verschiedenen Zeiten gangbar gewesen. Es würde also ganz abgeschmackt seyn, mit dem H. Hofdollmetscher, ich will nicht sagen, von Sächsisch, Französisch und Englisch, sondern von Gallisch, Schottisch u. s. w. reden zu wollen, um die englische Sprache anzudeuten.

Mit der türkischen Sprache steht es ganz anders. Es ist kein Collectivname, worunter man mehrere Sprachen begreift, ohne welche es kein Türkisch geben würde. Vielmehr ist das Türkische eine sehr alte Sprache für sich, es ist eine Ursprache, wie das Deutsche und Sklavonische und andere mehr. Sie hat schlechterdings nichts gemein mit dem Persischen und Arabischen, ausser dem Geiste und der Harmonie, welche sich in allen Sprachen der Welt wiederfinden. Sie ist auch keinesweges so arm, als Uebelunterrichtete sie ausgeschrien haben; denn je mehr man ihre ältern Schriften studirt, desto mehr

lernt man die zahllose Menge ihrer Wörter kennen, welche man bey Meninski nicht suchen darf. Sie hat aber auf ihrem Wege unter den Osmanen still stehen müssen, weil sie gehindert worden ist, sich gleich andern Originalsprachen aus ihrem eigenen Grunde auszubilden und zu vervollkommnen, seitdem sie sich mit arabischen und persischen Wörtern ohne Zahl hat vermischen und auf ihre eigenthümlichen Fortschritte gleichsam verzichten müssen. Dessen ungeachtet kann man noch heute rein Türkisch reden und schreiben, wenn man will. Man kann darin alles ausdrücken, was man beabsichtigt, ohne Arabisches und Persisches zur Hülfe zu rufen. Die Osmanen selbst, wenn sie letztere gebrauchen, sind nicht so verrückt, dass sie es Türkisch nennen sollten, wenn sie es darin mengen. Sie heissen alsdenn ihre Sprache مشترك *Müschterekj* vergesellschaftet, das ist, die sich mit andern Sprachen vermischt hat, im Gegensatz des صرف تركى *syrf türkji*, des Reintürkischen; sie heissen alsdenn ihr Sprechen und Schreiben فصيح الكلام zierliche Rede, فصيح لسان beredtsame Sprache oder فصيح سويلمك zierlich oder geschmückt sprechen. Das Reintürkische als die Sprache der Leute, welche das Arabische und Persische nicht gelernt haben, besonders des grossen Haufens, hat sich seitdem قبه تركجه grob Türkisch oder قبه لسان gemeine Sprache oder قبه سويلمك grob oder gemein sprechen, schelten lassen müssen. Man hat aber daran sehr unrecht gethan, weil sich gerade an dieser reinen Sprache die Kraft und Stärke der alten türkischen Sprache erkennen lassen. Darum sagt d'Ohsson Tom. II. p. 472 475, dass man das Alttürkische von dem mit dem Arabischen und Persischen vermischten Türkisch unterscheiden müsse.

Dies beweiset, dass das Arabische und Persische,

weit entfernt, mit dem Türkischen wesentlich und unzertrennlich verknüpft zu seyn, nur zur falschen Zierrath und Verschönerung des Türkischen gebraucht werden, ohne deshalb einen ergänzenden Theil desselben auszumachen. Dies ist vorlängst recht gut auseinander gesetzt in *lettres critiques de Hadgi Mehemed Efendi. à Paris* 1735 und zwar in der angehängten *dissertation sur les langues arabe, turque et persanne p.* 187—205. Hierzu kommen noch die beweisenden Thatsachen, dass das Mehr oder Weniger von Einmischung des Arabischen und Persischen so wenig ein bestimmtes Maass hat, dass es vielmehr nur von Liebhaberey und Mode abhängt, wenn ausgezeichnete Männer die eine Sprache mehr als die andere in Gang bringen und, wie gewöhnlich, von andern, solange jene leben, nachgeahmt werden. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn Latifi vom Kaiser Selim I. erzählt, dass er als Liebhaber des Persischün diese Sprache zu seiner Zeit so emporgehoben habe, dass alle sich darauf gelegt hätten. S. Denkwürdigk. Th. I. S. 252; denn alle, die sich darauf legten, flochten nun auch mehr Persisch als Arabisch ins Türkische ein. Ein Grosswezir Kara Mustafa Pascha war so sehr fürs Arabische eingenommen, dass selbst in den Kanzley-Ausfertigungen seiner Zeit das Türkische und Persiche kaum zu erkennen gewesen. Ein späterer Grosswezir Raghib Pascha, dessen ich im Vorberichte zu den Wesentlichen Betrachtungen des Resmi Achmed Efendi erwähnt habe, veranlasste dieselbe Uebertreibung mit dem Persischen; in seinen eigenen Schriften, welche ich besitze, ist das Persische so übermässig eingemischt, dass das Türkische und Arabische darüber ins Dunkel gestellt sind. Ein Reïs Efendi meiner Zeit, genannt Suleiman Efendi spielte, in seinen Aufsätzen wieder den Liebhaber des Arabischen, wogegen sein Nachfolger Raschid Efendi mehr dem Persi-

schen zugethan war. Hadschi Kalfa in seinen chronologischen Tabellen gebraucht kaum das zwanzigste Wort Türkisch gegen Persisch und Arabisch, wodurch Reiske sich verleiten liess, zu sagen, dass sie im Persischen geschrieben wären. In einem kleinen türkisch-persischen 'Vokabular für Kinder von Schahidi ist das Arabische in so geringem Maasse ausgestreuet, dass es kaum genannt werden darf, hundert anderer Beyspiele von Abwechselungen nicht zu gedenken. Wie kann man also, wenn man Sachkenntniss hat und bey gesundem Verstande ist, das Türkische nebst seinen zufälligen und entbehrlichen Verzierungen aus dem Arabischen und Persischen mit dem Englischen vergleichen, welches aufhören würde, Sprache zu seyn, wenn ihm seine Wörter aus dem Gallischen, Schottischen und aus andern Sprachen abgenommen werden sollten, Wörter, die nicht zu seiner Verzierung und zum Modenwechsel, sondern zu seinem Wesen gehören!

Der Hofdollmetscher hatte gesagt, dass die meisten meiner neuen Behauptungen ungegründet wären, wovon den Lesern occidentalischer und orientalischer Reisebeschreibungen nichts in den Sinn gekommen sey. Obiges wäre nun die erste solcher neuen Behauptungen, die solchen Lesern unbekannt geblieben seyn soll. Und warum denn den Lesern? Leser können ja aus occidentalischen und orientalischen Reisebeschreibungen nicht mehr herauslesen, als darin steht. Und was haben denn sogar occidentalische Reisebeschreibungen mit dem Türkischen, Persischen und Arabischen zu thun? So ist alles verrücktes Zeug, was aus des Mannes Munde geht. Wollte er sagen, dass er Verfasser mit Lesern verwechselt habe: so würde er nicht klüger erscheinen; denn was habe ich hier mit Reisebeschreibern gemein, welche die Sprache des Landes nicht lernen und folglich aus den Scribenten des Landes, aus

welchen ich spreche, nicht urtheilen können! Ja, was spricht er denn von tausend Reisebeschreibern, welche er nicht einmal dem Namen nach kennt, geschweige, dass er sie mit Verstande gelesen haben sollte? Hätte er z. B. nur die obgedachte Dissertation gelesen gehabt: so würde er sich ja hier nicht mit seiner gänzlichen Unerfahrenheit in der Natur der vorhabenden drey Sprachen selbst beschimpft haben. Aber so ist die Art des Mannes, dass er, wenn er nicht weiter kommen kann, fremde Namen vorschiebt, um zu scheinen, als wüsste er etwas von ihnen zu sprechen, ohne sich auf die Sache selbst näher einzulassen. Wir werden ihn bald in derselben Gestalt wieder erscheinen sehen. Zuvor aber soll er erst sich selbst zum Gespött machen, wenn ich ihm vorhalte, dass er in seiner encyklopädischen Uebersicht S. 12 den Hadschi Kalfa seine chronologischen Tafeln hat persisch und türkisch schreiben lassen, als ob Türkisch kein Persisch enthielte und als ob Hadschi Kalfa Türkisch ohne Arabisch geschrieben habe! So ist der Mann ohne Sinn und Verstand!

65. Er kömmt auf eine zweyte neue Behauptung. Er weiss sie aber den Lesern der Zeitung nicht vorzutragen, wie es ihm mit seinen eigenen kleinen Vorstellungen nicht besser geht. Wenns ihn nützen könnte, so könnte man ihm Baumeisters Schrift empfehlen *de Eruditis*, *qui sensa animi exprimere nequeunt.* Damit also die Leser zuförderst erfahren, wovon hier die Rede seyn soll: so muss ich meine Worte aus der Schrift vom königlichen Buche S. 34—35 wiederholen:

> In allen morgenländischen Schriften, besonders wenn sie auf Beredtsamkeit und Wohlredenheit Anspruch machen sollen, giebt es gewisse Wiederholungen, eigentlich Sinndoppelungen in verschiedenen Worten ausgedrückt,

welche man bey uns für Pleonasmen halten würde. — Sie haben in morgenländischen Sprachen einen doppelten Zweck. Der erste ist, die Gedanken vor Widerspruch und Unverständlichkeit zu bewahren, wozu Schreibfehler in geschriebenen Büchern so leicht Gelegenheit geben können, während dass dieselben Gedanken, auf zweyerley Art ausgedrückt, doch in der einen Vorstellungsart erhalten werden, wenn sie gleich in der zweyten durch Schreibfehler entstellt sind. — Der zwezte Zweck der Sinndoppelungen ist, jedem Gedanken eine grössere Bestimmtheit und Klarheit zu verschaffen u. s. w.

Da hier von Gedanken die Rede ist, so kann man im voraus erwarten, wie schief dies alles von einem Manne aufgefasst werden musste, der gar keine Gedanken hat und nicht einmal weiss, was vernünftig denken heisst. Man höre, wie er das gerade Gegentheil sich vorgestellt hat, indem er sagt:

dass nach meiner Meynung homogene und sinonyme Worte nur deshalb an einander gereihet würden, um im Lesen dem Sinn, der durch die Fehler der Abschreiber leicht entstellt wird, nachzuhelfen.

Kann hieraus wohl jemand errathen, was ich habe sagen wollen? Wird wohl ein Verständiger von homogenen Worten reden? Es geht ihm wie gemeinen Leuten, welche unrecht verstandene Worte aufschnappen und, um vornehm oder gelehrt zu thun, sie am ungehörigen Orte anbringen. Er spricht von homogenen Worten, wo ich von verschiedenartigen geredet habe, die auf einen ähnlichen Sinn hinauslaufen. Um ein Beyspiel zu geben, so wird dem Wezir nachgerühmt:

durch seine glücklichen Rathschläge war die Verwaltung der Reichsangelegenheiten zum

> grössten Flor und der Markt der Geschäfte des Volks zum unermesslichen Absatz gekommen.

In diesen Worten liegen zwey Sätze, die beyde einen ähnlichen Sinn haben, obgleich die Worte im Original eben so verschieden sind als im Deutschen. Darum nenne ich sie Sinndoppelungen. Es ist dabey nicht von homogenen, nicht von sinonymen Worten die Rede, die an einander gereihet worden, sondern von homogenen und sinonymen Gedanken, die in verschiedenen Ausdrücken neben einander gestellt sind, damit einer den andern erläutere und erkläre. Das übrige mögen die Leser in meiner Schrift nachsehen. Es ist genug, hier gezeigt zu haben, dass der Hofdollmetscher alles, selbst was in seiner Muttersprache geschrieben ist, ohne Sinn und Verstand lieset. Kein Wunder, dass er eben so spricht und schreibt!

66. So kauderwelsch, wie er angefangen hat, fährt er nun fort, auszurufen:

> Sonderbar, dass das ganze Alterthum und Mittelalter bis auf die Erfindung der Buchdrukkerkunst nicht auf die sinnreiche Idee gekommen und dass dieselbe den Orientalern oder vielmehr dem H. v. D. allein vorbehalten war!

Die Leser sehen, dass er, anstatt Gründe gegen meine Meynung vorzutragen, wieder fremde Namen von Alterthum und Mittelalter vorschiebt, um sein Licht untern Scheffel zu stellen. Um zu zeigen, wie sehr das wieder ohne alle Kenntniss und Ueberlegung gesprochen sey, muss mans etwas zergliedern, da er sich selbst nichts zu zergliedern versteht.

a. Niemand wird begreifen, warum er die Periode, wo meine Meynung unbekannt geblieben seyn soll, nur bis zur Erfindung der Druckerey datirt, da die Meynung von mir doch erst im Jahre 1811 ausgegangen ist. Wenn er also wüsste, was er spräche: so hätte er die Periode ein Paar Jahrhunderte weiter

hinaus schieben und bis zur Epoche des grossen Orientalisten hinziehen sollen, als wofür er sich in Zeitungen wie der Kukkuk auf den Bäumen selbst ausruft, ob er gleich hier unversehens in der Kinderkappe erscheint. Wie konnte er auch anders datiren, da er es ist, der meine Meynung bestreiten will, ohne sie gefasst zu haben!

b. Die Ausdrüche, Alterthum und Mittelalter, sind von ihm gerade am unrechten Orte nur gebraucht, um zu verstehen zu geben, als wisse er, was im Alterthume und Mittelalter geschrieben worden. Was weiss er doch vom Alterthum, worunter man im Gegensatz des Mittelalters Griechen und Römer versteht? Es reicht nicht über die Paar Kapitel hinaus, welche er in der Schule exponirt haben mag. Das heisst aber nicht Griechen und Römer gelesen haben, die sich ohnehin mit der Leserey von Romanen, Komödien, Journalen und Zeitungen dieser Zeit nicht vertragen; denn Niemand kann zweyen Herrn dienen, die einander entgegengesetzt sind. Sogar das Bisschen Schullatein ist längst wieder ausgeschwitzt, wie ich weiter unten an seinem Latein beweisen werde. Was will er vollends vom Mittelalter wissen, dessen Scribenten ihm selbst dem Namen nach eben so unbekannt geblieben sind als die Sprache, welche nicht in Schulen gelehrt wird, es sey denn, dass er die französischen Fabliaux und das deutsche Nibelungen Lied darunter verstehe! Wenigstens ist das letztere seit kurzem kaum in Gang gebracht worden, so hat er auch schon unbekannter Weise mitsprechen wollen, indem er es in den Fundgruben, die allen seinen Kehricht aufnehmen müssen, mit der persischen Geschichte der Könige von Firdewsi verglichen hat, zum Entsetzen derer, welche die Sache verstehen.

c. Wenn er Altes und Neues gelernt hätte und eins mit dem andern zu vergleichen wüsste: so würde

er von selbst erkannt haben, dass die Sache, von welcher ich geredet, äusserst alt ist, indem sie sich schon bey den Propheten und den übrigen heiligen Scribenten findet. Ich scheine nur zuerst wahrgenommen zu haben, dass sie auch bey vielen spätern Profan-Scribenten des Orients zur Anwendung gekommen ist. Gesetzt aber, dass die Sache und meine Bemerkung neu wären, was haben denn das ganze Alterthum und Mittelalter damit zu thun? Jedes Zeitalter hat gewisse eigene Ideen und Sachen für sich. Mit seinem ungehirnten Geschwätz wird der Hofdollmetscher auch beweisen können, dass die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden sey, weil das ganze Alterthum und Mittelalter nicht darauf verfallen sind. In beyden Zeitaltern hat man auch nichts vom Oghuzischen Cyklopen gesprochen. Dies wird ihm Bewegungsgrundes genug seyn, seine scheelsüchtigen Aeugelein zuzudrücken vor dem oghuzischen Cyklopen, welchen ich im zweyten Bande als eine neue Entdeckung vorgeführt und zur Schau gestellt habe. Der arme Mann möchte gern selbst etwas entdecken und kann nur nicht.

d. Wenn er mich verstanden hätte, so würde er das ihm fremd gebliebene Alterthum und Mittelalter nicht vorgeschoben haben, denn ich hatte in meiner Schrift S. 34 gesagt:

> dass die Natur der Sprachen, die nur in Consonanten geschrieben und daher leicht Irrungen ausgesetzt werden, eine der nächsten Veranlassungen zu solchen Sinndoppelungen gewesen.

Nun aber muss ich ihm erst wieder erklären, dass die griechische und lateinische Sprache und das Latein des Mittelalters nicht bloss in Consonanten, sondern auch zugleich in Vokalen geschrieben worden, wie das Deutshe, und dass folglich bey diesen Sprachen der Grund der Irrungen weggefallen ist, welche ich gerade als die nächste Ursache ansehe, warum so

viele Morgenländer auf Sinndoppelungen verfallen sind. Es scheint unglaublich zu seyn, dass ein Mann, dem die unreifen Finger so sehr zum Schreiben jucken, sich selbst und andere zu verstehen noch nicht gelernt hat.

67. Ohne zu wissen, was er spricht, erbricht er sich in die Worte:

> denn von der innern Natur dieses im Geiste aller orientalischen Poesie und Prose liegenden Parallelismus, von diesem dem Verstande und dem Ohre durch wiederspiegelnde Klahrheit und gleichklingenden Wortschwall schmeichelnden Abglanz und Wiederschall hat Hr. v. D. so wenig einen Begriff, dass er auf den Einfall kam, in den Fundgruben des Orients ein Stück solcher nicht einmal reich gereimten Prose als eine ganz neue Art von Gedicht ohne Metrum und ohne Reim vorzulegen!

a. Es erregt in der That Ekel, einen Mann wie ein Kind sprechen zu hören, was aufgefangene Worte nachplappert, ohne den rechten Begriff damit zu verbinden. Dies Kind will mir sagen, dass ich die Natur des Parallelismus nicht kenne, während dass ich unterm Namen der Wiederholungen, eigentlich Sinndoppelungen in verschiedenen Worten ausgedrückt gerade von derselben Sache gesprochen habe, welche man bey biblischen Schriften den *Parallelismus membrorum* nennt, von dessen verschiedenen Arten Lowth in seiner Schrift *de sacra poesi Hebr.* weitläuftig gehandelt hat. Wie ich es ungeziemlich finde, fremde Ausdrücke zu gebrauchen, wo ich einheimische in der Muttersprache antreffe: so hat der Gegner vor dem lateinisehen Worte die deutschen nicht sehen können, um nur mit dem Schatten zu fechten. Wenn er gewusst hätte, was Parrallelismus bedeute: so würde er zuvor nicht ausgerufen haben, dass die Idee auch hätte den Griechen und Römern und dem Mittelalter bekannt, und

nicht den Orientalen und mir vorbehalten seyn müssen. Wer jäten will, der muss das Unkraut zuvor kennen. Kurz der ***Parallelismus membrorum***, der von Parallel-Stellen zu unterscheiden ist, wird daran erkannt, dass in zwey neben einander stehenden Sätzen derselbe Gedanke mit verschiedenen Worten wiederholt ist. Das sind die Wiederholungen oder Sinndoppelungen, welche ich deshalb sinonyme Gedanken genannt habe, nicht homogene und sinonyme Worte, wie der unkundige Gegner sprechen will. Wie ich oben eine Probe aus dem königlichen Buche gegeben: so will ich hier ein Beyspiel aus der heiligen Schrift hersetzen. Es heisst bey Hosea *6*. 1

> denn er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen; Er hat uns geschlagen, er wird uns auch verbinden.

b. Was diesen dem Verstande und dem Ohre durch wiederspiegelnde Klarheit und gleichklingenden Wortschwall schmeichelnden Abglanz und Wiederschall betrifft: so hat der Gegner zum ersten mal ganz recht gerathen, dass ich davon keinen Begriff habe; denn es ist eine Tollhäusler-Sprache, wovor Gott jeden vernünftigen Menschen bewahren wolle! Die Worte beweisen nur von neuem, dass er vom Parallelismus keinen Schimmer des Begriffs gehabt hat. Eine neue Thatsache dazu ist, dass er seinen eingebildeten Parallelismus auf das Gedicht des Kjemal Pascha Zadé anwendet, worin kein Verständiger die mindeste Spur des wahren Parallelismus finden wird, welcher überhaupt nicht in den Gedichten, sondern in der Prose der Muhammedaner zu suchen ist.

c. Es ist aber eine Lüge, zu sagen, dass ich dies Gedicht in den Fundgruben vorgelegt hätte. Er hat es vielmehr wider meinen Willen darin abdrucken lassen, nachdem ich es zurückgefordert hatte. Ich kann leicht vorher sehen, dass er sich mit der Aus-

flucht werde heraushelfen wollen, dass das Gedicht schon abgedruckt gewesen, als es zurückgefordert worden sey. Dies muss also durch Thatsachen wiederlegt werden. Der angesehene Mann, welchen ich ersucht hatte, meine für die Fundgruben eingeschickten Aufsätze zurückzunehmen, meldete mir, dass man ihm den Probebogen vorgezeigt, worin das obgedachte Gedicht schon abgedruckt sey, jedoch ohne alle Noten von Seiten der (sogenannten) Herausgeber. Nun habe ich aber oben bey No. 54 von der Note gesprochen, welche dennoch dem Gedicht angehängt ist. Dies beweiset unwiderleglich, dass der Gegner jene Täuschung nur gespielt hat, um statt des vorgezeigten Probebogens einen andern unterzuschieben, der mit seiner Note besudelt worden.

d. Nachdem er dreymal seinen unüberlegten Einfall wiedergekäuet hat, dass das erwähnte Gedicht nur Prose sey, als worüber er bey No. 54, 55 und 56 beschieden ist: so kommt er hier zum vierten mal damit aufgezogen, und immer in demselben Tone und Worte, wodurch sich die Geistesarmuth und der Herzensschmerz verrathen. Es ist ihm ein Dorn in den Augen, dass ich ein geistvolles Gedicht in einer neuen Gattung bekannt gemacht habe, wovon man bisher nichts gewusst hat. Er denkt es also herunter zu reissen, wenn er es für Prose ausgiebt, gleichsam als ob es in Prose weniger geistvoll seyn würde. Dies kann er freylich nicht beurtheilen, weil ihm das Geistige abgeht. Das Possirliche ist nur, dass es gereimte Prose, wiewohl nicht reich gereimte Prose, seyn soll, während dass es gar nicht gereimt ist. Er ist zu beklagen, dass er in der Schule nicht soviel gelernt hat, um zu wissen, dass Reim und Sylbenmaass keine wesentlichen Theile des Gedichts sind. Alle Verständige haben Gessnern unter die guten Dichter gestellt, ob er gleich nur prosaische Poesie geschrieben hat. Was kann denn uns andern daran gelegen

seyn, dass der Gegner die edle Dichtkunst nach seinen eigenen unedlen Reimereyen beurtheilen will!

So wären denn von No. 61 bis 62 die zwey sogenannten neuen Behauptungen erwiesen, welche der Gegner ohne Beweise für ungegründet erklären wollte, auf eine Art, dass man es für unglaublich halten würde, wenn ich es nicht mit seinen eigenen Worten belegt hätte.

68. Er scheint es jedoch noch für eine dritte neue Behauptung anzusehen, dass ich den grössten Theil des königlichen Buchs für schwer zu verstehen und zu übersetzen erklärt habe. Er weiss wahrlich mit keiner Zeile des Originals zurecht zu kommen. Er meynt aber, dies desto besser verbergen zu können, wenn er zum Widerspiele vorgiebt, dass das Buch sehr leicht zu verstehen sey, aus dem Grunde,

weil der Bau der Construction selbst einfach und klar sich ohne Schwürigkeit fortbewegt.

Ohne bey der lächerlichen Bewegung des Baues der Construction zu verweilen, darf ich mich nur auf dasjenige beziehen, was ich in meiner Schrift S. 108. 109 gesagt habe; denn man wird daselbst finden, dass ich die Schwürigkeit, das königliche Buch zu verstehen und zu übersetzen, hauptsächlich in den Bildern und Figuren, in den Wortspielen und Anspielungen, selbst in den Sitten und Gewohnheiten des Orients, kurz in allem dem antreffe, was zur morgenländischen Wohlredenheit und Beredsamkeit gehört. Das alles hat der Hofdollmetscher wieder nicht verstanden, indem er mir die Bewegung des Baues der Construction entgegensezt. Jeder andere sieht von selbst, dass es bey jenen Punkten nicht auf Construction ankommt, sondern dass die innigste Vertrautheit mit den Begriffen der Wörter und die Sachkenntnisse bey Bildern, Figuren und Anspielungen in Frage sind.

69. Der Gegner will dagegen eine Behauptung

von eigener Erfindung aufstellen, um zu scheinen, das königliche Buch ebenfalls zu kennen und etwas eigenes daran bemerkt zu haben. Die grossen Lehren, die nützlichen Erfahrungen und tiefsinnigen Gedanken, die im königlichen Buche niedergelegt sind, die gehen ihn so wenig an, dass er den grössten Vorzug des Buchs, wer sollte es glauben! nur in Reimereyen sucht, sagend:

> die Eurythmie, der widerkehrende Reimklang, wovon Hr. v. D. nichts wähnt, ist demnach, was eigentlich den grössten Vorzug der türkischen Uebersetzung des *humajun namé* (das *humajun namé* ist nicht ins Türkische übersezt, sondern ist die türkische Uebersetzung selbst) vor allen vorhergehenden arabischen und persischen ausmacht. Hätte sich Hr. v. D. die Mühe nehmen wollen, diese Anklänge des Sinnes und Worts im Deutschen nachahmend wieder zu geben: so gestehen wir, dass die Uebersetzung des *humajun namé* unter die schwersten Arbeiten dieser Art gehören würde wegen der Armuth occidentalischer Sprachen an Sinonymen und Reimen im Vergleich mit den Orientalischen.

a. Da der Gegner es in seiner Muttersprache so weit nicht gebracht hat, zu dem, was er zu erkennen geben will, die rechten Worte zu finden: so können die Leser wohl nicht errathen, wo es hier mit ihm hinauswill. Es muss ihm erst wieder nachgeholfen werden. In meiner Schrift habe ich das Poetische und Malerische des königlichen Buchs und den oratorischen Vortrag desselben genugsam entwickelt. Zu dem, was der Morgenländer seine Beredsamkeit und Wohlredenheit nennt, wird wesentlich erfordert, dass die Wahl der Wörter und die Stellungen der Perioden durchaus auf den Wohllaut berechnet sind. Der Wohllaut wird besonders da-

durch befördert, dass bey den Sinndoppelungen und sonst die zu Ende der Sätze angebrachten Wörter ähnliche Laute haben, gleichsam als ob es Reime wären, ohne deshalb so genannt zu werden, indem man nur bey Gedichten vom Reime spricht, wenn dabey zugleich vom Sylbenmaasse die Rede ist. So sagt man im Deutschen: „Mit dem Schwerd aufs „Pferd, dem Feinde damit entgegen, ihn zu erle- „gen; die bisher genossene Ruhe ist schon voller „Unruhe und werden täglich mehr Beschwerden auf „der deutschen Erden; gegenwärtige Zeit drohet „manches Leid; die Waffen machen genug zu schaf- „fen" u. s. w. Auf diese Dinge will der Hofdollmetscher deuten, wenn er, um vornehm zu thun, von Eurythmie, und wenn er, um neu zu scheinen, von Reimklängen, von Anklängen des Sinns und Worts spricht. Und um es sich nicht merken zu lassen, dass er von mir erst darauf geführt worden: so setzt er eben so einfältig als undeutsch hinzu, dass ich nichts davon wähne. Damit ich auf der Stelle durch Thatsachen beweise, dass ihm der Kopf noch zu sehr vernagelt ist, um die Sache recht zu fassen, vielweniger recht anzuwenden: so beziehe ich mich auf No. 39 und 43 dieses Unterrichts, wo man gesehen hat, dass der Gegner die daselbst angeführten Stellen aus dem Buche des Oghuz nur deshalb nicht verstehen konnte, weil ihm das Ohr des Geistes für Wohllaut und Harmonie verschlossen ist und er es sich daher am Klimpern und Pimpern, am Geklappe und Geschnacke im Ohre des Leibes genügen lassen muss.

b. Wenn er aber meynt, dass es gerade die grösste Schwürigkeit und der höchste Vorzug bey Uebersetzung des königlichen Buchs seyn würde, jene Reimlaute (um nicht den abgeschmackten Ausdruck von Anklängen des Sinns und Worts zu gebrauchen) mit ins Deutsche zu übertragen: so muss

ich ihm wieder beweisen, dass er den Kern und Stern der Sache gar nicht kennt. Der erste Irrthum ist, die Schwürigkeit des Reimens in die Armuth occidentalischer Sprachen an Sinonymen und Reimen zu setzen. Die deutsche Sprache ist eine der reichsten der Welt. Man muss sie nur in ihrem ganzen Umfange gelernt und studirt haben. Sie hat daher keinen Mangel an Reimen, wie die alten Reimbücher zeigen, noch an Sinonymen, wie man aus den Schriften von Stosch, Eberhard und andern ersehen kann. Will der Hofdollmetscher ein Beyspiel kennen lernen, wo von beyden, ich meyne, von Reimen und Sinonymen in deutscher Prose ein grösserer Aufwand gemacht worden, als in der morgenländischen: so darf er sich nur an seinem eigenen Wohnorte nach den Schriften des ehemaligen Wiener Hofpredigers Abraham à S. Clara umsehen, um deutsche Reimlaute und Sinonyme in unerschöpflichem Maasse auf allen Seiten zu finden, anderer Schriften nicht zu gedenken. Man sollte kaum glauben, dass die ungleich ärmere lateinische Sprache eines so gehäuften Reimlauts in Prose fähig sey. Allein auch davon ist in der neuesten Zeit eine Probe gegeben worden von Thomas Thorild in *maximum seu Archimetria* 1799 in 8. Wenn gleich der Verfasser darin nicht die wahre menschliche Erkenntniss ausgemessen hat: so hat er doch wenigstens die Grenze der lateinischen Sprache zum wissenschaftlichen Gebrauche abgesteckt. Von dieser Seite verdient die Schrift gelesen zu werden, denn zum erstern Zweck ist sie gar nicht zu gebrauchen. Es würde also nichts weniger als Kunst seyn, das königliche Buch im Deutschen zum Reimen zu bringen. Es würde aber eben dadurch im Deutschen ungereimt gemacht werden. Dies ist der andere Punkt, worüber der Hofdollmetcher belehrt werden muss.

c. Man muss seine eigenen Gedanken in seiner

Muttersprache denken, um die Worte soviel reimen und klingen zu lassen als man beliebt. Es hängt dann nur von uns ab, den Gedanken solange zu drehen und zu verändern, bis die Ausdrücke fallen, wie jeder weiss, der dies Spiel getrieben hat. Ganz anders ist es, wenn ich aus einer fremden Sprache übersetzen will, wo mir die Gedanken auf Glauben gegeben sind, ohne sie in die meinigen umschmelzen zu dürfen. Jede Nation hat ihre eigenen Vorstellungsarten und Sprachidiotissmen, womit wir in unserer Muttersprache nicht so umspringen können als mit unsern eigenen. Wenn mir also fremde Gedanken gegeben oder vorgelegt sind, welche ich nach ihrem buchstäblichen Sinn getreuchlich übertragen soll: so darf ich meinen Worten zu gefallen nicht die fremden Gedanken verändern, vielmehr muss ich diesen Gedanken zu Liebe mir die Worte wählen, welche von der Treue der Uebersetzung erfordert werden. Darum hat Sulzer in seiner Allgem. Theorie der schönen Künste Th. 2. S. 1278 sehr wahr geschrieben: „wer die grösste Schönheit im Wohlklan-„ge sucht, läuft Gefahr, wichtigere Fehler zu bege-„hen als wenn er ihn ganz versäumt. Man kann „ihm wohl etwas vom Sprachgebrauche aufopfern, „aber ihm zu gefallen soll man nie die Gedanken „schwächen und auf andere Weise vorstellen. Auch „muss man seinen Werth nicht so hoch setzen, dass „man ihn für hinlänglich halte, die Werke des Ge-„schmacks schätzbar zu machen. Wer alles dem gu-„ten Klang aufopfert, wird nie etwas wichtiges „schreiben.“ Hiezu kömmt, dass jede Sprache ihren eigenen Wohllaut hat, der in andere Sprachen nicht übergehen kann, weil jede Nation einmal an den ihrigen gewohnt ist, der von der Natur ihrer Sprache abhängt. Dies auseinanderzusetzen ist hier der Ort nicht. Aber jeder verständige Deutsche kanns leicht einsehen und fühlen, dass gereimte

deutsche Prose durch ein ganzes Buch durchgeführt ein ewiges Einerley erzeugt, welches das innere Gehör ermüdet und den Geist so sehr abspannt, dass er vor Reimlauten auf die Gedanken nicht mehr merken kann, gerade wie es denen geht, welche das einförmige Geklapper der Mühle oder das betäubende Geknarre des gegen den Wind segelnden Schiffes eine zeitlang zu hören haben. Dies war ja mit die Ursache, warum Abraham à S. Clara in und ausserhalb Wien mit seiner Reimprose lächerlich gemacht worden, während dass er wegen des grossen Reichthums seiner Gedanken vielen Ruhm verdient hätte. Man betrachtete seinen Vortrag als eine Art von Possenreisserey. So gross ist der Unterschied im Wohllaute der Sprachen, dass, was wir hier Reim nennen, für die Prose der türkischen Sprache diesen Namen nicht führt, sondern Zierlichkeit der Rede genannt wird und auch dem Ohre ganz anders klingt als deutsche Reimerey. Der Gegner muss wohl keinen Freund haben, der ihm sage, wie sehr er sich selbst mit seinem gereimten Kuran in den Fundgruben lächerlich gemacht hat. Das kommt aber davon, dass er nur um Lobsprüche buhlt, wodurch man ihn getödet und zum erstenmal begraben hat. So verkehrt sind also seine Begriffe, dass gerade durch dasjenige, was er für den grössten Vorzug des königlichen Buchs im Deutschen halten will, das schöne Buch geschändet werden würde. Bey dem allen versteht er sich noch nicht einmal auf die Reimlaute des Originals, wie ich schon oben bey No. 39 und 43 bewiesen habe. Und da er dennoch den Zeitungslesern hat vorspiegeln wollen, dass ich nichts davon geahndet hätte: so muss ich ihm hier neue Thatsachen vor Augen stellen, womit er mir von selbst in die Hände gelaufen ist.

70. Kaum hatte er meine Schrift vom königlichen Buche und die Uebersetzungsprobe mit dem Schwind

im Herzen gelesen: so schleyerte er sich selbst einen Affen, indem er mir zum Trotze in den zweyten Band der Fundgruben S. 272 eine eigene Probe von Uebersetzung mit seinen sogenannten Anklängen des Sinns und Worts, das ist, mit Reimlauten einrückte, sagend, dass, wer zur sieben und dreyssigsten Uebersetzung Lust und Liebe habe, es so machen müsse. (S. oben No. 61). Die Probe ist wohlbedächtig aus der allerleichtesten Erzählung des Buchs genommen. Zu meinem Zwecke ist es hinreichend, gleich die ersten zwey Zeilen hier zur Betrachtung zu stellen. Der H. Hofdollmetscher hat sie so verdollmetscht:

> Es waren zwey Tauben in einem Neste vertraut und in einem Winkel angebaut, weder war der Spiegel ihres Gemüths vom Staube der Fremden veruneinigt, noch der Trinkort ihres Innern durch das Schicksal verunreinigt.

Damit die Leser zuförderst die Erbärmlichkeit der Uebersetzung dieser so leichten Stelle erkennen mögen: so übertrage ich hier letztere buchstädlich aus dem Original ohne Reimlaute.

> Es gab zwey Tauben in einem Neste zusammengesellt und in einer Wohnung vertraut. Weder vom Staube der Nebenbuhler ward der Spiegel ihres Gemüths beschmutzt, noch von Widerwärtigkeiten des Schicksals die Natur ihres Geistes getrübt.

Man sehe, wie verkehrt er fast alle Worte genommen hat, indem er vertraut für zusammengesellt, Winkel für Wohnung, angebauet für vertraut, Fremde für Nebenbuhler, veruneinigt für beschmutzt, gar nichts für Widerwärtigkeiten, ja sogar Trinkort ihres Innern für Natur ihres Geistes und verunreinigt für getrübt gedollmetscht hat. Die Leser dürfen nicht glauben, als ob

dies von abweichenden Lesarten abhänge. Bey beyden Uebersetzungen liegt ein und derselbe Text zum Grunde. Z. B. مشرب *meschreb* heisst Tränke, Trinkort, zugleich aber Natur und Gemüthsart. Man sieht aber, dass der allerhöchste Dollmetscher oder *summus interpres*, wie er sich im Lateinischen zu betiteln beliebt, nicht in den rechten Sinn des Verfassers eingedrungen ist und dass er daher, wie der im Eingange erwähnte pohlnische Unterofficier, unter mehreren Bedeutungen immer die unrechten herausgegriffen hat. So hat Tränke für Natur herhalten müssen. Da er denn aber die Tränke nicht recht passlich zum Geiste gefunden: so hat er ohne Umstände nach der Dollmetscher alten Rechten den Geist zum Innern gemacht, vermuthlich weil er gemeynt, dass der Geist doch im Innern sitzen müsse Er hat sich indessen nicht gefragt, wie Trinkörter ins Innere der Taubennester kommen und wie das Wasser-Element von Widerwärtigkeiten getrübt werden solle. Wenn ich auf ähnliche Art die ganze Erzählung durchziehen müsste: so würden alle meine Striegel daran abgenutzt werden. Dem Himmel sey Dank, dass es an zwey Zeilen genug gewesen, um zu zeigen, wie wenig der Gegner nur in zwey Zeilen die Reimlaute hat aufzuspüren vermogt, ob sie gleich in jedes gemeine Ohr hineinklappen. Um davon die Probe zu geben, will ich die vorhabende prosaische Stelle mit lateinischen Buchstaben in fünf Absätze theilen, damit die Leser auf die Reimlaute besser achten können.

iki kjebuter waridi
bir aschjanedé demsaz
we bir kjaschanedé hemraz
ne ghubari aghjarilé
aijinei chatirleri mughabber
we ne mychneti ruzgharilé
meschrebbi zemirleri mukjedder.

Den ersten Absatz abgerechnet, ist in den übrigen fast jedes Wort zum Reimlaute bestimmt, wie *bir* und *bir*, *we* und *ne*, *aschjanedé* und *kjaschanedé*, *demsaz* und *hemraz*, *aghjarilé* und *ruzgharilé*, *chatirleri* und *zemirleri*, *mughabber* und *mukjedder*. Da sehen wir denn vierzehn Reimlaute stehen, während dass der Gegner nur vier herausgezählt und in seine falsche Uebersetzung in Form eines Doppeldistichons, wovon gar nicht die Rede ist, als Endreime aufgestellt hat. Er weiss also bis jetzt noch nicht, worauf es ankömmt, und will doch den Lesern weiss machen, dass ich nichts davon gewähnt hätte. Wie wahr ists doch, dass man mit Eulen beizen muss, wenn man keine Falken hat! Uebrigens werden die Leser den Wohllaut leicht fühlen, der in jenen türkischen Worten liegt. Sie werden mir aber eben so leicht beytreten, wenn ich wiederhole, dass sich jene vierzehn Reimlaute in der deutschen Uebersetzung nicht nachahmen lassen, ohne ungereimt zu werden. Ich fürchte jedoch, dass der Gegner, sobald er dies gelesen, was für ihn wieder neu ist, gleich daran gehen wird, in zwey Zeilen vierzehn deutsche Reime aufzuschichten, um nur sagen zu können, dass sie sich doch nachahmen lassen; denn das Ungereimte bekümmert ihn nicht. Bey ihm trifft es nicht ein, dass ein gewarnter Mann halb errettet ist. Uud was er Euphonie nennt, wird unter seinen Händen zur Kakaphonie.

71. Bey No. 68 ward von dem Punkte ausgegangen, dass der Gegner das königliche Buch für ganz leicht zu verstehen und zu übersetzen ausgegeben, während dass ich gewisse Stücke für schwer gehalten habe. Dies hat sich bey No. 70 damit geendigt, dass er zwey der allerleichtesten Zeilen nicht verstanden und daher falsch übersetzt hat. Bey No. 69 aber wollte er die Schwürigkeit des Uebersetzens in der Uebertragung der Reimlaute suchen, und da hat

sich denn wieder bey No. 70 ausgewiesen, dass er nicht einmal in zwey Zeilen die Reimlaute hat zu erkennen und zu unterscheiden verstanden. Nun will er noch den Grund anzeigen, warum das Buch von mir (in der Sachkunde) schwer genannt worden. Er geht dabey eben so einfältig zu Werke wie bey allen übrigen Punkten. Er wirft Behauptungen hin, ohne sie zu beweisen, und aus Mangel eigener Kenntniss weiss er es nicht anders zu machen als mir die Worte im Munde umzukehren, um nur das Gegentheil zu erwiedern. Weil man nämlich zur jetzigen Zeit gewohnt ist, bey so vielen ganz gewöhnlichen Dingen von einem höhern Sinne zu reden, welchen man darin sucht: so habe ich darüber bemerkt S. 39 Note 1

> dass es nur eine Folge der Eigenliebe und Eitelkeit sey, welche alles, was sie treibt, für eine höhere Art auszugeben sucht.

Der Gegner hat sich durch diese Worte selbst gestochen gefunden, weil er als allerhöchster Dollmetscher, wie er sich nennt, nicht bloss einen höhern, sondern selbst den höchsten Orientalismus zu treiben wähnt. Und, um sich diesen Schmerz zu erleichtern, wiederkäuet er meine Worte gegen mich selbst, sagend:

> Man könnte auf dies Steigern und Emporheben eigener Arbeit die Note des H. v. D. über den höhern Sinn der Mythen anwenden, dass es nur eine Folge der Eigenliebe u. s. w.

a. Es verdient in der That Erbarmen, dass der Mann das eigene Unglück hat, alles unrichtig zu fassen und es ohne alle Schaam öffentlich auszubieten. Ich habe in der angeführten Note nicht von Mythen allein, sondern von siebenerley andern höhern Künsten gesprochen. Und wie kann überhaupt solch ein höherer Modesinn, der in jener Note gemeynt ist, beym königlichen Buche zur Anwendung kommen? Der Mann lebt und denkt nur durch seine

Eigenliebe, ohne sie zu kennen, sonst müsste er ja die Würkungen derselben wahrgenommen haben. Wenn ich das königliche Buch preise, so kann das nur von der Gerechtigkeit herrühren, welche ich dem Buche wiederfahren lasse, nicht aber von Eigenliebe und Eitelkeit, als welche fremde Werke nur schmähet, lästert und herunterreisst. Wenn ich S. 108—109 die Schwürigkeiten nahmhaft mache, welche das Buch zum Verstehen darbietet: so ist das nicht die Sprache der Eigenliebe, als welche vielmehr alles leicht findet und blind auf alles losgeht. Wenn ich S. 109—115 alle Erfordernisse entwickele, welche zum rechten Verstehen und Uebersetzen des Buchs nothwendig sind: so kann das wieder nicht von der Eigenliebe ausgegangen seyn, als welche sich einbildet, überall mit sich selbst auszulangen, ohne sich von den Kenntnissen Rechenschaft zu geben, die ihrem Manne abgehen, so wie der Gegner kurz vorher so verwegen gewesen war, zu versichern, dass das Buch so übersetzt werden müsse, wie er davon die Probe gegeben, und dass nur er sich auf die Reimlaute des Buchs verstehe, während dass er in nur zwey Zeilen jedes Wort falsch übertragen und sogar aus der Natur des Geistes einen Trinkort des Innern gemacht, ja in zwey Zeilen nur vier Reimlaute statt vierzehn gezählt hat. Kurz ich habe am angeführten Orte ausdrücklich gesagt, dass das Buch, wie ich es behandele und übersetze, niemals den Beyfall des grossen Haufens finden werde, um welchen nur allein die Eigenliebe und Eitelkeit zu buhlen pflegt. Sieht also der Mann denn nicht, dass er gar nicht versteht, was er lieset, noch weiss, was er spricht? Es ist ja albern, nur immer in die Luft zu schlagen. Alles verkehrt zu nehmen, heisst man Stockfischerey.

72. Durch diese Stockfischerey hat er sich nur den Uebergang zu einer zweyten bahnen wollen, um

unterm Namen der Mythen etwas von Symorg anzubringen, was seinem Herzen, die Leser kennen es, sehr wohl gethan zu haben scheint. Ich muss erst Zusammenhang in die Sache bringen, der bey ihm verbannt ist. Ich habe nämlich S. 42 bemerkt, dass die bey den Morgenländern so gewöhnlichen Hyperbeln gemeiniglich sehr sinnreich sind, wenn man sie sich nur recht zu erklären weiss. So setze ich denn hinzu:

> Wenn z. B. vom Greife der Genügsamkeit die Rede ist: so weiss der Verfasser (des königlichen Buchs) sehr wohl, dass der Vogel Greif zu den fabelhaften Wesen oder grossen Seltenheiten gehört. Aber eben deshalb stellt er ihn mit der Genügsamkeit zusammen, weil letztere unter den Menschen nicht minder zur Fabel und Seltenheit geworden. Dies sollte durch jenen Ausdruck angedeutet werden, damit die Hyperbel sich vor unsern Augen unvermerkt in eine einfache grosse Wahrheit verwandele.

Dies ist es, was dem Mann Gelegenheit geben muss, zu schreiben:

> So fällt der Verfasser häufig in das, was er an den Neueren missbilligt, wie z. B. gleich auf der 2ten Seite, nachdem er die neue Deutung der persischen Mythologie getadelt, bey der Erklärung des Symorgs. Hr. v. D. meynt, die Orientaler stellen ihn mit der Genügsamkeit zusammen, weil leztere unter den Menschen nicht minder zur Fabel und Seltenheit geworden. Dies ist hier nicht so, er ist ihnen das Bild der Genügsamkeit, weil er allein hauset am Berge Kaf und der Welt abgezogen lebend ihrer nicht zu bedürfen wähnt.

Erstlich fängt er mit einer Lästerung an, die schon so oft vorgekommen und noch öfter vorkommen wird. Wenn er sagen will, dass ich etwas irriges

geschrieben habe: so bevorwortet er, dass mir das häufig begegne. Zweytens soll ich von neuen Deutungen der persischen Mythologie gesprochen haben, während dass, S. 38. 39 von der griechischen Mythologie die Rede gewesen. Drittens die Erklärung, welche ich vom Greife der Genügsamkeit gegeben, ist ihm natürlicher Weise niemals in dem Sinn gekommen. Es sind ihm also die Augen dabey übergegangen. Um es aber zu verbeisen, thut er, als wenn er es besser wisse, damit die geistreiche Idee unter seinen unglücklichen Händen verderbe, wie die Pflanze, worüber der Giftwind gefahren ist. Sein Geist ist indessen zu arm an Gedanken und Ueberlegung, als dass er sich nicht immer selbst verrathen sollte, um zugleich zu erkennen zu geben, welcher bösen Dinge er aus Leidenschaft fähig ist. Man höre nur! Der Vogel Greif soll das Bild der Genügsamkeit seyn! Also würde Greif der Genügsamkeit heissen, die Genügsamkeit der Genügsamkeit. Wie dumm! Man erkennt auch gleich, dass er im königlichen Buche die Stelle niemals gelesen oder verstanden hat, wo der Greif der Genügsamkeit vorkommt; denn der Zusammenhang zeigt, dass von einem leeren Namen die Rede ist, wovon die Sache sich nicht findet. Oder der Greif soll nach ihm das Bild der Genügsamkeit seyn, weil er von der Welt abgezogen lebt. Wie dumm! Dadurch dass man in der Abgezogenheit lebt, wird man nicht genügsam, wenn man nicht Habsucht und Eigennutz zuvor abgelegt hat, und wenn man sich von der Welt zurückgezogen haben soll, so muss man zuvor in der Welt gelebt haben, welches dem Greif nicht beschieden gewesen. Da haben wir denn wieder die klare Lüge. Die Pfoten der Unwissenheit hängen dem Gegner immer aus allen Taschen heraus. Darum antwortete er auch niemals auf die Frage, womit beweisest du das? Ich will den Lesern dafür noch melden, was ein Paar

Araber vom Greife sagen. Demiri schreibt von ihm

من الالفاظ الدالة علي غير معني

> das ist, es ist ein Ausdruck, der etwas anzeigt, was keine Bedeutung hat,

und Nuwairi spricht:

معروف الاسم مجهول. الجسم

> das ist, es ist etwas, wovon der Name bekannt, aber der Leib (die Sache) unbekannt ist.

Kurz der Greif oder Symorg ist, wie ich gesagt, ein fabelhaftes Wesen, gleichwie die Genügsamkeit es unter den meisten Menschen ist. So begreift jeder Verständige, warum beyde zusammen gestellt worden.

Nun kommen wir zur Hauptsache, wohin der Gegner mit den Vorbereitungen bey No. 71 und 72 gewollt hat.

73. Er spricht nämlich:

> Deshalb stellen sie (die Morgenländer) den Greif noch öfter als einen altklugen, langweiligen, absprechenden, menschenfeindlichen Sonderling vor, wiewohl Wesen dieser Art nichts minder als zur Fabel und Seltenheit geworden.

Man darf den Mann niemals fragen: womit beweisest du das? Ich fange also gleich damit an, die Leser zu benachrichtigen, dass dies wieder nur eine grobe Lüge ist. Man sieht nur, welche Schmach die Morgenländer unter den Händen eines solchen Mannes zu erleiden haben und wie die Leser von ihm betrogen werden, die es nicht besser wissen. Er wechselt mit seinen Erklärungen, je nachdem es seine Nebenabsichten ihm für jeden Augenblick eingeben. In den sieben Werken, woraus er seine encyklopädische Uebersicht zusammen gesudelt haben will, hat es solchen Symorg, wie er ihn jetzt aus den Fingern gesogen, nicht angetroffen S. 459. Dies hat er vergessen gleich den Lügnern, die kein Gedächtniss haben. Jeder Leser fühlt auch von selbst, dass der

neue Symorg zum Greife der Genügsamkeit eben so passt wie die Faust aufs Auge. Doch dass kümmert den Mann nicht, der wie verrückt *delphinum sylvis appingit, fluctibus aprum.*

So viel vom erlogenen Greife! Nun kommt die Reihe an mich selbst. Es ist offenbar, dass sein Greif eine gegen mich gerichtete Verläumdung seyn soll. Er hat sich auf Kundschaft nach mir gelegt, und was man ihm von mir geschrieben haben mag, hat er durch sein vergiftendes Organ zur Kenntniss der Zeitungsleser bringen wollen, um meine Person zu recensiren, weil ihm meine Schriften auf die Seele gebrannt haben. Viele Verständige haben dies Verfahren mit dem Namen der Infamie und Niederträchtigkeit belegt. Solche stinkende Unreinigkeiten sind auch nicht selten, seitdem es Zeitungen giebt, die sich zu Nachtstühlen gebrauchen lassen. Schon vor dreyssig Jahren hat der ehrwürdige Sailer in seiner Vernunftlehre für die Menschen, wie sie sind, geschrieben, indem er den Einfluss der Leidenschaften auf Geist und Sprache zeigt:

> So nennt die Leidenschaft des Rachsüchtigen das, was in auswärtige Journale eingeschickte Verläumdung und Verunglimpfung der Person ist, Recension.

Er hat auch in demselben Werke die Bemerkung gemacht, dass diese Schändlichkeit aus Süd-Deutschland gekommen sey, eine Beobachtung, die sich nach dreyssig Jahren noch bestätigt. Mir kann es nun sehr gleichgültig seyn, ob sich der Gegner auf meine Kosten der Welt als lasterhaft ankündigen will. Ich darf es aber nicht hingehen lassen, ohne zugleich den Stümper an Geist und Kenntniss zu entlarven.

a. Also altklug soll ich seyn! Dies Wort bedeutet nach Adelung,

klug wie die Alten, klüger als es die Jahre

mit sich bringen, ein Wort, welches eigentlich nur von Kindern gebraucht wird.

Die Römer nahmen das Wort in gleichem Sinne, wie der Ausdruck beweiset, *senilis juventus*. Man sagt auch in diesem Sinne: *odi puerulos praecoci sapientia*. Es findet sich eigentlich in allen Sprachen, weil die Sache überall zu Hause ist. Wenn mir ein verständiger Mann dies Wort vor einigen vierzig Jahren zugerufen hätte, wo ich als Beflissener der Rechte meine erste Schrift drucken liess: so würde er vielleicht einigen Nutzen damit gestiftet haben. Wenn mich aber im Alter von 63 Jahren ein junger Mensch damit zu schimpfen gedenkt: so kündigt er sich nur als ein Kind, als einen Sprachstümper an, der seine Muttersprache noch nicht gelernt hat, geschweige andere Sprachen, von welchen die Muttersprache ewig die Grundlage ist und seyn muss. Sprechen und denken sind mit einander so verwachsen, dass beyde nur eine und dieselbe Handlung des Geistes ausmachen. Es bleibt also die entschiedenste Wahrheit, dass Vernunft im rechten Gebrauche der Worte und Unvernunft im unrechten Gebrauche oder im Missbrauche der Worte besteht. Wer nicht richtig sprechen kann, der kann auch nicht richtig denken. Wo keine richtigen Worte, keine richtigen Gedanken sind, da können nichts als verrückte Einfälle herauskommen. Da liegt die Scheidewand zwischen Verstand und Unverstand. Darf man sich denn wundern, dass vom Schreiben und Mitsprechen jemand nicht ablassen will, der nur seine Unvernunft kund zu geben hat?

b. Langweilig! Freylich muss ich mit meinen Schriften für denjenigen äusserst langweilig seyn, der nichts Gründliches gelernt hat und auch nichts lernen will; denn ich habe sie nur zum Unterricht, nicht zum Lustigmachen geschrieben. Es ist auf der Welt immer geschehen, dass Speisen, welche jemand mit Unlust

und Widerwillen verschluckt hat, ihm im Halse lang geworden sind. Wer hat es denn auch den Hofdollmetscher geheissen, aus seinen engen Schranken herauszutreten, um sich an ernsthaften und tugendhaften Sachen Langeweile zu machen? Es ist ja ein bekanntes altes Warnungswort des Apelles, *ne sutor ultra crepidam* oder, wie es ins Deutsche übergegangen ist: Schuster, bleib bey deinem Leisten! Es bringt keine Ehre zu Jüngers Lustspiel: Er mengt sich in Alles, gegessen zu haben. Vierzehnerley Handwerk, funfzehnerley Unglück, sagt man von Leuten, die sich ungeschickter Weise auf alles werfen und in nichts vollkommen werden. Es entsteht daraus Leerheit der Seele, worin Langeweile als in ihre rechte Wohnung unausbleiblich einkehren muss.

c. Absprechend: Wir ertappen hier den Mann wieder bey einem Worte, dessen Bedeutung er nicht gelernt hat, welches denn Ursache ist, dass er weder sich selbst noch andere versteht. Absprechen nach dem Begriff, welchen der Gebrauch damit verbunden hat, heisst, etwas ohne Gründe und Beweise behaupten. Dies ist es gerade, was der Hofdollmetscher schon so lange getrieben hat, dass er seinen eigenen Dreck nicht mehr riecht. Bey den vielen Nummern, unter welche ich hier seine leeren Behauptungen gebracht habe, hört man das immerwährende Echo: keine Gründe, keine Beweise! Gerade das Widerspiel zeigt sich in diesem Unterricht und in meinen Schriften, wo nichts gesagt wird, was nicht mit Gründen und Thatsachen belegt worden. Dass er alles nicht versteht und alles nicht weiss, kommt nur davon her, dass er nichts gelernt hat. Anstatt dass blosse Schamlosigkeit bey ihm die Stelle dessen vertreten muss, was seinem Geiste fehlt, sollte er nur die alte Lehre des Aristoteles befolgen, dass Jünglinge glauben müssen. Ohne Glauben

können sie gar nichts lernen. Wie sollen sie denn irgend eine Sprache recht lernen, wenn sie sich nicht mit den hergebrachten Begriffen der Worte bekannt machen und daran glauben!

d. Menschenfeindlich! Wovon spricht er denn, muss man ihn erst fragen, wenn man nicht noch hinzusetzen will, mit wem spricht er denn? Heisst Menschfeind bey ihm derjenige, der nicht im Gewühl und in den Zerstreuungen der Welt lebt, ob er gleich sein Haus für Freunde, Gelehrte und für Jedermann offen hält: so mag ihn Euripides belehren, wenn er sich ihn gehörig erklären lässt.

Excordes sunt, qui salutem domi et in se ipsis adepti, aliam adscititiam habere cupiunt.

Es ist in der That seltsam, sich über seinen Lebensplan mit einem Menschen erklären zu sollen, der noch niemals die Wahl einer überdachten Lebensweise gehabt hat und von so blöden Augen ist, dass er den Weg dahin nimmermehr finden wird, wenn man ihm auch die Wahl lassen wollte, ihn zu suchen. Wer Gott, die Welt und sich nicht erkannt, der hat seine Zeit schlecht angewandt. Oder heisst umgekehrt Menschenfreund bey ihm derjenige, der nach seinem Beyspiel einen andern durch Bitten und Schmeicheleyen in irgend ein Haus einladet und ihm beym Eintritte verkappt aufpasst, um ihn von hinten zu überfallen und ihn dann hinterher auf alle Art öffentlich zu beleidigen, zu lästern und zu verläumden: so erkläre ich ihm, dass ich solche Menschenfreundschaft bis in den Tod verabscheue.

e. Sonderling! Versteht sich, Sonderling im Gegensatz eines rohen, unwissenden und lasterhaften Gemeinlings.

Neque enim petimus laudem, non gloriam, non praemium; laborum nostrorum veniam petimus. Invidiam vero neque placare cedendo neque instando superare volumus, sed contemnere potius

quam deprecari. J. C. Scaliger de caus. ling. lat. in praefat.

Vom eigentlichen Plane und Inhalte meiner Schrift haben die Leser bis jetzt nichts gehört und werden auch nichts davon vernehmen. Es ist aber der Mühe werth, die Plansosigkeit der sogenannten Recension unter einem Gesichtspunkt zu sammeln, weil mich sonst die Leser im Verdacht halten könnten, dass ich dem Faden derselben nicht gefolgt sey. Der Gegner fing damit an, das königliche Buch nebst dem Buche des Kabus herunter zu reissen, indem er das Lob nicht vertragen konnte, was ich beyden beylege. No. 57 bis 62. Er ging aufs Titelblatt zurück, um seine Unkunde der türkisch-persischen und arabischen Sprache zu offenbaren. No. 63. 64. Von da verfiel er auf meine sogenannten neuen Meynungen, No. 65—68. Er wollte sich dann mit seiner Eurythmie hören lassen. No. 69. 70. Er verirrte sich wieder zum Lobe, was ich dem Buche zolle. No. 71. Er vergriff sich am Greife der Genügsamkeit, No. 72. und liess sich bey dieser Gelegenheit gelüsten, ein Bild von meinem Character aufzustellen No. 73. Nun mögen die Leser urtheilen, wie das alles zusammenhängt, wenn er fortfährt zu recensiren, wie er es betitelt.

74. Seine unmittelbar folgenden Worte lauten:

> Wir sind daher sowohl was den philologischen als den ästhetischen und ethischen Werth des Humajun Namé betrifft, ganz einer andern Meynung als H. v. D. und indem wir in Hinsicht des letztern dem Urtheile der Gebrüder Grimm über Reineke Fuchs im vaterländischen Museum mit voller Stimme beytreten, wollen wir nun die verschiedene philologische Ansicht noch ferner aus uns selbst begründen.

Ich will den nachdenkenden Mann sehen, der sich des Lachens über Wahl und Stellung aller dieser

Ausdrücke enthalten kann. Um nur die andern Dinge hier ins Reine zu bringen, so wissen nun die Leser, dass man vom philologischen Werth, um seine Ausdrücke beyzubehalten, bisher weiter nichts gehört hat, als dass er die türkisch, persisch-arabische Sprache auf meinem Titelblatte neu und unbekannt gefunden hat. In Absicht des ästhetischen Werths hat er von seiner Eurythmie und von seinen Anklängen des Sinns und Worts gesprochen, wovon der Unsinn nicht dem Buche angehört, und von dem ethischen Werth des königlichen Buchs hat man gar nichts vernommen, nur das Buch des Kabus hat er abgetragene moralische Gemeinplätze genannt. Was im vaterländischen Museum, worauf sich der Gegner gelehrter Weise bezieht, vom ethischen Werthe gesagt worden seyn soll, ist mir bis jetzt nicht zu Gesichte gekommen. Wenn aber der Gegner mit voller Stimme beytreten will, so hat er sich wieder im Worte vergriffen; denn volle Stimme ist eine laute und unmässige Stimme, welche er mit ganzer Stimme verwechselt hat. Wer wird ihm aber eine ganze beylegen! Es hat damit die Bewandtniss, wie Lichtwer sagte:

Sein Stimmchen machte schlechten Staat.

Es bleibt also weiter nichts übrig, als aufzumerken, wie er seine philologische Ansicht noch ferner aus sich selbst begründen werde.

75. Zu dem Ende ruft er aus:

> was soll z. B. die mit so vielem Aufwande ausgestattete unhaltbare neue Behauptung, dass nicht Busurje der Uebersetzer sondern Büserdschi mehr (sprich Büzrü Dschumhur) der Verfasser der Fabeln Bidpais gewesen?

a. Das soll zum philologischen Werthe des Buchs gehören! Gott erbarme sich des Manns, der sich so viel Mühe giebt, sich unter die Gelehrten einzudrängen, und noch nicht gelernt hat, dass die Frage vom

Uebersetzer oder Verfasser des Buchs zur Litterärgeschichte und nicht zur Philologie gehöre, als worunter man alles, was zur Sprachkunde zu rechnen ist, und im engern Sinne auch alles, was die griechischen und römischen Antiquitäten betrifft, zu begreifen pflegt. So ist der Mann! Er will nur mit leeren Schällen Staat machen, damit die Leute dadurch verblüfft werden sollen, um ihm zuzutrauen, als wisse er, was dahinter stecke. Aus dem Vorhergehenden hat man schon ersehen, dass das Aesthetische und Ethische noch weit höher über seinen Horizont weggegangen ist.

In der Sache selbst hat er meine Meynung mit so vielem Aufwande ausgestattet gefunden S. 64—91. Das muss doch wohl ein Aufwand von Gründen oder Beweisen seyn, indem ein Aufwand an Gelde dabey zu machen nicht nöthig gewesen. Er hat sich aber doch dabey wieder nicht verstanden, indem er in demselben Othem meine Meynung unhaltbar nennt, um mit der neuesten Schule zu reden. Gegen ihn soll sie wohl halten, denn er weiss noch gar nicht, bey welchem Ende litterarische Untersuchungen angegriffen werden müssen. Zu diesem Zwecke müssen ganz andere Leute auftreten. Man betrachte nur die schwankenden Röhre, womit er als mit Waffen in den Kampf ziehen will.

b. So nennen das Werk trotz dem H. v. D. alle Orientalisten und selbst Hadschi Chalfa, alle orientalische Geschichtschreiber, alle insgesammt erzählen, dass Nuschirwan den gelehrten Arzt Bursijé nach Indien gesandt, um dieses bis dahin als einen Schatz verborgene Buch zu kaufen und nach Persien zu bringen.

Möge doch der Hofdollmetscher erst Deutsch schreiben lernen, um zu wissen, dass Leute, die lange vor mir gelebt haben, mir zum Trotze nichts haben nennen können. Er vielmehr wollte mir zum

Trotze eine Spanne lang von Uebersetzungsprobe geben, weil ich ihm mit einer Probe vorangegangen war. Man trotzt nur dem, der mit uns oder allenfalls vor uns gelebt hat. Und denn was ist es denn, das sie nennen? Soll das soviel heissen, dass sie das Buch die Fabeln Bidpais nennen? Was kömmt denn auf dies Nennen an, wenn ich behaupte, dass die Nennung eine Erdichtung ist? Wilkins selbst sagt in seiner Vorrede zur englischen Uebersetzung des Hitopadesa, dass allen Brachmanen in Indien der Name Bidpai gänzlich unbekannt sey. Wenn der Gegner von allen persischen Geschichtschreibern, von allen insgesammt sprechen will: so ist ihm vor allen Dingen die alte Regel zu empfehlen: Wärs auch dein Vater, so sprich die Wahrheit; denn er hat ja nicht einmal alle persische Geschichtschreiber gesehen, geschweige gelesen, und ist nicht im Stande, einen einzigen richtig zu verstehen. Im entgegengesetzten Sinne hat einst Hyde gesagt, wie ich S. 94 anführe, dass Tabari und andere persische Geschichtschreiber dem persischen König Huschenk ein Buch betitelt, dschawidan chired, ewige Weisheit, zugeschrieben hätten, und dies soll denn wieder nach Herbelot das Buch Kjelilé und Dimné seyn. Muss man nicht die Morgenländer beklagen, dass sie so von jedem, der Lust hat, im ganz entgegengesetzten Sinne mit sich spielen lassen müssen! Was aber die Geschichtschreiber, das heisst, die Chronikenmacher auch sagen mögen: so haben sie nur nachgeschrieben, was im Buche Kjelilé und Dimné selbst erdichtet ist. Wer ist der muhammedanische Geschichtschreiber, der jemals litterarische Untersuchungen angestellt hätte? Wer ist es, von dem die Epoche Bidpais und des Königs Dabschelims in Indien, für den das Buch geschrieben seyn soll, mit Gewissheit nachgewiesen worden sey? Wie diese Personen erdichtet sind: so sinds auch ihre angebliche Begebenheiten.

Gleichwohl wird jenes Geschwätz in den Fundgruben Th. 3, S. 51 wiederholt.

c. Der Gegner setzt hinzu:

> Hadschi Chalfa giebt sogar den Betrag, der auf die Reise und auf den Kauf (des Buchs) gewandten (schreibe, verwandten) Kosten an.

Ist es wohl erlaubt, solche Fratze nachzuschreiben, die nicht einmal im Buche Kjelilé und Dimné vorkommt? Hadschi Kalfa weiss in seinen chronologischen Tabellen nicht einmal das Leben und den Tod des Königs Dabschelim und seines vermeynten Wezirs Bidpai nachzuweisen.

d. Er meynt,

> dass unterm Könige Nuschirwan der Wezir Buzerdschi Mehr und der Arzt Bursuje doch zwey verschiedene Personen gewesen seyn müssten, weil es in einer älteren Dynastie auch zwey verschiedene Personen unterm Namen Dschamasb und Zerduscht gegeben habe.

Die beyden letztern Personen sind ihm aus dem Buche des Kabus S. 588 in der Note bekannt geworden. Wer hätte sich aber jemals einbilden können, dass sie zu einer so kindischen Beweisführung würden herhalten müssen! Er hätte sich auch damit nicht bis nach Persien versteigen dürfen, weil jeder Gelehrte in Wien ihm mit leichter Mühe würde haben aus dem ältern Europa ein Paar Männer nahmhaft machen können, die zwey verschiedene Personen gewesen, um daran nach seiner Art zu bewähren, dass auch Büzrü Dschumhur und Burzuje zwey verschiedene Personen gewesen seyn müssten. Das heisst argumentiren unterm Namen der Philologie!

e. Er beruft sich auf Ebul Fazl, Wezir des indischen Kaisers Ekber, weil der ausdrücklich sage, dass Burzuje das Buch aus Indien geholt habe. Sieht er denn nicht, dass Ebul Fazl wie alle seine persische Geschichtschreiber weiter nichts gethan haben,

als die Schnurre zu wiederholen, die im Buche Kjelilé und Dimné selbst geschrieben ist. Er hat sich selbst nicht gefragt, warum Ebul Fazl die persische Uebersetzung von neuem in Indien herausgegeben haben möge, wenn das Original in Indien vorhanden wäre? Eben so hat Tatscheddin ein Jahrhundert vorher das indische Buch Hitopadesa als das vermeynte Original von Kjelilé und Dimné, unterm Titel مفرح القلوب Erfreuer der Herzen, ins Persische übersetzt, welches wohl nicht geschehen seyn würde, wenn er geglaubt hätte, dass es dasselbe Buch sey, was er unterm Titel von Kjelilé und Dimné längst gekannt hatte.

f. In persischen Romanen wird gesagt, dass Darius, der Vater dessen, der von Alexandern besiegt ward, eine Tochter des macedonischen Königs Philippus zur Gemahlin gehabt und sie wegen ihres übeln Geruchs habe schwanger zurückgehen lassen, wo sie denn in Macedonien Alexandern, den nachherigen Eroberer des persischen Reichs, geboren habe. Der Hofdollmetscher findet es nicht unschicklich, diese Romanen-Erdichtung zum Argumente in einer historisch-litterarischen Untersuchung zu machen. Ja er erweitert sie noch, sey es aus Unkunde oder Absicht, indem er Alexanders Mutter gar zur persischen Prinzessin macht, meynend,

> dass die Perser aus Eifersucht auf ihre national Ehre hätten Alexandern von einer persischen Prinzessin abstammen lassen, um der Ehre willen, vom persischen Blute bezwungen worden zu seyn.

Und dieser saubere Vordersatz führt ihn nun auf den netten Schluss

> dass die Perser die unsterbliche Ehre des herrlichsten und schönsten ihrer Werke nicht umsonst den Indiern überlassen haben würden, wenn es nicht historische Wahrheit wäre.

Wenn die Perser beym Buche Kjelilé und Dimné mit der historischen Wahrheit gewissenhafter umgegangen seyn sollen als bey Alexanders Abstammung: so darf man doch wohl fragen, warum Husseïn Kjaschifi in seinem Lichte des Kanopus erdichtet hat, dass der Grundstoff des Buchs Kjelilé und Dimné, nämlich die vierzehn Lehren, welche die Ueberschriften der Kapitel geworden, im Testamente des persischen Königs Huschenk niedergeschrieben gewesen? Hieran hat der Gegner wieder nicht gedacht. Nachdem er es aber von mir gehört hat, so wird er es sich zueignen, als ob er es längst gewusst hätte, um auszurufen, dass Husseïn Kjaschifi dies nur deshalb erzählt habe, um die unsterbliche Ehre des Buchs zwischen den Persern und Indiern wenigstens zu theilen; denn der Mann drehet und wendet sich, wie es der Eindruck jedes Augenblicks mit sich bringt. Indem er z. B. hier aus Herzenslust das Buch Kjelilé und Dimné das herrlichste und schönste von unsterblicher Ehre nennt, um es mit dem höchsten Lobe zu belegen: so hatte er wie gewöhnlich schon vergessen, dass er eine Viertelstunde vorher bey No. 59 das königliche Buch, ob es gleich um hundert Grade höher steht als Kjelilé und Dimné, ein mittelmässiges Werk gescholten hat, womit ich dem falschen Geschmack oder der Langweiligkeit einen Tempel errichten wolle. So ist der wetterwendige Kopf des Mannes gestellt! Er kann noch nicht auf seinen eignen Füssen stehn und will doch überall mitlaufen, wo er andere hingehen sieht. Mehr auf diese seine philologische Ansicht zu erwiedern, ist der Mühe nicht werth. Er will gegen mich etwas aus sich selbst begründen und lässt sich doch gar nicht auf die Gründe ein, welche ich gegen den indischen Ursprung des Buchs vorgetragen habe. Meine Meynung hat sich zur grössten Gewissheit erhoben, seitdem ich

das Hitopadesa durch die Güte des H. B. de Sacy erhalten und gelesen habe. Es wird von dem allen bey Erscheinung des königlichen Buchs mehr gesagt werden.

76. Was die Litteratur des königlichen Buchs betrifft, bin ich in Absicht der morgenländischen Uebersetzungen nur von den Nachrichten ausgegangen, welche ich im erstern von Aly Dschelebi und im Lichte des Kanopus von Husseïn Kjaschifi angezeigt gefunden habe. Und von europäischen Uebersetzungen habe ich alle Nachrichten gesammelt, soviel deren zu meiner Kenntniss gekommen sind. Beydes habe ich S. 96 S. 160 161 und 170 ausdrücklich bevorwortet. Andere können noch lange nach meinem Tode Nachträge dazu machen. Ich werde aber deshalb immer der erste gewesen seyn, der das königliche Buch zum Gegenstande einer wissenschaftlichen und litterarischen Untersuchung gemacht hat. Dies weiss auch jeder Gelehrte zu erkennen. Aber mit dem ungelehrten Mann, der Litteratur für Philologie ansieht und sich mir zur Fehde aufgedrungen hat, vehält es sich ganz anders. Jeder kann es den Schulexercitien, worüber ich ihn hier eines Bessern belehren muss, ansehen, dass er erst durch meine Schriften auf alle die Dinge geführt worden, worüber er nun mitsprechen will. Er weiss es aber nicht zu schätzen, was er von mir gelernt hat, um für den Augenblick einen verkehrten Gebrauch davon zu machen, vielmehr stellt er sich, als ob er alles nur sich selbst schuldig sey, gleich dem Verschnittenen, der sich der Zeugungsglieder seines Vaters rühmt. Er spricht daher vom Dreyfusse herab:

> Nur Schade, dass wir jene mit so vieler Mühe gesammelten Notizen hier und da falsch und unrichtig erklären müssen.

a. Nach seinen Worten hat er recht, dass er alles falsch und unrichtig erklärt. Er wollte aber sagen, für falsch und unrichtig erklären. Die ganze

Art, sich auszudrücken, ist ganz und gar läppisch; denn bey aller Feindseligkeit, womit er hinterhältiger Weise auf mich losgefallen ist, will er es hier herzlich zu bedauern scheinen, dass ich bey aller Mühe, welche ich mir um die Wahrheit gegeben, doch hier und da etwas falsches und unrichtiges geschrieben hätte. Im Herzen aber hat er es mir recht aufrichtig gegönnt, um darüber das Maul aufreissen zu können. Es kömmt nur darauf an, was er uns darüber zu sagen wissen wird.

b, H. v. D. nimmt den Neuern zwey Uebersetzungen weg, deren eine er den Arabern zuschreibt und während er alle seine Vorgänger, namentlich Herbelot meistern und zurechtweisen will, fällt er selbst aus Mangel an Sachkenntniss im gehörigen Verstehen des Originals in einen groben Irrthum, welchen er mit dem so hart gemeisterten Herbelot sehr wohl hätte berichtigen können.

Wer mag aus diesem allgemeinen Geschwätz wohl errathen, wovon der Mann sprechen will! Er will von Büchern reden, und nennt weder Verfasser noch Epochen, worauf es in der Litteratur ankömmt. Welcher Mensch, der seine fünf Sinne beysammen hat, wird sagen, dass ich den Neuern dadurch eine Uebersetzung genommen habe, dass ich sie den Arabern zuschreibe anstatt den Persern! Diese persische Uebersetzung, welche er im Sinne hat, war mir niemals zu Gesichte gekommen, als ich meine Schrift herausgab. Welcher nüchterne Mensch wird denn wohl sprechen, dass ich das Original nicht verstanden hätte, was ich mit meinen Augen noch nicht gesehn hatte, und zwar dass ichs aus Mangel der Sachkenntniss nicht verstanden hätte, während dass hier Sachkenntniss, wenn das Wort unverständiger Weise gebraucht werden soll, nur allein in der durch den Besitz oder wenigstens durch den Anblick

der Handschrift erlangten Erfahrungs-Kenntniss bestehen könnte, die aber nicht zu gedenken war, solange ich die Handschrift nicht durch Anschauung kannte! So glaubt man immer jemanden aus dem Irrhause reden zu hören, wenn man solch gedankenloses Geschreibe in Erwägung zieht. Auch will er sich hier wieder hinter Herbelot verkriechen, unterm Schein, ihn zu vertheidigen. Er wagt es aber nicht, sich auf die Gründe einzulassen, warum ich Herbelot getadelt habe. Um Herbelot zu beurtheilen, muss man die verschiedenen Artikel, welche er von derselben Sache aufstellt, mit einander zu vergleichen und zu prüfen, das heisst, man muss im Zusammenhange zu denken verstehen. Wer dürfte dies vom Hofdollmetscher erwarten, nachdem er bey jedem Schritt eine gänzliche Untüchtigkeit beweiset, stückweise, geschweige im Zusammenhange, richtig zu denken. Er weiss ja nicht einmal, was Herbelot schreibt, wie ich ihm schon bey No. 36 litt. *b.* gezeigt habe. Ueberhaupt klingt es ganz possirlich, dass ein Mann, der in jeglicher Erkenntniss ganz nagelneu ist, sich zum Vertheidiger Herbelots aufwerfen will, ohne zu wissen, was ihm fehlt und was bey ihm irrig ist. Seit hundert Jahren ist Herbelot von vielen Verständigen beklagt worden, dass er durch den Tod verhindert gewesen, seine verdienstlichen Sammlungen selbst in Ordnung zu bringen und von unzähligen Widersprüchen und Fehlern möglichst zu reinigen, als welches vom fremden Herausgeber Galland nicht geleistet werden konnte. Man merkt leicht, dass der Gegner bey seiner gänzlichen Unbelesenheit jetzt zum ersten mal von mir ein Wort gegen Herbelot sprechen gehört hat. Reiske schrieb schon im Jahr 1747: *possem hunc librum duplo facere ampliorem ex apparatu meo.* Es ist sehr zu beklagen, dass dies nicht geschehen ist. Wenigstens haben wir einige Verbesserungen

von ihm und von Albert Schultens. Möge der Hofdollmetscher auch gegen diese Männer klopffechten!

c. Statt zwey arabischer Uebersetzungen, die Hr. v. D. anführt, giebt es nur eine und statt zwey persischer vier.

Man hört noch immer nicht, wovon er spricht; denn so sehr auch das Zählen, wie schon öfter bemerkt worden, seine Lieblingsbeschäftigung seyn mag: so sind die Gelehrten doch nicht gewohnt, die Litterärgeschichte durch blosse Zahlen in Abstracte zu treiben; sie fordern Namen, Epochen, Umstände und andere Thatsachen als Beweise. Ich will daher nur bemerken, dass es immer zwey arabische Uebersetzungen giebt, wenn sich künftig nicht noch mehrere finden sollten, die eine ist die allgemeine bekannte von Mukaffa, die zweyte ist in arabischen Versen von Abdul Ulumin Sohn des Hassan, und ist in der königlichen Bibliothek zu Paris anzutreffen. Was die persischen Uebersetzungen betrifft, so lässt sich ihre Zahl gar nicht bestimmen, solange wir diejenigen nicht kennen, von welchen Ebul Maali in der Vorrede zur seinigen spricht, sagend, dass nach dem Dichter Rudeghi mehrere Personen das Werk, jeder nach dem Maasse seiner Kräfte, übersetzt haben. Von den vieren aber, welche der Hofdollmetscher im Sinne hat, geht eine ab, wie ich gleich bemerken werde.

d. Rudeghi war nicht der erste persische Uebersetzer, sondern brachte nur die prosaische Uebersezung, welche Nassr, der Fürst der Samaniden, durch einen Gelehrten seines Hofes hatte verfertigen lassen, in Verse.

Wenn wir die altpersische oder pechlewi Sprache ausnehmen, worin das Buch ursprünglich verfasst worden: so war Rudeghi allerdings der erste, welcher es aus dem Arabischen des Mukaffa ins Neupersische übersetzte; denn die prosaische Uebersetzung von Ebul Fazl Belami oder, wie andere ihn nennen,

Balghami ist niemals irgend anders als in der Einbildung derer vorhanden gewesen, welche eine Stelle in der Geschichte der Könige von Firdewsi und die Vorreden des Ebul Maali, des Husseïn Kjaschifi und des Aly Dschelebi unrichtig erklärt haben. Ich werde dies bey der Herausgabe des königlichen Buchs beweisen, da es hier zu weitläuftig seyn würde.

e. Der Ghaznewide Behram liess das arabische Werk Mokaffas nicht umarbeiten, wie Hr. v. D. falsch versteht, sondern nur ins Persische übersetzen, wie es sowohl in Humajun Namé als in Hadschi Kalfa ganz klar steht.

Das Werk ist allerdings von Ebul Maali umgearbeitet, wie sich jeder überzeugen kann, der es mit der arabischen Uebersetzung des Mukaffa vergleichen will, wie ich dazu Gelegenheit gehabt habe. Ehe ich es aber gesehen hatte, liess ich mich durch Aly Dschelebi und Husseïn Kjaschifi verleiten, es für eine Umarbeitung im Arabischen und nicht im Persischen zu halten, indem beyde Männer schlechterdings kein Wort, keine Sylbe von der persischen Sprache sagen, sondern nur von ungewohnten und sonderbaren arabischen Redensarten sprechen, welche den Werth des Werks vermindert hätten. Da ich, ehe ich mit eigenen Augen sehe, in einer Sache, worin soviel Verwirrungen von andern angerichtet worden, ihnen bloss nachzusprechen nicht gewohnt bin: so musste ich nach jenen beyden Scribenten als meinen einzigen Quellen urtheilen, dass Ebul Maali im Arabischen geschrieben habe, wie ich auch künftig mit den Originalstellen belegen will. Allein Hr. B. de Sacy, ein edelgesinnter Mann, der vollkommen die Achtung kennt, welche ein Gelehrter dem andern schuldig ist, wenn sie sich gleichmässig um Wahrheit bewerben, hatte meine Schrift nicht sobald gelesen, als er mir aus eigenem Antriebe Auszüge aus der Vorrede des Ebul Maali mittheilte, um mich zu überzeugen, dass

das Werk würklich im Persischen geschrieben worden. Bey solchen Thatsachen musste natürlicher Weise mein Irrthum verschwinden. Hinterher kam mir das Werk des Ebul Maali selbst zu Händen, indem es sich auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, was ich aus dem Katalog vorher nicht hätte errathen können. Nun ward es mir vollends klar, was Husseïn Kjaschifi und Aly Dschelebi mit den obgedachten arabischen Redensarten andeuten wollen. Kurz wenn man die Handschrift selbst vor Augen hat, so weiss man von selbst, in welcher Sprache sie verfasst ist, wenn gleich jene beyden Männer die Sprache nicht nennen.

f. Indem der Gegner zuvor des Hadschi Kalfa erwähnt, so setzt er hinzu:

> worauf wir Hrn. v. D., da Hadschi Chalfa, wie wir glauben, auf der königlichen Bibliothek zu Berlin existirt, verweisen wollen. Dort könnte er noch über so manche andere bibliographische Irrthümer, von denen seine anderen Werke strotzen, Belehrung finden, aber um die Geduld des Lesers nicht zu missbrauchen, schreiten wir nur zur Probe seiner Uebersetzung selbst.

Es ist doch wahrlich, als ob kein wahres Wort aus dem Munde des verlogenen Mannes gehen könne. Er hatte schon vor zehn Jahren in der Vorrede zu seiner encyclopädischen Uebersicht S. V versichert, dass Hadschi Kalfa in der Berliner Bibliothek anzutreffen sey. Er wiederhohlt es hier und gleichwohl hat diese Bibliothek nach Versicherung der Bibliothekare das genannte Werk niemals besessen. Er würde immer auf seine sieben Augen stehen geblieben seyn, wenn ich ihn nicht, wie bey so vielen andern Dingen, endlich geweckt hätte. Im Herzen ist es ihm jedoch ganz gleichgültig, ob die Sache wahr oder falsch sey. Er will sich nur damit ein Ansehn geben, mich auf

ein Buch zu verweisen, was er besitzt, ohne es verstehn und beurtheilen zu können. Da liegt eben immer der Unterschied zwischen mir und ihm. Wenn ich auch zehn Exemplare von Hadschi Kalfa hätte: so würde ich ihm nimmermehr blindlings nachschreiben; denn dass Herbelot dies gethan hat, ist die Quelle unzähliger Irrthümer geworden, deren er von Kennern geziehen wird. Gelehrte Europäer fordern von der Litteratur ganz etwas anders, als Morgenländer, welche dazu weder Genauigkeit noch Kritik mitbringen. Um ihnen aber nicht unrecht zu thun, muss man gestehen, dass die morgenländische Litteratur für sie eine Art von Wildniss ohne Weg und Steg bleibt, solange die Bücher nicht gedruckt, noch die Titel, wie bey den europäischen Schriften, vorgesetzt, noch die Katalogen selbst darnach eingerichtet werden. Ich habe anderwärts mehr als einmal gesagt, wie sehr oft die Titel desselben Buchs wechseln und wie sich die Namen der Verfasser durch Aemter, durch Eigenschaften, Begebenheiten und andere Zufälle abändern, so dass man sehr oft weder dasselbe Buch noch denselben Mann unter den verschiedenen Titeln und Namen wieder erkennen kann. Ein Verzeichniss also von unsichern Titeln und Namen, wie Hadschi Kalfa es ohne Untersuchung niedergeschrieben hat, kann den untersuchenden Europäer nur zu neuen Verwirrungen führen. Selbst dasjenige, was er vom Buche Kjelilé und Dimné zusammen getragen hat, kann dies beweisen, wie ich es künftig darthun werde. Es ist daher nichts erbärmlichers, als sich auf solche Titels- und Namens-Verzeichnisse zu berufen, während dass es darauf ankömmt, aus den Büchern selbst zu sprechen, und der Gegner hat sich nur von neuem messen lassen wollen, indem er mich auf Hadschi Kalfa verweisen will, wovon er nicht weiss, was er daran hat. Es war ihm aber daran noch nicht genug. Der Ver-

läumder musste ihm noch in den Nacken stossen, um ihn sagen zu lassen, dass meine andern Schriften von so manchen bibliographischen Irrthümern strotzen. Er schreibt sich alles selbst zur Schande in Worten wie im Sinne, so dass er mit Worten die Leute nicht täuschen kann. Er spricht von manchen, worin der Begriff von wenig liegt, und construirt mit strotzen, worin die Bedeutung von Viel steckt. Dies zeigt den Unkundigen des Denkens und Sprechens. Und als Verläumder erscheint er, dass er vorwendet, die Geduld des Lesers nicht missbrauchen zu wollen, und doch selbst die Geduld hat, in wenigen Worten meine Ehre zu missbrauchen, indem er etwas Nachtheiliges von mir behauptet, ohne es zu beweisen. Das kömmt, wie man weiss, vom heimlichen Leiden her, was er darüber empfindet, dass ich jede Schrift der Morgenländer, welche ich herausgebe, sie sey gross oder klein, mit biographischen und andern Nachrichten begleite, wozu mir jede Schrift Veranlassung giebt. Darüber wird ihm der Gaum trocken und dies führt denn dahin, wie der Perser sagt: دماغ خشک دور از عقل است das ist, trockner Gaum (das heisst, Narrheit) ist weit entfernt vom Verstande; denn es ist klare Narrheit, bey gedachten Nachrichten, welche ich aus den Schriften selbst nehme, vorzugeben, dass sie aus dem Namens- und Titels-Verzeichnisse des Hadschi Kalfa genommen werden müssten, der obenein die meisten Schriften gar nicht gekannt, viel weniger gelesen hat.

77. Da ich nun wieder zur Sylbenstecherey übergehen muss: so ist es angemessen, hier diejenige vorangehen zu lassen, welche er in den Fundgruben B. III. S. 51 von sich gegeben hat. Wie ich nämlich den Verfasser des Buchs Kjelilé und Dimné, wenn es anders im Pechlewischen so geheissen hat, بزر جمهر *Büzri Dschumhur* ausspreche: so will der

Hofdollmetscher ihn daselbst *Busurdschimihr* nennen, während dass er ihn in der Zeitung *Buserdschimehr* geheissen hat, zum Zeichen, dass er noch nicht mit sich selbst im Buchstabiren einig geworden ist. Mir könnte es gleichviel gelten, dass ihm die Zunge noch nicht von Morgenländern gelöset worden, wenn er nur mich nicht zu sich herabziehen wollte. Er sagt erstlich, ich hätte eine falsche Etymologie des Namens angegeben, während dass ich in meinem Leben an solche Etymologie nicht gedacht habe. Er hat wieder dies Wort nicht verstanden, sondern es mit Bedeutung des Namens verwechselt, indem ich in meiner Schrift S. 78 den Namen durch Licht des gemeinen Wesens erklärt habe. Dagegen wendet er zweytens ein, dass nicht جمهر sondern جمهور Republik heisse. Wie kann er denn aber *res publica*, was er bey Meninski gesehen, hier wieder durch Republik übersetzen; denn Persien als das Land, mit dem wir es hier zu thun haben, ist weder unter Nuschirwan noch sonst jemals eine Republik gewesen! Alles wird von ihm verkehrt verstanden, weil er nach dem Ausdruck der Morgenländer kein Wortverständiger, das ist, kein denkender Kopf ist. S. Buch des Kabus S. 233—237. Wenn ich aber drittens den Namen auf obgedachte Art erklärt habe, obgleich bey Worten, die einen Eigennamen bilden, auf Erklärungen nichts anzukommen pflegt: so ist es geschehen, weil ich den Namen im Buche des Kabus und anderwärts oft als بزر جمهور geschrieben gefunden und immer auf obige Weise von den Osmanen aussprechen gehört habe. Da viertens der Name immer auf obgemeldete doppelte Weise geschrieben wird: so sollte der Gegner doch wissen, dass, wenn er auf seine Weise ausgesprochen werden dürfte, die Perser den Namen nicht anders als بزرج مهر schreiben würden. Es hat damit eben die Bewandniss, als

wenn man den Namen Gottes im Persischen دي بمهر *deib mihir* aussprechen wollte, anstatt *dej bimihir*. Fünftens Meninski, der nicht in der Wiener Schule, die damals noch nicht vorhanden war, sondern von Morgenländern selbst, wie ich, sprechen gelernt hatte, hat in seinem Wörterbuche den Namen nicht anders als *Büzür Güimhur* ausgesprochen, welches mit meinen *Büzri dschümhur* übereinstimmt. Tom. I. p. 540. Der Hofdollmetscher will also hier wieder aus dem Abcbuche oder aus der Schule sprechen, während dass Meninski und ich aus Erfahrung reden. Er scheint noch nicht zu wissen, dass Schule vor Erfahrung die Mütze abnehmen muss, ohngefähr so wie Caviljau sein Haupt zu entblössen pflegte, so oft er den Namen Salmasius nennen hörte, um der Ueberlegenheit des Mannes zu huldigen, gegen welchen er das schwarze Korn nicht im Herzen trug, wie die Araber es nennen.

78. Die Leser haben schon oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, dass der Gegner nach Klopffechter Art gewohnt ist, ehe er ans Werk geht, immer mit seiner vollen Stimme (S. No. 74) die grossen Thaten anzukündigen, welche er verrichten will. Sie haben aber jedesmal beym Ausgange erfahren, dass das lauter anderthalb Schuh lange Worte sind, wovon alles abgeht. So gehts also nun von neuem los, wenn er spricht unter Wiederhohlung der bey No. 76 vorgekommenen Redensart:

> Nur Schade, dass wir endlich die um ihrer Treue willen so hoch gepriesene Uebersetzungsprobe in allen Stellen für ganz unrichtig und sinnlos erklären müssen.

Ich erwarte ihn lachend beym Ausgange, wie bey den vorhergegangenen sieben und siebenzig Nummern geschehen. Er scheint bey der Sache noch ein Uebriges thun zu wollen, wenn er sagt:

> wobey wir nicht der kleinern häufig vorkom-

menden Fehler wie z. B. S. 175 Leiden statt Verzweifelung, S. 186 Alleen statt grüne Wiesen, S. 201 irgend ein einsamer Weise statt einige einsame Weise, Nachdenken statt Würdigung u. s. w. zu erwähnen bedürfen.

Wenn er dessen nicht bedürft hätte, so würde er ja geschwiegen haben und bey Ehren geblieben seyn. Aber der Herzenswurm war über die Treue meiner Uebersetzung angeschwollen, um ihm es zum Bedürfniss zu machen. So wollte er vorerst wenigstens wie der Gantert die Zähne weisen. Es soll ihm aber nicht frey ausgehen. Da kein Leser verstanden hat, was er sagen will: so muss es ans Licht gebracht werden, wobey Meninski wieder in Thätigkeit gesetzt werden wird.

Es wird S. 175 von einem chinesisehen Kaiser gesagt:

> Das Getöse der Pauke seiner Macht hatte zum Gewölbe des Himmels den Wiederhall von Furcht und Leiden gelangen lassen.

Der Verfasser will sagen, dass der Kaiser mit seiner grossen Macht so sehr um sich gegriffen hatte, dass die Unterthanen ihre Furcht und Leiden dem Himmel klagten, als welche Klagen sehr schön eben der Wiederhall gewesen seyn sollen, der zum Himmel gelangte. Wer betet, setzt sein Vertrauen auf Gott und hofft also, erhört zu werden. In diesem Fall befindet sich jeder, der bloss in Furcht und Leiden schwebt. Wer aber schon in Verzweifelung gerathen ist, betet nicht mehr, weil er kein Vertrauen und keine Hoffnung mehr zu Gott hat; denn Verzweifelung ist nichts anders als Hoffnungslosigkeit. Man schiebe also das Wort Verzweifelung in obigen Text: so ist der ganze Sinn nicht bloss verdorben, sondern mit sich selbst in Widerspruch gesetzt. Daran liegt es wieder, dass der Hofdollmetscher den Sinn der Zeile gar nicht verstanden hat, weil Nach-

denken und Kenntniss dazu nöthig sind. Die Ursache aber, warum ich Leiden übersetzen musste, ist, weil in dreyen meiner Handschriften بأس steht, in der vierten ist das Wort ganz ausgelassen, und *bas* heisst nach Meninski I. p. 451 *malum*, *afflictio*. In des Gegners Handschriften mag der diacritische Punkt etwas dick gewesen seyn, um ihn für zwey Punkte zu lesen und يأس Verzweifelung herauszubringen. Die Sache ging über seinen Horizont.

79. Was die grünen Wiesen betrifft, welche er an die Stelle der Alleen setzen will: so lieset man S. 186, dass der Wezir dem Kaiser vorgeschlagen hatte,

> uns einige Augenblicke wie Kräuter im Schatten der Weiden von Stichen der Sonnenstrahlen zu befreyen und uns eine Zeitlang wie Lilien am Ufer der Bäche und am Rande der Alleen zu erlustigen und zu erholen.

Da man hiernach in freyer Luft sitzen und sich vor den Stichen der Sonnenstrahlen bewahren wollte: so versteht es sich von selbst, dass Schatten da seyn musste und dass der Schatten nur uuter Bäumen zu finden war, weshalb auch der Verfasser im ersten Satze die Kräuter selbst von Weiden beschatten lässt, um sie den Stichen der Sonnenstrahlen zu entziehen. Selbst diese geringe Ueberlegung fehlt dem Hofdollmetscher. Er hat ins Wörterbuch II. p. 393 hineingeschauet und hat gesehen, dass چمن *tschimen* zur ersten Bedeutung hat Wiesen. Also, spricht er, muss es im obigen Text Wiesen anstatt Alleen heissen, obgleich Wiesen als Wiesen nicht den mindesten Schatten geben. Nun steht zwar zur zweyten Bedeutung da *hortus fructifer*. Er weiss aber so wenig Latein, dass er in diesen Worten keinen Baumgarten erkennt. Zur dritten Bedeutung steht da

via inter arborum ordines. Auch diese Paar Worte sind ihm unverständlich geblieben, er begreift nicht, dass sie im Deutschen Allee heissen, wie ich übersetzt habe. Was man einem Schüler nicht verzeihen würde, dem man noch Talente zutrauet, muss man dem Hofdollmetscher zu gute halten, der kein Talent für Sprachen besitzt, geschweige für Nachdenken und Ueberlegung. Man sagt zwar, dass Aemtchen Köpfchen bringt. Aber bey ihm ist es nicht eingetroffen, denn breite Worte machen den Kopf nicht aus.

80. Es wird ihm nicht besser gelingen mit einigen Weisen, welche er für irgend einen Weisen geben will. In meinem Text ist geschrieben S. 201.

> Irgend ein einsamer Weise, der sich Winkel der Berghöhlen gewählt und in Wohnungen der Wüsten das Leben hingebracht, hat gerade diesen Gedanken mit Blicken des Nachdenkens betrachtet, wenn er gesagt u. s. w.

Das Substantiv, Weiser, und das letzte Zeitwort stehen zwar im Plural. Ich habe aber schon bey Gelegenheit des Uweissi gegen den Hofdollmetscher erinnert, was er noch nicht wusste, dass Singular und Plural in der türkischen Sprache einer für den andern gebraucht werden. Hier ist der Fall, wo der Plural für vornehme Leute hergebracht ist, zu denen man weise Leute rechnet. Der Gegner scheint nicht zu wissen, was Singular und Plural ist. Er hat hierbey nur auf das Wörtchen بعض *baz* gesehen, welches bey Men. I. p. 565 *nonnulli* heisst. Ich habe auch dies Wort in meinen Uebersetzungen oft genug gebraucht, wo es schicklich gewesen. Allein hinterher schreibt auch Meninski *quidam*, welches der Gegner wieder für gleichbedeutend mit *nonnulli* gehalten hat, ohne zu wissen, dass es ein Gewis-

ser oder irgend jemand bedeutet. Diese Bedeutung ist nun gerade diejenige, die hierher gehört, wo von einem Ausspruche die Rede ist, der ursprünglich nur von einem Einsiedler und nicht von mehreren Einsiedlern zugleich ausgegangen ist. Würde es nicht unschicklich seyn, zu schreiben, dass einige das *quidam* der Lateiner für das Sinonym von *nonnulli* genommen, während dass es nur von einem Gewissen geschehen, oder dass mehrere Recensenten mich beleidigt und verläumdet hätten, während dass es nur ein *quidam* gethan, den man schon kennt?

81. In der angeführten Stelle will er die Blikke des Nachdenkens in Blicke der Würdigung verwandeln, und das aus keiner andern Ursache, als weil der H. Hofdollmetscher dabey von seinem Dollmetscher, ich meyne Meninski, ganz und gar im Stiche gelassen worden; denn letzterer hat Tom. I. p. 201 von اعتبار *ytibar* nur die einzige Bedeutung *aestimatio* angegeben. Wenn wir also sein deutsches Würdigung in die obgedachte Stelle einschieben, so kommt heraus

er hat gerade diesen Gedanken mit Blicken der Würdigung detrachtet.

Jeder Verständige fühlt von selbst das Undeutsche und Ungereimte. Bey unserm Orientalisten aber muss sich alles zusammenreimen, es sey gehauen oder gestochen. Wer kann dafür, dass er das Arabische nicht besser gelernt und dass sein Dollmetscher gerade nur jene einzige Bedeutung ins Wörterbuch aufgenommen hat! *Ytibar* hat vielerley Bedeutungen, als Schätzung, Hochachtung, Betrachtung, Erwägung, Nachdenken u. s. w. Schon das Zeitwort, wovon jenes das Substantiv ist, wird vom Araber in dem von mir angezeigten Sinne gebraucht als عتبرشيا etwas wohl überlegen, genau erwägen

und betrachten. Dies Zeitwort wird auch mit ب und عليه construirt. Eben so spricht der Araber im Substantiv.

باعتبار سلطانه نحن كلا شي in Betrachtung oder in Rücksicht seiner Macht sind wir wie nichts. Bey den Persern heisst صاحب اعتباري ein Mann von gutem Namen. Dasselbe Substantiv ist auf dem Titel der Schrift von Resmi Achmed Efendi gebraucht, wo ich es mit *chulassa* zusammengesetzt verdeutscht habe, Wesentliche Betrachtungen. Wir werden sehen, dass der Hofdollmetscher daraus wesentliche Würdigungen oder wesentliche Taxen machen wird.

Weiter kann ich nun nicht gehen, denn er schliesst die ihm unbekannt gewesenen vier Wörter mit einem und so weiter. Es ist auch gar kein Zweifel, dass er die Zahl hätte auf hunderttausend bringen können; denn er ist ganz unfähig, sich von irgend einem Worte einen richtigen Begriff zu machen, selbst wenn er es bey Meninski antrifft. Aber das hat man so leicht noch nicht erlebt, dass jemand nur öffentlich schreibt, um seine gräuliche Unwissenheit nicht bloss ganz unverholen, sondern selbst mit grenzenloser Schamlosigkeit der ganzen Welt kund zu thun. Swift sagt, dass jemand, der nichts Nützliches wisse, verdiene, mit dem Fuss vor dem Hintern aus der Schöpfung hinausgestossen zu werden. Das würde nun freylich nicht rathsam seyn, weil mit einem einzigen Stosse die Welt entvölkert werden würde, wo Gott seine Sonne scheinen lässt über Böse wie über Gute, über Dumme wie über Verständige. Aber aus den Litteratur-Zeitungen sollte man doch solche Leute hinausfegen, um nicht die Litteratur entehren, noch unterm Namen derselben taube Nüsse klopfen, Muthwillen treiben und die Welt betrügen zu lassen.

Doch die erwähnten vier Wörter sind für den Gegner nur Kleinigkeiten, deren er, nach seinem Ausdruck, nicht zu erwähnen **bedurfte**, obgleich benöthigt gewesen, sagend

> da es hinlänglich ist, von dieser (meiner) aus zwanzig kleinen Blättern bestehenden Probe folgende funfzehn Beweise der Unkunde des Uebersetzers anzuführen.

Man hört ein Kind sprechen, das die Octavblätter meines Buchs kleiner findet als die grossen Quartblätter der Jenaischen Litteratur-Zeitung. Es mag nun auch die Paar Blätter der letztern zählen, worauf es mit seinen Gräueln in die Hunderte gehen wird. Und dies ist hier nicht bloss nach Kinder Art aus Einfalt und Muthwillen gesagt, sondern nach Männer Weise umständlich bewiesen, wie man hier weiter sehen wird.

82. Es heisst in meiner Uebersetzung zum Lobe des Kaisers S. 176

> An Tapferkeit war er der Neriman des Jahrhunderts,
> An Freygebigkeit war er der Destan des Reichs,
> Durch sein Daseyn war er die Freude der Welt,
> Durch sein freygebiges Wesen war er die Lust der Gesellschaft.

Der Gegner, der nichts im Zusammenhang zu übersehen vermag, greift die beiden letzten Verse heraus und will sie übersetzen

> die Welt freuete sich seines Daseyns,
> sie war glücklich durch seine Grossmuth und Freygebigkeit.

Die Originalworte sind.

وجودي ايله عالم خرم ايدي
سخا وجودي ايله خوش دم ايدي

a. Die vier Verse sind würklich kinderleicht.

Aber alles ist schwer für den Hofdollmetscher, der den Sinn der Worte nicht versteht, die Grammatik nicht kennt und nicht soviel Ueberlegung hat, um wenigstens das Nachfolgende nach dem Vorhergehenden zu beurtheilen. Der Verfasser will in jenen vier Versen den Kaiser schildern. Er lässt zu dem Ende in jedem Verse eine seiner Eigenschaften im Ablatif vorangehen und lässt das Zeitwort mit dem Prädicat nachfolgen, so dass der Kaiser bey jedem Verse im Nominatif gedacht wird, gleichsam als ob jeder Vers mit den Worten anfinge: Er war. Diese so leichte, in die Sinne fallende grammatikalische Stellung der Gedanken ist unserm Dollmetscher, wie natürlich, ein Geheimniss geblieben, indem er in den ausgehobenen beyden Versen die Welt zum Nominativ macht und dadurch die Gedanken um so mehr verfälscht, als die Welt im letzten Verse gar nicht vorkommt.

b. Wenn er die Grammatik verstünde, so würde er ferner begriffen haben, dass das Wort خرّم erfreuet, nach seiner Uebersetzung nicht mit der Präposition ايله *ile*, mit, durch, construirt werden kann, um so weniger, da er alsdenn würde haben übersetten müssen,

die Welt freuete sich mit seinem Daseyn oder durch sein Daseyn.

Das Wort *widschud* hätte vielmehr nach der Regierung oder Rection von *Churrem* in seinem eignen Ablatif وجودندن *widschudinden* gesetzt werden müssen, so dass es gelautet haben würde, wenn anders die Welt der Nominatif wäre,

die Welt erfreuete sich über sein Daseyn.

Dies würde auch deutsch seyn, während dass das erstere eben so sehr undeutsch als untürkisch ist. Ich meiner Seits habe das Zeitwort erfreuen ins Substantiv verwandelt, nicht bloss weil beydes hier

einerley ist, sondern auch weil der Vers dadurch mit den beyden vorhergehenden in Gleichförmigkeit gesetzt wird, er war der Neriman des Jahrhunderts, er war der Destan des Reichs, folglich

durch seyn Daseyn war er die Freude der Welt.

c. Im vierten Verse hat eine meiner Handschriften das Wort Freygebigkeit سخا *sacha* ganz weggelassen, und ich glaube, dass es wohlgethan gewesen, weil dasselbe Wort schon im zweyten Verse vorgekommen ist,

an Freygebigkeit war er der Destan des Reichs.

Es würde dann im vierten Verse heissen müssen,

durch sein Wesen war er die Lust der Gesellschaft.

In der That ist es gerade das ganze Wesen des Menschen, was ihn der Gesellschaft angenehm macht oder missfallen lässt. Weil aber meine übrigen drey Handschriften das Wort *sacha* führen: so habe ich der Treue den bessern Gedanken aufgeopfert, nur mit dem Unterschiede, dass ich das Substantiv ins Adjectiv durch freygebiges Wesen verwandelt habe, weil es im Deutschen unschicklich ist, dasselbe Wort, Freygebigkeit, in vier Zeilen zweymal hören zu lassen.

d. Da der Gegner sich in keiner Sache zu rathen und zu helfen weiss, wie die Araber sprechen

ماله زور ولا هيور

so hat er obenein falsch gelesen, indem er im vierten Verse aus *widschudi*, sein Wesen, zwey verschiedene Wörter herausbuchstabirt hat, *we* und und *dschudi* seine Freygebigkeit. *Dschud* heisst freylich Freygebigkeit. Meninski II. p. 410. Allein das daneben stehende *sacha*, was er durch *we* und mit *dschud* verbinden will, bedeutet ebenfalls nichts anders als Freygebigkeit. Men. III. p. 233. Er hätte also nach seiner Weise übersetzen müssen,

sie (die Welt) war glücklich durch seine Freygebigkeit und Freygebigkeit.

Jeder Leser fühlt diese Ungereimtheit und wenn er noch bedenkt, dass schon im zweyten Verse die Freygebigkeit vorgekommen ist und folglich in vier Zeilen dreymal gebraucht seyn müsste: so können die Leser urtheilen, wie sehr der Mann es sich zum Handwerk macht, die Morgenländer zu entehren. Er hat freylich die Freygebigkeit zum dritten male verbergen wollen, indem er daraus Grossmuth gemacht. Das ist aber nur eine zweyte Verfälschung in derselben Zeile, indem *sacha* diese Bedeutung niemals gehabt hat, wie Meninski beweiset. An diesen seinen Augentrost will er sich sonst verkehrt genug halten. Sobald es ihm aber darauf ankömmt, mit den Sprachen seine gewohnte Gaukeley zu treiben: so greift er Bedeutungen aus der Luft, um die Leser zu betrügen. Er hat sich darin gar nicht finden können, dass in den beyden letzten Versen das Wort *widschud* zweymal gesagt worden, wo ich es das eine mal Daseyn und das andere mal Wesen übersetze, weil es wegen dieser verschiedenen Bedeutungen als zwey verschiedene Wörter anzusehen sind. Auch dies beweiset sich aus Meninski IV. p. 1014 wo gesagt ist *existentia, substantia, natura, corpus.*

e. Wir sind mit den Schülereyen noch nicht zu Ende. Wenn der vierte Vers auf die Welt bezogen werden sollte, wie der Gegner sie im dritten Verse fälschlich zum Nominatif gemacht: so hätte das Wort Welt, *alem*, nach den Regeln der türkischen Grammatik im vierten Verse wiederhohlt werden müssen, weil sich im Türkischen kein Vers, der seinen ganzen Sinn immer bey sich führen muss, auf ein Substativ im vorhergehenden Verse beziehen kann. Es hätte also heissen müssen, *alem* choschdem idi.

f. Wenn er *choschdem* für glücklich geben will:

so ist wieder zu wissen, dass dies Wort niemals diese Bedeutung gehabt hat, noch haben kann. Nach Meninski II. p. 636 bedeutet es *optimi halitus*, das ist, wohlriechend, was die Kranken erquickt. Wer hat nun wohl jemals wohlriechend und glücklich für gleichbedeutend gegeben! Niemand ausser dem Hofdollmetscher, dem im Grunde alles gleich gilt, weil er die rechten Begriffe der Worte nicht kennt, noch weniger die Unterschiede derselben in Sprachen und Erfahrungen studirt hat.

g. Seht, so steht es mit dem Manne von der Grammatik an bis zu Wortbegriffen und bis zur Ueberlegung! Ohne gleichwohl von dem allen das Mindeste nur zu ahnden, hat er seine kindische Uebersetzung nur hingeworfen, um ohne weitere Beweisung derselben auszurufen:

Von Lust und Gesellschaft kommt, wie man sieht, im Texte nichts vor!

Sein Beweis steckt also in der gewohnten Impertinenz, zu meynen dass, weil in seiner angeblichen Uebersetzung nichts von Lust und Gesellschaft vorkommt, auch in meiner Verdeutschung nichts davon stehen müsse. Ich muss ihn also auch das noch lehren, obgleich die vorhergegangenen sechs Argumente es bis zum Augenschein erhärten, dass seine Uebersetzung der beyden leichten Verse ganz und gar sinnlos ist.

Erstlich hat er wieder nicht lesen können. Denn *choschdem* hat er für ein Wort gelesen, was wohlriechend heisst, während dass es hier aus zwey Wörtern besteht, *chosch* und *dem*. Und was die Bedeutung der leztern betrifft: so darf er nur Meninski nachschlagen, welchen er aus Mangel aller Sachkenntniss niemals recht zu gebrauchen weiss. Er wird dann sehen, dass im zweyten Bande p. 635 *chosch* unter andern No. 3. die Bedeutung von *suavis, amoenus* hat; welches hier nach der Freyheit der türki-

schen Sprache als Substantiv gebraucht ist, und dass p. 748 *dem* unter andern No. 21 *societas* heisst. Da haben wir also die Annehmlichkeit, oder, wie wir im Deutschen sagen, die Lust der Gesellschaft. Aber zu solcher Uebersetzung, wo die rechten Begriffe gewählt sind, wird mehr erfordert als der Titel eines höchsten Dollmetschers. Um glücklich statt wohlriechend und wohlriechend statt Lust der Gesellschaft zu wählen, das war gerade die Kunst jenes pohlnischen Unterofficiers, dessen ich im Eingange erwähnt habe.

h. Nachdem er gemeynt, mit jenem Ausrufe die Sache ins Reine gebracht zu haben: so will er hinterher noch ein besonderes Urtheil über das ganze Distichon fällen, was er unverständig genug aus dem Zusammenhang mit den vorhergegangenen zwey Versen gerissen hatte. Er spricht nämlich:

> Nur ein Wortspiel mit *widschud* Körper, und *we dschud* und Freygebigkeit machen den ganzen Werth dieses Distichons aus.

Zuförderst erlebt man hier eine neue Ungeheurigkeit. Das Wort *widschud*, was ich durch Daseyn übertragen habe, will er durch Körper ausdrücken. Der Vers lautete oben nach meiner Uebersetzung,

> durch sein Daseyn war er die Freude der Welt.

Nun höre man ihn nach dem höchsten Dollmetscher,

> durch seinen Körper war er die Freude der Welt,

So tief ist noch kein Dollmetscher gesunken gewesen! Indem er kurz zuvor den Vers übertragen wollte,

> die Welt freuete sich seines Daseyns

so sieht man, dass er in dem Augenblick das Wort Daseyn mir nur nachgesprochen, und dass er es im zweyten Augenblick schon wieder vergessen hatte, und, sich selbst überlassen, *widschud* hier durch Körper ausdrücken will. Man würde solche Dinge nicht glauben, wenn man sie nicht mit Augen sähe.

Zweytens habe ich schon bey lit. d. gezeigt, dass er falsch gelesen hat, wenn er aus *witschud* im vierten Verse zwey Wörter *we* und *dschud* machen will. Es ist also hier von keinem Wortspiele die Rede, wozu auch der Sinn der Verse gar nicht geeignet ist, sondern von zwey verschiedenen Bedeutungen eines und desselben Worts.

i. Er schliesst diese seine Ehrensache mit den Worten:

> dergleichen Verse sollte man gar nicht übersetzen, wenn die Calambourgs unübersetzbar sind.

Möchte er doch alles, was die Morgenländer geschrieben haben, füs Calambours ansehen, um es zu ihrer Ehre unübersetzt zu lassen! Da er aber auch dies französische Wort unrecht verstanden und daher unrecht angebracht hat: so mag ein Hauptcalambourist es ihm erklären. *Alteration d'un ou de plusieurs mots, parmi lesquels on cherche à en trouver un ou plusieurs autres, dont les rapports, plus oû moins eloignés, forment un jeu de mots caracterisé par le changement d'Orthographe p. E. on parloit, dévant Biévre, d'un homme, qui avoit la voix si flexible, qu'il en faisait tout ce qu'il vouloit. Oh! je suis bien sûr, dit'il, qu'il ne vaut pas mon pâtisseur, qui fait jusqu'à des biscuits de sa voix (de Savoie). Biévriana p.* 15. Nun suche man in Widschud den Calambour!

Wahrlich der Hofdollmetscher sollte doch seinen ganzen Sprachkram zum Fenster hinauswerfen. Niemand durfte es der Mühe werth halten, ihn aufzunehmen, wenn er ihn fände.

83. Das Original lautet

حال فقرایه بذل شاملیله غیرت ثروت قارون اولمشدي

> Das ist, der (der Kaiser) wegen allgemeiner Freygebigkeit gegen Arme vom Ueberflusse Karuns beneidet worden seyn würde, S. 176.

Der Gegner sagt darüber ohne allen Beweis:

> das ist ein scheeler Sinn, es heisst aber im Texte: durch seine allgemeine Ausschmückungen ward der Zustand der Armen von Karuns Ueberflusse beneidet.

a. Man darf ihn nicht fragen, was er sich beym scheelen Sinne gedacht habe, denn er ist nicht gewohnt zu denken. Eben darum aber hat er sich darin abgespiegelt. Wir haben hier denselben Fall, wie bey der vorhergehenden Nummer, dass der Kaiser Humajun Fal im Nominatif characterisirt werden soll, während dass der Mann von scheelem Sinn ihm den Zustand der Armen als den Nominatif unterschieben will. Man kann dies auf den ersten Blick sehen, wenn man den vorhergegangenen Satz, der mit diesem in Verbindung steht, wiederholt,

> der durch vollkommene Gerechtigkeit eine gute Vorbedeutung glücklicher Unterthanen war und wegen allgemeiner Freygebigkeit gegen Arme vom Ueberflusse Karuns beneidet worden seyn würde.

b. Ich habe in der Note 2 zu S. 176 bemerkt, dass Karun oder Korah von den Morgenländern für den geizigsten Menschen bey den grösten Reichthümern gehalten wird. Ich habe dies noch ausführlicher im Buche des Kabus S. 514 Note 1 erklärt. Darum wird dieser Geizhals immer den Freygebigen entgegen gesetzt. Da aber Freygebige als solche niemals von Geizigen beneidet werden: so lässt der Verfasser hier den Kaiser wegen seiner Freygebigkeit vom Reichthume Karuns beneiden, weil jener seinen Reichthum den Armen schenkte, während dass vom Reichthum Karuns gar kein Gebrauch, geschweige ein so edler Gebrauch gemacht ward. Anstatt dessen will der gedankenlose Hofdollmetscher die vom Kaiser beschenkten Armen von Karuns Reichthume beneiden lassen, gleichsam als ob dieser Reichthum an

sich selbst noch nicht genug gehabt, sondern auch noch die den Armen gegebenen Geschenke für sich begehrt hätte! Wenn der Mann in seiner Handschrift eine andere Lesart gefunden hat: so konnte er, wenn er die Sprache verstünde, das heisst hier, wenn er mein Deutsch ins Türkische zurückübersetzen könnte, so konnte er, sage ich, von selbst wahrnehmen, was ich in meiner Handschrift gelesen habe. Und wenn auch das nicht war, so hätte er, wenn er Verstand und Ueberlegung hätte, den Sinn meiner Uebersetzung leicht auffassen und den Unsinn der seinigen fühlen können.

c. Seine allgemeinen Ausschmückungen haben jeden lachen gemacht, der auch kein Wort von der Sprache wusste. Wem sollen denn diese Ausschmückungen gegolten haben unter den drey Dingen, von denen die Rede ist, Kaiser, Arme und Ueberfluss Karuns? Wie passen sie sich hierher? Und was sind Ausschmückungen überhaupt? Hat der Kaiser sich geputzt und wozu? Sind es Theater-Decorationen gewesen und wozu, wenn es deren damals gegeben hätte? Hat man Bräute zur Hochzeit ausgeschmückt und wozu? Hat man Arme ausgeschmückt und wie macht man das? u. s. w. Kurz man mag das Wort drehen, wie man will: so erkennt man nur den Unverstand, der Worte wie Spreu zusammenworfelt, ohne nach dem Kern, das ist, nach dem Sinne zu fragen. Das Original-Wort heisst بذل *bezl* und es ist nicht Meninskis Schuld, wenn daraus Ausschmückungen erlogen worden; denn im ersten Bande p. 499 stehen die Bedeutungen *donatio*, *Munificentia*, *liberalitas*. Die Ausschmückungen erinnern uns an die Abwischung der Geschichten anstatt dass Marks der Geschichten. S. oben No. 23. Welche Misshandlungen müssen die armen Morgenländer unter solchen Händen erleiden!

84. Im Original heisst es

لنكر فرهنك كران سنكي كشتي درياي اشوبي كرداب
اضطرابده ساكن قلمشدي

Ich habe übersetzt S. 177: der Anker seines gewichtigen schweren Verstandes hielt das Schiff der Meeres-Stürme im Strudel der Unruhe befestigt.

Die Worte des Originals müssen für jeden Anfänger grosse Schwürigkeiten haben. Dem Hofdollmetscher würden sie also ohne meine Uebersetzung bis auf den lezten Buchstaben unerklärlich geblieben seyn. Hieran wird Niemand mehr zweifeln, der alles betrachtet, was ich bis hieher zu seinem Unterrichte geschrieben habe. Auch Galland liess solche Stellen weg. Wer dürfte an der Nachfolge des erstern zweifeln, der sie für Calambours ausgiebt, um sie für unübersetzbar erklären zu können! Nun ich aber jene Stelle wörtlich übersetzt habe, will er auch mitsprechen, als ob er etwas davon wüsste. Schade, dass ich nicht in einer Anmerkung geäussert habe, dass die Beschreibung schön sey, wie sie es würklich ist; denn er würde flugs erwiedert haben: Ja wohl im Original, aber nicht in der Uebersetzung! Ich will beweisen, was ich sage.

a. Er spricht zuerst:

> Wer glaubt nicht hier, dass der Wezir durch seinen Verstand Windstille macht!

Ein klarer Beweis, dass der Mann nicht Deutsch, geschweige die Sache, versteht! Im Deutschen sage ich, wie das Original lautet:

> Der Anker des Verstandes hielt das Schiff befestigt.

Welcher verständige Mensch könnte nun wohl so verkehrt als der Gegner denken, dass Anker Windstille machen! Zur Zeit der Stürme wirft man einen oder zwey Anker aus, um das Schiff festzuhalten, damit es vor Scheiterung und Untergang be-

wahret werde. Wenn Kinder nicht wissen, wozu Anker bey Schiffen in Stürmen dienen: so fragen sie den ersten besten, der ihnen davon Nachricht geben kann. Aber der Gegner, der ein Mann seyn will, giebt seine unüberwindliche Unwissenheit öffentlich kund.

b. Er schämt sich nicht zu schreiben:

Meeres-Stürme sind Stürme des Meeres.

Wer hat denn daran gezweifelt ausser ihm, der noch nicht gelernt, dass das zweyte Substantiv dem regierenden Substantive im Genetif vorgesetzt werden kann, wenn man den Artikel weglässt. Welche Kindereyen!

c. Er fährt fort:

und hier will man sagen, des Meeres der Empörung, der Unruhe.

Da erscheint das Kind in seinem ganzen Lichte, um sehen zu lassen, dass es trotz meiner Uebersetzung nicht einmal den Sinn des Gedankens gefasst hat. Wenn der Verfasser hätte Stürme für Unruhe geben wollen: so würde er nicht am Ende das Wort, was eigentlich Unruhe heisst, اضطراب geschrieben haben. Meninski I. p. 192. Der Verfasser kann nicht so ungereimt schreiben, als der Hofdollmetscher meine Uebersetzung verzerren will, sagend:

Der Anker seines gewichtigen schweren Verstandes hielt das Schiff des Meeres der Unruhe im Strudel der Unruhe befestigt.

اشوب *aschub*, was er für Unruhe und Empörung geben will, heisst hier Stürme, *procella*, wie er bey Meninshi hätte sehen sollen. I. 179. Auch der Empörung ist hier gar nicht gedacht. Welcher Morgenländer oder welcher Abendländer ausser dem Hofdollmetscher hat jemals Schiff mit Empörung construirt! Damit er aber lerne, was hier gemeynt ist, so erkläre ich ihm, dass das Schiff der Meeres-Stürme

nichts anders als das Schiff der Regierung heisst, worauf der Fürst oder sein erster Minister der Steuermann ist. Oesterlinge wie Westerlinge sind seit langen Zeiten gewohnt, die Regierung als ein Schiff auf stürmischem Meere vorzustellen. Die Meeresstürme heissen die Regierungsgeschäfte, weil sie im Kriege wie im Frieden so oft stürmisch und voller Plagen und Noth zu seyn pflegen. Kurz in unfigürlicher Sprache will der Verfasser weiter nichts sagen, als

> dass der Wezir das Ruder der Regierung mit fester Hand führte in Augenblicken, wo alle Beamte und Zuschauer über die zu ergreifenden Massregeln und über den Erfolg in Verlegenheit und Unruhe waren.

Es giebt eine auf Friedrich II. geprägte Schaumünze, worauf ein Schiff im Meeres Sturm vorgestellt ist. Aber Friedrich II. hatte niemals Empörungen in seinem Reiche.

85. Indem der Verfasser von den Eigenschaften des vorgedachten Wezirs redet: so erhebt er ihn noch mehr in folgenden Versen.

آصف آرا آن ملكترا ضبط انجنان كردي كه او
كم كجا كيردي سليمان مدّتي انكشتري

Ich habe übersetzt S. 178:

> Wo ertheilte Assaf solche Rathschläge zur Regierung wie er!
> Wo trug jemand wie er den Ring aus Salomons Zeit!

In meiner vierten Handschrift ist das Wort ضبط Regierung weggelassen und statt dessen اراي Zierde, geschrieben, so dass der Vers lautet.

آصف آرا ان ملك اراي اجنان كردي كه او

Das ist: Wo ertheilte Assaf solche Rathschläge, Zierden des Reichs, wie er.

Ich setze noch hinzu, dass es überall eine sehr gewöhnliche Redensart bey den Persern ist, zu sagen, Rathschläge, Zierden des Reichs *consilia, regni ornamenta.* Von dem allen hat der Hofdollmetscher wieder kein Wort verstanden. Aber er geht blind darauf los, sprechend in seinem dummen Dünkel:

Der Uebersetzer hat dies schöne persische Distichon gar nicht verstanden. Es lautet:

اصف ار ان ملکرا ضبط انجنان کردي که او

کم کجا کردي سليمان مدتي انکشتري

Hätte Assaf das Reich so verwaltet wie er wo hätte Salomon jemals den Ring verlieren können.

ار heisst wenn und کم کردن verlieren. Die orientalische Sage erzählt, dass Salomon einst seinen Wunderring verloren. Der Dichter lobt also hier sehr fein den Hudscheste Rej, wenn er sagt, dass dies nicht geschehen wäre, hätte Assaf das Reich wie er verwaltet.

Dies ist alles, was er zu sagen weiss. Nun will ich ihn lehren, was dazu gehöre, Persisch zu verstehn. Es wird sich denn finden, dass er theils falsche Lesarten aufgenommen, theils dass er andere Wörter falsch erklärt, theils dass er wieder den Mangel aller Ueberlegung über den Sinn des Distichons verrathen hat. Alles dieses soll ihm bewiesen werden.

a. Wo er ار wenn lieset, habe ich *ara* Rath oder Rathschläge *consilia.* Meninski I. p. 86. Wenn die Handschriften, welche er vor sich gehabt, würklich darin übereinstimmen sollten, *er* für *ara* zu geben, was ganz unglaublich ist: so hätte er doch aus dem deutschen Wort Rathschläge, welches ich gebraucht, ersehen müssen, dass bey mir *ara* zu

finden sey, wenn er Wörter im Kopf hätte, um das Deutsche ins Persische zurück übersetzen zu können. Wenn er nur bey jeder Zeile im Kopfe behalten könnte, was in der nächstvorhergehenden gesagt ist: so würde er gewusst haben, dass das Wort *ara* kurz zuvor von demselben Wezir, der in Frage ist, gebraucht worden. Es ist daselbst mit *sahib* construirt, wo es denn einen Mann von Rath, das ist, einen klugen Mann bedeutet, wie ich übersetzt habe. Ja, in der nächsten Zeile von jenem Verse wird dasselbe Wort bey Assaf aufgestellt, wo ich übersetze S. 177

> dass vom Wezir Chudscheste Rej der Strich des Irrthums über die Blätter der Rathgebungen (*ara*) des Assafs gezogen worden.

Dies ist eben die Ursache, dass der Verfasser im folgeuden Verse dasselbe Wort bey Assaf wiederholen musste, weil er dieselbe Sache in einer neuen Wendung von ihm sagen wollte. Verständige Scribenten wollen nicht von unverständigen Kindern gelesen werden.

b Wezir heisst oberster Rathgeber des Fürsten. Nun hat es gewiss zehn Wezire für einen gegeben, welche die Reiche regiert haben. Allein der Fürst muss doch den Namen dazu leihen. Ohne den Fürsten würde nicht allein die ganze Verwaltung ungültig seyn, sondern es läuft auch gegen die Ehrfurcht, welche dem Fürsten gebührt, zu sagen, dass der Wezir ohne den Fürsten das Reich regiere. Das gilt freylich dem Hofdollmetscher gleich, der den nackten Fürsten nicht vom nackten Schuster zu unterscheiden weiss. S. No. 49. Allein der Morgenländer ist anders zu sprechen gewohnt. Und von welchem Fürsten ist denn nach seiner Uebersetzung die Rede? Von Salomon, der gerade wegen seiner Weisheit, welche er sich von Gott erbeten hatte, aus der heiligen Schrift bekannt und wegen vortreff-

licher Regierung des Reichs bis jetzt im ganzen Orient berühmt geblieben ist. Wenn nun Assaf sein Wezir gewesen, wie die Morgenläeder dichten S. S. 177 Note 1. wie hätte da der Verfasser vom Wezire, dem Weisesten aller Fürsten, Salomon, entgegengesetzt, sprechen können, dass er das Reich regiert oder verwaltet habe! Salomon hat es verwaltet und Assaf hat nur Rathschläge zur Regierung des Reichs ertheilt, wie ich übersetze, oder noch besser, wie meine vierte Handschrift besagt: er hat Rathschläge, Zierden des Reichs, ertheilt. Ein solcher Assaf schickt sich für Salomo.

c. Der Hofdollmetscher will thun, als ob er etwas vom Persischen wisse, indem er sagt, das كم كردن verlieren heisse. Ganz recht, das hat er aus Meninski ersehen IV. p. 118—119. Da es aber mehr als ein كم giebt, so hat er sich nach gewöhnlicher Weise wieder darin nicht finden können, weil es ihm an allen Elementen fehlt. *Kjem* und *ghüm* heisst verloren. Sein Unglück ist aber, dass er hätte *kjim* lesen sollen, welches bey Men. p. 119 der, wer, jemand bedeutet und eigentlich für den Sinn hätte ganz entbehrt werden können, indem es für den Vers nur zum Lückenbüssen dienen soll, wovon er wohl noch niemals etwas gehört haben wird. Eben so hat er كردي im zweyten Verse unrecht gelesen als *kjerdi* von كردن *kjerden*, anstatt zu lesen *ghirdi* von كرفتن oder كيرفتن *ghiriften*, wie bey Men. IV. p. 60 und 179 zu sehen ist. *Kjerden* heisst machen, *ghiriften* aber bedeutet nehmen, halten. Besonders heisst انكشتري كرفتن den Ring tragen, als wovon hier die Rede ist. Meine Handschrift lässt darüber nicht den geringsten Zweifel, weil كيردي *ghirdi* geschrieben ist, woraus nicht *kjerdi* gemacht wer-

den kann, wenn man auch so dumm wäre, nicht zu wissen, dass, wenn gleich كردي geschrieben worden, der Sinn nicht erlaube, ein anderes Wort als *ghirdi* zu lesen, denn, wie obgedacht, wird auch der Infinitiv beydes mit und ohne *i* geschrieben.

d. In demselben zweyten Verse steht مدتی *muddeti* vom arabischen Worte *muddet* Zeit. Men. IV. p. 497. Ohne Umstände macht der H. Hofdollmetscher aus diesem Substantiv das Adverbium jemals, weil es ihm zu seiner Verdollmetschung so nöthig schien. Es ist ihm freylich wieder zu kraus gewesen, an *Muddet* ein *i* angehängt zu sehen. Ich muss ihm daher noch erklären, dass die Perser nach ihrer Grammatik die arabischen Substantive in persische verwandeln, indem sie selbige durch ein *i* endigen.

e. Um selbst das geringste Wort nicht zu übergehen: so will der Mann denselben zweyten Vers übertragen,

> wo hätte Salomon jamals den Ring verlieren können.

Nicht zu gedenken, dass von können nicht die mindeste Spur im Original zu finden ist, als welches er nur hinzugedichtet, um seinen falschen Sinn herauszudrechseln: so ist das Wörtchen wo von ihm in der Bedeutung von wie gebraucht. Im Deutschen ist dies Adverbium des Orts zugleich ein Fragewort, wie es auch das persische *kjudscha* ist. Allein letzteres ist im Original nur allein für das Adverbium des Orts gegeben, um zu sagen, an welchem Orte gab es wohl jemanden, der den Ring aus Salomons Zeit trug!

So sehen wir denn, dass der Mann von den wenigen Worten, welche jene beyden Verse ausmachen, kein einziges recht verstanden hat. Das dicke Ende kommt aber noch hinten nach, wobey zugleich alle

Lesarten und Bedeutungen, welche ich angegeben, werden ins klärste Licht gesetzt werden.

f. Er schwazte oben, dass nach der orientalischen Sage Salomon einst seinen Wunderring verloren habe. Er hat da wieder die Glocken läuten, aber nicht zusammenschlagen gehört. Er hat sich oben einige mal hinter Herbelot versteckt, um darüber zu schreyen, dass ich letztern getadelt habe, wo er es verdiente. Ich habe dabey bemerkt, dass das nur eine ungelehrte Verstellung ist, weil er gar nicht weiss, was Herbelot geschrieben hat. Hier ist ein neuer Beweis. Herbelot schreibt unterm Artikel Soliman, dass Salomon im Bade den Ring bey Seite gelegt, dass eine Furie ihm selbigen geraubt und ins Meer geworfen habe. Wegen der mit dem Ringe verbunden gewesenen Einsichten habe sich Salomon vierzig Tage lang enthalten, den Thron zu besteigen (um nicht schlecht zu regieren), bis endlich der Ring durch einen Fisch, der ihn verschluckt gehabt, wieder zum Vorschein gekommen sey. Das klingt nun genz anders als die Unwahrheit, welche der Gegner aus den Fingern gesogen, dass Salomon den Ring verloren habe, weil das Reich von Assaf schlecht regiert worden sey. In der That das heisst die Morgenländer verrathen und verkaufen.

g. Diese Unwahrheit widerlegt sich auch durch ihre eigene Ungereimtheit. Salomon, wie obgedacht, regierte durch sich selbst. Assaf als Wezir sollte nur Rathschläge ertheilen. Was hatte denn der Ring mit Assaf zu thun, dem er nicht gegeben war und der ihn folglich nicht verlieren machen konnte? Was hatte mit Assaf in Absicht des Rings Salomon zu schaffen. der den Ring zu seiner eigenen Weisheit empfangen hatte? Der Mann macht so ungeheure Schlüsse wie jener, der da meynte, dass es an den Hunden liege, wenn die Pferde sterben.

h. Um endlich das ganze Räthsel des Rings zu

erklären, so muss ich noch anmerken, dass die Morgenländer unter Salomons Ring eigentlich die Weisheit selbst verstehen. Das ist auch ganz recht, denn Salomon hatte Gott um Weisheit eben zum Regimente über ein grosses Volk gebeten und Gott hatte sie ihm gegeben. 2 Chron. 3, 7—12. Der Verfasser will also sagen, dass der Wezir Chudschesté Rej ein Mann gewesen sey, der salomonische Weisheit oder die Weisheit aus Salomons Zeit besessen habe. Es darf also kein Wort verändert werden an meiner Uebersetzung

wo trug jemand wie er den Ring aus Salomons Zeit!

So hat denn der Hofdollmetscher auch hier nur seine gänzliche Unkunde des Persischen an den Tag gelegt und da er das Distichon im Sinne der unsinnigen Uebersetzung, welche er davon gegeben, schön nannte: so hat er uns zugleich das Maass seiner falschen Schönheitsbegriffe vorgelegt, und das alles im Dünkel, es recht schön gemacht zu haben. Dies ist die Ursache, warum der Perser den Hochmuth غروردل durch Unwissenheit und Narrheit des Herzens zu erklären pflegt.

86. Im Original lieset man

يوز روز شير مخلبدن غزال مشكين بال شب صحراي
وجوددن وادي عدمه فرار اتمشدي

Ich übersetze S. 180 181. Als vorm Anblicke der Klauen des Löwens des Tages das Reh der bisamduftenden Nacht vom Felde des Daseyns in Wüsten des Nichtseyn entflohen war.

Es ist dies wieder eine von den unzähligen Stellen, welche der Hofdollmetscher durch sich selbst nimmermehr verstanden, sondern für einen Calambour angesehen und für unübersetzbar erklärt haben würde. S. No. 82. lit. *i.* Nun aber will er sein Stimm-

chen über ein Wörtchen abgeben, nachdem ich es übersetzt habe. Er lässt sich nämlich vernehmen:

> H. v. D. hat das یوز (*juz*) für ein türkisches Wort angesehen und vorm Anblick übersetzt, als könnte man ein türkisches Wort mit einem persischen durch اضافت verbinden. Doch sollte er wissen, dass *juz* auf Persisch ein Panther heisst.

Der Mann hat sich in seinem Dünkel angewöhnt, alle seine Irrthümer mit einer Dreustigkeit von sich zu geben als wenn sie Wahrheiten für andere wären.

a. Dass das persische Wort *juz* Panther heisst, hat er aus Meninski IV. p. 1195 genommen, wo ichs eben so leicht hätte finden können, wenn ichs nicht auswendig wüsste. Allein er hat wieder nur mit halbem Auge hingeschaut, denn wenn er besser nachlesen will: so wird er finden, dass dasselbe Wort zugleich Spürhund, Jagdhund, Frage u. s. w. bedeutet. Woraus mag er denn also schliessen wollen, dass die Bedeutung von Panther zu jener Stelle passlicher sey als die von Hunde? Ich weiss, dass er sich die Frage, womit beweisest du das? noch niemals beantwortet hat.

b. Er hat das Wort Panther nur hingeworfen, um zu scheinen, etwas zu sagen zu wissen, ohne den Lesern zu zeigen, wie es denn in jener Stelle figuriren solle. Was zum Verstande gehört, kümmert ihn nicht. Um dies nachzuholen, würde die Stelle so lauten:

> Vor den Löwenklauen des Panthers des Tages u. s. w.

Im königlichen Buche wird die Sonne bey ihrem Aufgange niemals unterm Bilde des Panthers vorgestellt. Es ist auch dazu kein Grund vorhanden. Er sollte also das Buch erst durchlesen, wenn er es verstehen könnte, um keine Ungereimtheiten hineinzu-

tragen. Auf der andern Seite wo soll denn der Panther Löwenklauen hernehmen, die ihm nicht gegeben sind? Ich habe schon oben gesagt, dass er, aber nicht der Morgenländer, *delphinum sylvis appingit, fluctibus aprum.* Wenn der Lateiner sagt, *ex ungue leonem*, so bedeutet das soviel, dass man aus den Klauen den Löwen, aus den Zeichen den Meister, erkennen soll. Nur dem grossen Wiener Orientalisten war es vorbehalten, aus Löwenklauen den Leoparden oder aus Flossfedern die Wachtel erkennen zu wollen! Wie ists doch möglich, sich muthwillig selbst so lächerlich zu machen!

c. Ich habe S. 181 Note 1 die Gründe angegeben, warum die Sonne unterm Bilde des Löwens vorgestellt wird, so dass vom Leoparden gar nicht die Rede seyn kann, wenn man von Sachkenntniss ausgeht, wornach freylich der Hofdollmetscher nicht frägt, sonst würde er durch jene Note zur Besinnung gekommen seyn. Er muss auch noch gar nicht über gewisse persische und seldschukische Münzen nachgedacht oder sie noch gar nicht gesehen haben, ich meyne die Münzen, worauf ein Löwe mit dem darüber stehenden Bilde der Sonne vorgestellt ist, zum Beweise, dass der Löwe das Bild der Sonne bey den Morgenländern schon lange gewesen, so wie er auch bey den Persern das Bild des Chalifen Aly ist.

d. Dass er das türkische Wort *juz* (Anblick) anfechten will, giebt den klärsten Beweis, dass er wieder gar nicht in den Sinn der ganzen Stelle eingedrungen ist. Wenn es heissen könnte

vor den Löwenklauen des Panthers des Tages,

so hätte ja schon der ganze Panther da gestanden, vor welchem die Nacht entfloh, und sie wäre denn nur entflohn, aus Furcht, von den Löwenklauen des Leoparden gepackt und gefangen zu werden. Der Gegner hat also geträumt, dass von einer Jagd die Rede sey; denn wie weit er es in den Ausdrücken

gebracht, welche die Jagd betreffen, werden wir weiter unten hören. Nach seiner Meynung wollte die Nacht nicht Stich halten, sich vom Leoparden fressen zu lassen. Der Verfasser hingegen spricht vom Anbruch des Tages, wo die Sonne oder der Löwe noch nicht sichtbar geworden; nur seine Klauen zeigt er im Grauen des Tages, im ersten weisslichen Lichte, was sich am Horizont verbreitete. Beym Anblick dieser Klauen erkennt das Reh der bisamduftenden Nacht die baldige Ankunft des Löwens, den nahen Aufgang der Sonne, *ex ungue leonem,* und so entflieht die Nacht, weil sie dem Sonnenlichte nicht widerstehen kann. Wie schön ist diese Metapher, wenn man sie zu verstehen weiss!

e. Um diesmal einen Scheingrund gegen Beybehaltung des Worts Anblick anzugeben, so drückt sich der Gegner ganz erbärmlich aus, wenn er sagt, dass ein türkisches Wort nicht mit einem persischen durch اضافت *yzafet* verbunden werden könne; denn die Leser, denen die Sprachen fremd sind, müssen versucht werden zu glauben, dass *yzafet* etwas drittes. z. B. eine Schnalle sey, wodurch die Verbindung bewerkstelligt werde, während dass die Verbindung eines türkischen Worts mit einem persischen das *yzafet* selbst ist. Man merkt gleich, dass der Mann wieder von etwas hat sprechen wollen, wovon er keinen deutlichen Begriff gehabt. Meninski I. p. 190 erklärt das gedachte arabische Wort durch *annexio nominis cum nomine.* Auf deutsch heisst es die Construction eines Substantivs mit einem andern Substantiv. Wenn nun die Grammatik meldet, dass ein türkisches Substantiv nicht mit einem persischen Substantiv construirt zu werden pflege: so weiss der Gegner wieder nicht, dass keine Grammatik Autorität mache, sobald der Sprachgebrauch grosser Scribenten dagegen streitet. Sprachgebrauch ist das erste

Gesetz aller Sprachen. Und wenn der Gegner das königliche Buch durchgelesen hätte und zu verstehen vermögte: so würde er sehr viele Beyspiele gegen jene grammatikalische Regel angetroffen haben. Wie wenig er aber im Stande sey, auch die geringste Sache recht zu verstehen, muss er zu seinem Unglück gerade eben hier mit seinem *yzafet* wieder bis zur Lächerlichkeit beweisen. Aly Dschelebi hat in jener Stelle weiter nichts gethan, als das türkische Wort *juz* Anblick neben das persische Substantiv *ruz* Tag zu stellen, ich sage bloss, stellen, denn beyde Substantive sind nicht mit einander construirt, vielmehr ist *juz* Anblick in *statu constructo* mit dem arabischen Worte *mychleb*, Klauen, wie der Ablativ anzeigt *mychlebden* und wie es auch im Deutschen ausgedrückt ist, Vorm oder vor dem Anblick der Klauen. Die zwischen beyden Wörtern inne stehenden persischen Substantive *ruzi schir*, Löwe des Tages, construiren sich ausschliesslich mit *mychleb* Klauen, weil die Klauen dem Löwen angehören. Was dies noch mehr beweiset, ist, dass der Verfasser nach der Freyheit der türkischen Sprache das Wort *juz* hätte von *ruz* oder von vorne ganz wegnehmen und hinter das arabische Wort *mychleb* werfen können, ohne im geringsten dadurch den Sinn zu verändern. Anstatt *mychleb* würde dann *juz* in den Ablatif gesetzt worden seyn, z. B.

ruzi schir mychlebi juzinden

vorm Anblick der Klauen des Löwens des Tages.

Arabische Substantive lassen sich selbst nach der Grammatik mit den türkischen construiren, wie man will. Das liebe *yzafet* ist dabey ganz uneingeschränkt und frey. Da sieht man abermals den grossen, ich will sagen, den kleinen Orientalisten, der von *yzafet* oder von der Construction der Substantiven sprechen will, und doch noch gar nicht weiss, wie Substantive

im gegebenen Falle construirt sind und construirt werden müssen. Es ist ein eigenes Unglück, dass er noch nicht gelernt hat, sich selbst erst das Maass zu nehmen, ehe er sich mit andern messen will. So klug ist ja doch der Kranich, der sich den Knochen an den Hintern hält, ehe er ihn verschluckt, um gewiss zu seyn, dass ihm der Knochen nicht werde im Leibe sitzen bleiben.

87. Im Original habe ich den arabischen Vers gelesen.

كالبدر خفّ (*chyff*) بواضحات الانجيم

Dies ist übersetzt S. 181 wie der Vollmond erleichtert den Aufgang der Sterne.

Der Verfasser wendet diese Worte auf den Kaiser und seine Beamten an, welche sich um ihn versammelten, als er mit ihnen auf die Jagd gehen wollte. In der Note 2 habe ich die Erläuterung gegeben, dass der Vers hier soviel heisse, dass, wie mit dem Monde Sterne erscheinen, auch dem Fürsten die hohen Beamten zur Seite zu seyn pflegen. Der Hofdollmetscher sagt dagegen

das heisst gar nichts, das arabische Misra lautet

كالبدر حفّ (*haeff*) بواضحات الانجيم

wie der Vollmond umherwandelt unter den Klarheiten der Sterne.

Er ist so keck hinzuzusetzen:

hatte denn Golius und Meninski nicht dem Uebersetzer gesagt, dass حفّ (*syn* طاف) *obire* und واضحات *res claras* bedeuten? In unsern vier Exemplaren steht überall حفّ. Wenn aber auch خفّ stände: so wäre die Uebersez-

zung dennoch unverzeihlich, denn was machte man denn aus واضحاك.

Da es mit dem Hofdollmetscher wieder so schlimm aussieht, dass er die Paar arabischen Worte trotz meiner Verdeutschung nicht versteht: so will ich ihn lehren, welche Uebersetzung unverzeihlich sey und was man mit واضحاك zu machen habe.

a. Die arabische Präposition ب *bi* heisst nicht unter', sondern mit, auf, aus, zu, wegen, bey, um und für. Men. I. p. 429. Er würde also nach seiner Art übersetzen müssen.

wie der Mond umherwandelt mit den Klarheiten der Sterne.

Er spreche aber unter oder mit, so sieht jeder vernünftige Leser, dass in diesen Worten kein angemessener Sinn liegt, besonders wenn er auf Kaiser und Beamte angewandt wird, z. B.

wie der Kaiser umherwandelt unter oder mit den Klarheiten der Sterne.

Beamte haben keine Klarheiten in Bezug auf den Regenten, so wie auch der Mond für uns mehr Klarheit hat als die Sterne. Solche Methode, den Sinn zu prüfen, wovon hier schon so viele Beyspiele gegegeben worden, ist dem Gegner noch niemals kund geworden. Er ist in seiner Sache noch so jung und neu, dass er immer erst dahinaus will, wo ich vor dreyssig Jahren schon gewesen bin.

b. Wenn er meynt, dass Golius und Meninski mir hätten die Bedeutung von *haeff* sagen sollen: so ist das einmal kindisch gesprochen; denn da er soviel begriffen hat, dass ich *chüff* gelesen haben müsse: so hat die Bedeutung von *haeff* hier gar nicht her gehört. Auf der andern Seite weiss man ja schon, dass alle Wörterbücher ihm nichts nützen, weil er die Ueberlegung nicht hat, die zu ihrem Gebrauche nöthig ist. Selbst das Wörtchen Latein hat er nicht

verstanden, denn *obire* bey *haeff* heisst nicht umherwandeln, sondern um etwas herum gehen, begehen, umgeben, sich herumdrehen u. s. w. Zu Golius und Meninski will ich ihm noch den Giggaeus obenein geben, welcher schreibt:

بالشي حفّه *illum re circum dedit.*

Das Tollste bey der Sache würde seyn, wenn man sein Deutsch mit seinem Worte *obiit* ins Lateinische übertragen wollte,

sicuti luna obiit inter claritates stellarum.

Denn da *obire* zugleich sterben heisst und in solchem Sinne hier verstanden werden müsste, wie auch Lucretius es gebraucht.

non modo an obirent nascerenturve sidera

so würde das wieder auf Deutsch lauten

wie der Mond gestorben ist unter den Klarheiten der Sterne.

Wollte man, um die Tollheit zu mildern und dem Monde den Tod zu ersparen, das Wort *obiit* im bildlichen Sinne nehmen: so würde er wenigstens mitten unter den Klarheiten der Sterne eine Eclipse erlitten haben, oder gar untergegangen seyn, wie Cicero im leztern Sinne das Wort gebraucht hat, indem er schreibt: *obeuntis solis*, und wenn man endlich das Gleichniss auf den Kaiser und seine Beamten anwenden wollte: so würde nichts anders übrig bleiben als auszurufen,

ohe, claudite pueri etc.

Das kommt davon, wenn man Latein schreiben will, ohne es gehörig gelernt zu haben.

c. Aus jenen Gründen habe ich die Lesart *chiiff* dem *haeff* vorgezogen, welches sich in einigen Handschriften findet. Ersteres heisst nach Men. II. p. 594 *levem esse pondere aut dignitate.* Dies ist ein unvollständiger Begriff, indem das Wort auch heisst erleichtern, befördern. Golius schreibt davon *le-*

vem fecit, *allevavit*, und Giggaeus Tom. I. p. 1309 giebt eine Redensart, die gerade hierher gehört,

خففت الاتن لغيرها *asinam parere curavi*, das ist, ich habe eine Eselin zum Gebähren befördert.

d. Um also dem Gegner noch begreiflich zu machen, was man mit واضحات machen solle: so heisst die obgedachte Stelle nach dem Buchstaben

wie der Vollmond befördert zur Klarheit die Sterne.

Da dies aber nicht deutlich genug klingt: so habe ich dieselbe Sache mit andern Worten ausgedrückt

wie der Vollmond erleichtert den Aufgang der Sterne.

Denn bey heiterm Himmel erscheinen mit dem Vollmonde zugleich die Sterne am klärsten und dadurch wird es recht deutlich, warum der Verfasser dies Gleichniss auf den Kaiser und seine Beamten anwendet. Nämlich nach dem Augenschein zu urtheilen, sieht es am nächtlichen Himmel aus, als ob die Schaaren der unzähligen klein scheinenden Sterne das Gefolge des Vollmondes als des grösser scheinenden Gestirnes ausmachten. Ebenso bilden die vielen Hofbeamten im Aufzuge das glänzende Gefolge eines asiatischen Fürsten, zumal da letzterer derjenige ist, der die Beamten zur Klarheit befördert und ihnen den Aufgang erleichtert, indem er ihnen Aemter und Würden ertheilt, ohne welche sie nicht in seinem Gefolge erscheinen könnten.

Nun kann jeder Leser von selbst urtheilen, welche von beyden Uebersetzungen unverzeihlich sey. Zum Dollmetschen gehört mehr als Brod essen.

88. Nachdem der Kaiser auf obgedachte Weise als Vollmond seine Beamten wie Sterne um sich versammelt hatte: so begab er sich auf Wiesen, um Jagd

zu halten. Diese Jagd ist S. 181—183 beschrieben mit einer Getreuheit und Richtigkeit in meiner Uebersetzung, dass kein Wort davon abgenommen noch hinzugesetzt werden darf. Dies ist neue Nahrung für den Herzwurm gewesen, der dem Gegner gewaltiges Herzweh verursacht hat, um ihm die Jammerklage abzunöthigen:

> Jammerschade um diese so ganz verstümmelte schöne Beschreibung einer der bekannten grossen Jagden in Asien, und vormals unter den osmanschen Kaisern, wo abgerichtete Löwen, Panther und andere Raubthiere wider das Wild gelassen wurden. Man führt vorzüglich die Panther in Kisten eingeschlossen mit sich, und öffnet diese, sobald ein Wild sich in der Nähe zeigt. Unser Original sagt dies so deutlich, dass sich ein Sprachkundiger unmöglich irren kann.

Dies Jammerschade! wird ihm theuer zu stehen kommen. So ganz unzugänglich für ihn die Beschreibung im Original seyn muss wegen der grossen Schwürigkeiten, die sich für Unkundige seiner Art in jeder Zeile finden: so würde ich sie die gelungenste Stelle in meiner Uebersetzung nennen, wenn ich mir nicht bewusst wäre, überall dieselbe Treue beobachtet zu haben. Es ist aber einmal der Weltlauf, dass giftige Insecten die besten Blüthen beschmitzen, wie Bürger schreibt:

Wenn dich die Lästerzunge sticht,
so lass dir dies zum Troste sagen,
die schlechtsten Früchte sind es nicht,
woran die Wespen nagen.

a. Man hat hier schon so oft darüber lachen müssen, dass der Hofdollmetscher mit allen Sachen so bekannt thut, während dass er immer kein Wort davon weiss. So sehen wir ihn hier wieder mit seiner gezwungenen Selbstgenügsamkeit zum Vorschein

kommen, dass dies eine von den bekannten grossen Jagden in Asien sey, wo man mit abgerichteten Löwen und Panthern das Wild gejagt habe. Er stellt sich selbst, als ob er dabey gewesen wäre, weil er die Leoparden in Kisten hintragen lässt. Wahrscheinlich hat er nur vergessen, uns auch zu sagen, ob man die Löwen auf dem Arme oder in der Tasche hingetragen habe. Er hat ohne Zweifel im Thierhause (Menagerie) zu Konstantinopel die Löwen, Parder und andere wilde Thiere jedes für sich in einer Kiste eingeschlossen für ein Paar Groschen beschauet und hat denn, da er einmal alles verkehrt zu sehen geboren ist, sich eingebildet, dass man die reissenden Thiere in solchen Kisten auf die Jagd trage, nachdem sie dazu, man weiss nicht, wie? abgerichtet worden. Da ihm diese Art Jagd so bekannt seyn soll: so wird es hier an seiner Stelle seyn, eine Probe mitzutheilen, welche er vor einigen Jahren von seiner grossen Bekanntschaft mit der asiatischen Jagd überhaupt öffentlich abgelegt hat. In seiner encyklopädischen Uebersicht S. 457 lässt er den armen Hadschi Kalfa sagen:

> Die Gliederkunde
>
> handelt von den Gliedern des menschlichen Körpers, lehrt, wie sie im Stande der Gesundheit erhalten, wie dieselben, wenn sie krank sind, geheilt und die Zeichen, wodurch ihre Stärke oder Schwäche für die Jagd oder andere körperliche Uebungen erkannt werden können.

Der kundige Recensent in der Jenaischen Litteratur-Zeitung erklärte sich hierüber wie folget:

> Wer sieht es dieser lächerlichen Uebersetzung wohl an, dass der arabische Titel eigentlich Abrichtung der Falken zur Jagd oder Falkenbaize ausdrückt. — Statt Glieder

müsste also in der Uebersetzung Falken gesetzt werden, denn wird man begreifen, wie hier von der Jagd die Rede seyn und wie dieser Artikel unmittelbar auf die Vieharzneykunde folgen könne. Die Flickworte des menschlichen Körpers oder anderer körperlichen Uebungen sind blosse Einschiebsel des verlegenen Uebersetzers.

Das ist der Mann, mit dem ich es bey der vorhabenden Jagd zu thun habe! Jammer Schade, dass er damals das Buch des Kabus noch nicht gesehen hatte, denn er hätte, freylich ohne mich zu nennen, mit der Falkenkunde bekannt thun können, welche ich S. 498—500 übersetzt habe und die in Hadschi Kalfa vor seinen Augen verborgen geblieben ist.

Noch mehr! Der Gegner hat die erbärmliche Gallandsche Uebersetzung des königlichen Buchs für eben so vortrefflich erklärt als er die meinige vor Herzensweh für unrichtig, für sinnlos, für verstümmelt ausgeben will. Ich werde ihn aber hier mit Galland etwas ins Gedränge bringen. Es ist wahr, wie ich schon in meiner Schrift geurtheilt, dass Galland das königliche Buch ganz erbärmlich übersetzt hat. So hat er sich in der Beschreibung der Jagd, welche ich S. 181—183 wörtlich übertrage, nicht finden können. Nur soviel hat er gesehn, dass von der Jagd die Rede ist. Um sie also nicht zu übergehen, hat er eine Jagd aus seinem Kopf geschaffen, meynend, dass Jagd Jagd sey, und hat sie in seine sogenannte Uebersetzung S. 5. 6 eingeschoben. Da es aber bey dem allen ein Mann von Verstande und Ueberlegung war: so war er der Verrücktheit nicht fähig, zu schreiben, dass Löwen und Leoparden zur Jagd abgerichtet und in Kisten oder auf dem Arm getragen gegen das Wild losgelassen worden. Er lässt zwar, was im Original nicht geschrieben ist, Löwen, Parder und Tyger bey der Jagd erscheinen,

aber nicht als j a g e n d e, sondern als g e j a g t e T h i e-re. Hier ist seine ganze Jagdbeschreibung, welche die Leser mit der meinigen vergleichen können, um zu sehen, was erdichten und übersetzen heisse,

Dès que le monarque fut arrivé dans la plaine, qui avoit eté choisie, l e s l i o n s, l e s l e o p a r d s, l c s t i g r e s, les cerfs, les daims, les liévres, les lapins et les renards furent dans une terrible epouvante au bruit des chevaux et aux cris des chasseurs; et si quelques uns d'eux etoient assés heureux pour eviter une grêle de fleches, dont l'air etoit obscurci, ils etoient aussitôt arretés par les c h i e n s, qui ne les epargnoient pas. En même tems les é p e r v i e r s et les f a u c o n s lachés de la main, après avoir à l'imitation de l'aigle, qui penétre jusqu'aux cieux, percé l'air et s'être elevé à perte de vüe, fondoient sur les oiseaux et se repaissoient de leur sang. La chasse enfin fut si complète, qu'en peu de tems on ne vit plus ni bêtes courir par la campagne, ni oiseaux voler dans l'air, et cela obliga Humajoun fal de la faire cesser.

Mit dieser französischen Uebersetzung hat meine deutsche nicht die geringste Aehnlichkeit. Darum heisst sie auch verstümmelt vom Gegner, der mit der Sache so unbekannt ist, dass es sich nicht aussprechen lässt. Ich würde erstere eine rechte Dollmetscher Uebersetzung nennen, wenn die Erfahrung nun nicht lehrte, dass der Wiener Dollmetscher hinter allen seinen Mitbrüdern noch weit zurückbleibt, indem er mit Löwen und Leoparden jagen will, wo Galland und Bratutti nur mit Falken und Hunden gejagt haben. Das ist der Mann, mit dem ich so leichtes Spiel habe, dass es nur Jammer Schade um mich ist, so geringer Anstrengungen gegen einen so unwürdigen Gegner zu bedürfen.

b. In der That was kann unwürdigers für den Menschen, entehrenders für die Erkenntniss und beleidigenders für Leser gedacht werden, als hier bey jeder Nummer, deren Menge so ungeheuer angewachsen ist, vom Gegner nichts als Behauptungen zu hören, ohne sie jemals von historischen oder wissenschaftlichen Beweisen unterstützt zu sehen. Es ist wieder die schnödeste Unwahrheit, zu sagen, dass man in Asien und namentlich unter den vormaligen osmanschen Kaisern mit Löwen und Panthern gejagt habe. Im Buche des Kabus ist das achtzehnte Kapitel ganz eigentlich der Jagd gewidmet. Es spricht aber nur von Jagdvögeln und Jagdhunden, kein Wort von Löwen und Panthern. Aus dem Artikel V. des zweiten Bandes d. D. als der Reisebeschreibung des Kjatibi Rumi, Abschnitt 8 ist zu ersehen, dass man in Ostindien Hirsche mit Hirschen, Büffel und wilde Thiere mit Elephanten fängt, aber nichts mit Löwen und Panthern. Im Artikel X. desselben Bandes von Bajezid II. und Selim I. wird von einem Erzjäger unter der Regierung des erstern gesprochen, man nennt alle seine Jagdthiere als Windhunde, Spürhunde und Jagdhunde, Kraniche, Habichte, grosse und kleine Falken, Bussharte und Sperber. Aber kein Wort von Löwen und Panthern! Blaise de Vigenére in seinen Erläuterungen zu Chalcondilas meldet, dass der osmansche Kaiser Bajezid I. sieben tausend Falken und andere Jagdvögel und sechs tausend Jagdhunde gehalten habe. Aber kein Wort von Löwen und Panthern! Man darf auch nur die Natur dieser Thiere kennen, um zu wissen, dass man bey gesundem Sinne nicht daran denken darf, sie zur Jagd abzurichten, wenn anders nicht die Abrichter oder andere Menschen von ihnen selbst gejagt seyn wollen. Schon Jeremias rief aus: kann auch ein Parder seine Flecke ändern! Nur ein Karthaginenser soll es versucht haben, für seine Person einen Lö-

wen zu bezähmen. Er ward aber darüber aus dem Lande verbannt, um es von einem gefährlichen Menschen und noch gefährlicherm reissenden Thiere zu befreyen. Der verstorbene Grossadmiral Ghazi Hassan Pascha zu Konstantinopel hatte zu meiner Zeit den tollen Einfall, zwey junge Löwen in seinem Zimmer zu halten, in der Hoffnung, sie zahm zu machen. Es waren aber kaum zwey Monate verflossen, als er nur durch Entschlossenheit sein bedrohetes Leben rettete, indem er mit dem im Gürtel getragenen grossen Messer beyde todtstach, nachdem zuvor mehrere Leute beym Eintritt in sein Zimmer bedrohet sich mit der Flucht gerettet hatten. Es gehört nicht hieher, wenn die römische Geschichte eines Löwen gedenkt, der einen Sklaven nicht zerriss, weil er ihm einst einen Splitter aus dem Fuss gezogen hatte. Es beweiset dies nur, dass selbst die wildesten Thiere oft dankbarer sind als Menschen.

c. Fürs Uebrige geht nun der Gegner zu seinem gewöhnlichen Handwerk über, einzelnen Wörtern des Originals in Meninski nachzuspüren, um Bedeutungen herauszuzwingen, die unkundigen Lesern Sand in die Augen streuen sollen. Zuförderst sagt er:

> Da, wo H. v. D. übersetzt, dass Raubvögel die Waldesel, die Hyänen und die Rehe tödten!!! steht im Text جوارح Raubthiere.

Meninski III. p. 406 erklärt dies Wort durch *volucres rapaces feraeque.* Der Hofdollmetscher hat also wieder nicht so viel Latein verstanden, um zu wissen, dass *volucres rapaces* im Deutschen Raubvögel und *ferae* überhaupt alles Wild bedeuten. Dass der Originaltext ihm durchaus verschlossen ist, wird Niemanden mehr befremden. Dass er ihn aber durch meine wörtliche Uebersetzung nicht fassen kann, wird immer unerhört bleiben. Ich muss zu dem Ende die Worte hersetzen, die in Frage sind:

von allen Seiten wurden Raubvögel ungebunden bald Vorschmecker des Bluts wilder Esel und Hyänen, bald Blasenspalter schnelllaufender Rehe.

Jeder sieht, dass im Texte nicht vom Tödten die Rede ist, wie der Mann sich einbildet, sondern vom Vorschmecken des Bluts und vom Blasenspalten. Er begleitet aber sein Tödten mit drey Ausrufungszeichen, um etwas sagen zu wollen, was er nicht recht auszudrücken vermogte. Man muss ihm erst die Worte aus dem Munde ziehen. Er will andeuten, dass wilde Esel, Hyänen und Rehe viel zu grosse Thiere seyen, als dass sie von Falken und Habichten als den obgedachten Raubvögeln getödtet werden könnten. Man kann es würklich zu den Zeichen der Zeit rechnen, dass ein Mann, der seinen Jahren nach dem Leilachen näher steht als der Kinderkappe, doch so unerfahren und unbelesen ist wie ein Kind, um sich vorzustellen, dass kleine Thiere keine grosse tödten können. Es ist kein Wurm so klein auf Erden, der nicht den grössten Landthieren wie den Menschen den Tod geben kann, wenn er ihnen an schwachen Stellen beykommt. Läuse können Menschen zu Tode fressen. Ein Vögelchen wie der Grünling verfolgt Raben und Krähen bis auf den Tod. Der kleine Schwerdtfisch nimmt dem ungeheuern Wallfisch das Leben, indem er ihm den Bauch aufschlitzt u. s. w. Auf der andern Seite ist hier noch gar nicht vom Tödten die Rede. Und da er sich von solcher Vogeljagd gegen Landthiere gar keinen Begriff machen kann: so muss ich ihm eine Erfahrung aus Asien vor Augen stellen, wo man sogar wilde Pferde mit Vögeln jagt. An der Küste des kaspischen Meeres im Lande, wo Urgenz die Hauptstadt ist, haben die Tataren viel wilde Pferde, welche sie mit ihren Falken fangen. Die Falken sind abgerichtet, auf die Köpfe der Pferde

herabzuschiessen, sie mit ihren Flügeln zu schlagen und so aufzuhalten, dass die Jäger Zeit gewinnen, die Pferde einzuholen und mit Pfeilen oder Säbeln zu tödten. *Voyage de Jenkinson p. 22 in Relations de divers voyages par M. Thevenot. à Paris 1696. Tom.* I. Eben so waren die Raubvögel, wie unser Verfasser sie vorstellt, abgerichtet, die wilden Esel und andere Thiere an ihren schwachen Seiten anzugreifen und sie mit ihren Schnäbeln oder Krallen zu fletschen und aufzureissen, damit die Thiere dadurch zum Stehen oder Fallen gebracht und von den Jägern mit Pfeilen oder Lanzen erreicht werden konnten. Wenn z. B. den Eseln und Hyänen eine Ader aufgeschlitzt oder dem Bysamsreh die Bysamsblase aufgespaltet ward, wie ich schon in der Note 2 zu S. 182 erklärt habe: so konnten die Raubvögel wohl das Blut vorschmecken, ehe die Jäger anlangten, aber mit den Thieren ging es deshalb noch nicht ans Sterben, als wozu der Aderlass nicht gemacht ist. Man will sogar sagen, dass die Bysamsrehe sich auf der Jagd die Blase selbst abreissen, um der weitern Verfolgung zu entgehen. Es sollten also nur die nacheilenden Jäger seyn, welche jenen durch die Vögel geschwächten Thieren das Garaus machen sollten. Das besagen ja die Worte,

> dass die Ohren wilder Thiere mit Gerufe der Jagenden, mit Flötentönen der Pfeile, mit Klageschällen der Bogen und mit Schmerzen der Lanzen angefüllt wurden.

Zum Lesen gehört Verstehen. Dies ist die Ursache, warum man ehemals im Mittelalter und noch jetzt unter den Morgenländern zum Gelehrten erfordert, dass er lesen und schreiben könne. Der Hofdollmetscher hat beydes noch nicht gelernt; denn ohne Verstand lesen und ohne Ueberlegung schreiben heisst nicht lesen und schreiben in jenem Sinn.

d. Er fährt fort:

Wo er ungebundene Raubvögel übersetzt, steht جوارح كسسته مهار Raubthiere, deren Halfter losgebunden wurden.

Dass seine Raubthiere in Raubvögel verwandelt werden müssen, ist bey lit. *c.* abgethan. Wie er aber unter seinen Raubthieren nach dem Vorhergehenden Löwen und Panther verstehen will: so können die Leser hier eine neue Probe sehen, dass der Mann nicht einen Augenblick seinen eigenen Worten getreu bleiben kann. Ein Paar Worte vorher liess er die Panther in Kisten führen und diese öffnen, sobald sich ein Wild in der Nähe zeigte. Hier lässt er sie an Halftern führen und von den Halftern losbinden, sobald sie jagen sollten, der Ungereimtheit nicht zu gedenken, dass er sich Raubthiere, wovon ohnehin im Original nicht die Rede ist, unter Löwen und Leoparden vorstellt, welche reissende Thiere heissen. Auf die andern beyden Wörter zu kommen, so erklärt Meninski كسسته *ghüsüsté* nur durch *ruptus, abruptus*, zerbrochen, abgerissen. Der Gegner muss also hier stillschweigend gestehn, dass er von mir die dritte Bedeutung losgebunden gelernt hat. Wider Willen musste er sie von mir annehmen, weil er merkte, dass man gebrochen oder abgerissen nicht mit Halfter zusammensetzen kann. Dies hätte ihn gerade zum Nachdenken bringen sollen, wenn er dessen fähig wäre. Denn das zweyte Wort مهار *mihar* bedeutet zwar ursprünglich Halfter und Zügel. Allein der Mann hat wieder nicht gesehen, dass das Wort hier bildlich für Schnur gebraucht worden, welche man den Jagdvögeln an den Fuss bindet, wenn man sie zur Jagd führt auf den Arm, der mit einem breiten ledernen Riemen bedeckt ist, worauf der Falke oder Habicht mit seinen Krallen ruhet, um mit letztern seinen Träger nicht zu verwunden. Beym Abrichten lässt man die

Vögel an der Schnur, das ist, gebunden aufsteigen, um sie zur Rückkehr zu gewöhnen. Bey der würklichen Jagd aber nimmt man ihnen auf dem Jagdreviere die Schnur ab, um sie ungebunden aufsteigen und nach Beschaffenheit ihrer Abrichtung auf Vögel oder Landthiere losgehen zu lassen; denn um ein Paar Tauben willen hat Bajezid nicht siebentausend Jagdvögel gehalten. Wer also im obgedachten Sinne zu lesen und zu schreiben versteht, weiss von selbst, was es heisse, wenn in der Uebersetzung gesagt wird, dass Raubvögel ungebunden auf wilde Esel, Hyänen und Rehe Jagd gemacht haben. Wenn da stünde, ungebundene Raubvögel: so könnte der Sinn zweifelhaft scheinen. Aber Raubvögel ungebunden ist etwas anders. Soviel kommt auf die Stellung der Worte an, welche zum Lesen und Schreiben gehört, als wovon der Gegner noch gar nichts gelernt hat; denn ohne Verstand und ohne Sachkenntniss lesen und schmaddern heisst nicht als Gelehrter lesen und schreiben können. Ich setze nur noch hinzu, dass man jene Fussschnur der Jagdvögel sonst im Persischen بند پاي مرغان oder بند تله zu nennen pflegt.

e. Der Gegner schliesst mit den Worten

und wo er sagt: Nachdem löwenartige Räuber und furchtbare Zerreisser Felder vom Weidevieh und Lüfte vom Geflügel gereinigt hatten, ist im Original چون شيران فتاک و هزبران هتاک صحراي چرندهدن پاک ايتديلر als reissende und grimmige Löwen (شير und هزبر sind *syn*) die Felder von kriechenden Thieren gereinigt katten. Man sieht klar, dass mit Panthern und Löwen gejagt wurde, welche ganz natürlich die Waldesel tödteten.

Vor allen Dingen bemerke ich, dass er هزبران un-

recht gelesen anstatt هزيران und dass er den Text ungetreu angeführt hat, denn auf چرندهدن folgen erst die Worte

وهواي پرندهدن پاك اتديلر

Aus Vergessenheit seiner selbst hat er meine Uebersetzung dieser Worte oben mitgetheilt

und Lüfte vom Geflügel gereinigt hatten.

Der Mann schneidet sich selbt alle Ehre ab. Man darf ihn nur von demselben Knäuel ablaufen lassen, worauf er sich selbst gewickelt hat. Er meynt, dass es aus seiner sogenannten Uebersetzung ganz klar sey, dass man mit Panthern und Löwen gejagt habe. Die Panther hat er in diese Stelle selbst nicht einmal hineingetragen. Aber es sey! Was sollen denn nun Panther und Löwen gethan haben?

sie haben, sagt er, die Felder von kriechenden Thieren gereinigt.

Wie hat wohl ein Mensch des gemeinen Menschen-Verstandes so sehr ermangelt, Gewürme von Panthern und Löwen jagen zu lassen. Kriechende Thiere heissen Gewürme und Insecten, wie alle deutsche Wörterbücher besagen und wie es schon im ersten Kapitel des ersten Buchs Mosis heisst: alles Gewürm, was auf Erden kreucht. Hinterher will er noch nachschieben, dass Löwen ganz natürlich die Waldesel töteten. Wenn Löwen und Panther da gewesen wären: so würden sie ganz natürlich nicht bloss die Waldesel, sondern auch alle hunderte von Menschen getödtet haben, welche die Jagd-Gesellschaft ausmachten. *Tscherendé*, was er durch kriechende Thiere verdeutschen will, heisst bey Meninski II. p. 351 *pascens animal*. Eben so ist das Wort in einer Glosse am Rande einer meiner Handschriften erklärt اوتلرجانور. Beydes bedeutet Weide-Vieh.

Wilde Esel, Rehe, Hasen und alle Thiere, die nicht fleischfressend sind, müssen von der Weide leben.

Die reissenden und grimmigen Löwen des Hofdollmetschers haben zu seiner Ehre noch mehr gethan als die Erde von kriechenden Thieren oder Würmern zu reinigen,

sie haben auch die Luft vom Geflügel gereinigt.

Wer hat wohl je des Menschenverstandes so sehr ermangelt, Panther und Löwen auch in der Luft jagen zu lassen! Leser, die der Sprache unkundig sind, ahnden nicht, dass solche Tollheiten von der groben Unwissenheit des Gegners herrühren, sie werfen daher die Schuld auf den Verfasser. Darum kann man sich über solchen gräulichen Unfug nicht stark genug ausdrücken, weil er die unschuldigen und geistvollen Morgenländer so sehr entehrt. Es ist noch übrig, die andern Worte, welche er oben aus dem Original herausgegriffen hat, zu erklären. Um dahin zu gelangen, muss ich auf ein vorhergegangenes Wort zurückgehen.

f. Als er bey lit. *c.* sich verlauten liess, dass جوارح Raubthiere statt Raubvögel im Texte stehe: so setzte er hinzu

und weiter unten zweymal يوز Panther, welches Hr. v. D. diesmal durch Spürhunde übersetzt.

Ich musste diese Albernheit bis hieher versparen, um seine Panther und Löwen in den Ausdrücken, worin er sie sucht, hier zusammen zu nehmen; denn dass sie überhaupt bey der Jagd nicht erscheinen konnten, ist schon bey lit. *a.* und *b.* bewiesen.

Erstlich bey No. 86 ist das türkische Wort يوز *juz* Anblick vorgekommen, wo er es für das persische Wort desselben Lauts, Panther, ausgeben wollte, um den Panther an die Stelle des Löwens zu setzen, der das Bild der Sonne ist. Hier haben wir nun dasselbe persische Wort, was unter andern die

Bedeutung von Panther hat, welchen er, wie jener pohlnische Unterofficier, wieder an die Stelle des Spürhundes bringen will. Zuerst lasst uns Meninski hören IV. p. 1195, wo *juz* erklärt wird *panther seu pardus. Canis ferarum odorator, vestigator, quo ad venandum utuntur.* Dies bisschen Latein ist freylich dem Hofdollmetscher zu hoch gewesen. Aber die Leser sehen in der zweyten Bedeutung den Spürhund.

Zweytens. Diese Spürhunde in Tygergewand پلنكينه پوش, wie sie S. 182 bezeichnet werden, geben sich durch dies Beywort von selbst zu erkennen. Das Beywort kann auch übersetzt werden in Leopardengewand, indem *pelenkj* beydes, Tyger und Leopard, bedeutet. Wenn nun von Panthern oder Leoparden die Rede wäre: so könnte beydes nicht von ihnen gesagt werden, weil sie kein Tygerfell haben, und weil sich von selbst versteht, dass Leoparden mit Leopardenfell zur Welt kommen. Dagegen sind gerade die Spürhunde mit einem Felle ausgestattet, was mit den Farbenflecken und Haaren der Tyger und Parder Aehnlichkeit hat. Dies weiss jeder, der nur ein einziges mal die Jagdhunde des osmanschen Kaisers von Konstantinopel hat nach der Sommerwohnung bringen gesehen. Man findet ja auch ähnliche Hunde bey deutschen Jägern.

Drittens. In Gemässheit der im Original gewöhnlichen Sinndoppelungen, wovon ich bey No. 65 gesprochen, wird unmittelbar nachher derselbe Gedanke von den Spürhunden mit andern Worten wiederholt,

> Hunde mit Löwenklauen vertrieben sich die Krankheit des Hundshungers durchs Saufen des Bluts der Hasen und durchs Fressen des Fleisches der Füchse.

In dieser Sinndoppelung, welche, wie ich in meiner

Schrift gezeigt habe, den vorhergegangenen Satz ererklären muss, kommt der Hund zweymal vor. Das eine mal mit dem persischen Worte سگ *segh* und das andere mal bey Hundshunger mit dem arabischen Worte كلب *kjelb*. Der Hundshunger selbst bezeichnet die Hunde-Natur und nicht die Leopardische. Und wie der Hund im ersten Satz mit dem Tyger- oder Leopardengewand vorgestellt wird: so erscheint er im zweyten mit Löwenklauen, weil es eine Art zottiger Jagdhunde giebt, welche den Löwenklauen ähnliche Zottelklauen haben, wie sie der Gegner bey No. 86 dem Panther beylegen wollte, der ein kurzes Haar hat. Von dieser Stelle geht der Verfasser auf die Raubvögel über, um zu beschreiben, was sie in der Luft ausgerichtet haben, und sodann wiederholt er in acht persischen Versen, was er uns zuvor in Prose gesagt, indem er

Viertens mit der Jagd der Vögel, wie zuvor, beginnt, und dann zu den Hunden übergehet in den Worten:

> Von allen Seiten schossen Spürhunde aus Hinterhalten hervor.
> Wege der Rettung wurden Rehen versperrt.
> Vorm Laufe scharfspürender Windhunde
> wurden offene Wege Gemsen zu eng.

Im ersten Verse sind Spürhunde mit dem Worte يوزان *juzan* benannt, und im dritten Verse heissen die Jagdhunde *tazijan*. Beyde Wörter sind persisch. Wenn der Hofdollmetscher gewusst hätte, dass das letzte Wort zugleich die Bedeutung von arabischen Pferden habe: so würde er, wie jener pohlnische Unterofficier, auch Pferde als jagende Thiere gleich Panthern und Löwen haben auftreten lassen, während dass wir andern es nur mit Raubvögeln und Hunden nach dem Sinne des Verfassers zu thun haben.

Fünftens. Nachdem der Verfasser auf solche

Art die Jagd selbst beschrieben und die jagenden Thiere nahmhaft gemacht hat, welche auf der Erde und in der Luft gebraucht worden: so zeigt der Verfasser zum Beschluss, wie die Jagd sich geendigt habe, indem er sagt:

> Nachdem also löwenartige Räuber und furchtbare Zerreisser Felder vom Weidevieh und Lüfte vom Geflügel gereinigt hatten: so liess Humajun Fal den Teppich des Vergnügens der Jagd — zusammenwickeln, (das heisst, er hob die Jagd auf und kehrte zurück.)

Wie nun der Gegner dort aus den Hunden Panther hervorgaukeln wollte: so will er hier aus den Beywörtern der Räuber und Zerreisser Löwen herausspringen lassen. Wenn er nur jemals etwas von der Auslegungskunst gehört hätte und irgend eine Sache in ihrem Zusammenhange zu übersehen geschickt wäre: so würde er, wie schlecht es auch um die Sprachkenntniss mit ihm steht, doch so viel eingesehen haben, dass in den Schlussworten, welche eine Beschreibung recapituliren sollen, nichts neues vorkommen und nicht mehr gesucht werden kann, als in der Beschreibung selbst gestanden hat. Da also in letzterer nur Jagdvögel und Hunde genannt worden: so versteht es sich nach jener Regel der Hermeneutik von selbst, dass in den Schlussworten von keinem Löwen die Rede seyn kann, woran ohnehin kein Mensch von gesundem Verstande einmal denken konnte.

Sechstens. Um indessen zu sehen, wo der Mann die Löwen sucht: so steht im Original شيران فتاك. Das erste Wort *schiran* heisst Löwen, und das andere *füttak* bedeutet *audaces*, *fortes*, *latrones*, wie man bey Meninski sehen kann III. p. 857. Welcher verständige Mensch wird in diesen drey Bedeutungen den Begriff von reissend oder grimmig

finden, um grimmige Löwen herauszubringen! Doch das ist das wenigste. Was ich noch zu sagen habe, wird von neuem beweisen, wie unglaublich roh der Mann im Persischen ist. Jene zwey Wörter können auf zweyerley Art erklärt werden. Entweder sind es zwey Substantive, deren erstes vom zweyten nach den Regeln der Grammatik regiert wird. In diesem Falle bedeuten sie Räuber der Löwen, das ist, die Jagdhunde, welche die Löwen gejagt oder vom Jagdfelde weggeraubt oder weggefangen haben. Davon ist aber nicht die Rede, weil nicht auf Löwen, sondern auf Weidevieh Jagd gemacht worden, wie die Beschreibung lehrt. Man sieht wenigstens, dass eine ganz entgegengesetzte Bedeutung herauskommt als der Gegner geträumt hat. Er will jagende Löwen daraus machen, während das es umgekehrt auf gejagte Löwen gedeutet haben würde. Dass jene Bedeutung der persischen Grammatik, von deren Daseyn der Gegner noch gar nichts gehört zu haben scheint, völlig angemessen sey, zeigen sehr bekannte ähnliche Redensarten, z. B.

شير افكن ein Erleger der Löwen, das ist, ein tapfrer Mann

مرد شير افكن ein Mann der Löwen bezwingt

شير كش ein Tödter der Löwen. So nennt man sogar die friedsamen Tauben, weil sie durchs Geklatsche ihrer Fittige beym Auffliegen die Löwen erschrecken.

Oder das *schiran* ist bey *füttak* als Beywort gebraucht und wird dann als Adjectiv angesehn, und bedeutet Löwen-Räuber. Weil aber dies im Deutschen zweydeutig ist, indem man auch die erstere Bedeutung, Räuber der Löwen, hineinlegen könnte: so habe ich, wie es der rechte Begriff mit sich bringt, löwenartiger Räuber übersetzt.

Auch dies lässt sich mit ähnlichen Redensarten belegen, z. B.

شیرمرد oder شیرمردان Löwen-Mann oder Löwen-Männer, das ist, die so beherzt und tapfer sind wie Löwen, also löwenartige Männer.

شیرسگی Löwen-Hund oder löwenartiger Hund. So nennt man im Persischen gerade den Windhund, dessen man sich auf der Jagd bedient.

Um in diesem zweyten Sinne das Wort zu erklären, pflegen die Perser zu sagen:

مراد از شیر مرد ظالمست das ist, unter Löwen versteht man Gewaltthäter.

Mehr kann ich doch wohl nicht thun, als dem Hrn. Hofdollmetscher, wie hier geschehn, شیرمادر das ist, Muttermilch einzulöffeln. Ich musste anch diese Bedeutung beyfügen, denn er würde das Wort für Löwen-Mutter genommen haben.

Aus dem allen erhellet nun, dass der Verfasser im Schlusse seiner Beschreibung die zuvor so oft genannten Jagdthiere nicht wiederholentlich bey ihrem Namen nennen, sondern sie durch metaphorische Benennungen kenntlich machen wollte. So sind also bey ihm die löwenartigen Räuber nichts anders als die Spür- und Jagdhunde, welche schon seit ewigen Zeiten bey den Persern, wie obgedacht, löwenartige Hunde heissen. Diese Thiere waren es, welche

die Felder vom Weidevieh gereinigt hatten.

Nämlich die Jagdvögel hatten das Weidevieh angejagt, dann hatten die Jäger es angeschossen, und hinterher hatten die Jagdhunde, deren Menge man nach den Hundeställen des oben erwähnten Kaisers Bajezid I. ohngefähr berechnen kann, die hatten das gefällte Weidevieh zerrissen und gefressen, so dass

die Felder davon ausgeraubt oder ausgeleeret worden. Man halte dagegen die läppische Jagd des Hofdollmetschers, der die Löwen gebrauchen will, die Felder von kriechenden Thieren oder Würmern zu reinigen. Wehe der orientalischen Litteratur unter solchen barbarischen Händen! Ich gebrauche dies Wort im Sinne der Araber, bey welchen Barbar ein Anfänger, ein roher und unerfahrner Mensch heisst, der nicht mitsprechen darf.

Siebentens. Wie die Jagdhunde im Schlusse als löwenartige Räuber erscheinen: so sind die Jagdvögel unter der Figur furchtbarer Zerreisser nahmhaft gemacht, welche die Lüfte vom Geflügel gereinigt hatten. Im Original steht هزيران هتاك *heziran hüttak*. *Hezir*, Plural, *heziran* ist arabisch wie *hüttak*! Das erste heisst *spectabilis*, *formidabilis*. Man sagt auch هزير بانهيب schreckhaft, furchtbar, Das andere bedeutet *dilaniatores*. *dilaceratores*. Die Wahrheit zu sagen, hat der H. Hofdollmetscher mit *heziran* nicht fertig werden können, weil ihm Meninski dabey gar nicht zu Hülfe gekommen ist. Er hat also das Wörterbuch solange geblättert, bis er auf ein Wort gestossen ist, was er unterschieben zu können meynte. Es war ihm höchst willkommen, weil es nur ein *b* an die Stelle des *je* setzt und هزبران *hizebran* lautet und Löwen bedeutet, so dass es ihm zugleich dazu diente, seine Löwen aufspüren zu lassen, welche mit seinen Panthern, lächerlich genug, die Lüfte vom Geflügel wie die Erde von Gewürmen reinigen sollen; denn dergleichen Anstände sind für ihn Kleinigkeiten, er sieht aufs Wort, nicht auf Sinn noch Zusammenhang. Wenn er des Sinnes der Sprache mächtig wäre: so würde er verstanden haben, dass *hizebran hüttak* keine andere Erklärung leiden könne

als das vorhergegangene *schiran füttak*; denn es könnte nur aus vorigen Gründen bedeuten entweder Zerreisser der Köwen oder löwenartige Zerreisser. Ersteres ist unmöglich, weil Falken, Habichte und andere Jagdvögel keine Löwen zerreissen können und auch keine Löwen zu zerreissen hatten. Das andere ist gegen den Sprachgebrauch, weil Morgenländer die Vögel mit Löwen zu vergleichen nicht gewohnt sind, wie dies auch bey keiner Nation auf Erden geschieht. Gleichwohl kann hier nur allein von Jagdvögeln die Rede seyn, weil es weder Menschen noch Landthieren noch Fischen gegeben ist, die andern Vögel in der Luft zu jagen. Nur Jagdvögel haben die Herrschaft in der Luft auszuüben. Dies alles führt von selbst auf meine Lesart *heziran* furchtbar. Jagdvögel sind furchtbar durch ihre Krallen und Schnäbel und durch beyde zerfletschen sie Tauben, Rephühner, Haselhüner und anderes Geflügel, was der Stärke scharfer Krallen und schneidiger Schnäbel unterliegen muss. Ich werde aber noch einen Beweis von besonderer Art geben, der freylich für den Hofdollmetscher äusserst neu und paradox seyn muss. Ich habe zwar schon bey No. 39 43 und 70 den Gegner darüber belehrt. Es muss aber wiederholt werden, was er begreifen soll. Wie nämlich die Sinndoppelungen uns den Sinn zweyer Sätze, des einen durch den andern, erklären, als wovon ich kurz zuvor unterm dritten Absatze eine Probe gegeben habe: so haben die dem Verfasser so gewöhnlichen Wohllaute oder Reimlaute, worin er ein Wort gegen das andere zu stellen weiss, den grossen Nutzen für den, der das rechte Ohr dazu hat, dass sie uns ohne Mühe die rechte Lesart erkennen lassen, wenn sie in der Handschrift zweifelhaft seyn oder von Gegnern mit verdorbenen oder ungeübten Ohren streitig gemacht werden sollte. Der Verfasser hat bey der vorhabenden prosai-

schen Stelle die Künstlichkeit angebracht, dass er im ersten Satze lauter Wörter von zwey oder drey Lauten aufgestellt und ihnen im zweyten Satze lauter Wörter von zwey oder drey ähnlichen Lauten entgegengesetzt hat, so dass man beym bedächtlichen Lesen nichts als Wohllaut oder Reimlaute hört. Um dies jeden Leser empfinden zu lassen, will ich die Wörter eins unter das andere gestellt hier in lateinischen Buchstaben folgen lassen.

dschun	*schirani füttak sachraji* *tscherendeden* *hezirani hüttak hawaji* *perrendeden*	*pakj* *itdiler.*

In dieser Stellung der Worte würde die deutsche Uebersetzung, freylich ohne Reimlaute, so zu stehen kommen, ohne eine Wort mehr als das Original zu enthalten.

Nach- dem	löwenartige Räuber Felder vom Weidevieh furchtbare Zerreisser Lüfte vom Geflügel	gereinigt hatten.

Nun nehme man *heziran* weg und werfe *hizebran* an dessen Stelle: so wird der erste Reimlaut in den beyden Anfangswörtern fehlen, denn die Sylbe *zebr* klappt nicht auf *schir*, wohl aber *zir*, wobey zu merken ist, dass *z* wie ein weiches *s* ausgesprochen werden müsse, wie schon von Meninski in seiner Grammatik p. 10 Edit. II. gesagt worden. Es versteht sich also von selbst, dass *hizebran* Löwen statt *heziran* furchtbare hier gar nicht her gehört. Das Wort würde knarren anstatt wohlzulauten.

So vieler Worte hat es bedurft, um die Menge Irrthümer und Unwissenheiten nachzuweisen, welche der Hofdollmetscher sich in zwey Zeilen hat zu Schulden kommen lassen. So arg hat es noch kein

Dollmetscher gemacht! Gewiss die Gallands, Cardonne's, Bratutti's und alle Dollmetscher und Sprachknaben zu Konstantinopel müssen gegen ihn gerechnet als Lichter der Welt angesehen werden! Man hat bey No. 68 gehört, dass er das königliche Buch für so leicht verständlich ausgeben wollte, gerade weil ichs von gewissen Seiten schwer genannt hatte. Nun sieht man hier, wie sich Beweise auf Beweise häufen, dass er keine Zeile, kein Wort vom Buche versteht. Nicht einmal meine wörtlich getreue Uebersetzung kann ihn zum Verständniss des Buchs verhelfen. Wie wahr ists doch, dass nicht alle Köche sind, die lange Messer anhaben. Er hat sich zu seinem eigenen Unglück eingebildet, am obersten Orte der Dollmetscherey zu sitzen, er muss aber zuvor am untersten schwitzen, wenn aus ihm jemals etwas Mittelmässiges werden soll.

89. Er ist aber selbst zum Mittelmässigen schon ganz und gar verdorben, weil er durch seine entsetzliche Vermessenheit alles Gefühl seiner Schwächen verloren hat, als womit man anfangen muss, wenn man hoffen will, etwas zu lernen. Wir haben kaum gesehen, wie er Hunde und Vögel für Panther und Löwen und Falken für menschliche Glieder ausgegeben: so werden wir ihn bey ähnlichen Dummheiten gleich wieder dieselbe freche Sprache führen hören, ohne sich und den Lesern die geringste Rechenschaft von seiner Behauptung zu geben. Ich habe S. 186 übersetzt:

Am Ufer des Flusses sitzend und das Leben
in Eintracht hinbringend,
wird uns dieser Rath die Welt vergessen
lassen.

Der Hofdollmetscher spricht dagegen:

Ist es möglich, so zu übersetzen? Hier das schöne persische Distichon.

برلب جوي نشين و كذر عمر ببين
كاين اشارت زجهان كذران مارابس

Sitze am Ufer des Flusses und betrachte die
Vergänglichkeit des Lebens,
Für uns ein hinlänglicher Wink, dass hienieden alles verschwindet.

Wahrlich der Mann muss mit Blindheit geschlagen seyn, wie es freylich jeder ist, der die Sache nicht versteht. Von seiner Uebersetzung steht nichts im Original, welches er nicht bloss selbst mittheilt, sondern sogar schön nennt, zum Zeichen, dass das Unverstandene bey ihm Schönheit heisst. Ich will ihm wieder die Muttermilch darreichen, indem ich alle Worte analysiren werde, wie man es für Kinder zu thun pflegt.

a. Vor allen Dingen muss er die persische Conjugation lernen. *Neschin* ist das Participium, *sedens*, sitzend, wie ich übersetze, und nicht der Imperativ, sitze, wie er sich nicht schämt zu schreiben. Der Imperativ lautet *bineschin.*

b. Wenn also sein erster Imperativ kein Imperativ ist, so folgt schon von selbst, dass sein zweyter Imperativ, betrachte, noch weniger ein Imperativ seyn kann, indem ein Participium und ein Imperativ sich nicht durch das Bindewörtchen und mit einander construiren lassen.

c. Die Sache ist aber noch schlimmer. Sein vermeynter zweyter Imperativ betrachte ببين ist ein arabisches Substantiv بين *beïn conjunctio*, *concordia*, Meninski I. p. 653 mit der vorgesetzten Präposition ب *bi* in oder mit. Im *Enwari suheili*, woraus die beyden Verse genommen sind, ist sogar die Präpositio به *bih* in oder mit vorgesetzt, ohne mit بين *beïn* verbunden zu seyn, so dass man sich daran

unmöglich irren kann. Wenigstens steht es so in meinem Exemplare.

d. Wie nun sein betrachte wegfällt: so kann man sich leicht vorstellen, dass seine Vergänglichkeit des Lebens mit dem falschen Imperativ ebenfalls über den Haufen gehen müsse. Es ist indessen kurzweilig zu hören, wie sich der Mann die Vergänglichkeit des Lebens herausgedrehet hat. Leben steht im Original, wie es auch in meiner Uebersetzung zu sehen ist. Aber das Wort *ghüzer* heisst bey Meninski *transi, praetermitte, transiens, praetermittens* und *transitus, vadum* IV. p. 43. Den Imperativ hat er nicht gebrauchen können, weil er sich schon einen aus seinem Kopfe an betrachte, gezimmert hatte. Das Participium hinbringend oder vorüberlassend wollte er verwerfen, weil ichs in meine Uebersetzung aufgenommen habe. Er fällt also über das Substantiv *transitus* oder *vadum* her und will es uns mit Leben verbunden für Vergänglichkeit des Lebens geben. So monströs ist alles im Kopfe des Hofdollmetschers. Das persische Substantiv *ghüzer* bedeutet einen Ort, wo man durchgehet, weshalb Meninski es durch *vadum* Fuhrt erläutert. Also würde es lauten eine Fuhrt oder ein Uebergangsort des Lebens, das ist, ein Ort, wo das Leben rechts, links oder geradeaus geht, Man könnte wohl den Mutterleib eine Fuhrt oder einen Uebergangsort des Lebens nennen. Aber beyde Wörter zu Vergänglichkeit der Lebens zu verdrehen, kann Niemandem einfallen, der im Sinne der Morgenländer zu lesen und zu schreiben versteht. Mit dieser Analyse ist zugleich die unumstössliche Richtigkeit meiner Uebersetzung des ersten Verses erwiesen.

Am Ufer des Flusses sitzend und das Leben
in Eintracht hinbringend.

e. Was den zweyten Vers betrifft: so hat er ihn

ganz aus seiner Einbildung geschmiedet, indem das einzige, falsch verstandene Wort, Wink, ausgenommen, alle übrigen Ausdrücke, für, ein hinlänglicher, dass, hiernieden, alles, verschwindet im Original nicht einmal angedeutet, geschweige ausgesprochen worden. Das Original solls zeigen.

Das dem Pronomen این vorgesetzte کف *kjef* steht nicht in meinem Exemplar und ist auch als Lückenbüsser ganz überflüssig.

f. اشارت *ischaret* heisst bey Meninski Zeichen, Wink. Es hat aber noch viele andere Bedeutungen, die bey Meninski nicht zu lesen sind, als Lehre, Rath u. s. w. Die letztere Bedeutung gehört hieher, wovon ich die Ursache, wenn ich auf den Sinn des Ganzen komme, erklären werde. Auch ist in meiner Haupthandschrift am Rande das Wort نصيحت *nasihat* Rath angemerkt, es sey, dass der Glossirer das Wort hat gegen *ischaret* austauschen oder wenigstens zu verstehen geben wollen, dass letzteres im Sinne des ersteren genommen werden müsse, wie es nach dem Zusammenhange nicht anders seyn kann.

g. Das Wort مارا *mara* uns steht ganz zu Ende des Verses, wo es von dem unmittelbar vorhergehenden Worte *ghuzeran* regiert wird, und kann also nicht zu des Hofdollmetschers Winke mit der erdichteten Preposition für gegen alle Construction und gegen allen Sinn gezogen werden.

h. ز جهان *zi dschihan* heisst von, vor oder aus der Welt. Wenn des Gegners hiernieden von *dschihan* gebraucht werden könnte: so müsste wenigstens die Präposition ب *bi* oder به *bih* oder في *fi* in anstatt *zi* vorgesetzt seyn, um in der Welt herauskommen zu lassen. Es ist aber zu wissen,

dass die Perser, wie Araber und Osmanen, wenn sie von hiernieden als von der vergänglichen Welt reden wollen, nach dem Sprachgebrauche niemals das Wort *dschihan* sondern immer دنيا *dünja* schreiben. Der Grund ist, weil *dschihan* von beyden Welten gebraucht wird دو جهان *du dschihan*, kein Mensch aber darf sagen, *du dünja*. Der Gegner muss lesen lernen, um sich mit dem Sprachgebrauch bekannt zu machen. Hierzu kommt, dass *dschihan* Welt wie *alem* im engeren Sinne zugleich Reich oder Staat bedeutet. Dieser Begriff liegt gerade zum Grunde, wenn der Dichter spricht:

> Dieser Rath wird uns die Welt vergessen machen.

Das heisst mit andern Worten, wir werden uns die Welt- oder Reichsgeschäfte aus dem Sinn schlagen, um der Ruhe für den Augenblick zu geniessen. Gedachte Bedeutung von *dschihan* und *alem* steht freylich nicht in Wörterbüchern. Aber Wörterbücher sind auch nur für Anfänger gemacht. Wer weiter hinaus will, muss sich darauf legen, zu lesen und zu schreiben zu verstehen, welches die Sprachgelehrsamkeit mit in sich sasst.

i. Ghuzeran ist das Participium vom verbo transitivo كذرانيدن *ghuzeraniden* vorübergehen lassen, nicht achten lassen. Dem Hofdollmetscher musste es freylich unbekannt bleiben, weil es nicht bey Meninski anzutreffen ist. Darum verwechselte er es mit dem obgedachten Particip *ghuzer*, um sein verschwinden herauszuzerren, wiewohl auch dies wieder falsch seyn würde, indem vorübergehen und verschwinden in allen Sprachen der Welt zweyerley Dinge sind. *Ghuzeran* steht hier für die dritte Person des praes. Indic. كذراند lässt vorübergehen. Wenn nun der Perser

spricht: dies oder das lässt uns vor der Welt vorübergehen: so hat es im Deutschen den Sinn, dass es uns von Mühen und Sorgen der Welt- oder Reichsgeschäften abziehet, und dass heisst denn wieder auf gut Deutsch, dass es uns die Welt vergessen lässt, wie ich übersetzt habe, als wodurch der persische Idiotismus in den deutschen Idiotismus übertragen worden.

Das allerletzte Wort des zweyten Verses بس *bes* hat hier gar keine Bedeutung sondern steht zum Lückenbüsser da.

So ist denn auch die Richtigkeit meiner Uebersetzung des zweyten Verses unwiderleglich erwiesen. Ich pflege meine Uebersetzungen nicht eher als vollendet anzusehen, als bis ich mich versichert habe, dass sie zuverlässig sind.

k. Wie also aus dem allen klar ist, dass der Gegner kein einziges Wort in dem schönen Distichon verstanden: so zeigen schon seine eigenen Worte, nach ihrem Sinne betrachtet, dass sie nur der Ausdruck des Unverstandes sind; denn um die Vergänglichkeit des Lebens zu betrachten, darf man sich nicht erst ans Ufer des Flusses setzen, wo man sie leichter vergessen könnte als mitten im Gewühl der Welt und Geschäfte, wo man die Menschen täglich steigen und fallen und sterben und alle Dinge sich umkehren sieht. Und welches Resultat soll denn die Betrachtung der Vergänglichkeit herbeyführen? Es soll ein hinlänglicher Wink für uns seyn, dass hiernieden alles vergänglich sey oder verschwinde! Nein, so ungereimt und sinnlos kann kein Morgenländer sprechen. Das kommt aber davon, dass der Gegner aller Ueberlegung beraubt ist, um den Zusammenhang desseu zu fassen, was er mit stieren Augen geschrieben vor sich sieht. Dies ist das letzte, was ich hier noch zu entwickeln habe. Das

ganze Distichon bezieht sich darauf, dass der Wezir seinem Kaiser gerathen hatte, während der schwülen Hitze sich nach einem nahe belegenen Berg zu begeben, der mit schönen Bächen und blumenreichen Wiesen umgeben sey, um sich daselbst unterm Schatten der Alleen zu erholen und zu erlustigen, welche am Ufer des Flusses standen. Dann setzt er hinzu:

Am Ufer des Flusses sitzend und das Leben
in Eintracht hinbringend,
wird uns dieser Rath die Welt vergessen
lassen.

Und so wird nach diesen Versen gesagt, dass nach diesem Rathe des Wezirs der Kaiser sich an jenen Ort begeben habe. S. 186

Noch einmal halte man die Uebersetzung des Gegners gegen diesen Zusammenhang, um aufs lebhafteste zu empfinden, wie vom Imperativ an bis zum verschwinden alles getollmatscht oder der Sinn des Originals zermatscht ist. Und wenn das nun bis hierher im Laufe von 89 Nummern bey jeder Zeile, bey jedem Worte geschehen, wo der Gegner nicht bloss wörtlich getreue Uebersetzungen vor sich hatte, sondern auch im Besitze der Musse war, alle Wörterbücher und die ganze wiener Schule zu Hülfe zu nehmen: so mag ich nicht hinhören, wie es beym mündlichen Dollmetschen hergehen mag, wo auf der Stelle aus dem Munde in den Mund übersetzt werden soll. Ich weiss freylich, wie es in solchen Fällen hergeht. Ich habe im Vorbericht zu den Wesentlichen Betrachtungen des Resmi Achmed Efendi zum dritten mal das ganze Geheimniss wiederhohlt, was Porter und Rhoe lange vor mir entdeckt haben. Es ist auch den Morgenländern selbst nicht unbekannt, denn leider! ist es ihr Fell, woraus Dollmetscher die Riemen schneiden. In der persischen Sprache heisst Dollmetscher, *interpres*, کلچی *kjeletschi.*

Nach der Grundbedeutung will es nichts anders sagen, als ein Erdichter, ein Mann, der andern etwas aufbindet oder weiss macht. Die Perser sprechen auch im Zeitworte کله کردن *hjelé kjerden* erdichten, vorspiegeln. Das Substantiv ist auch bey den Osmanen üblich. Meninski, wenn er gleich das Wort gekannt hätte, hat sich sehr gehütet, es in sein Wörterbuch aufzunehmen. Doch genug hiervon! Wir wollen weiter gehen, wo sich alle vorige Bemerkungen bey jeder Nummer von selbst wiederholen werden.

90. Der Hofdollmetscher schreibt:

So nimmt S. 196. der Bienen-König mit der Zunge des Augenblicks Versprechung an, dass u. s. w. Wir rügen hier die unrichtige Uebertragung des Ausdrucks زبان حال ايله, weil derselbe häufiger im Humajun Namé vorkommt. Der türkische Ausdruck will sagen: mit der Zunge des Zustandes, der natürlichen Sprache, der Dinge, der Ereignisse. Hr. v. D. hat auch oben S. 191 übersetzt: der König und die Beamten hielten diesen paradisischen Ort für das angenehmste Glück, und sagten alle mit der Zunge des Augenblicks diese Verse her. Man begreift nicht, was die Zunge des Augenblicks bedeuten soll. Der Orientaler will sagen, sie recitirten diese Verse nicht würklich, sondern زبان die Zunge, der Ausdruck, die Sprache ihres حال Zustandes, ihrer Empfindungen schien jene Verse hersagen zu wollen.

Wo der Mann hintreten mag, findet er sich in Finsterniss; er gesteht selbst, nicht zu begreifen, und doch will er erklären, wass er nicht weiss. Man sieht es seinem Geschwätz an, dass er selbst nicht

weiss, was er sagen will. Man kann also auch ins Einzelne desselben nicht eingehen. Nur so viel muss ich bemerken, dass jener Ausdruck in der türkischen Sprache vorkommt, aber deshalb an sich nicht türkisch ist. *Zeban* Sprache, Zunge ist persich und *hal* Zustand, gegenwärtiger Augenblick ist arabisch. Der letzteren Bedeutung wegen wird auch das tempus praesens der Zeitwörter in der arabischen Grammatik *hal* genannt. Auf der andern Seite ist es ja ungereimt, dass die Zunge scheinen soll, etwas hersagen zu wollen, ohne es herzusagen, während dass der Verfasser schreibt, dass sie würklich gesprochen habe. Im Grunde ist gar nichts gesprochen worden, weil der Verfasser die ganze Scene erdichtet hat. Allein er hat sie vorgestellt, wie sie sich täglich im gemeinen Leben zu ereignen pflegt; denn wenn religiösgesinnte Leute von einem angenehmen Ereigniss überrasscht werden: so ist das erste, was ihnen auf die Zunge kommt oder was sie sprechen, der Dank gegen Gott, gerade wie die Verse lauten

O Gott! wir danken dir u. s. w.

Das heisst, mit der Zunge des Augenblicks sprechen. Und so verhällt sichs in allen übrigen Fällen, wo die Zunge vom Augenblick getrieben in Worte ausbricht. Der Ausdruck findet sich nicht bloss im königlichen Buche und in andern Schriften, sondern wird auch im Umgange mit Gelehrten gehört. Als mir in solcher Gesellschaft die Redensart einst vorkam lange zuvor, ehe ich das königliche Buch gelesen hatte: so bat ich mir eine Erläuterung aus, und diese ist es, welche ich zur Note 2 S. 191 benutzt habe, wo ich sage:

> Mit der Zunge des Augenblicks reden heisst, aus dem Stegereif sprechen, was sich im gegenwärtigen Augenblicke zu Sachen und Umständen passt.

Ist es nicht klarer Unverstand, zu schreiben, dass man nicht begreife, was die Zunge des Augenblicks

bedeuten solle, während dass ichs selbst erklärt habe? Schon Meninski III. p. 128 hat das Wort erklärt, wenn er schreibt: *lingua rei aut statui accommodata.* Dies sind die Wörtchen, woraus der Hofdollmetscher seinen Brey zusammengerührt hat, ohne Salz daranzuthun. Er weiss noch nicht, was der Perser نمكدار در كفتار das Salzfass im Reden zu nennen pflegt. Kurz was der Deutsche aus dem Stegereif sprechen, und der Franzose *inpromtu*, und der Araber بديهي *bedihi* nennt, heisst bey Persern und Osmanen mit der Zunge des Augenblicks reden. Unter allen Nationen wird es gerühmt, ohne Vorbereitung etwas Gedachtes und Verständiges zu sagen zu wissen. Es ist kein Wunder, dass es dem Gegner unbegreiflich geblieben, der etwas Gedachtes und Verständiges nicht einmal zu Papiere zu bringen weiss. Dergleichen Dinge benamt er ja Calambours und Gemeinplätze.

91. Indem sich der Wezir mit dem Kaiser über Bienen unterhält: so gedenkt er des lautern Honigs, woraus der zarteste Saft gesammelt wird, der in Apothecken auf Deckeln der Arzeneygefässe mit der Inschrift versehen ist: Hebung der Schwürigkeiten in Genesung der Menschen. Dies ist buchstäblich meinem Original gemäss, wo es heisst

دار شفاءٓ حكمتده ظروف شربتي سرپوشنده دفع
الالتباس في شفاء للنّاس حروفي يازلمشدر

Hierüber schreibt der Gegner:

Der Autor sagt nicht, dass die Aufschrift der Gefässe Hebung der Schwürigkeiten in Genesung der Menschen war, sondern dass es auf den Arzneygefässen: zu Hebung des Irrthums geschrieben stehe, Genesung der Menschen.

Er führt den Original-Text an, woraus erhellet, dass er دفعًا statt دفع und فيه statt في gelesen hat. Wenn er sich auf die Sprache verstünde, so hätte er aus meiner Uebersetzung leicht errathen können, was ich im Original gelesen; denn dahin führen wörtlich getreue Uebersetzungen, wie die meinigen, wo kein Wort ausgelassen und keins hinzugesetzt wird. Ohne meine Uebersetzung würde auch der Hofdollmetscher gar nicht gewusst haben, wovon eigentlich im Original die Rede sey. Um aber das Gegentheil vorzuspiegeln: so spricht er nun von dem bekannten in Apotheken öfter gebrauchten Spruch شفا للنّاس. Wie er sich aber durch seine verkehrten Worte immer selbst verräth: so ist er auch hier wieder über die Schnur getreten, indem er das Wort, Genesung der Menschen für einen Spruch (also nach seiner bey Sprüchen gewöhnlichen Sprache für einen Gemeinplatz) erklärt und sogar meynt, dass er nur in Apotheken gebräuchlich sey, weil die Honigbüchsen so überschrieben sind, während dass das Wort auch von allen Aerzten wie von allen kranken Menschen im Munde geführt wird. Von dieser Art sind die Reflexionen, welche der Gegner anzustellen pflegt! Kurz wenn ihm einmal die Finger zum sogenannten Recensiren so sehr juckten: so durfte er nur sagen, dass er in seinem Exemplare diese oder jene Lesart finde, ohne mir vorzuwerfen, dass die Stelle von mir unrecht übersetzt sey. Dann würde man die Frage aufgeworfen haben, welche von beyden Lesarten die bessere sey, wo denn ich und wahrscheinlich jeder nachdenkende Leser mit mir würden auf den Gedanken gekommen seyn, dass, wenn zur Hebung des Irrthums, das heisst doch wohl, um die Honigbüchsen nicht mit andern Büchsen zu verwechseln, diese Honigbüchsen mit der Inschrift, Genesung der Menschen versehen wor-

den, dass, sage ich, daraus folgen würde, dass es in den Apotheken noch andere Büchsen gebe, welche die Inschrift führen, Krankmachung des Menschen. Der Gegner mag wissen, ob ihm auch solche Büchsen und Apotheken bekannt sind. Zuletzt setzt der Mann hinzu:

> den Spruch wird Hr. v. D. bey eben dieser Stelle in seinem Enwari suheili ohne دفع الالتباس finden.

Es ist aber nur eine neue Lächerlichkeit, zu verlangen, dass, weil ich die Worte, Hebung der Schwürigkeiten, nicht im Lichte des Kanopus sehe, ich sie auch im königlichen Buche nicht hätte sehen sollen, wo sie doch stehen. Das letztere habe ich übersetzt, nicht ersteres, und ich habe in meiner Schrift ausführlich genug davon gesprochen, dass Aly Dschelebi sein Buch sehr erweitert hat, ohne das Licht des Kanopus wörtlich übersetzen zu wollen. Was geht das also mich an, dass der Osmane seinen Apotheker-Büchsen eine längere Ueberschrift gegeben als der Perser. Ich habe mich ja nicht gerühmt, dass die einen und andern Büchsen mir so bekannt sind als sie dem Gegner seyn sollen, wie er vorgiebt. Die Arzneybüchsen in Büchern sehen immer etwas anders aus als in Apotheken. Uebrigens wird jeder, der aus Erfahrung zu reden weiss, dem Verfasser darin beystimmen, dass lauteres Honig eine Hebung der Schwürigkeiten in Genesung der Menschen sey. Ich weiss dies seit einem Viertel Jahrhundert aus eigener Erfahrung und lange vor uns hat Democritus versichert, sich durch Honig von Innen und durch Oel von Aussen so lange gesund erhalten zu haben. Es darf aber kein Honig seyn, wie man auf unsern Märkten oder in unsern Handelsläden findet, indem dieser zu den Dingen gehört, welche wenigstens mich krank machen würden.

92. Im Original steht das persische Distichon:

بهره از ملك هست نصيبي از ديو
ترك ديوي كن و بكذر بفضيلت ز ملك

Ich habe es wörtlich übersetzt S. 200.

Es giebt ein Antheil von Engeln und ein Loos vom Teufel.
Entsage dem Teufel und geh über zu Vorzügen der Engel.

Anstatt mir zu danken, dass ich ihm diese Verse zum Verständniss gebracht habe, wenn er sie auch nur im Deutschen verstehen könnte, will er mich obenein durch Jürgen Ballhorn verbessern, um seine eigene Blösse zu zeigen. Er will dollmetschen,

Du hast in dir einen Antheil vom Engel und einen Antheil vom Teufel,
Unterlass das Teuflische und übertriff durch Vorzüge die Engel.

Und alles, was der Mann darüber bemerkt, ist dieses:

Man muss lesen *hesti*, dir ist, du hast.

So viel Worte, so viel Irrthümer, welche wieder mit Buchstaben vorgezählt werden müssen.

a. Warum soll denn das Zeitwort in der zweyten Person *hesti* stehen? Wenn der Mann ausser dem Geiste des Widerspruchs einen Grund dazu gehabt, so ist es kein anderer als weil er es in seiner Handschrift so gefunden hat. In meinen vier Handschriften aber, ja selbst im Lichte des Kanopus, woraus jenes Distichon entlehnt ist, steht die dritte Person *hest*, welches bedeutet *est*, *existit*. Men. IV. p. 1105.

b. Ausser dieser Autorität aber dürfte der Mann nur die geringste Ueberlegung haben, um zu begreifen so wohl aus dem Zusammenhange als aus der Natur der Sache, dass seine Lesart grundfalsch ist.

Im Vorhergehenden äussert der Kaiser eine so schlechte Meynung von den Menschen, dass er ihren Umgang zu fliehen sich vorsetzte, sagend S. 199

> indem sie (die Menschen) meistentheils einer gegen den andern nur Beeinträchtigungen und Verletzungen beabsichtigen, ja zu allen Zeiten einer gegen den andern nur auf dem Standorte der Beleidigung und Rache stehen.

Der Wezir, um diesen Unwillen über die Menscheu überhaupt zu mässigen, erwiedert,

> dass ihnen so wohl ein Antheil vom Verstande der Engel verliehen als ein Tagewerk vom Wesen der Teufel überlassen sey,

so dass es von der Wahl eines jeden abhänge, sich entweder zum Guten aufzuschwingen oder ins Böse zu vertiefen. Von letztern spricht der Wezir,

> dass sie auf den untersten Stufen derer, die noch mehr irren wie Vieh, gefangen bleiben.

Letztere haben also kein Antheil von Engeln, sie sind vielmehr, wie man im Deutschen sehr gut sagt, eingefleischte Teufel. Und wo ist der Leser, der nicht solche böse Geister in der Nähe und Ferne kennen sollte! Wie nun der Wezir von den Menschen überhaupt geredet: so lässt ihn der Verfasser in demselben Sinne die unmittelbar folgenden Verse vortragen, wo er folglich keinen Menschen insbesondere in zweyter Person anreden konnte, weil er vom ganzen Geschlechte in der dritten Person gesprochen und folglich seiner Prose die Verse anpassen musste. Er will nur einem jeden überhaupt erklären, wie er zwischen dem Antheile der Engel und dem Loose der Teufel wählen solle. Da der Teufel insbesondere erwähnt wird: so wissen die Muhammedaner so gut als die Christen, dass selbst unter den Engeln viele von Gott abgefallen sind und eben dadurch Teufel geworden. Wie man folglich von Teufeln nicht rühmen darf, dass sie ein Antheil von guten Engeln

behalten haben: so kann es eben so wenig von gefallenen Menschen so heissen, weil sie noch mehr irren als Vieh. Uebrigens urtheilt der Verfasser hier als Muhammedaner, der sich vorstellt, dass der Mensch es mit seinem blossen Verstande zwingen könne, ein Engel zu werden und dem Teufel abzusagen, indem er die Gnadenmittel nicht kennt, welche Gott durchs Christenthum dem schwachen menschlichen Verstande dargeboten hat. So zeigt Zusammenhang und Ueberlegung, dass die Lesart *hesti*, du bist, falsch und ungereimt ist.

c. Diese Lesart widerlegt sich auch noch durch die Grammatik. *Hesti* heisst du bist, wie das lateinische *es.* Nimmermehr kann es bedeuten du hast, so wenig als das lateinische *es.* Wollte man daher *hesti* beybehalten, so würde der abgeschmackte Sinn herauskommen,

du bist ein Antheil von Engeln und ein Loos vom Teufel.

Der Gegner macht sich noch lächerlicher, wenn er dem du hast noch die zweyte Bedeutung beylegen will, dir ist. Er will es also selbst in die dritte Person ist verwandeln in demselben Augenblick, wo er die dritte Person verwerfen will. Ich habe ja schon öfter gesagt, dass der Mann Kalt und Warm aus einem Munde bläset und selbst nicht weiss, was er redet und was er will. In seiner Uebersetzung hat er ausser seinem hast noch eine zweyte Verfälschung eingeschoben durch die Worte in dir, welche nicht im Texte stehen und aus den Gründen bey *b* nicht darin stehen können. Dagegen ist alles in Ordnung, wenn *hest* gelesen wird, es ist, es giebt, *est, existit, datur.* Ist es aber wohl erlaubt, dass man einen bejahrten Mann auf solche Schülereyen zurückführen muss und dass sich dennoch dieser Mann gegen die Welt berühmen will, Persisch zu verstehen, wovon er das erste Zeitwort zu con-

jugiren noch nicht gelernt hat? Ich muss noch hinzusetzen, dass er im ersten Verse das Wort Antheil in seiner Uebersetzung zum Masculin macht, während dass es ein Neutrum ist, und dass er es, ohne Wohllaut im Ohre zu haben, in derselben Zeile zweymal wiederholt, während dass im Original zwey verschiedene Wörter gebraucht sind, das erste *bechré* Antheil und das andere *nassibi*, welches selbst Meninski IV. p. 912 durch *sors* erklärt. Vermuthlich hat der Gegner wieder nicht gewusst, dass *sors* Loos heisse und welcher Begriff im Deutschen damit verbunden sey! Alles dies lässt es in die Sinne fallen, dass der erste Vers übertragen werden müsse:

Es giebt ein Antheil von Engeln und ein Loos vom Teufel.

d. Mit dem zweyten Verse ist der Gegner eben so toll und, wo möglich, noch toller umgegangen als mit dem ersten. Ich will es ihm gern als einen Druckfehler ansechnen, wenn er anstatt ترك *terkj* hat ترلا *terla* drucken lassen. Ich wills ihm auch vergeben, dass er im Kitzel, ein anderes Wort zu gebrauchen, mein Entsage gegen sein Verlass hat hingeben wollen, weil er den Unterschied der Begriffe beyder Worte nicht kennt; denn nach solchen Feinheiten der Sprache darf man bey ihm nicht fragen. Aber das ist wieder unverzeihlich gegen die persische Grammatik, dass er *diwi* Teufel zum Adjectiv machen und Teuflisch übersetzen will. *Diw* Teufel ist ein persisches Wort. Wie ich nun bey 85 lit. *d.* angeführt habe, dass die Perser arabische Substantive durch Anhängung eines *i* zu den ihrigen machen: so haben sie auch die Freyheit, die Substantive ihrer eigenen Sprache mit einem sonst überflüssigen *i* oder arabischen *je* zu schliessen, so oft es das Sylbenmaass oder der Wohllaut erfordert, ohne dass deshalb diese Substantive in Adjective ver-

wandelt werden. Dies ist hier der Fall mit ديوى *diwi.* Wollen sie hingegen aus solchem Worte ein Adjectiv bilden, so müssen sie noch ein zweytes *i* oder *je* anhängen, so dass z. B. ديوى *diwi* alsdann geschrieben werden müsste ديويى *diwiji.* Und dies Adjectiv steht nicht in unserm Texte. Der Hofdollmetscher hat also wieder bewiesen, dass er noch kein persisches Substantiv vom Adjectiv zu unterscheiden weiss. Wo sollte er es auch hergenommen haben? In Meninski, der sein Eins und Alles ist, steht dergleichen Sache nicht und den Geist irgend einer Sprache in den Schriftstellern selbst zu studiren ist ihm nicht einmal eingefallen. Wenn Ueberlegung ihm zu Gebote stünde: so hätte er sich im vorhabenden Falle helfen können. Denn wenn es im zweyten Verse vorne Teuflisch heissen sollte: so müsste auch hinten Englisch gesetzt seyn, weil die Morgenländer bey ihren Antithesen die grösste Genauigkeit und Schärfe im Ausdruck zu beobachten wissen. Da es aber am Ende des Verses Engel heisst: so musste auch im Anfang Teufel gesetzt werden. Ich setze noch hinzu, dass die Osmanen aus *diw* das Adjectiv mit *diwi* zu bilden pflegen. Wir haben es indessen bey jenem Distichon nicht mit der türkischen sondern mit der persischen Sprache zu thun. Wenn daher Meninski II. p. 803 bey *diwi, Giganteus, daemoniacus* den Buchstaben p. (persice) gesetzt hat anstatt t. (turcice): so ist es ein Irrthum, es sey denn, dass er dadurch bloss habe andeuten wollen, dass das Wort im Substantiv aus dem Persischen herkomme.

e. Das folgende Wort بكذر *bighuzer* *transi,* geh über, ist der Imperativ von demselben Zeitworte, aus dessen Substantiv der Hofdollmetscher bey No. 89. lit. *d.* Vergänglichkeit machte, wäh-

rend dass er hier vom Imperativ die Bedeutung übertriff herausfälschen will. Beyde Begriffe haben niemals im Worte gelegen. Aber das kümmert ihn nicht. Er nennt Persisch, was er sich einbildet, zufrieden, den Zeitungslesern etwas weiss gemacht zu haben. Man halte ihn aber auf einen Angenblick bey seinem übertrff die Engel: so muss ich erstlich den Lesern erklären, dass das Wort Engel die Präposition ز *zi* vor sich stehen hat. Diese Präposition kann nun entweder von oder vor heissen, wie es bey No. 89. lit. *d.* der Fall war. Sie würde alsdenn das Substantiv Engel in Ablatif stellen. Aber die Präposition *zi* bildet den Genitif, wenn zwey Substantive zusammenkommen, deren eins das andere regiert, so wie man im Persischen sagt إشارت ز زمانه die Zeichen der Zeit. Es geschieht nicht häufig und wird auch nicht bey Meninski angemerkt, weshalb es dem Gegner wieder paradox scheinen wird, ich sage nicht, neu, weil ihm alles neu ist. In beyden Fällen lässt sich übertreffen nicht mit dem Ablatif noch mit den Genitif construiren, es erfordert im Persischen wie im Deutschen den Accusatif. Der Gegner hat zwar in seine angebliche Uebersetzung den Accusativ von Engeln hineingeworfen. Das gehört aber eben mit zur Verfälschung, weil weder übertreffen noch der Accusatif im Persischen zu finden sind. Wollte man also den Imperativ geh über mit Engeln construiren, um herauszubringen geh über vor den Engeln, oder geh vor den Engeln über, das heisst im Deutschen, achte nicht auf die Engel, vergiss sie, wie ich dies oben bey 89 lit. *i.* am verbo transitivo von *ghüzer* erläutert habe: so würde das einen ganz entgegengesetzten Sinn von des Gegners Uebertreffem der Engel geben.

f. Das kommt aber wieder mit davon her, dass

der Hofdollmetscher die persische Construction nicht versteht. Der Imperativ *bighuzer* kann das Wort Engel nicht regieren, weil zwischen beyden ein anderes Substantiv mit der Präposition *bi* zu, nämlich *bifazilet* steht, dem erst das Wort Engel im Genitif nachfolgt, so dass es heisst: gehe über zu den Vorzügen der Engel. Folglich wird hier Engel von Vorzügen regiert. Wie hätte ich mir jemals träumen lassen können, dass ich die ersten Elemente der Grammatik würde einem vermeynten Orientalisten vorsagen müssen, weil er mich durch seine hinterlistigen Angriffe und groben Beleidigungen dazu gezwungen hat! Meinetwegen hätte er ja immer ein Ignorant bleiben können, ohne es sich von mir sagen zu lassen.

g. An dem allen ists noch nicht genug. Die mindeste Ueberlegung über den Zusammenhang und über die Sache selbst hätte auf alles führen müssen, was ich hier schreibe. Der Verfasser hat in der obgedachten Prose wie im Doppelvers weiter nichts gesagt, als dass der Mensch zwischen Engeln und Teufeln in der Mitte stehe und die Wahl habe, sich ein Antheil vom Engel zu erwerben oder nach dem Loose des Teufels zu greifen. Der Mensch soll also das Gute zu thun beflissen seyn, um sich den Engeln anzunähern; er soll das Böse fliehen, um nichts mit dem Teufel gemein zu haben, als durch welchen alles Böse in die Welt gekommen ist, wie unsere heiligen Schriften besagen. Keine Sylbe von Uebertreffung der Engel! Wie konnte das auch irgend einem Muhammedaner einfallen, der so gut wie der recht unterrichtete Christ weiss, dass Engel zu den Geschöpfen gehören, welche nach ihren Vollkommenheiten weit über die Menschen erhaben sind, wie sie denn auch nicht, im Gegensatz der Teufel, gesündigt haben. Wie so ganz und gar unwissend muss denn ein Mann seyn, der dem Verfasser eine

so religionswidrige Idee unterschieben will, dass Menschen durch Vorzüge die Engel übertreffen sollen. Gott selbst hat das so wenig geboten, dass er vielmehr den gefallenen Menschen durch Gnadenmittel zu Hülfe gekommen ist. Von solchen scandalösen Uebersetzungen ist es viel zu wenig gesagt, wenn Italiäner die Urheber derselben Verräther nennen. Es bleibt also unumstösslich bey meiner Uebersezzung auch des zweyten Verses:

> Entsage dem Teufel und gehe über zu Vorzügen der Engel.

93. In meinen Handschriften vom königlichen Buche lieset man:

خلوتي خواهم كه دور چرخ اكر چون كردباد
خاكدان دهررا بيتر دنيا بد كرد من

Eben diese Worte finden sich in meinem Exemplare vom Lichte des Kanopus. Ich habe sie übersetzt, S. 202.

> Ich suche Einsamkeit, wenn die Welt sich wie Wirbel drehet.
> Kehricht des Glücks ist schlechter als der Welt schlechtester Staub.

Der Hofdollmetscher schreibt:

> Wir haben in allen unsern vier Handschriften den Urtext aufmerksam verglichen und das Kehricht nirgend als in dieser Uebersetzung gefunden. Man urtheile
>
> خلوتي خواهم كه دور چرخ اكر چون كردباد
> خاكران دهررا بيزد نيايد كرد من
>
> Wörtlich
>
> Die Einsamkeit suche ich, auf dass, wenn des Geschickes Drehen gleich einem stäubenden Wirbelwinde die Welt erschüttert, es um mich herum nicht komme.

Der Mann weiss sich gar nicht zu helfen, sonst

würde er den Kehricht, welchen er vermisst, gleich im ersten Worte des zweyten Verses *chakdan* erblickt haben, an dessen statt er *chakran* gelesen hat. Da letzteres hier gar nicht gedacht werden kann: so musste es nach seinem Laute von selbst auf ersteres führen, wenn der Gegner im Persischen erfahren wäre und Wörter im Kopfe hätte. Doch wir wollen zuerst den Sinn des persischen Distichons in Verbindung mit dem Vorhergehenden betrachten, indem dies der einzige Probierstein der Wahrheit im Grossen ist.

a. Der Wezir hatte gesagt S. 200

> Die meisten Menschen sind nur durch Befolgung unedler Begierden lasterhaft und ruchlos geworden und haben Habsucht und Neid, Hass und Zorn, Ungerechtigkeit und Grausamkeit, Verläumdung und Lästerung und andere schändliche Eigenschaften und tadelhafte Sitten angenommen.

Dies sind die für so manchen Menschen ominösen, Worte, welche der Kaiser ergreift, um zu erwiedern, dass bey so schlechter Menschen Art es das beste seyn würde, sich vom Umgange mit denselben ganz abzusondern und sich unablässig mit Reinigung der Begierden und mit Läuterung der Sitten zu beschäftigen, indem man sich vielleicht durch dies Mittel vom Abgrunde grausamer Verirrungen als Quellen schlechter Sitten befreyen werde. Nach diesen und ähnlichen Betrachtungen endigt der Kaiser mit jenen beyden Versen, welche die Summe der vorhergegangenen Gedanken sind. Dieser Zusammenhang, welchen jeder in meiner Schrift nachlesen kann, legt es schon klar vor Augen, dass hier nicht von des Hofdollmetschers Geschick und physischem Wirbelwinde, geschweige vom stäubenden Wirbelwinde die Rede ist. Der Verfasser spricht von moralischen Wirbeln, das heisst, von Stürmen menschlicher Begierden und

Leidenschaften, wodurch die Welt so oft von oberst zu unterst gekehrt wird und wovon seit 1789 bis jetzt so viele Schreckensspiele in Europa vor unsern Augen vorüber gegangen sind. Da auch der letzte Zweck aller Wirbel menschlicher Leidenschaften kein anderer ist, als dasjenige zu erlangen, was die Menschen ihr Glück nennen, so erbärmlich es auch seyn mag, nämlich nichtiges Geld zusammen zu scharren, eitele Ehre zu erwerben, sich einen Zeitungsruhm von drey Tagen zu verschaffen, andern den Rang abzulaufen, das Beneidenswerthe zu verdunkeln u. s. w.: so wird dies alles vom Verfasser Kehricht des Glücks genannt, im ähnlichen Sinne, wie einst Cicero von lasterhaften Menschen ausrief: *o coenum, o portemtum!* und wie selbst das Wort Kehricht im Lateinischen *Quisquiliae* gebraucht wird. *Manum de tabula!* muss man dem Hofdollmetscher zurufen, der als ein Kind an Verstande sich unter Männer stellen will, um mitzusprechen, ohne zu verstehen, wovon sie reden. Es ist nicht genug, dass er für den Geist der Rede, für den Sinn im Grossen hermetisch verschlossen ist. Selbst die Bedeutungen der einzelnen Worte, woran er zu krabeln sich verdammt hat, selbst diese gehen über seinen Horizont. Dies will ich noch beweisen, indem ich seine sogenannte Uebersetzung, welche den Morgenländer beschimpft, einzeln durchgehen werde.

b. Ich übergehe es als eine Kinderey, dass er schreiben will, die Einsamkeit suche ich, wo ich schreibe: ich suche Einsamkeit. Was kann er von Stellung der Worte wissen, er, der die Kraft der Worte nicht einmal ahndet. Ich fange mit seinem auf dass an, weil es im Original nicht steht. Es findet sich im ersten Verse die Partikel كه, welche sonst dass bedeutet, und mit dieser Bedeutung hier nicht gebraucht werden kann. Sie ist hier nur

des Wohllauts wegen hingestellt und ist darneben bestimmt, den ersten Satz zu schliessen, ich suche Einsamkeit, weshalb auch Meninski davon sagt: *particula interdum redundans* IV. p. 172. Dies ist, wie in persischen, so auch in türkischen Versen nicht selten der Fall, denn beyden Sprachen ist die Partikel gemein. Um sie nach seinem Kopf zu drehen, hat der Gegner auf dass daraus geschaffen, ohne zu wissen, dass dass und aufdass zwey verschiedene Worte sind und daher im Persischen wie im Deutschen verschieden ausgedrückt werden.

c. Der zweyte Satz im ersten Verse sind die Worte, wenn die Welt sich wie Wirbel drehet. Der Gegner aber will das Zeitwort zum Substantiv machen, und nicht allein ein falsches Beywort vom Wirbelwinde sein stäubend aus dem zweyten Vers in den ersten hineinziehen, sondern auch das eingebildete Zeitwort erschüttert, ja sogar den ganzen Nachsatz von seinem erdichteten aufdass, nämlich die Worte, es um mich herum nicht komme, im zweyten Verse suchen. So einfältig übersetzt man, wenn man erst vier Wochen lang die Sprache getrieben hat. Diese Mengerey der Worte und Verse durcheinander bezeugt die Falschheit der Uebersetzung; denn der Perser pflegt jedem einzelnen Vers einen geschlossenen Sinn für sich zu geben. Die Gedanken mehrerer Verse stehen unter sich in geistiger Verbindung, welche wir im Deutschen Vergesellschaftung der Begriffe nennen. Aber die Worte solcher Verse hängen nicht mit einander zusammen, so dass Beywörter, Zeitwörter und Nachsätze nicht aus dem einen Vers in den andern gezogen werden dürfen, wie ich schon in der Schrift vom königlichen Buche S. 42 angemerkt habe. Hr. Ouseley wusste dies letztere sehr wohl. Er hatte aber unrecht, deshalb die Verse unzusammenhängend zu nennen. Dagegen sehen wir hier einen wiener Orien-

talisten, wie er sich nennt, der den vom H. Ouseley vermissten Zusammenhang aus seinem Kopfe herstellen will, indem er mehrere Verse durch einander mengt und keinen Schimmer des ursprünglichen Sinnes übrig lässt. Was die armen Morgenländer aus sich machen lassen müssen! Ich werde nicht aufhören, sie zu beklagen.

d. Da nach dem bey *a.* angegebenen Zusammenhange hier nicht vom Geschicke die Rede ist: so versteht es sich von selbst, dass unter Tscharch nur die Welt zu verstehen ist, das ist, die Gesammtheit der Menschen, deren Leidenschaften in Frage sind und sich wie Wirbel drehen. Dass auch das Wort *ghirdibad* Wirbel oder Wirbelwind im moralischen Sinne gebraucht werden könne, ist allen denen bekannt, welche wissen, dass alle Benennungen moralischer und geistiger Dinge von physischen Begriffen ausgegangen sind und nach der Natur der Sprachen ausgehen müssen. Zum Ueberfluss hat schon Meninski IV. p. 53. 54 eine Stelle angeführt, wo das Wort *ghirdibad* von Leidenschaften gebraucht worden. Eben so führt Adelung in seinem Wörterbuche eine Stelle an, die hier zur Erläuterung dienen kann: die Welt ist eine Verführerin, welche auch das gesetzteste Gemüth in ihre Wirbel reisst.

e. Verständige Leser würden recht haben, über den Morgenländer zu lachen, der vom stäubenden Wirbelwinde sprechen wollte; denn Wirbelwinde müssen von Westen bis Osten bekannt seyn, weil sie sich überall gleich sind. Man kann aber auch versichert seyn, dass man es im Orient einem Knaben von zehn Jahren nicht hingehen lassen würde, wenn er den Wirbelwind mit dem Beyworte stäubend begleiten wollte. Es ist ein Hauptpunkt der morgenländischen Erziehung, Kindern die rechten Bedeutungen der Worte beyzubringen, so dass sie alles beym

rechten Namen zu nennen lernen. Als Jünglinge sind sie denn von selbst gewohnt und beflissen, sich in diesem allerwichtigsten Punkte alles menschlichen Wissens zu vervollkommnen. Denken ist sprechen. Ohne richtige Wortbegriffe kann also Niemand richtig denken noch richtig sprechen. Darum nennen die Morgenländer einen verständigen und nachdenkenden Mann nur denjenigen, der Worte versteht. Dies ist aber nicht die Sache des bejahrten Hofdollmetschers, der noch nicht weiss, dass stäubend und Wirbelwind eben so zusammen passen wie frostig zu Feuer, wie trocken zu Wasser. Wirbelwinde halten sich nicht beym Stäuben auf, sie entwurzeln Bäume, stürzen Gebäude nieder und heben den Erdboden auf und führen alles mit sich fort, als worüber das Tageslicht verdunkelt wird. Im ersten Bande der Denkwürdigkeiten S. 307 Note 1 hat man gesehen, wie man den Wirbelwind bey Vergleichungen gebraucht. Es ist derselbe Wind, der zur See Wasserhose genannt wird, wo er dicke Säulen von Wasser gen Himmel aufhebt und Schiffe versenkt, ohne einmal Erde zum Stäuben vorzufinden. Wenn der Gegner dies alles gewusst hätte: so würde er von selbst gemerkt haben, dass er das persische Wort *chakran*, was er durch stäubend übersetzen will, unrecht gelesen habe. Er wagt es niemals, von seinen angeblichen Uebersetzungen Rechenschaft zu geben, welche er nur unterm Namen, wörtlich, frech hinwirft. Er kanns auch nicht, weil er keine klaren Begriffe von Worten und Sachen hat, und folglich von aller Gewissheit nackt und bloss ist. Ich muss es daher den Lesern immer erst erklären, wie er dazu gekommen ist, sich in seiner eigenen Unwissenheit zu verfangen. *Chakran*, wie er im zweyten Verse gelesen und was er zu stäubend für den Wirbelwind im ersten Verse machen will, ist als *chakran* gar kein Wort. Der Mann hat aber aus dem Wörterbu-

che heraus gefunden, dass es ein Wort giebt, *chak* Erde, Staub, und ein anderes *ran* schleppend, ziehend. Flugs hat er beyde Wörter zusammengesetzt, um Erdeziehend oder Staubschleppend heraus zu bringen, und dies hat er denn wieder in stäubend verwandelt. So ist die Sache mit dem Stäuben des Wirbelwindes in seinem Kopfe zum falschen Zusammenhange gekommen. Zu seinem Missgeschick indessen hat der Verfasser hier gar nicht an physische Wirbelwinde gedacht und am wenigsten hat er ihn stäuben lassen. Das rechte Wort heisst *chakdan*, und bedeutet den Ort, wo Kehricht und aller Unrath hingeworfen wird und Kehricht selbst. Meninski II. p. 574.

f. Das folgende Wort *dehir* heisst Glück und Welt, Meninski II. p. 787 und steht im Genitif von *chakdan* Kehricht des Glücks. Der Gegner hingegen, der alles verkehrt nimmt, macht hier die Welt daraus, um sie sich im Accusatif zu denken und sie vom ersten Verse her lächerlicher Weise durch des Geschickes Drehen erschüttern zu lassen. Aber um das Erschüttern zu finden, hat er die Worte von neuem zermatscht. Im Original des zweyten Verses stehen die beyden Worte *biter dünja.* Das erstere hat er für *biz* gelesen, und hat vom folgenden Worte das *d* abgerissen, um *bizid* lesen zu können. Wo er mit den übrigen Buchstaben von *dünja* bleibt, werden wir nachher hören. Vor jetzt treffen wir ihn bey *bizid*, welches nichts anders bedeutet als er siebt oder lässt durch ein Sieb laufen, Men. I. p. 642. Nach des Hofdollmetschers Vorstellung wird die Welt erschüttert, wenn sie von des Geschicks Drehen gesiebt wird. Das Sieb selbst wird er wohl in seiner Einbildung mit so grossen Löchern ausgestattet haben, dass Welten durchlaufen können. Doch, damit ich alles sage, er hat im Wörterbuche weiter umhergeschauet. Bey

angeführter Stelle wird auf ein ander Wort *bichten* Bezug genommen. Wenn mans ansieht, so findet man freylich nur dieselbe Bedeutung *cribrare*, sieben, *secernere farinam* Mehl sichten, wozu die Welt nicht wohl dienen kann. Allein unmittelbar darunter steht ein davon ganz verschiedenes und mit einem harten *p* geschriebenes Wort *pichtem*, mit der Bedeutung, *contorqueri*, *convolvi*, *convolvere, confundi in sermone.* Freylich heisst auch das noch nicht erschüttern. Indessen er hat gemeynt, dass, wenn im Reden etwas verdrehet und verwirrt werde, es auch wohl heissen könne, die Welt erschüttern, und so ist er mit der Tollmetschung bis soweit fertig geworden.

g. Wie er ferner vom obgedachten Worte *dünja* durch Scheidung des *d* nur *nia* übriggelassen: so hat er, um letzteres zum neuen Worte umzuschaffen, ein folgendes Wort *bed* für *jed* gelesen, und hat es zu *nija* gezogen, um sich *niajed* zu verschaffen, welches bedeutet: er oder es kommt nicht.

h. Endlich hat er *kjerd* Staub für *ghird* Kreis angesehen und für *men* mein das *min* eine arabische Präposition, als, welche nach der poetischen Freyheit hinter das Substantiv *kjerd* geworfen ist. Nach des Mannes Deutung würde nun der Sinn herauskommen, dass — mein Kreis nicht komme. Er will aber, dass — es in meinen Kreis nicht komme, ohne zu bedenken, dass es an der Präposition in fehlt. Er hat aber darüber hinwegzuschlüpfen gedacht, wenn er im Deutschen, den Ausdruck verändernd, schriebe, dass — es um mich herum nicht komme. Er hätte sich freylich wieder fragen müssen, warum denn die Wohnung oder Zelle des Einsiedlers fester stehen solle als die Welt? Denn wenn von des Geschicks Drehen gleich einem stäubenden Wirbelwinde die Welt erschüttert wird: so muss es ja wohl um den Einsiedler herum kom-

men, dessen Häuschen auf der erschütterten Welt steht. Das kümmert ihn aber nicht. Ich sage es auch nur des Verfassers wegen, der so ungereimt nicht schreiben kann. Kurz das Wörtchen, was er für *biz* gelesen, heisst *biter* oder *beter* schlechter *pejor*, *pejus*. Men. I. p. 476. Siehe auch B. II. S. 336 Strophe 3. und S. 334 Strophe 3. Das folgende Wort ist *dünja* Welt, dessen ich bey No. 59 lit. *h*. erwähnt habe. Das dritte Wort, was er zu *jed* gemacht, lautet *bed* schlecht, böse, hier schlechtest, weil es dem Comparativ schlechter untergeordnet ist. Men. I. p. 490. Da nun die zwey ersten und zwey letzten Wörtchen des zweyten Verses schon vorhin erklärt worden: so ist der richtige Sinn des letztern, wie ich ihn übertragen habe:

Kehricht des Glücks ist schlechter als der Welt schlechtester Staub.

94. Nachdem der Kaiser jenen Doppelvers gesprochen: so ergreift der Wezir das Wort, und gesteht zuerst die Vortheile der Einsamkeit ein, um hinterher doch den Umgang zu empfehlen. Er sagt nämlich, dass in der That Umgang nur Gelegenheit zur Zerstreuung des Gemüths und zur Unterdrückung der Gedanken, Abgeschiedenheit aber Veranlassung zur innern und äussern Gemüthssammlung sey. Zur Bestätigung führt er vier persische Verse an, welche ich übersetzt habe, S. 202. 203.

Weise ist, der Nacht und Tag in sich gesammelt ist,
Der aus Winkeln, wo er sitzt, nicht in Gesellschaft geht,
In des Herzens Knospe ist die zarte Rose gesammelt;
Sobald sie aber in Versammlung tritt, wird sie zerstreuet.

S. 203 Note 1 habe ich die letzten Worte erläutert,

sagend: wenn die Rose in Versammlung tritt, heisst, wenn sie aufbricht und ihre Blätter neben einander entfaltet, wo sie sich dem Augenblick nähert, entblättert oder zerstreuet zu werden. Ein schönes und feines Gleichniss für Zerstreuung des Gemüths in Gesellschaften, die so oft den Verlust der Tugenden zur Folge hat.

Der Hofdollmetscher, der wieder kein Wort von dem allen weder im Persischen noch im Deutschen begriffen hat, ist doch frech und boshaft genug zu schreiben:

> Der Uebersetzer sagt, dass dies ein feines und schönes Gleichniss sey. Ja wohl, aber nur im Original.
>
> Die Gemüths-Versammlung ist eine zarte Rose
> in des Herzens Knospe,
> sobald sie aber in Gesellschaft tritt, wird sie
> entblättert.

در غنچهٔ دل نازک گل باشد جمع
چون رفت در انجمن پراکنده بود

Den Text habe ich hier correct abdrucken lassen, denn in der Zeitung war aus گل unrichtig گد und aus نازك war نازكي gemacht.

Der Mann hat einen Grund seiner aus meiner Uebersetzung verdorbenen Tollmetschung angeben wollen, indem er hinzusetzt

> das جمع, hier Substantiv, ist eine Rose گل باشد
> nicht گل جمع باشد, die Rose ist gesammelt.

a. Die zwey Verse, welche er aus dem Zusammenhang gerissen, dessen sein armer Geist nie bedürftig ist, erklären sich für jeden Verständigen durch sich selbst, sobald man nur die Tollmetschung dagegen hält. Es ist aber besser, den Zusammenhang in Prose und Versen hier hergestellt zu haben, um die Sache desto mehr aufzuklären. Man sieht

nun gleich auf den ersten Blick, dass der Gegner nicht einmal weiss, was Gemüthssammlung ist, wie er sie auch in seinem ganzen Leben nicht erfahren haben kann und schwerlich jemals erfahren wird. Er hat nur meine Worte auf verkehrte Weise wiederkäuen wollen. Aber gleich mit dem ersten Worte fällt er auf die Nase, indem er von Gemüthsversammlung spricht, als welche nach der Bedeutung des Worts eine Mehrheit anzeigt, eine Versammlung mehrerer Gemüther, während dass Gemüthssammlung, wovon hier die Rede ist, eine Einheit erfordert, das ist, die Sammlung eines und desselben Gemüths in sich selbst.

b. Um ihn weiter bey seinen umgekochten Worten zu nehmen, soll die Gemüthsversammlung, die eine Rose seyn soll, wenn sie in Gesellschaft tritt, entblättert werden. Die Gemüthsversammlung als solche ist schon in Gesellschaft für sich und darf nicht erst in Gesellschaft treteu. Die Rose als solche, das ist, als aufgeblühet, befindet sich ebenfalls schon in Gesellschaft und entblättert sich von selbst und kann nicht mehr in anderweite Gesellschaft treten. So viel von deutschen Begriffen. Nun von persischen.

c. Das Zeitwort جمع *dschemii* heisst weiter nichts als sammeln, *colligere, congregare.* Men. II. p. 391. Dies Wort mit dem persischen Hülfsworte باشد es ist, verbunden, heisst, es ist gesammelt. Er giebt sich dagegen zu erkennen, wie er ist, wenn er meynt, dass جمع *dschemii* ein arabisches Zeitwort hier Substantiv sey. Wenn es hier zum persischen Substantiv gemacht seyn sollte: so müsste zu Ende ein *i*, das arabische *je* angehängt seyn, wie ich schon zweymal bey No. 85 lit. *d.* und bey No. 92. lit. *d.* angemerkt habe. Da haben wir wieder vor uns den Erzstümper in der Gramma-

tik, der noch nicht Substantive von Zeitwörtern unterscheiden kann! Das Wort würde dann geschrieben seyn müssen جمعي *dschemüi* oder deutlicher, *dschemüji.* So stehts aber nicht im Original und kann nicht so stehen, wie ich ihm bald weiter begreiflich machen werde. Wenns aber da stünde, so würde das zum Substantiv gebildete Zeitwort nichts weiter heissen als Sammlung, womit der Begriff von Gemüthssammlung nimmermehr verbunden gewesen seyn würde. Letztere hat im Arabischen und im Persischen den eigenen Ausdruck جمعيت *dschemüjet, recollectio animi*, Men. II. p. 394. Wenn der Gegner nur etwas lernen wollte: so würde er sich gemerkt haben, dass gerade dies Wort zwey Zeilen vorher vom Verfasser an der rechten Stelle gebraucht worden, wo er, wie obgedacht, von der innern und äussern Gemüthssammlung redet. Er kann dies aber im Persischen nicht fassen, weil er noch nicht gelernt hat, was es im Deutschen heisse, wo mans durch Erfahrungen und durch den Geist der Muttersprache erkannt haben muss.

d. Um endlich von jenen Wortbegriffen auf die Erklärung der beyden Verse selbst zu kommen, so ist es ganz und gar zum Erbarmen, wenn man den Mann sagen hört, dass seine Gemüthsversammlung die Rose seyn soll. Man sieht da recht offenbar, dass er gar nicht weiss, wo ihm der Kopf stehet, wenn er Gedanken der Scribenten vor sich hat. Es ist hier gar nicht die Rede von einer natürlichen Rose, welche er entblättern lassen will. Der Dichter hat die Rose im figürlichen Sinne genommen, indem er unter zarter Rose das zarte Gemüth versteht, welches er in des Herzens Knospe, das ist, in dem in sich selbst verschlossenen einsamen Herzen gesammelt vorstellt. Es ist den Morgenländern sehr gewöhnlich, das Herz eine Knospe zu nennen, theils

wegen Aehnlichkeiten der Gestalten, theils auch weil im Herzen die Neigungen, Gesinnungen und Gedanken des Menschen so zusammengepresst und verborgen zu seyn pflegen wie die Rosenblätter in der unaufgebrochenen Knospe. Solange also die zarte Rose, das ist, das zarte Gemüth in seinen eigenem Herzen eingeschlossen bleibt, ist es gesammelt. Sobald es aber in Gesellschaft tritt, wird es zerstreuet, weil es im Getümmel der Menschen seine Gedanken nicht mehr beysammen halten oder nicht mehr in sich gekehrt bleiben kann. Dieselbe Vorstellung ist schon in den beyden ersten Versen gegeben und wird daher in den beyden letzten nur mit andern Worten wiederholt. Ja in der Prose, die den Versen vorhergeht, ist schon vom Gemüthe die Rede gewesen, was in dem letzten Verse als eine zarte Rose vorgebildet wird, wo eben in Beziehung aufs Gemüth gesagt ist, dass es in Gesellschaft tretend zerstreuet wird, das ist, in Zerstreuung gerathe, wie das zu diesem Zweck gebrauchte Wort *perakjendé* zeigt. Men. I. 506. Der Gegner will daraus entblättert machen, weil er sich einbildet, dass von der natürlichen Rose gesprochen werde. In der Prose war schon geschrieben: Umgang ist nur Gelegenheit zur Zerstreuung des Gemüths. Allein alles, was in den nächsten Zeilen vorhergegangen, war für den Gegner schon verloren, als er die beyden letzten Verse zu buchstabiren anfing, um seine Gemüthsversammlung zur zarten Rose zu machen und sie entblättern zu lassen. Wie würde der Gegner sich an Schriften wagen, die von Gedanken gestopft voll sind, wenn er jemals sein Gemüth gesammelt und sich selbst erkannt hätte! Von ihm gilt, was ein persischer Dichter bey Resmi Achmed Efendi S. 93 sagt:

> Gemüthssammlung aller andern ist meine Zerstreuung.

Auch diese Worte kann er nicht verstanden haben. Es wird ihm also nützlich seyn, sie wenigstens aus der Anwendung kennen zu lernen, welche ich davon mache.

95. Nach jener Aeusserung, wornach der Wezir auf die Seite des zur Abgezogenheit sich neigenden Kaisers zu treten geschienen, lenkt er gleich wieder ein, indem er spricht:

> Allein einige Lehrer der Religion und Männer von Gewissheit haben, unter Voraussetzung guter Eigenschaften der Gesellschafter und Genossen, Umgang der Abgezogenheit vorgezogen und Mehrheit über Alleinheit erhoben.

Auf diese Worte lässt er wieder ein Distichon folgen.

خلوت از اغيار بايد نه زيار

پوستين بهر دي آمد نه بهار

Ich übersetze und erläutere es S. 203

> Abgezogenheit von andern lässt uns ohne Freunde.
> Felle für jeden Winter kommen nicht im Frühling.

Dagegen tritt der Hofdollmetscher mit den Worten auf:

> Trotz der Note des H. v. D., welche er erspart, wenn er zu übersetzen gewusst hätte:
> Abgezogenheit von den Feinden ist gut, nicht von den Freunden.
> Der Pelz ist wider den Winter, nicht wider den Sommer.

اغيار im Gegensatz von يار heisst nicht andern, sondern Fremde, Nebenbuhler, Feinde. Ich denke, dass ich nach einer solangen Reihe von Proben bewiesen habe, dass zum Uebersetzen etwas erfordert wird, worunter der Hofdollmetscher gänzlich erliegt. Für ihn hätten daher nicht bloss alle

Noten, sondern auch der ganze Text erspart werden können, weil er nicht versteht zu lesen und zu schreiben. Aber ich habe ja auch schon öfter gesagt, dass ich für ihn nicht geschrieben habe. Da er indessen doch mitsprechen will: so muss er verhört werden, damit ihm sein Recht wiederfahre.

a. Da die angeführten Worte der Prose den Aufschluss zum Sinne des Distichons geben sollen und müssen: so kann schon jeder Verständige von selbst erkennen, dass die Uebersetzung des Gegners zum Sinne gar nicht passt. Der Kaiser wird als geneigt vorgestellt, sich wegen der Laster der Menschen vom Umgange mit ihnen zurückzuziehen. Der Wezir also, der ihn davor warnen will, kann nicht die Abgezogenheit von Feinden gut nennen oder sie empfehlen wollen, nicht bloss, weil sie gar nicht in Frage gekommen, sondern auch weil sie widersprechend und unnütz ist. Widersprechend, weil Abgezogenheit hier eine freywillige Entfernung von andern seyn soll, während dass Entfernung von Feinden nicht freywillig, sondern gezwungen ist; denn jedes Kind weiss zu fühlen, dass Feinde keinen Umgang mit einander halten. Unnütz aber ist sie, weil Abgezogenheit von Feinden uns nicht gegen ihre Bosheit und Nachstellungen in Sicherheit setzt, wir mögen von ihnen so weit entfernt seyn als wir wollen, geschweige, wenn sie uns nahe sind.

b. Der Verfasser hat auch den Ausdruck Feind im Gegensatz von Freunden gar nicht gebraucht. Der Gegner hat ihn nur aus seiner verkehrten Einbidung herausgezerrt. Das Originalwort *aghjar* wird selbst von Meninski I. p. 224 durch *alii, externi, aemuli, rivales* erklärt, das heisst, Andere, Auswärtige, Eifersüchtige, Nebenbuhler. Eben so hat das Original keinen Laut von gut. Der Gegner hat es nach seiner Weise erdichtet.

c. Der Ausdruck نه, der von ihm für *ne* nicht

gelesen worden, ist für *nih* zu lesen, als ein arabisches Particip, dessen Bedeutung *ponens*, sezzend, lassend ist. Men. IV. p. 973. Der erste Vers würde also buchstäblich lauten,

Abgezogenheit von andern setzt (uns) von Freunden weg, das ist zu Deutsch,
lässt uns ohne Freunde.

Auf der einen Seite lehrt die Erfahrung, dass andere sich von uns entfernen, je nachdem wir uns dem Umgange mit ihnen entziehen, und da nur Umgang Freundschaft stiften kann: so folgt von selbst, dass Abgezogenheit von andern uns auch der Freundschaft anderer beraubt. Auf der andern Seite ist hier auf ein Sprüchwort gedeutet, was den Arabern und Osmanen eben so geläufig ist als den Persern, wenn man sagt: wer an andern Fehler sucht, bleibt ohne Frennde. Dies war gerade der Fall des Kaisers, der wegen der Fehler der Menschen ihren Umgang fliehen wollte.

d. Wenn ferner der Hofdollmetscher den zweyten Vers ausdrücken will,

der Pelz ist wider den Winter, nicht wider den Sommer,

so wird jeder Verständige von selbst einsehen, dass dies auf seine Abgezogenheit von Feinden eben so passt wie die Faust aufs Auge. Es ist auch ein ganz falscher Gedanke, der nur aus Unbekanntschaft mit dem Oriente geflossen ist. Nämlich die Vornehmen des Landes tragen die Pelze nicht bloss im Winter, sondern zu allen Jahrszeiten, je nachdem die Witterung es erfordert. Im Winter trägt man Fuchs- und Zobelpelze, im Herbste Grauwerk und im Frühling wie beym Nordwinde im Sommer legt man Hermelinpelze an. Man sagt daher auch im Sprüchworte: wie der Tag ist, muss man den Pelz anziehen. Die Sache ist ja nicht seit gestern, indem die heilige Schrift besagt, dass Pelzkleider die ersten

gewesen, welche Adam und Eva, gewiss nicht zur Winterszeit, zu tragen empfangen haben.

e. Was der Sinn im Grossen zeigt, beweisen auch die Worte des Verfassers im Einzelnen. بهر *beher* hat im Persischen die Bedeutung *ad omnem, in omni, omnes, singuli, propter, pro, ob.* Men. I. 624. Wer nun aus diesen Paar Worten Lateiu das Wort wider herausdollmetschen will, muss gar kein Latein verstehen und wer es bey *bahar* Frühling, wo es gar nicht einmal steht, wiederholen will, muss nur sich und andere täuschen wollen. Auch das Zeitwort *amed* heisst nicht ist sondern kommt. Men. I. p. 299. Wenn also der Mann nach seiner Art übersetzen wollte: so musste er wenigstens sagen:

Der Pelz kommt wider alle Winter.

Da aber das kommt zu seiner falschen Deutung doch nicht klappen wollte: so verwandelte er es in ist, um daraus eine Wintertracht zu machen, zum Beweise, dass er mit dem Originaltext nur spielt wie Kinder mit Nüssen.

f. Endlich kann das Wort *postin* im Persisehen zwar für Pelzkleid gebraucht werden. Es heisst aber eigentlich nur das unbereitete Fell, woraus man durch Gerbung erst den Pelz macht, dessen man sich zur Kleidung bedient. Dies lässt uns sehen, dass der Mann nicht einmal den rechten Begriff von *postin* gefasst hat, worauf es hier ankommt und der über den Sinn des zweyten Verses entscheidet. Ich muss also zur Erläuterung noch bemerken, ob gleich meine Uebersetzung es ihm schon hätte begreiflich machen sollen, dass die Felle der im Frühling und Sommer gefangenen Thiere nichts taugen, weil die Haare ausgehen. Es müssen Winterfelle seyn, die zu Pelzen gebraucht werden sollen. Jeder Jägerpursche in Deutschland weiss ja schon, dass die Felle

von Füchsen, Hasen, Mardern und Maulwürfen nichts taugen, wenn die Thiere nicht mit dem Winterhaare gefangen werden. Darum habe ich auch Seite 203 Note 3 zur Erläuterung gesagt, dass der Sinn von Winterfellen dahin ziele, dass alles seine Zeit habe. Man kann einsam seyn, wenn man zur rechten Zeit in Gesellschaft zu leben weiss. Und da der Mensch ohne Freunde nicht bestehen kann: so muss er sie sich zur rechten Zeit zu erwerben wissen; denn was man im Winter oder im Unglück gebraucht, kann nicht bis zu guten Tagen oder bis zum Frühling verschoben werden. So erkennt man den geistigen Zusammenhang zwischen dem ersten Vers und dem zweyten:

> Felle für jeden Winter kommen nicht im Frühling.

Man ersieht hieraus von neuem, dass zum Uebersezzen so wohl richtige Sprachkenntniss als Nachdenken und Sachkenntniss gehören und dass das erstere dem Hofdollmetscher nimmermehr gelingen kann, da er von den letztern unentbehrlichen Erfordernissen gänzlich entblösst ist.

96. Im Original kommt ein arabischer Vers vor, welchen ich S. 204 übertragen habe:

> Aehnlichkeit der Menschen macht sie zu Vertrauten.

Bey dieser Stelle, an welcher hier nichts zu ändern ist, ist das Versehen vorgefallen, dass die Anmerkung, welche zur Erläuterung dienen sollte, vom Abschreiber meiner Schrift ausgelassen war und bey der Correctur nicht vermisst worden. Ich schalte sie hier ein, um mich weiter unten darauf beziehen zu können.

„Im Original lieset man و سمّيت انسانا لانّك ذا انسٍ Nach diesen Worten würde es heissen: „du wirst Mensch genannt, weil du der

„Vertraulichkeit fähig bist. Es kommt also „darauf an, den Zusammenhang anzugeben, der sich „zwischen den Begriffen von Mensch und Vertrau-„lichkeit findet. Der Vers ist aus der Verbindung „gehoben und lässt nicht errathen: von wannen der „Dichter ausgegangen ist und wohin er gezielt hat. „Es betrifft aber in jedem Fall einen schönen Ge-„danken, der von den Arabern in ihren Schriften „auf verschiedene Art ausgedrückt zu werden pflegt. „Nämlich sie glauben nach den von Abraham und „Ismael auf sie gekommenen Ueberlieferungen der „ersten Offenbarungen, dass die Sprache den ersten „beyden Menschen unmittelbar von Gott mitgetheilt „worden und dass Gott in die Wurzelworte die Be-„griffe vom Wesen und von den natürlichen Eigen-„schaften der dadurch bezeichneten Dinge gelegt ha-„be. Dies bestätigt sich auch bis jetzt an der he-„bräischen als der ersten Sprache, von welcher das „Arabische eine Tochter ist. Es folgt daraus, dass „alle Wörter, die von Wurzeln gebildet worden, „eben so viel abgeleitete Begriffe enthalten, die aus „den Grundbegriffen der Wurzelworte erklärt wer-„den müssen, insofern nicht durch langen Sprachge-„brauch die Bedeutungen der abgeleiteten Wörter „verändert worden. Dies vorausgesetzt ist انس „*üns* die Wurzel und heisst Vertraulichkeit, „Umgang. انسان *insan* Mensch stammt davon „ab und hat folglich den Begriff von Vertraut an „sich. Der Verfasser will also durch jenen Vers an-„deuten, dass die Menschen nach ihrer Natur zur „wechselseitigen Vertraulichkeit und Beyhülfe als ei-„ner Eigenschaft, welche sie von allen Thieren un-„terscheidet, geboren sind, weil das Wurzelwort „*üns* besagt, dass in ihnen die Anlage zur Vertrau-„lichkeit zu finden ist. Die Araber drücken dies „noch kürzer durch die zwey Worte aus ابن انس

„das ist, Sohn der Vertraulichkeit, Sohn „des Umgangs, und, wie Golius übersetzt, die „Seele, das andere Selbst, vertrauter „Freund. Hieher gehört auch, wenn sie sagen الجنس الي الجنس يميل Geschlecht neigt „sich zu Geschlecht oder رابطهٔ جنسيّة علّة ضمّ „Gleichförmigkeit des Geschlechts ist Ur„sache der Zusammengesellung. Es ist damit „freylich nicht gesagt, dass alle Menschen ohne Un„terschied einer gegen den andern Vertraulichkeit „beweisen müssen· Die Anlage ist in ihnen. Aber „was diese Anlage hindert, sich immer gleichmässig „zu äussern, ist die Verschiedenheit ihrer son„stigen Neigungen und Begierden, wie dies schon „die ersten beyden Söhne Adams, Kain und Abel, „bewiesen haben. Es muss also in den Gesinnungen „zweyer Menschen eine Aehnlichkeit oder Gleich„förmigkeit vorhergehen, wenn sie zur wechselseiti„gen Vertraulichkeit übergehen sollen.

Aus dieser Anmerkung erklärt sich die Uebersetzung, welche ich in den Text gestellt habe, um sie in die Verbindung mit demjenigen einzufügen, was vorangeht und nachfolgt und was beydes eben so gründlich als schön vorgetragen ist. Nun höre man, wie sich der Hofdollmetscher darüber vernehmen lässt:

> Hier sagt das Original, dass der Mensch von Natur aus und durch seine Bedürfnisse zum gesellschaftlichen Leben geneigt ist, und setzt hinzu: und du wurdest *insan* Mensch genannt, weil du mit *ins* Gesellig begabt bist. Ein Wortspiel zwischen *insan* und *ins*. Dies übersetzt h. v. D. Aehnlichkeit mit Menschen macht sie zu Vertrauten. Man sieht, dass ausser dem Worte *insan* Mensch kein anderes von dieser Uebersetzung im Texte zu finden ist. Diese beque-

me Methode, womit jedermann aus allen Sprachen der Welt leicht übersetzen kann, erinnert uns u. s. w.

Ach! wenn er meine Methode zu übersetzen, die freylich etwas schwer ist, von sich rühmen könnte: so würde er ja die Original-Worte und meine Uebersetzung verstanden haben. Er weiss ja nicht einmal die letztere getreu zu wiederholen, indem er Aehnlichkeit mit Menschen, anstatt Aehnlichkeit der Menschen schreibt, ohne zu fühlen, dass beyde Begriffe hier eben so weit von einander abstehen, als Unsinn von Sinn. Aus einem Unsinn folgt immer der andere, und so ohne Aufhören fort, wo man denn mit dem Araber ausrufen muss من هاهنا الدّموع oder mit dem Lateiner, gleichsam als ob er es buchstäblich übersetzt hätte, *hinc illae lacrimae!* Anstatt dass also der Mann bis zu Ende immer nur im Allgemeinen etwas behauptet, ohne andere und sich selbst zu verstehen, will ich hier wieder die Beweise im Einzelnen gegen ihn führen.

a. Er hat aus meiner Uebersetzung des Vorhergegangenen und Nachfolgenden ersehen, dass der Verfasser von Gesellschaft und Bedürfnissen der Menschen gesprochen hat, denn ohne das würde er aus dem Original gar nicht klug geworden seyn. Deshalb hat er sich vorgestellt, dass der arabische Vers es mit Geselligkeit zu thun habe, und urtheilt nun, dass meine Uebersetzung nicht getroffen sey, weil von Geselligkeit nichts darin steht. Wenn er wüsste, mit welcher Genauigkeit die Morgenländer ihre Begriffe abstufen: so würde er haben begreiffen müssen, dass sie niemals Geselligkeit zum Hauptunterscheidungszeichen des Menschen und zum Begriff des ihm beygelegten Namens machen würden. Alle Thiere sind gesellig, selbst reissende Thiere nicht ausgenom-

men. Das Wort **Geselligkeit** passt nicht einmal für Morgenländer überhaupt, weil wir darunter ein stätes Zusammenlaufen in grösserer oder kleinerer Zahl verstehen, während dass jene davon so weit entfernt sind, dass gesellige Reisebeschreiber sie deshalb als melancholisch und unthätig geschildert haben, weil sie gewöhnlich allein zu sitzen pflegen. Auch an den Lexicographen hat die Schuld nicht gelegen, dass er das Original Wort *üns* nicht verstanden hat. Meninski erklärt es durch *consuetudo*, *familiaritas*, vertraulicher Umgang, Vertraulichkeit I. p. 334.. Eben so schreiben Golius und Giggaeus. Vertraulicher Umgang und Vertraulichkeit kann nur zwischen wenigen Personen statt finden, die einander ähnlich sind oder in Gesinnungen überbereinstimmen. Vertraulichkeit schliesst so sehr den Begriff der Geselligkeit der Menge aus, dass die Perser dies sehr sinnig ausdrücken, indem sie das Wort *jekj* Ein, Einzig zum Sinonym von *consuetudo*, vertraulicher Umgang, gemacht haben, so wie يكي از خيل و كروه bey ihnen *familiaritas* Vertraulichkeit heisst, nach den Buchstaben, Einheit aus Vielen oder aus dem Haufen, das will sagen, ein Auschuss von Wenigen unter der Menge.

b. Wie aus vorstehenden Gründen kein Morgenländer sagen wird, dass der Mensch mit Geselligkeit begabt sey: so darf hier die besondere Ursache nicht übergangen werden. Geselligkeit hängt von sinnlichen Trieben ab, welche in Menschen wie in Thieren das Bedürfniss erregen, zusammenzulaufen, um mit einander zu spielen und sich die Zeit zu vertreiben. Umgang aber ins besondere und Vertraulichkeit sind Dinge, deren die Thiere nicht fähig sind, weil der Gebrauch einer artikulirten Sprache und der davon abhängende Verstand dazu erfordert werden. Zum Unterschiede werden die Thiere nur deshalb unver-

nünftig genannt, weil sie der artikulirten Sprache nicht fähig sind. Man heisst sie deshalb auch stumm, und für Stumme giebts weder Vertraulichkeit noch vertraulichen Umgang, ob ihnen gleich die Geselligkeit nicht fehlt. Dies ist uns schon in der heiligen Schrift gesagt, indem der erste Mensch unter allen Thieren, die ihm vorgestellt wurden, keine Gehülfinn fand, die um ihn wäre. Zur Gesellschaft konnten ihm alle Thiere dienen, aber nicht zur verständigen Gehülfen, die als Vertraute sich ihm mittheilen konnte. Darum hat auch der Gegner das Wörtchen begabt für *za*, oder, wie er lesen will, für *zu* übelgetroffen. Begabt ist man mit etwas, wenn man sich in dessen Besitze befindet, um es handhaben zu können. Hier aber ist nur davon die Rede, dass der Mensch der Vertraulichkeit fähig ist, weil er mit solcher Fähigkeit erschaffen worden, welche er erst durch Verstand an sich ausbilden muss, um sie zur That zu bringen. Auf diese im Menschen als Menschen ruhende Fähigkeit wollte der Wezir den Kaiser zurückführen, der entschlossen war, allen vertrauten Umgang mit Menschen zu fliehen, gleichsam als ob er nur für sich allein Mensch geworden sey.

c. Was für den Hofdollmetscher das Schlimmste ist, gerade weil es das Leichteste zu begreifen gewesen, ist dieses, dass er den ganzen Gedanken des Arabers ein Wortspiel zwischen *insan* und *üns* nennt. Im Deutschen nach Adelung wie in andern Sprachen besteht ein Wortspiel darin, wenn Wörter und deren Bedeutungen, ohne eine Wahrheit von einiger Erheblichkeit zu enthalten, bloss zur Belustigung einander entgegengesetzt werden. Nun ersieht man aus den Zusammenhag, dass der obenerwähnte arabische Vers als ein Beweisspruch für sehr ernsthafte Wahrheiten und nicht zur Belustigung angeführt worden. Und aus meiner vorangeschickten Anmer-

kung erhellet, dass hier die Natur der arabischen und selbst der ersten Sprache der Menschen in Frage kommt, um daraus einen Begriff zu entwickeln, der durch die Wortforschung, oder durch die Abstammung des Worts *insan* von *üns* bewiesen worden. Es ist damit eben so bewandt als wenn im Arabischen نسا *nisaë* Weib oder Menschin von انسان *insan* Mensch genannt wird, weil sie vom Menschen genommen worden, oder wenn man im Hebräischen אשה *isché* Männin von איש *isch* Mann, wie im Lateinischen *virago* von *vir* und im Deutschen Männin von Mann ableitet. Man betrachte also die Verkehrtheit im Denken, und selbst die Unkunde der Muttersprache, welche der Hofdollmetscher verräth, indem er Wortforschung für Wortspiel geben will! Kein Wunder, dass er dem arabischen Gedanken nicht auf den Grund zu gehen wusste! Nur die Keckheit bleibt befremdlich, womit der Mann ohne richtige Wortbegriffe und ohne alle Ueberlegung auf alles losgeht und meine Uebersetzungen tadeln will, in deren Sinn er nicht einmal einzudringen versteht, geschweige dass er die Originale, in welcher Sprache es sey, im Einzeln zu fassen und im Ganzen zu übersehen vermögte.

97. Ich habe die Worte des Hofdollmetschers noch nachzuholen; wo ich bey No. 96 abgebrochen habe, um ihm erst seinen Unverstand beym arabischen Spruche nachzuweisen. Er schliesst also:

> dies erinnert uns an eine kleine hier um so passendere Erzählug, als sie aus der Vorrede der persischen Uebersetzung oder der Fabeln Bidpais entlehnt ist, woraus uns Hr. v. D. hier die Probe vorlegt. Das Geschichtchen wird aber demselben neu seyn, da, wie wir gesehen haben, das Persische nicht seine Sache ist und sein türkischer Autor die zwey ersten

Kapitel des Enwari Suheili als zur Haupterzählung nicht gehörig überging. Wir wollen die Treue unserer Uebersetzung durch den Urtext beurkunden, welcher in Enwari Suheili einige Zeilen nach dem ersten *hikajet* des ersten Kapitels باب اول كفتار بزر جمهر steht.

Was ich hierüber zu sagen habe, würde wieder kein Mensch glaubhaft finden, wenn ich nicht die eigenen Worte des Mannes anführte, so schlecht sie auch geschrieben und so erbärmlich sie auch ausgedacht seyn mögen.

a. Um zuförderst die Leser mit dem Inhalte des einfältigen Geschichtchens bekannt zu machen, so besteht die Sache darin, dass jemand zierlich Persisch zu sprechen glaubte, weil er eine goldene Tafel im Hause hatte, worauf er sich etwas Persisches hatte schreiben lassen, Die Leser werden das Abgeschmackte der Sache von selbst fühlen, was von Niemandem ausser dem Gegner nachgesprochen werden konnte. Der einzige richtige Gedanke, der darin vorkommt, sind die Anfangsworte, welche besagen, dass der Nutzen der Bücher nur im Verstehen liegt. Dies ist der Punkt, um welchen sich alles dreht, was ich hier zum Unterricht des Hofdollmetschers geschrieben habe und ferner schreiben werde. Er ist ausgelassen genug zu sagen, dass das Persische meine Sache nicht sey. Es wird ihm aber sicherlich wehe genug ums Herz werden, wenn er lesen wird, dass er mir gerade auf den rechten Fleck gekommen ist, indem er mich gezwungen hat, durch viele hundert Beweise, nicht durch allgemeine Behauptungen, darzuthun, dass er im Persischen wie in den übrigen Sprachen nichts als ein gemeiner Abcschütze ist, der noch nicht lesen und noch nicht decliniren und conjugiren kann, und dass vollends zwischen Wortbegriffen und Denken und ihm eine Kluft befestigt ist, wie zwischen Licht und Finsterniss.

Es ist leider! bekannt genug, dass sich so mancher öffentlich als Orientalisten ankündigt, wenn er kaum das Abc gelernt hat. Da ich aber von andern Triebfedern ausgegangen bin und alles, was ich mir von Sprachkenntnissen zum Behuf der Sachkenntnisse erworben, sechs und zwanzig Jahre lang habe in mir verschliessen können, ohne ein Blatt darüber drucken zu lassen: so kann jeder Nachdenkende leicht von selbst urtheilen, dass ich, seitdem ich drucken lasse, meiner Sache gewiss seyn müsse, um nicht von solchen Anfängern, noch von irgend einem Dollmetscher, wie er auch heisse, erst Verbesserungen zu meinen Uebersetzungen erwarten zu dürfen. Solche Leute müssen aus meinen Schriften nur lernen, wie übersetzt und wie die Morgenländer behandelt werden müssen.

b. Es ist eine grobe Unwahrheit zu sagen, dass meine Probe der Uebersetzung aus den sogenannten Fabeln des Bidpai entlehnt sey. Die ältern Ausgaben, welche man unter letzterm Namen kennt, enthalten davon kein Wort. Meine Probe ist aus dem königlichen Buche genommen, und der Urheber des letztern hat sie aus dem Lichte des Kanopus übertragen und erweitert, wogegen der Verfasser des letztern Werks Kjaschifi das ganze Stück, was A n f a n g d e s B u c h s betitelt ist und wovon meine Probe nur einen kleinen Theil ausmacht, zuerst aus seinem Kopf erfunden und seinem Werke einverleibt hat. Da ist also wieder eine Thatsache, dass der Gegner die Bücher nur anzugaffen weiss, aber sie nicht versteht.

c. Welch ein unseliges Verhägniss waltet über den Mann, der seine Recension in der Jenaischen Litteratur-Zeitung mit Unwahrheiten anfangen und fortsetzen, und nun mit der grössten Lüge beschliessen musste! Ich muss mich eines Gegners schämen, der mir das Spiel mit ihm so leicht macht, indem er mir

überall so plump in die Hände läuft. Wenn er nur die geringste Ueberlegung besässe und im Lichte des Kanopus den Verfasser kennen gelernt hätte: so würde er diesen geistvollen Mann nicht so sehr beschimpfen, ihm eine so dumme Erzählung, wie sein Geschichtchen ohne Geist und Erfindung ist, zuzuschreiben. Doch was weiss der Mann vom Probiersteine der Beurtheilung! Ich will also nur ganz kurz heraussagen, dass sein Geschichtchen im Enwari Suheili oder im Lichte des Kanopus gar nicht anzutreffen ist und nicht anzutreffen seyn kann. Man entsetzt sich über die Unwahrheit, wenn man den Gegner sagen hört, dass sein Geschichtchen hinter der ersten Erzählung des ersten Kapitels باب اول گفتار بزر جمهر (das ist, erstes Kapitel, Reden Büzrü Dschumhurs) zu lesen sey. Dies Kapitel wie ein zweytes über Barzuwijé als vorgeblichen Uebersetzer des indischen Werks von Bidpai enthalten nichts als Fratzen und sind von einem ältern Uebersetzer schlecht ausgedacht worden. Der Verfasser des Lichts des Kanopus hat sie daher weggelassen. Sie können also in meinem Exemplar nicht zu finden seyn, welches nur funfzig Jahre nach Erscheinung des Originals abgeschrieben worden. Einen zweyten Beweis will ich aus dem königlichen Buche führen, dessen Verfasser schreibt:

و كتاب مذكوردن ايكي باب اولك ايرادنده فايده
كلي اولميوب اصل كتابده مدخلي يوغدي اسقاط
اتمده مولاناي مزبوره اقتدا اولنوب ابواب كتاب باقي
قالان اون دورت باب اوزره اقتضا اولندي

„Auf Deutsch: da in der Einschaltung der bey-
„den ersten Kapitel des erwähnten Buchs gar kein
„Nutzen zu finden ist und selbige auch in der Ur-

„schrift nicht enthalten gewesen: so ist man in „deren Weglassung dem obgedachten Mew„lana (Kjaschifi als Verfasser des Lichts des Ka„nopns) nachgefolgt und die übrig bleibenden Ka„pitel des Buchs sind auf vierzehn eingeschränkt „worden.

Diese vierzehn Kapitel nebst dem Anfange des Buchs sind im Lichte des Kanopus wie im königlichen Buche anzutreffen, nach Massgabe der vierzehn Lehren, welche dem persischen König Huschenk beygelegt worden. Aly Dschelebi als Verfasser des königlichen Buchs starb im Jahre 1543. Er überreichte es dem Kaiser Suleiman I. unterm Wezirat des Lutfi Pascha, der dies Amt von 1533 bis 1540 führte. Und da Aly Dschelebi zwanzig Jahre daran gearbeitet hat, nämlich bis zum Jahr 1520 zurück: so war das Licht des Kanopus kaum zehn Jahre alt, als er ein oder mehrere Exemplare davon erhielt, um es zu übersetzen und zu erweitern. Also von diesen frühen Exemplaren bezeugt Aly Dschelebi, dass die beyden Kapitel von Büzri Dschumhur und Barzuje nicht ins Licht des Kanopus aufgenommen worden, wie ich es von meinem Exemplar bezeuge, was vierzig Jahre später abgeschrieben ist und wie es der Inhalt des Buchs selbst jedem Leser zu erkennen giebt. Die genannten beyden Kapitel sind ohne Zweifel die schlechte Erfindung des ersten arabischen Uebersetzers Imams Husseïn Abdullach ibni Mukaffa und sind in der persischen Uebersetzung des Ebu Maali Nassrallach wiederholt worden. Es folgt also aus allen diesen Thatsachen, entweder dass der Hofdollmetscher das Licht des Kanopus gar nicht kennt, sondern es mit dem Werke Kjelilé und Dimne des Ebu Maali Nassrallach verwechselt, oder dass er sich sein Geschichtchen von einem seiner Gehülfen, der eben so wenig Kenntniss vom Lichte des Kanopus gehabt oder sich über ihn hat lustig

machen wollen, hat in die Hände stecken lassen unterm Vorgeben, dass es im Lichte des Kanopus und zwar im ersten Kapitel von den Reden des Büzri Dschumhur stehe, wobey er sich denn anstellt, als ob er es selbst im gedachten Buche gelesen hätte. Wollte man sich einen dritten, obgleich unmöglichen, Fall gedenken, dass sein Exemplar des Lichts des Kanopus von einem Abschreiber ausgefertigt worden, der so dumm gewesen wäre, die erwähnten beyden Kapitel aus dem Werke des Ebu Maali Nassrallach in das Licht des Kanopus hineinzuschieben: so würde es ja nicht minder unverzeihlich für den Hofdollmetscher seyn, diesen Betrug nicht wahrzunehmen, wenn er das Licht des Kanopus und das königliche Buch gelesen und verstanden hätte. Da haben denn die Leser einen neuen augenscheinlichen Beweis, welchen ich im Vorhergehenden schon so oft gegeben habe, dass der Mann die Bücher gar nicht versteht, wovon er sprechen will, weil er der Sprachen nicht kundig ist. Nur wenn ich ihm etwas vorübersetze, will er sein Wort dazu geben, als ob er es besser wisse. Ich muss freylich darüber lachen. Aber es bleibt doch entsetzlich, die Frechheit zu sehen, womit der Mann einen so groben litterarischen Betrug durch eine Litteratur-Zeitung als Wahrheit in die Welt bringen will. Der Mann muss noch an Niemanden gekommen seyn, der ihm auf die Zähne gefühlt habe. Da vielmehr alles, was er bis jetzt in der morgenländischen Litteratur gefuscht hat (seine encyklopädische Uebersicht ausgenommen) ihm für frey ausgegangen, oder gar mit falschem Lobe gebrandmarkt worden: so hat er nun das Unglück erlitten, überzuschnappen oder sich ganz fest einzubilden, dass er ein ganzer Orientalist sey, wie er es selbst von sich sagt, w i r s i n d a u c h O r i e n t a l i s t e n S. No. 58, ohne ein Misstrauen mehr in sich

selbst zu setzen noch seine verzweifelte Unwissenheit ahnden zu können.

98. Es ist noch ein toller Einfall übrig, welcher seiner Recension meiner Schrift vom königlichen Buche hätte vorangeschickt werden sollen. Er hat aber für gut gefunden, ihn in den Fundgruben Band II. S. 271 in der Note zu verstecken, wo er schreibt in Beziehung auf den Originaltitel des Buchs, Humajun Namé.

> Humajun ist ein Attribut der allerhöchsten Herrscher Würde und muss also mit Kaiserlich und nicht mit Königlich übersetzt werden. So heisst *ordui humajun, miri humajun, suri humajun* das kaiserliche Lager, der kaiserliche Pallast, die kaiserliche Hochzeit bey den Türken und nicht die königliche, weil der Sultan auch in Europa allgemein Kaiser und nicht König heisst.

Er will also das Buch das kaiserliche Buch betitelt wissen und nicht das königliche Buch. Er nennt es auch würklich so am angeführten Orte bey Gelegenheit seiner Uebersetzungsprobe, welche oben bey No. 70. vorgekommen ist. Er spricht auch daselbst vom Buche als von einer bekannten Sache, ob er es gleich weiter nicht kennt als ichs ihm gemeldet habe, wovon bey der vorhergegangenen Nummer eiu neuer Beweis gegeben worden.

Es ist unglaublich, aber doch wahr, dass sich der Mann öffentlich vor der Welt Unverständigkeiten oder eigentlich Dummheiten erlaubt, welche man von keinem Schulknaben innerhalb seiner vier Mauern erwarten sollte. Im Vorbeygehn will ich nur bemerken, dass *miri humajun* nicht kaiserlicher Pallast, sondern kaiserlicher Schatz heisst, wie jeder Säugling der Sprache wissen muss, und dass man im Deutschen nicht von kaiserlichen Hochzeiten, sondern von kaiserlichen Beylagern redet.

a. In der Sache selbst will ich damit anfangen, alle Bedeutungen herzusetzen, welche Meninski IV. p. 1121 vom Worte *humajun* angiebt.

Benedictus, fortunatus, faustus, sacer, augustus, regius, caesareus.

Unter diesen Bedeutungen will der H. Hofdollmetscher die letzte ausheben, nämlich *caesareus* und nennt dies Wörtchen ein Attribut der allerhöchsten Herrscher Würde. Welcher unterrichtete Mensch hat wohl jemals ein Wort als Wort und zwar ein Adjectiv ein Attribut genannt! Attribut ist ein Zeichen, welches ausser einem Hauptzeichen zur Bezeichnung einer Sache dient. Bey Adelung heisst es auf Deutsch ein Beyzeichen. Z. B. der Scepter ist das Beyzeichen des Königthums, der Anker ist das Beyzeichen der Hoffnung. Kurz wer Attribute kennen lernen will, darf sich nur nach den zahllosen Schaumünzen oder Medaillen umsehen, worauf sie erschöpft werden,

b. Ich habe hier schon gar zu oft gezeigt, dass man unrichtig denkt und schliesst, wenn man unrichtig spricht. Der Hofdollmetscher wills uns daran noch lange nicht genug seyn lassen. Wir wollen ihn auf einen Augenblick beym Worte halten, um ihm seine Ungereimtheit zu zeigen. Wenn Kaiserlich oder *humajun* das Attribut der allerhöchsten Herrscher-Würde seyn soll: so folgt ja daraus nicht, dass *humajun namé* das kaiserliche Buch genannt werden müsse, weil man mit gleichem Rechte sagen könnte, dass Königlich oder *humajun* ein Attribut der allerhöchsten Herrscher-Würde sey und deshalb jenes Buch das königliche Buch heissen müsse. Jeder Herrscher ist in seinem Gebiete der Allerhöchste und kein Herrscher ist des andern allerhöchster Herrscher. Die Morgenländer haben den gesunden Sinn, alle Fürsten, sie heissen Kaiser oder Könige, Sultans oder Schachs, Tschare, Chakans oder Beghs, im Rechte

gleich zu halten; sie unterscheiden alle Fürsten im äussern Range nur nach dem Verhältniss des grössern oder kleinern Gebiets, was sie beherrschen. Wenn die Osmanen die europäischen Fürsten nicht *padischach*, welches wir Kaiser übersetzen, betiteln wollen: so ist es eine blosse Spielerey, welche sie ihrem Glauben schuldig zu seyn glauben und die keinen andern Zweck hat, als für muhammedische Fürsten eigene Titel aufzubehalten; denn unter sich sind die Muhammedaner gewohnt, den kleinsten muhammedanischen Fürsten, wenn er auch nur eine einzige Stadt zu beherrschen hat, *padischach* zu betiteln, wovon Beyspiele genug im Buche des Kabus und in den Wesentlichen Betrachtungen des Resmi Achmed Efendi vorgekommen sind. Wir haben ja von dem allen den sprechendsten Beweis an der Universalgeschichte Hezarfenns, betitelt Mark der Geschichten der Könige (woraus der Hofdollmetscher fein säuberlich die Abwischung der Geschichten der Könige gemacht hat. S. No. 23.); denn unter diesen Königen sind die Regenten aller asiatischen und europäischen Dynastien begriffen, sie mögen den Titel Chalifen, Padischach, Kaiser, König oder anders geführt haben. Darum wird auch in persischen Wörterbüchern das Wort *padischach* kurzweg durch König erklärt. Einige europäische Regenten haben sich bey den Osmanen dadurch etwas vergeben, wenn sie darauf gedrungen haben, von der Pforte *padischach* betitelt zu werden. Wer einmal König in seinem Lande ist, kann auch den Kaiser-Titel annehmen, wenn er will. Wir haben ja in unsern Tagen gesehen, dass ein Consul in Frankreich sich diesen Titel beylegte, und die Bourbons werden deshalb keine geringere Herrscher-Würde behaupten, wenn sie wieder den Titel ihrer Väter führen werden. In Europa haben wir eigene Ausdrücke, welche alle Regenten im Rechte gleich stel-

len, als Monarchen, Souveräns, unabhängige Fürsten u. s. w. Es kann auch kein Regent in seinem Lande mehr thun als der andere, nämlich zu regieren. Als einst ein Fremder am Hofe eines Landgrafen von Hessen-Homburg die kleine Armee von ein Paar Dutzend Husaren, welche er im Schlosshofe aufreiten sah, zu belächeln schien; so sagte ihm der Landgraf: Wir haben dieselben Rechte als ihr Regent, es fehlt uns nur an Gelde, um sie alle auszuüben. Von allen solchen Dingen ist der Gegner noch nicht belehrt gewesen, weil er der Welt durch eine Litteratur-Zeitung melden will, dass der Sultan auch in Europa allgemein Kaiser und nicht König heisse, als ob bey vorhabender Sache darnach gefragt worden wäre. Er weiss nicht einmal, dass in dem einzigen Worte Sultan die Bestätigung alles dessen liegt, was ich zuvor von muhammedischen Fürsten gesagt habe. Es ist der bescheidentste Titel, der jemals von Monarchen geführt worden, indem er weiter nichts als Herr bedeutet. Alle muhammedische Unterthanen haben diesen Titel mit dem osmanschen Kaisern gemein. Kein Mensch hinderts, dass man selbst den Last- oder Wasserträger mit dem Worte *sultanüm* anrede, das ist, mein Herr, *Monsieur*. Nur wenn man den ersten Herrn von allen andern Herrn, seinen Unterthanen, unterscheiden will: so pflegt man ihn eben so bescheiden *sultani azam* das ist Grossherrn oder den grossen Herrn zu nennen. Es ist wahr, dass man auch in Europa die Fürsten grosse Herren nennt. Es giebt aber z. B. unter ihren Unterthanen reiche Leute, welche sich auch wohl grosse Herren nennen lassen, was in der Türkey nicht geschieht von Seiten der kleinen Herren.

c. Ich darf nicht übergehn, dass der Gegner zum zweyten oder drittenmale in den Fundgruben B. III. S. 69 gegen mich auftritt, um zu sagen, dass *humajun* von *Humai* Paradisvogel abstamme und dass

deshalb das Buch nicht königlich sondern kaiserlich genannt werden müsse. Es ist dies zu läppisch, um mich über die Abstammung zu verbreiten. Wenn aber nach ihm Paradisvögel die Kaiser vorstellen sollen: so mag er meinetwegen das Buch, wovon die Rede ist, das paradisvogeliche Buch nennen. Von ihm kann mich nichts mehr wundern. Ich bleibe aber hier bey den Bedeutungen stehen, welche das Wort *humajun*, wie obgedacht, nach dem Sprachgebrauch in der türkischen Sprache erhalten hat. Der Mann setzt noch hinzu, dass die osmanschen Kaiser das Wort *Humajun* als Beynamen statt Kaiserlich führen. Allein kein einziger unter einigen dreyssig Regenten hat diesen Beynamen gehabt, welchen er nur bey den Timuriden in Indien suchen darf. Aber wie lächerlich und widersprechend ist es, dass er *humajun* hier zum Beynamen machen will, während dass er es einige Tage früher für ein Attribut der höchsten Herrscher-Würde ausgeben wollte. Dies letzte war schon wieder vergessen, als er das erste schrieb. Es ist, als ob ihm alle seine Worte durch Siebe laufen, welche so grosse Löcher haben, dass nichts fürs Gedächtniss darin zurückbleiben kann.

d. Es kommt hierbey nur auf eine Armseligkeit, auf den Begriff eines einzigen Worts an, welches zum Titel eines Buchs gehört. Und gleichwohl sieht man den Hofdollmetscher immer tiefer sinken, je weiter man mit ihm in den Begriff des Worts hineingeht. Wie er bey *a* bis *c* den Begriff von *humajun* nicht gefasst hat: so werden wir ihn eben so unwissend in seiner Muttersprache, im Begriffe der Ausdrücke Kaiserlich und Königlich finden.

Beyde Wörter stimmen nach Adelung im Begriffe überein, indem sie nichts anders bedeuten als was dem Kaiser oder Könige gehörig und in dessen Würde gegründet ist. So sagt man die kaiserlichen oder königlichen Länder oder Staaten, die kaiserliche oder

königliche Armee, die kaiserlichen oder königlichen Diener oder Beamten, die kaiserliche oder königliche Bibliothek u. s. w. Der Gegner werfe einen Blick auf sich selbst. Er nennt zich mit Recht einen kaiserlich - königlichen Hofdollmetscher, weil sein Monarch, der ihn dazu bestellt hat, die Titel von Kaiser und König führt. Würde es aber nicht grundlächerlich und für seinen Landesherrn entehrend seyn, wenn er seine Amtsverrichtung, ich meyne, die Dollmetscherey eine kaiserlich-königliche Dollmetscherey nennen wollte? Wie kann denn also das *Humajun namé*, das keinen Kaiser zum Verfasser noch Eigenthümer hat, in jenem Sinn ein kaiserliches Buch genannt werden? Es gehört dem, der es kauft, und hat mit der allerhöchsen Herrscher-Würde gar nichts zu thun.

e. Ausserdem hat das Wort Königlich noch die besondere Bedeutung, zu heissen, was einem Könige ähnlich oder gemäss oder dessen würdig ist. Es wird in diesem Sinne von allen Personen und Sachen gebraucht, die sich durch Vorzüge des Geistes und Herzens und durch Herrlichkeit und Schönheit und andere Eigenschaften auszeichnen, die eines Königs würdig sind. Ein Mann von königlichem Herzen heisst, der sehr grossmüthig und freygebig und über Neid und Missgunst als Laster kleiner Seelen erhaben ist. Ein königlicher Verstand ist, der einer grossen Uebersicht aller Dinge fähig und weit umfassend ist. Ramler, um die Regierungskunst anzudeuten, sagt:

in königlicher Weisheit unterwiesen.

Wenn man Kaisern königliche Gaben und Tugenden nachrühmenwill: so kann man nach dem Sprachgebrauch das Wort kaiserlich dazu nicht gebrauchen, weil es niemals zu dem Begriff gekommen ist, von dem wir hier sprechen. Der Grund ist ohne Zweifel darin zu suchen, weil Kaiser ursprünglich kein deutsches Wort ist,

wie Koning, Kunig, König. Es ist vom Namen Kaessar, wie Caesar bey den Römern ausgesprochen ward, gebildet und kann folglich keinen eigenthümlichen Begriff darbieten. Eben so verhält es sich mit dem davon abgeleiteten Adjectiv kaiserlich oder kässarisch. Dies ist ja selbst in Deutschland durch Thatsachen längst anerkannt, indem die ehemaligen kaiserlichen Wahlcapitulationen, deren Anfang in die Zeiten des Kaisers Conrads I fällt, in jenem Sinne das königliche Gesetz der Deutschen genannt worden. Dies wird freylich dem Hofdollmetscher sehr fremd und unbekannt seyn. Wenn er aber mehr davon wissen will, so darf er sich in der kaiserlichen Bibliothek nur das Buch aufschlagen lassen, was den Titel führt. *Bened. Carpzovii commentar. in legem regiam Germanorum. Francof.* 1677, worin ausführlich davon gehandelt ist.

f. Die bey *e.* entwickelte Bedeutung des Worts königlich ist es also, welche über den deutschen Titel des Humajun Namé als königliches Buch entscheidet. Ich habe dies ja schon in meiner Schrift selbst S. 102 erklärt in den Worten:

> das Buch verdient in der That den Namen des königlichen Buchs, weil es nichts geringeres als die Regierungskunst lehrt, die wahre Wissenschaft der Könige.

Ich habe daselbst noch das Gleichniss vom königlichen Gesetze gegeben, wie der Apostel Jacobus das Gesetz von der Liebe des Nächsten genannt hat, ob er gleich unter Regenten lebte, welche sich Cäsaren und Imperatoren nannten.

So viel grobe Irrthümer waren zu berichtigen, welche der Hofdollmetscher bey einem einzigen Worte begangen hat, zum Zeichen, dass er den Mund nicht hätte aufthun sollen bey Schriften, wovon er nichts, nicht einmal den Titel versteht! Man erkennt an diesem traurigen Beyspiel, wie wahr es

auch noch zu unsern Zeiten, ja vielleicht wahrer als je, sey, was Thomasius in seinen neuen deutschen Schriften 3. Auflage, Halle 1721. S. 22 geschrieben hat.

> Es könnten vielfältige Exempel angeführt werden, wie oftermahlen arme Stümper, die kaum zwey oder drey Worte von der Sprache, aus welcher die Uebersetzung geschehen soll, verstehen und bey jeder Phrase das Lexicon brauchen müssen, sich des Dolhnetschens anmassen und es auch sodann toll und tämisch gnug machen.

So endigt sich mein Unterricht über die zweyte Recension. Diese war es, wo der Mann meine Schrift vom königlichen Buche mit der Fackel der Kritik beleuchten wollte, er, der keine Beurtheilung und Kenntniss, das ist, keine Kritik besitzt. S. No. 57. Ich habe es ihm vorher gesagt, dass er sich selbst verbrennen würde. Er hat nun mehr als zuviel Brandmale erhalten, nachdem ich ihm die Striegel der Erkenntniss angesetzt habe. Er hatte sich gerühmt, auf zwanzig kleinen Blättern funfzehn Beweise der Unkunde des Uebersetzers angeführt zu haben. S. No. 81. So hoch hatte sich das Männchen gestellt. Man hat aber gesehen, wie ich ihn Schritt vor Schritt habe herunter steigen lassen, wo denn die Wahrheit die angeblichen funfzehn Fehler auf zwanzig kleinen Blättern in hunderte seiner grossen Irrthümer auf ein Paar Quartblättern verwandelt hat. Er hat in alle Mauern gestossen, und es ist deren doch keine gefallen. Möge er sich also zur Lehre dienen lassen, was Tataren und Osmanen Leuten seines Gelichters zurufen: Tritt nicht über wie das Meer und umfasse keine Sache, welche du nicht ausrichten kannst. Er ist noch nicht über die Schulbank weg, geschweige dass er Herders Rath auszuüben gewusst hätte,

> Lerne die Lehren der Schule. Doch gleich der
> Leuçothea Binde,

bist du am Ufer, so wirf sie in die Wellen zurück.

99. Indem ich den Hofdollmetscher endlich bey der Jenaer Zeitung verlasse: so habe ich ihn nun bey der Wiener Litteratur Zeitung wieder aufzusuchen, wo er Versteck spielt, ob es gleich für ihn kein unschuldiges Spiel ist. Ich bin auch versichert, dass er es noch zehnmal unternehmen würde, meine Schriften anonymisch zu verschreyen, wenn so viel andere Zeitungen ihm zu Dienste stehen wollten, indem ihm nichts erwünschter ist, als sein Müthchen zu kühlen und dafür noch Silberlinge zu verdienen. Die Sache aber erscheint nunmehr von der moralischen Seite noch weit sträflicher als sie gewesen. Es ist an sich betrachtet schon schändlich genug, dass ein und derselbe Mann ein und dieselben Schriften in mehreren Zeitungen zu lästern beflissen ist. Was aber dies Unternehmen vollends abscheulich macht, ist, dass er sich stellt, nicht derselbe Mann zu seyn, der die Jenaischen Recensionen gemacht habe. Z. B. bey der Schrift vom königlichen Buche, wovon so eben die Rede gewesen bey der Jenaer Zeitung vom Januar 1813 und welche er in der Wiener Litteratur Zeitung vom 6ten July 1813 zum zweyten Male recensirt, spricht der Mann im Allgemeinen von den vielen litterarischen Irrthümern und paradoxen Einfällen, womit das Buch angefüllt seyn soll und setzt dann hinzu:

> Da Hr. v. D. über die meisten derselben so wie über die Fehler seiner Uebersetzungsprobe schon durch andere Recensenten zu recht gewiesen worden: so können wir uns hier um so kürzer fassen.

Er will hiermit, wie jeder Leser von selbst sieht, auf seine eigene oben abgefertigte Recension in der Jenaer Zeitung deuten, um so mehr, da es sonst keinen andern Recensenten giebt, der mich hätte zurechtweisen wollen, indem sich schon dieser blosse Aus-

druck nur für einen Schüler schickt, der sich Stelzen untersetzen will, um in Manns Grösse zu erscheinen, zu welcher er sich noch nicht gestreckt und ausgereckt hat. In derselben Recension spricht er auch vom Hrn. von Hammer als von einem dritten, der Wunder was geleistet habe. Bey Gelegenheit der Recension des Buchs des Kabus in der Wiener Zeitung vom 14ten May 1813 redet er von demselben Hrn. v. Hammer als einem Besitzer vorzüglicher Handschriften, dem nur das unbedeutende Buch des Kabus fehlt. Es ist also ein Mann, der zwey verschiedene Personen vorstellen will. Er stellt sich also dadurch in die Klasse der Leute, welche als gefährliche Menschen von allen Gerichten durch Steckbriefe verfolgt zu werden pflegen, weil sie sich zweyerley Namen geben, um ehrliche Leute zu berücken. Mir kann es zwar sehr gleichgültig seyn, dass er der Ehre die Schande vorzieht. Aber es ist doch ein schlimmes Zeichen der Zeit, dass Litteratur-Zeitungen sich zu Werkzeugen schlechter Streiche machen lassen, besonders wenn es darauf abzielt, im Finstern die Ehre eines Dritten zu gefährden, der offen aufgetreten und seinen Werken seinen Namen vorgesetzt hat, weil er sich beyder nicht schämen darf. Wenigstens sollte man doch für Sicherheit der Wege der Litteratur eben so sehr, wo nicht noch mehr, sorgen, als bürgerliche Gerichte über Sicherheit der Strassen zu wachen sich angelegen seyn lassen.

100. Es sind die Denkwürdigkeiten von Asien, erster Band, worauf ich hier zurückkomme, weil sie in der Wiener Litteratur-Zeitung vom 2ten Februar 1813 S. 147 — 152 und 166 — 171 zum zweytenmal vom bewussten Manne durchgezogen worden. Er beginnt mit der Vorstellung, mir sein Wohlgefallen, wie lächerlich von Seiten eines solchen Mannes! darüber zu bezeigen, dass ich die Kosten der Auflage

übernommen habe, und setzt hinzu, dass es um so löblicher sey,

> als ich hierdurch dem H. Gr. v. Rzewuski, der bisher die Auslagen der Fundgruben gedeckt, rühmlichst nachgeeifert hätte.

Die Leser sind es schon an dem Manne gewohnt, dass er nach Windmühlen hin will, wenn er von Wassermühlen spricht, und dass er sich immer selbst im Sinne hat, wenn er den Namen eines dritten vorschiebt. Er rechnet das zu seiner Pfiffigkeit, welche bey ihm für eine Art von Politik gilt. Er will eigentlich dem H. Gr. v. Rzewuski die Flaumfeder streichen, um ihn aufzumuntern, fernerhin die Kosten zum Druck der Fundgruben herzugeben und mir nachzueifern. Der Verständige muss darüber nur lachen. Mag jemand fremde Schriften drucken lassen! Was hat der aber mit mir zu thun, der ich meine eigene Schriften für meine Rechnung herausgebe! Mit einem Worte, ich folge hierin nur meinem eigenen Beyspiele, indem ich schon vor mehreren dreyssig Jahren habe meine Schriften auf meine Kosten drucken lassen, zum Beweise, dass ich dabey, Gott sey gedankt! nicht habe auf Geldgewinn rechnen dürfen. Ich habe nicht verlangt, dass der Gegner dies wisse. Wer aber von andern Leuten sprechen will, muss sie zuvor kennen zu lernen gesucht haben.

101. Er fährt fort:

> Wir können nicht anders als dem löblichen Eifer des Verfasser für Moral, Religion und gründliche Gelehrsamkeit alle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Er glaubt, etwas nachsprechen zu müssen, was er von andern gehört hat. Aber welche Schande, solche Gleissnerey aus dem Munde eines Mannes zu hören, der Sittenlehren für äusserst abgetragene Gemeinpläze erklärt, S. No. 60, der das Christenthum für ver-

dorrtes Gebein alter Systeme und für morsches Gerippe hält, dem längst die Seele entflohen sey. S. No. 6 und der so ungelehrt ist, dass er noch gar nichts von wahrer Gelehrsamkeit gelernt, ja der nicht einmahl ein Gefühl für Wahrheit besitzt, weil jedes Wort, was aus seinem Munde geht, falsch ist. (S. No. 1. bis zur letzten Nummer)

102. Er wiederruft sich auch in denselben Othem, indem er spricht:

> Nur Schade, dass er in seinem heftigen Unwillen sehr oft die Grenzen im entgegengesetzten Sinne überspringt und während er wider Unglauben und Neuerungssucht zu Felde zieht, dem Aberglauben und den orientalischen Vorurtheilen eine langweilige Standrede hält.

Mit diesen Worten will sich der unglückliche Mann den Ungläubigen anschliessen, während dass er mit der Versicherung bey 101 die Rechtgläubigen im Oesterreichschen betrügen wollte, damit sie es nicht merken möchten, dass er im Herzen unter Aberglauben und orientalischen Vorurtheilen nichts anders als die offenbarte Religion versteht, welche er, wie obgedacht, für verdorrtes Gebein und morsches Gerippe erklärt hat. Das sind aber ganz abgenutzte Kniffe, mit denen er viel zu spät kommt, ob sie gleich ihm neu scheinen mögen, weil er vom Alten nicht unterrichtet ist. Bey dem allen weiss kein Mensch, was er will, indem er keine Thatsachen anführet, wobey er freylich leicht lächerlich zu machen seyn würde. Von meinem heftigen Unwillen in den Denkwürdigkeiten hat er nur geträumt, weil er in seinem bösen Gewissen über sein *calumniare audacter* gefühlt hat, dass er der einzige sey, der sich meinen Unwillen oder vielmehr meine tiefe Verachtung zuziehen würde. Eben so wagt er keine Stelle nahmhaft zu machen, wo Aberglaube und orientalische Vorurtheile sitzen sollen. Er weiss ja so wenig, was Wahrheit ist, dass,

wenn er geprüft werden sollte, er nicht einmal die zehn Gebote und das Unser Vater wissen würde. Doch schon im Buche des Oghuz wird gesagt, dass dem Irreligiösen seine Irreligion zu erkennen geben, eben soviel sey, als den Ochsen Kleider anzulegen.

103. Er hat noch mehr von sich selbst zu erzählen, indem er sich stellt, von mir zu reden:

> zudem begegnet es ihm sehr oft, dass, während er mit pedantischer Strenge gelehrte Orientalisten und ihre Arbeiten meistern will, er selbst in schülerhafte Fehler verfällt und hierdurch eine sehr geringe Kenntniss des Türkischen, eine noch mindere des Arabischen und eine völlige Unwissenheit des Persischen an den Tag legt.

Wieder keine Thatsachen und Beweise! Aber da sitzt es ihm eben. Thatsachen und Beweise heissen bey ihm pedantische Strenge. Er weiss nicht einmal, was Pedanterie ist, sonst würde er in jedem Fall gehört haben, dass, wie man schon vor hundert Jahren zur Zeit der Pedanten gesagt, ein Pedant mehr werth ist als ein Unwissender. Er kann die Untersuchungen nicht vertragen, welche ich in nöthigen Fällen anzustellen gewohnt bin, um Irrthümer zu bestreiten, damit die Wahrheit an Tag komme, als welches der einzige Zweck alles richtigen Wissens seyn muss. Dies ist es, worüber ihm sein böses Gewissen zugerufen hat: wenn das am grünen Holze geschieht, was wird am dürren werden! Die Leser habens auch bisher gesehen, was aus dem dürren Holze geworden ist. Die schülerhaften Fehler haben sich auf ein Paar Blättern zu hunderten aufgedeckt und werden sich bald noch weiter aufdecken; denn, mit Thomasius zu reden, hat es der Hofdollmetscher toll und tämisch genug gemacht. Die beygebrachten Thatsachen und Beweise haben es ja nun entschieden, was zur Sprachkenntniss gehöre und wo sie zu suchen sey. Es er-

regt nur Lachen, wenn ein Stümper, der Meerrettig für Apostaten, Wachtthüme für Kälber, Mark für Abwischung u. s. w. ansieht, von fremden Sprachen reden will, während dass er seine Muttersprache noch nicht versteht.

104. Endlich giebt er sich ganz ungescheut zu erkennen, indem er hinzusetzt:

> Wir würden die Grenzen einer Recension weit überschreiten, wenn wir Belege, welche dieses Buch zu dem Gesagten darbeut, hier anführen wollten.

Ich muss ihm eben so unverholen sagen, dass es Infamie ist, zu lästern und die Beweise darüber nicht zu geben. Wer kann ihn ermächtigen, Verlänmdungen drucken zu lassen, wenn es ihm angeblich an Raum fehlt, die Beläge zu liefern. Zur Bosheit war ihm der Raum nicht zu klein. Wenn er auf solche Art von seiner Unmoralität den Schleyer aufgezogen hat: so thut er noch ein Gleiches mit seinem Unverstande. Man höre:

> Es sey also genug, den Lesern einige derselben vorzulegen und den H. v. D. besonders da zurecht zu weisen, wo er aus philologischer Verstocktheit die ihm schon anderswo nachgewiesenen Irrthümer von Neuem auftischt und der Selbstbesserung seiner Fehler das Verharren darin vorzieht.

Wenn der Mann nicht toll ist, so weiss ich nicht, wer es seyn soll. Er hatte, indem er dies schrieb, dasselbe Exemplar der Denkwürdigkeiten vor sich, was er nur vier Wochen vorher in der Jenaischen Zeitung heruntergerissen hatte, und er verlangt, dass ich in demselben Exemplar seine vermeynten Verbesserungen gemacht haben soll, gleichsam als habe er dasselbe Exemplar für eine neue Auflage angesehen! Er nennt das

> eine sehr unglückliche Beharrlichkeit, von der

jeder andere längst zurückgekommen seyn würde.

Und das soll im Zeitraume jener vier Wochen geschehen seyn, während dass ich seine Sudeley in der Jenaischen Zeitung vielleicht erst nach einem halben Jahre und die Wiener Zeitung erst nach Jahr und Tag oder länger zu Gesicht bekommen habe. Was dieser Tollheit die Krone aufsetzt, ist, dass er H. de Sacy als ein Muster solcher Selbstbesserungen aufstellt. So toll nun dies alles gesagt ist: so sollte er doch wenigstens urtheilen lassen, dass er sich nach seiner Art damit hat ein Hinterpförtchen öffnen wollen, um seine eigenen Schriften nächstens unter die Corrigenda zu stellen. Ich werde denn sehen, ob er noch soviel Erkenntniss seines Elendes gehabt haben wird, um seine sogenannten Recensionen gegen mich ebenfalls durchzustreichen, nachdem ich vermöge der gegebenen Beweise ein dreyfaches Pfuy darunter geschrieben habe.

105. Was die Beläge betrifft, welche er geben will: so betreffen sie bloss meine Uebersetzungen. Wir werden aber bald sehen, dass er auch dies Wort nur missbraucht, ohne es zu bethätigen. Beym Artikel I. Selbsterkenntniss S. 1 habe ich den arabischen Spruch übersetzt:

Wer sich selbst erkennt, der erkennt auch seinen Gott.

Der Hofdollmetscher will übersetzen:

wer sich selbst kennt, kennt seinen Herrn, weil *rebb* Herr heisse, nicht Gott.

a. So musste er gerade anfangen, um sich beym Eintritt in die Wiener Litteratur-Zeitung als einen Unmündigen darzustellen, der den Unterschied noch nicht weiss, der sich im Arabischen wie im Deutschen zwischen Kennen und Erkennen findet, und dass ersteres Wort bey der Selbsterkenntniss, wovon hier die Rede ist, gar nicht gebraucht wer-

den kann noch darf. Es müssen sich ja in Wien Leute genug finden, welche ihn darüber belehren können, nachdem der vortreffliche Schmidt für die Selbsterkenntniss ein so schönes Denkmal hinterlassen hat in der Schrift betitelt: Geschichte des Selbstgefühls. Frankf. und Leipzig 1772 in 8, als wodurch er sich eigentlich zum Geschichtsschreiber der Deutschen legitimirt hat, ob er gleich von dieser Seite bisher nicht genug erkannt worden.

b. رب *Rebb* heisst freylich im Arabischen Herr überhaupt, und wo diese Bedeutung anwendbar ist, habe ich sie selbst schon gebraucht. S. 312, so dass es lächerlich ist, mir sie erst anzeigen zu wollen. Allein jeder Säugling der arabischen Sprache muss auch wissen, dass das Wort *rebb* vorzugsweise Gott heisst als Herr der Welt, wie auch Meninski III. p. 17 schreibt: *per excellentiam deus.* Diese Bedeutung kann also von jenem Ausspruche um so weniger getrennt werden, als im Deutschen wie im Arabischen der Ausdruch Herr zu vieldeutig ist, indem es an Unwissenden nicht fehlt, welche, wie der Hofdollmetscher, in den Sinn jenes allerwichtigsten Ausspruchs nicht einzudringen wissen und mit Pharao sprechen: wer ist der Herr? ich weiss nichts von dem Herrn. So dürfte man Blödsinnigen die Meynung nicht verargen, als sey hier bloss davon die Rede, dass der Diener seinen (Mieths-) Herrn, die Frau ihren (Ehe-) Herrn, der Lehrling seinen (Lehr-) Herrn, der Unterthan seinen (Landes-) Herrn erkennen solle, wiewohl alle diese Erkenntnisse Theilchen sind, die in der Selbsterkenntniss begriffen werden. Man sieht, dass selbst der Commentar, der jenen Spruch begleitet, S. 1—4 für den Hofdollmetscher verloren gegangen ist. Hier also soll Gott erkannt werden durch die Erkenntniss seiner selbst, indem die Selbsterkenntniss der

gerade Weg zur Erkenntniss Gottes ist, wie ich im Buche des Kabus S. 286 Note 1 weitläuftiger erklärt habe. Der Gegner verdient Mitleiden bey Gott und Menschen, dass er von dem allen noch kein Wort weiss, ob er gleich das Schwaben-Alter, wo bey manchen Leuten der Verstand erst zu dämmern anfängt, längst zurückgelegt haben muss.

106. Wo ich S. 3 Gott weiss! übertrage, will er übersetzen: Gott weiss es besser oder am besten.

Ich habe mehr als einmal gesagt, dass er gewohnt ist, aus Schriften, welche er kurz zuvor durchblättert hat, etwas aufzufangen und nachzusprechen, um sich das Ansehn zu geben, als wisse er mitzusprechen, wenns gleich am unrechten Ort angebracht ist. Dies begegnet ihm nun auch in allem, was er jetzt schmaddert, mit meinen Schriften, seitdem sie ihm vor Augen liegen, so sehr er sie auch öffentlich aus Verstellung und Leidenschaft zu schänden sucht. Dies kann mir zwar sehr gleichgültig seyn. Es ist aber eine belachenswerthe Kinderey, wenn er mir selbst als sein Eigenes zurückgeben will, was er von mir erst gelernt hat. Ich habe im Buche des Kabus S. 238 299 Note 1 und 321 Note 1 und selbst in den Denkwürdigkeiten, erstem Band S. 275 Note 2 erklärt, was es heisse, Gott weiss oder Gott weiss die Wahrheit, je nachdem ein Wort mehr oder weniger dabey steht. Der Gegner hat vorher nach seiner Art den Sinn dieser Redensart nicht fassen können und nun will er es läppisch genug besser wissen. Man kann auf ihn das türkische Sprüchwort anwenden: der, welchen wir gestern zum Musliman gemacht haben, will uns schon heute den Weg nach der Moschee zeigen. Ich sage, läppisch genug besser wissen wollen, weil er verräth, dass er weder meine Uebersetzung noch meine Erläuterungen verstanden hat; denn wenn im

Arabischen wie im Deutschen absolut gesagt wird: Gott weiss: so liegt darin ein unendlich höherer Sinn als in den Worten, Gott weiss es besser oder am besten; denn der letztere Ausdruck setzt eine Vergleichung des Wissens Gottes mit dem Wissen der Menschen voraus, ersterer aber nicht, vielmehr deutet er an, dass bey Menschen kein Wissen mit Gewissheit, sondern nur Meynung, Dünken und Schein oder Schatten der Erkenntniss oder gar Irrthum anzutreffen ist, während dass alles Wissen, alle Gewissheit, alle Wahrheit nur allein bey Gott ist, als der den Grund und das Wie und Warum der Dinge kennt. Dies besagt auch die andere Formel: Gott weiss die Wahrheit oder in Wahrheit, denn beym Menschen ist keine Wahrheit als die Gott ihm offenbart, weshalb der Mensch sie niemals seine eigne nennen kann, um sich mit Gott zu vergleichen, welcher über alle Vergleichung erhaben ist. Darum wird S. 275 aus dem Kuran gesagt: Wissenschaft ist nur bey Gott, wo ich in der Note 2 den absoluten Spruch aus dem Kuran beygebracht habe: denn Gott weiss und ihr wisset nicht. Kurz das Absolute ist höher als aller Comperativ und Superlativ.

107. Bey den Vierhundert Sprüchen der vier ersten Chalifen S. 4—29 will der Hofdollmetscher seine Fackel der Kritik leuchten lassen, indem er sagt:

> Wir bezweifeln die Aechtheit derselben, ob sie nämlich Aussprüche der vier ersten Nachfolger Muhammeds seyn.

Das ist alles, was der Unkritiker zu sagen weiss von 400 Sprüchen, deren achter Theil ihm hier zuerst vor die Augen kommt. Den Chalifen und den Sammlern ihrer Sprüche kann freylich an solchem Zweifel nichts gelegen seyn. Aber sie würden mit Recht gezweifelt haben, dass jemals jemand so ein-

fältig seyn würde, an der Aechtheit ihrer Reden zu zweifeln, ohne einen einzigen historischen Grund dagegen anführen und erweisen zu können. Wir haben hier erstlich zwey Zeugen der Aechtheit, den öffentlichen Lehrer Mustafa ben Muhammed, der die Sprüche aus grösseren Sammlungen aushob, und den Grosswezir Muhammed Pascha, der die Sammlungen kannte, weil er die Commentirung der 400 Sprüche dem erstern auftrug. Ausserdem giebt es hundert andere Zeugen von Arabern, Persern und Osmanen, welche in ihren Schriften die Sprüche der vier ersten Chalifen einzeln als Beweisstellen anführen. Das kommt alles von هاورزاوري. Ich will ihm aber dies Wort nicht erklären, damit er zweifle, ob es ein solches Wort gebe, weil er es nicht kennt. Er mag bey Eingebornen Nachfrage halten, um es zu lernen. Ein Franzose hat ihn gerichtet, sagend: *les petits esprits doutent et se defient de tout; les bons esprits examinent et jugent.* Ich will jedoch noch hinzusetzen, dass Herbelot unter *Tohfat al Sadik ela Siddik* von den hundert Sprüchen Ebubekjr's redet und dass sie sich auch zum grössten Theil mit den Sprüchen der andern Chalifen hinter meinem Exemplar von Meidani's Sprüchwörter-Sammlung finden. Welche Unwissenheit!

108. Ebubekjr spricht: البلاء مؤكّل بالنّطق Unglück ist der Sprache überlegen. S. 12.

a. Bey der Recension in der Jenaer Zeitung vom Januar 1813 hatte der Hofdollmetscher diese drey Wörtchen trotz meiner Uebersetzung nicht verstanden, sondern hatte gemeynt,

> dass sie wohl nur soviel heissen, dass ein recht grosses Unglück stumm mache.

Ich habe die Ungereimtheit dieser Meynung bey No. 5. bewiesen. Vier Wochen später, nämlich in der Wiener Zeitung vom Februar 1813 hat der Mann

schon sich selbst wieder vergessen, indem er eine ganz andere Meynung in den Worten äussert:

Ist ein gemeines (nur ihm nicht gemeines) Sprüchwort, welches aber ganz falsch und sinnlos übersetzt ist. Es heisst, das Unglück kommt von der Sprache, d. h. manches Unglück entsteht durch das Reden.

Die Leser sehen hier zuförderst, welch ein Kinderspiel von unwissenden Leuten mit der morgenländischen Litteratur getrieben wird. Im Zeitraum von vier Wochen führen sie zweyerley Sprache und können mit drey Wörtchen nicht fertig werden, ob sie ihnen gleich vorübersetzt und vorerklärt worden. Dies Spiel würde auch mit allen übrigen Monaten ihres Lebens wechseln, wenn sie eben so oft über jene Worte gefragt werden sollten; denn es fehlt solchen Leuten an Wortbegriffen und Ueberlegung.

b. Wie meine Uebersetzung mit einer ausführlichen Erläuterung des Verfassers begleitet ist: so hat letzterer jenen Ausspruch unter andern durch die Worte erklärt: Sprache ist Ursache des meisten Unglücks. Da sehen die Leser zweytens, dass dies dieselben Worte sind, welche der geistlose Mann hier zu den seinigen machen und für die Uebersetzung jenes Spruchs geben will, nur mit dem Unterschiede, dass er das Substantiv Ursache ins Zeitwort kommt oder entsteht verwandelt. Der will mich mit meinem eigenen Fette betriefen und wills in Zeitungen für Verbesserungen ausgeben!

c. Es ist aber damit nicht ausgemacht. Erläuterungen sind keine Uebersetzungen, als bey welchen die Worte auf die Begriffe des Originals passen müssen wie die Haut auf den Leib. Da findet sichs denn wieder, dass er das Wort مؤكّل hier so wenig verstanden hat als vier Wochen vorher. Es steht nicht bey Meninski noch bey Giggaeus und Golius

noch in andern gedruckten Wörterbüchern. Wenn der Mann aber nur begriffen hätte, was das deutsche Wort überlegen bedeute: so würde er durch das in der Erläuterung vorkommende Sinonym beherrschend auf den Begriff des Originalworts geführt worden seyn. Es wird nämlich in der Erläuterung die Ueberlieferung von Muhammed beygebracht, welche mit dem Ausspruche Ebubekjrs im Sinne ganz gleichförmig ist und nur in einem Worte, obgleich Sinonyme, davon abweicht; nämlich البلاء موكّل بالقول, welches ich übersetze, das Unglück beherrscht das Reden; denn die Araber erklären موكّل durch مسلّط *praedominans*, *dominans praevalens*, vorherrschend, beherrschend, überlegen. Der letztere Ausdruck gehört im Deutschen nicht zur Pöbelsprache, noch zu Krücken und Stelzenreden, worauf sich der Gegner aus Mangel des Bessern gelegt hat. Darum wagt es der freche Sünder, meine unabänderliche Uebersetzung falsch und sinnlos zu nennen. Ich überlasse ihn der Schande vor der Welt.

d. Nach dieser gräulichen Probe von Betrug und Unwissenheit setzt er noch hinzu:

> Ein gutes Drittheil dieser Sprüche ist unrichtig übersetzt.

Er wird sich wohl hüten, dies Drittheil nachzuweisen und zu belegen. Da aber die Unwahrheit bey ihm immer feil steht und zur Gewohnheit geworden ist: so wundert es mich nur, dass er das Drittel nicht aufs Ganze erhöht hat, um zu sagen, dass ich des Arabischen ganz unkundig sey, wie er es schon vom Persischen versichert hat. Nun wird er es wieder pedantische Strenge nennen, womit ich ihn in allen Sprachen aufs Abc zurückführen muss. Er will hier wenigstens noch in ein Paar einzelnen Wör-

tern seine ganze Unkunde zum besten geben. Ich werde ihm Schritt vor Schritt folgen.

109, Er springt zu dem Ende vom vierzehnten Spruch auf den ersten zurück, vermuthlich weil ihm einer seiner Gehülfen wieder hintennach ein Zettelchen in die Hand gesteckt. Der erste Spruch heisst S. 6, wo er auch erläutert ist:

Vortreffliche Handlungen bewahren vor bösen Oertern.

Er sagt recht treuherzig, dass er die Oerter nicht finde, so wie er bey No. 93 das (den) Kehricht nicht finden konnte, ob er ihm gleich vor der Nase lag. Dort konnte er nicht persisch lesen, hier kann er wieder nicht arabisch decliniren. Im Original steht مصارع S. 6. Zum Unglück hat ihm Meninski das Wort nicht in den Mund gekauet, weil es ein Plural ist, welchen jeder Anfänger von selbst in sich zu finden wissen sollte. Allein der Singular مصرع steht doch im Wörterbuche IV. p. 575 mit der Bedeutung *locus, ubi quis prosternitur.* Die Wurzel ist صرع. Nun wird er doch wohl wissen, dass Ort im Singular Oerter heisst im Plural. Wenn er nur aufrichtig seyn wollte; so würde er gestehn müssen, dass er die Tausende aller übrigen Wörter nicht gefunden haben würde, wenn meine Uebersetzungen und Erläuterungen sie ihm nicht gewiesen hätten. Es ist schon schlimm genug, dass er gegen tausend andere hat blind bleiben können. Er kann daraus urtheilen, wie erbärmlich es mit seiner Sehkraft bestellt ist.

110. Der achte Spruch heisst bey mir S. 9

wisst ihr wohl, welche Sünden die schnellsten sind zur Strafe? Ungerechtigkeit und Lossagung von Verwandten.

Der Hofdollmetscher spricht: in No. 8. soll Empörung statt Ungerechtigkeit stehn.

Freylich wenn er den Spruch, ohne meine Uebersetzung gesehen zu haben, hätte dollmetschen sollen: so würden nicht bloss das Wort Ungerechtigkeit, sondern auch alle übrigen weggeblieben seyn, um es, wie Thomasius sagt, toll und tämisch genug zu machen. Nicht so mit meinen Uebersetzungen, welche die Originalien nicht verrathen und verkaufen dürfen. Die Sache ist, dass er seinen lieben Meninski nicht recht hat zu gebrauchen gewusst. Das Originalwort البغي steht daselbst I. p. 570 mit der Bedeutung *injustitia*, auf deutsch Ungerechtigkeit. Daneben findet sich ***deviatio***, welches er für Empörung angesehen hat, während dass es Abweichung vom Rechte bedeutet und folglich mit Ungerechtigkeit gleichbedeutend ist. Man kann sich aber bey dem Mann die Sachen nicht verkehrt genug vorstellen. Er scheint das Wort mit einem Elif باغي gelesen zu haben, welches gleichwohl wieder nicht die Handlung, sondern die Person bedeutet, ***transgressor, rebellis***, *tyrannus.* Men. I. p. 459. So hätte er auch ياغي lesen können, welches ebenfalls die letztere Bedeutung hat. Mich wundert, dass er nicht gar Apostaten daraus gemacht hat, wie oben aus dem Meerrettig bey No. 44; denn ياغي دين heisst Apostat. Aber zum Unglück für ihn stehts nicht im Wörterbuche. Auch habe ich es bis jetzt nur bey Persern angetroffen. Die Leser sehen, dass der Mann mit Meninski eben so spielt wie mit dem Sinn der Originale.

111. Der neunte Spruch lautet bey mir S. 9.

> Wenn Vermögen ist bey dem, der es nicht ausgiebt, Waffen bey dem, der sie nicht gebraucht und Rathschläge bey dem, der sie nicht annimmt: so gehen die Sachen zu Grunde.

In der Erläuterung wird bemerkt:

Man muss zum Armen-Gelde und Kriege willig seyn und Befehlshaber müssen richtige Anschläge suchen und von Natur einsichtsvoll seyn.

Der Hofdollmetscher spricht:

Wenn Vermögen ist bey dem, der es nicht ausgiebt, soll heissen, der es nicht den Armen giebt. Welcher Unterschied im Sinne und welche Sprachkenntniss, wenn man die Bedeutung der Wurzel Nefaka und deren Abstammungen, die im Kuran hundert mal vorkommen, nicht kennt.

a. Hier können die Leser die Bosheit wie die Dummheit des Mannes mit Händen greifen. Aus der obstehenden Erläuterung hat er erst gelernt, dass *lajanefakihü*, der es nicht ausgiebt, sich aufs Armen-Geld beziehe, und nun, dessen nicht erwähnend, stellt er sich vor den Zeitungslesern wie bey No. 106, als ob ich nicht gewusst hätte, dass hier vom Armen-Gelde die Rede sey. Es ist mit dem Mann würklich noch schlimmer als mit dem Renegaten, der alten Muhammedanern den Weg zur Moschee weisen will. Der eine wird von Bosheit getrieben, der andere nur vom falschen Eifer; jener legt es darauf an, andere zu betrügen, um einen dritten zu verlästern und sich gross zu machen, dieser betrügt sich nur selbst und wird ausgelacht.

b. Die Dummheit zeigt sich hier wieder auf mehr als eine Weise. Wenn Ebubekjr hätte im Zeitworte *nefak* ausgeben ausdrücklich das Armen-Geld bezeichnen wollen als den Zweck, der mit Vermögen erreicht werden soll: so hätte er auch bey den beyden übrigen Punkten, nämlich bey Waffen und Rathschlägen ebenfalls den Zweck ausdrücken müssen. Da aber dies letztere nicht geschehen: so lässt sich auch das erstere nicht behaupten. Der Commentator Mustafa hat das Wort *nefak* in demselben Lichte betrachtet als ich, weil er die Deutung davon wie vom

Nichtgebrauche der Waffen und vom Nichtannehmen der Rathschläge in der Erläuterung angegeben hat, welches nicht geschehen seyn würde, wenn er diese Deutung schon im Spruche selbst angetroffen hätte. Man sieht, dass der arme Dollmetscher noch nicht einmal den Geist der morgenländischen Sprüche kennt, als welche absichtlich so gefasst werden, dass sie immer mehr zu denken geben sollen als sie ausdrücken, gleich den Gemälden des Parhasius, von dem der ältere Plinius urtheilte, dass in allen seinen Werken immer mehr verstanden als gemalt werde, und wenn gleich die Kunst die höchste sey, so reiche doch der Geist noch über die Kunst hinaus.

c. Trotz meiner Erläuterung hat der Unwissende nicht einmal die Sache erkannt, wovon die Rede ist; denn wenn er übersetzen will

> Wenn Vermögen ist bey dem, der es nicht den Armen giebt

so ist das wieder grundfalsch fürs Arabische wie fürs Deutsche. Weder Muhammed noch irgend einer seiner Nachfolger haben gelehrt, dass man sein ganzes Vermögen den Armen geben müsse. Also konnte Ebubekjr nicht so sprechen. Im Deutschen hingegen heisst es; sein Vermögen zu Allmosen austheilen, wenn man es den Armen giebt. Aber von Allmosen hat wieder Ebubekjr nicht sprechen wollen. Man muss daher wissen, dass die Muhammedaner ausser öffentlichen Stiftungen zweyerley Wege haben, für Arme zu sorgen. Der eine sind Allmosen صدقة *sadakat* als freywillige Gaben, die in keinem Gesetze bestimmt sind; der andere Weg ist Armengeld زكوة *zekjwet* oder, wie man gewöhnlicher ausspricht *zekjat*, welches nach dem Gesetze im vierzigsten Theil des Vermögens besteht und jährlich zur bestimmten Zeit entrichtet werden muss. Beyde Wör-

ter habe ich schon im Buche des Kabus erklärt. S. 302 Note 1. Man findet sie auch mit ihren Begriffen bey Meninski III p. 155 und 510. Kein Muhammedaner, welcher Nation er auch angehöre, kann und wird sie mit einander verwechseln, weil sie, wie man gehört hat, auf ganz verschiedene Gegenstände deuten. In jenem Spruch hatte also Ebubekjr keine Allmosen im Sinne, sondern Armengeld oder den jährlichen vierzigsten Theil des Vermögens. Darum ist in der Erläuteruug vom Armengelde gesprochen, nicht von Allmosen. Nun betrachte man, wie blind der Unwissende darauf losgegangen, um einen Begriff, welchen er mir abgeborgt, aber ganz falsch verstanden hat, mir zurückzugeben und in der Zeitung als eine Frucht seiner Sprachkenntniss auszubieten. Das Lächerlichste ist, dass er sich dabey vornehmer Weise auf den Kuran beruft, als ob sein grundfalscher Begriff hundert mal darin vorkäme, während dass er den Kuran überhaupt in keiner Zeile verstehen kann; denn zu den Leyer-Reimen, worin er dies Buch zu setzen angefangen hat, müssen die deutschen Uebersetzungen von Arnold und Boysen oder die französische herhalten, freylich ohne genannt zu werden. Seine Sache ist, mit fremden Kälbern zu pflügen, obgleich auch das alles verkehrt geräth, wie man hier so eben gesehen, wo er sich unter meinem Ausdruck Armen-Geld etwas Unvernünftiges gedacht hat, als ob jeder, der Vermögen hat, es den Armen geben solle.

d. Bey Meninski hat er diesmal vergeblich nachgeschlagen, weil die hier in Frage stehenden Bedeutungen des Worts *Nefak* nicht in sein Wörterbuch IV. p. 933 übertragen worden. Bloss durch meine Erläuterung hat er sich seines falschen Begriffs versichert zu haben geglaubt. Wenn er aber den Golius nachgesehen hätte: so würde er gesehen haben, dass derselbe nicht einmal eine Spur von Mittheilung an

Armen beym Worte *Nefak* oder *nefake* angegeben hat, indem er p. 2426 nur schreibt, *expendit, erogavit (opes suas pro eo vel in eam rem)*. Das Wort heisst also im Allgemeinen ausgeben. Nur aus der Anwendung auf einzelne Fälle oder aus dem Zusammenhang der Rede muss man im Geiste erkennen, wozu das Vermögen ausgegeben werde, ob zum Armengelde oder ob zu andern Dingen? Da der Gegner bey diesem Worte von Wurzel-Bedeutung und deren Abstammung, obgleich am ganz unrechten Orte, hat sprechen wollen, weil er von Wurzel hat reden hören: so muss ich hier noch eine Bemerkung machen, nicht für ihn, als der nichts lernen will noch kann, sondern für andere. Es ist diese, dass man sich beym Arabischen sehr hüten muss, die Begriffe eines Urworts oder der abgeleiteten Wörter heut zu Tage noch immer allgemein aus dem Wurzel-Begriffe erklären zu wollen. Das Arabische steht seit Jahrtausenden und ist immer eine lebendige Sprache geblieben. Nach einem so langen Zeitlaufe haben nicht allein viele Wurzelbegriffe mehrere Nebenbegriffe zulassen müssen, sondern auch die von der Wurzel abstammenden Wörter haben oft Begriffe angenommen, die gar nicht in der Wurzel mehr zu suchen sind, obgleich beyderley Begriffe ursprünglich mit dem Wurzelbegriff durch irgend einen Faden zusammengehangen haben mögen, der für uns, oft selbst für die heutigen Araber, abgerissen oder verloren gegangen ist. Diese Wandelbarkeit der Begriffe ist eine Folge des veränderlichen Sprachgebrauchs. Von dieser Seite betrachtet ist für uns Giggaeus weit nützlicher als Golius, weil er anstatt allgemeine Begriffe, woran Golius nach Dschewheri sich gehalten hat, lauter Redensarten angiebt, woraus man die besondern Anwendungen der Wörter, dass ist, den Sprachgebrauch wahrnehmen kann. Firuzabad, welchen Giggaeus zum Grunde gelegt, schrieb einige Jahrhun-

derte nach Dschewheri und hatte es also mit einer Sprache zu thun, welche durch spätern Sprachgebrauch viele Veränderungen in Begriffen erlitten hatte. Ich will dies alles durch einige Redensarten am vorhabenden Worte *nefak* erläutern, wovon bey beyden genannten Lexicographen nichts vorkommt. نفق ماله sein Vermögen ist zu Ende. نفق البضاعة die Waare ist häufig abgegangen. نفق البازار es ist guter Markt gewesen u. s. w. Unser Dollmetscher wird vermöge seines eingebildeten Wurzel-Begriffes alles dies, ich meyne Vermögen, Waaren und Markt obenein den Armen geben lassen! Das ist der Mann, der sich der arabischen Sprachkenntniss rühmt und mich zurecht weisen will, wie sein anderthalb Schuh langes Lieblingswort lautet. In der That der Mann hätte schon seit vielen Jahren vor Schaam kohlenschwarz werden müssen, wenn er nicht schon in der frühesten Jugend der Schaam den Kopf abgebissen hätte, so dass es mit ihm schon lange ganz ausgewesen ist.

112. Der neun und zwanzigste Spruch S. 18 ist von mir übersetzt:

> Wahrlich, wer dem Menschen der nächste ist, dem ist auch Gott der nächste.

Der Hofdollmetscher spricht:

> *Uliun nas* heisst nicht der Nächste der Menschen, sondern der Vornehmste der Menschen.

a. Es ist erschrecklich! Der Mann muss gar keinen Unterricht in der Religion gehabt haben, um von Gott etwas zu wissen! Er will übersetzen:

> Wer der vornehmste der Menschen ist, dem ist auch Gott der nächste.

Es hat zu allen Zeiten Religionsspötter gegeben und die Welt ist gegenwärtig voll von Ungläubigen. Aber keiner unter allen diesen Leuten hat sich jemals erfrecht, zu sagen, dass Gott den Vornehmen näher sey

als den Geringen und dass er den Vornehmsten der Menschen der nächste sey. Kein Heide hat so gedacht, sonst hätten Griechen und Römer nicht in ihren Gesetzen die Furcht vor ihren falschen Göttern eingeschärft. Nach Abrahams Lehre, welche Muhammed zur seinigen machte, sind Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, alle sind vor Gott gleich; sie werden vor Gott nicht nach ihren äusseren zeitlichen Verhältnissen, sondern nach den Eigenschaften ihres Innern gerichtet. Wer also den Menschen der nächste ist, das heisst, wer die Menschen am meisten liebt oder ihnen die grössten Wohlthaten erzeigt, dem ist auch Gott der nächste, das heisst, den liebt auch Gott am meisten. Soviel besagt der Religionsbegriff, welchen Ebubekjr bey jenem Spruch vor sich hatte.

b. Was das Wort اولي selbst betrifft, so hat er sich wieder an Meninski vergriffen, der die Bedeutung nicht hat, worauf es hier ankommt. Hätte er aber Golius nachgesehen: so würde er p. 2738 die rechte Bedeutung gelesen haben *propinquior*. Sie kömmt ja auch im Kuran vor, wie die in der Erläuterung jenes Spruchs angeführte Stelle besagt. Wie könnte sie ihm denn unbekannt seyn, wenn er im Kuran so belesen wäre, wie er bey No. 111 den Zeitungs-Lesern weiss machen wollte!

c. Hätte er aber zufällig das Wort im Kuran gefunden und den rechten Begriff in irgend einer Uebersetzung gelesen, welchen Lärm würde er vor der Welt erhoben haben, weil ein scheinbares Recht auf seiner Seite gewesen seyn würde! Nämlich im Commentar des Mustafa wird zur Beglaubigung des Begriffs von nächsten eine Paralell-Stelle aus dem Kuran beygebracht mit den Worten

ان اولي الناس بابرهيم

Es ist übel, dass die Muhammedaner die Beweis- und Paralell-Stellen aus dem Kuran oder aus andern Schriften nicht bloss oft aus dem Zusammenhang reissen, sondern auch die Kapitel des Kurans oder die Namen der Scribenten und die Titel der Schriften gar nicht nahmhaft machen, um die Nachschlagung den Europäern zu erleichtern, auf welche sie freylich bey Abfassung ihrer Werke nicht gerechnet haben. So konnte ich damals jene abgebrochenen Worte nicht im Kuran antreffen. Ich musste also vermuthen, dass sie einen geschlossenen Sinn enthielten. Ich glaubte deshalb, dass die Präposition ب *bi* vor dem Namen Abraham ein Schreibfehler sey und dass die Stelle, sich auf das Verhältniss zwischen Gott und Abraham beziehend, im ähnlichen Sinn gesagt worden sey als ابراهيم حبيب الله Abraham ist der Geliebte Gottes. Ich übersetzte also

Wahrlich, der nächste unter den Menschen ist (mir) Abraham.

Hinterher aber habe ich bey einer andern Gelegenheit die Worte im Kuran Sur 3. V. 67 aufgefunden, wo sich denn gezeigt, dass sie, wie sie von Mustafa angeführt worden, nur der Anfang eines Satzes ohne Zusammenhang sind und dass der ganze Vers so lautet:

Wahrlich, die nächsten unter den Menschen zu Abraham sind, die ihm nachgefolgt sind und dieser Prophet (Muhammed) und die (mit ihm) geglaubt haben, und Gott ist der Freund der Rechtgläubigen.

Ich habe dies hier nnr im Vorbeygehn anmerken wollen, denn in der Hauptsache bleibt es bey dem Begriff von *uliun nas*, wie ich ihn übersetzt habe und der dem Gegner wieder ganz unbekannt geblieben ist.

So hat man hier wieder von No. 108 bis 112

fünf arabische Artikel gesehen, welche der Liebhaber der Lüge für den dritten Theil von funfzig Sprüchen und für unrichtig übersetzt ausgegeben hatte. Die Leser aber haben dafür von neuem wahrgenommen, dass er sich im Arabischen festgefahren und gänzlich Schiffbruch gelitten hat.

113. Bey Gelegenheit des persischen Gedichts, welches ich aus Dschami's Werke, Jussuf und Zuleicha, S. 29—32 mitgetheilt, habe ich die Bemerkung gemacht, dass in diesem Werke die Liebe als die Neigung zu allem Schönen, Guten und Edeln vorgestellt werde und sich durch Betrachtung der sinnlichen Schönheit von Menschen wie von andern belebten und unbelebten Wesen zur Liebe und Anbetung des Schöpfers aller Schönheit erheben soll.

a. Der Hofdollmetscher, der ohne Beruf überall mitsprechen will, lässt sich darüber vernehmen,

> dass im mitgetheilten Gedichte von einer platonischen zur Anbetung des Schöpfers erhebenden Liebe nichts vorkomme.

Vier Wochen früher hatte er mit seinem Gehülfen in der Jenaer Zeitung von demselben Gedichte gesagt:

> die mystische Liebe gegen Gott wird in starken Ausdrücken, die von der sinnlichen Liebe hergenommen sind, besungen.

Wenn man das eine gegen das andere hält, muss man da nicht urtheilen, dass der Gegner niemals seine fünf Sinne beysammen hat und dass er noch weniger Gedächtniss besitzt, was zu der verächtlichen Rolle, welche er gegen mich spielen will, ganz unentbehrlich ist? Das ist aber noch nicht alles.

b. Er hat wieder gar nicht begriffen, wovon Dschami und ich reden, sonst würde er nicht wie verrückt von einer platonischen Liebe gegen Gott reden, als woran weder Dschami noch ich denken konnten, indem das Unding, was man platonische Liebe nennt, nie etwas anders als ein Schleyer

gewesen, worunter man sinnliche Begierden zu beyden Geschlechtern verbergen will. Jeder, der richtige Begriffe hat, wird in den mitgetheilten zwanzig Versen nicht die geringsten Spuren von gemeiner Wollust und Frauenliebe antreffen. Wer unrein ist, wird sie freylich nicht bloss in jenen Versen, sondern selbst in Kirchen suchen. Ausserdem habe ich von Dschamis Werke überhaupt geredet und kann mein Urtheil im Ganzen, um nicht ins Einzelne einzugehen, nicht besser beweisen als wenn ich hinzusetze, dass Dschami seinen Roman damit endigt, die Zuleicha von Jussuf zum Glauben an den wahren Gott bekehren zu lassen; denn zur sinnlichen Vereinigung, womit unsere Romane zu beschliessen pflegen, sind beyde niemals gekommen. Die Leser sehen hier, wie es mit dem Gegner steht. Er hat Dschamis Werk niemals gelesen, noch weniger verstanden. Dies hat ihn aber nicht gehindert, es dreust unter den sieben Werken zu nennen, woraus er seinen gereimten Mischmasch, betitelt Schirin, zusammengesetzt haben will.

c. Noch mehr! Er hat öfter, wie die Leser wissen, im Namen des seligen Herbelots aufs gerathe wohl ausgerufen, dass ich diesen Mann mit pedantischer Strenge meistere, denn er hat weder Herbelot gelesen, noch mich verstanden. Hier ist ein neuer Beweis, denn Herbelot hat in seiner orientalischen Bibliothek länger als hundert Jahre vor mir von Dschami's Werke wie von ähnlichen Schriften dasselbe Urtheil gefällt, was ich aufgezeichnet habe.

114. Im Original steht:

ز عالم رویت آور در غم عشق

das heisst, von der Welt Erkenntniss ist nur Gewissheit im Kummer der Liebe.

Der Gegner sagt,

das sey undeutlich, es heisse, wende dein

Gesicht von der Welt weg gegen den Kummer der Liebe hin.

Womit beweisest du das? Das ist für ihn bey seinen Widersprüchen niemals eine nöthige Frage gewesen. Ich muss aber den Lesern eröffnen, dass er dies für diesmal nicht aus sich selbst begründet hat, wie er sonst zu sagen pflegt, sondern er hat es buchstäblich dem Hallischen Recensenten nachgeschrieben. Dieser hatte das arabische رويت Erkenntniss für das persische Wort dein Gesicht und اور Gewissheit für den Imperativ von اوردن weggeben, aufheben, ansehen wollen, aus dem Grunde, weil sonst das Sylbenmaass nicht herauskomme. Es ist aber eine missliche Sache, vom Sylbenmaasse zu sprechen, für Europäer, welche das Persische als eine lebendige Sprache nicht in Persien selbst sprechen gelernt haben; es ist auch für uns ganz unnütz, solange die morgenländischen Dichter kein Bedenken tragen, das Sylbenmaass dem Sinn aufzuopfern und solange ihre Werke selbst nicht ohne Schreibfehler zu uns kommen können. Ich wende mich also zum Hofdollmetscher, der seinen Widerspruch darin setzt, dass meine Verdeutschung für ihn nicht deutlich sey. Daran werde ich niemals zweifeln, weil er mir noch nicht bewiesen hat, dass er es in irgend einer Sache zu deutlichen Begriffen gebracht habe. Dies ist ja eben die Ursache, dass er ganz und gar nichts versteht. Er sieht nicht, dass er etwas ganz unverständiges sagt, wenn er das Gesicht von der Welt abwenden lassen will gegen den Liebeskummer hin. Einmal ist der Liebeskummer im Herzen, wo kein Gesicht etwas zu schauen hat noch schauen kann. Zweytens läuft es gegen den ganzen Sinn des Dichters, der die Liebe überall suchen lassen will, innerhalb und ausserhalb der Welt, im Himmel und auf Erden, kurz der alles Sichtbare und alles Ge-

schaffene für Mittel der Liebe erklärt. Anstatt also sein Gesicht von der Welt abzuwenden, soll man es im Gegentheil recht darauf hinrichten, um Liebe zu finden, zu nähren und zu erweitern. Darum sagt der Dichter weiterhin:

Herzen ohne Liebe seyen fern von der Welt.

Wenn also Herzen ohne Liebe von der Welt fern seyn sollen: so kann er ja Herzen mit Liebe nicht von der Welt abziehen wollen. Er hat es so sehr mit der Welt zu thun, dass er auf den vorhabenden Vers unmittelbar die Worte folgen lässt:

denn zur angenehmen Welt wird nur die Welt der Liebe.

Hinterher spricht er noch:

die ganze Welt wird von Unruhen der Liebe versucht,

und, der (der Becher der Liebe) führt in beyden Welten zum Ruhm.

Alles dies beweiset ja augenscheinlich, dass der Dichter nur immer in die Welt hineinwill, nicht aber von ihr hinweg, weil es ohne Welt keine Liebe, wie er sie meynt, geben kann.

Da aber der Hofdollmetscher gar nicht wissen kann, was es heisse, dass von der Welterkenntniss nur im Kummer der Liebe Gewissheit sey: so will ich dies noch erklären, wenns bey ihm nur fruchten könnte. Dschami macht hier Liebe zum Princip des Zusammenhangs der Welt und der menschlichen Dinge, weil er ausserdem nur einen ewigen Streit der Dinge, der einen gegen die andern, und der menschlichen Leidenschaften insbesondere als des Hasses, des Neides und aller Feindseligkeiten wahrnahm, als wodurch alles mit einander in Widerspruch gesetzt und der menschliche Verstand selbst verwirrt gemacht wird. Um sich also vor falschen Begriffen zu bewahren und um zur Gewissheit zu

kommen, worin es auch sey, muss man von einem festen Punkte ausgehen, wodurch scheinbare Widersprüche und Verwirrungen richtig erklärt und ausgeglichen werden können. Diesen festen Punkt fand der Dichter in der Liebe, welche Gott in die Herzen der Menschen gelegt hat, um im Streite mit entgegengesetzten Leidenschaften die Oberhand zu erhalten. Wer dies nicht weiss, kann von der Welt niemals ricktige Erkenntniss erlangen. Darum sagt der Dichter, dass nur der Liebeskummer oder das Liebesverlangen uns Gewissheit von der Welt Erkenntniss geben kann. Bey leblosen Dingen nennt man Verwandtschaft oder Gleichartigkeit die Mittelursache, wodurch sich die entgegengesetztesten Dinge z. B. die Elemente in Verein bringen lassen, wie man im Buche des Kabus S. 829 830 Note 1 und 2 lesen kann. Kurz was Dschami hier schreibt, ist lange vor ihm vom geistreichsten Asceten des Orients, Dschellaledin Rumi, im dreyzehnten Jahrhundert in seinem grossen persischen Lehrgedicht, genannt Meswewi, gelehrt worden und wird noch bis jetzt von seinen Nachfolgern im Orden der Mewlewi wiederholt. Ja, um weiter zurückzugehn, es ist dieselbe Lehre, wodurch sich Empedokles auszeichnete, bey den Morgenländern Bandokles genannt, indem er nicht bloss selbst den leblosen Dingen einen gewissen Geist beylegte, sondern auch zu den Elementen Freundschaft (Liebe) und Streit (Feindschaft) rechnete, die eine als eine erzeugende, und die andere als eine auflösende Ursache. Dies waren ihm zwey Principien, welche in der Natur wie in allen menschlichen Dingen sich würksam erzeigen. Campanella im neuern Europa suchte diese Lehre zu erneuern.

115. Wie also der Dichter die ganze Schöpfung von Liebe beherrschen lässt: so sagt er auch:

Selbst der Himmel ist Begierden der Liebe unterworfen,

Der Hofdollmetscher kann zu keiner einzigen Sache die rechten Worte finden, *verba adaequare factis*, aus dem ganz natürlichen Grunde, weil er die Sache selbst niemals versteht. Er schnattert also wieder

> *sergheschté* heisst nicht unterwerfen, sondern betaubt, verwirrt.

Dschami war ein Mann, der im höchsten Grade Worte verstand, das ist, der zu denken wusste. S. Buch des Kabus S. 256 257 und 386 Note 2. Nun stellt er uns die alles umfassende Liebe, die göttliche Liebe, als das Mittel vor, sich von der Welt und von allen Dingen richtige Begriffe zu machen. Er meynt sogar, dass der Mensch durch diese Liebe zur wahren Freyheit gelange.

Werde Sklave der Liebe, um frey zu werden. Er hatte auch darin vollkommen Recht, denn wer die edelste und göttlichste Neigung, die alles umfassende Liebe zu seiner herrschenden Leidenschaft macht, der wird von entehrenden Leidenschaften der Missgunst, des Neides, der Gehässigkeit u. s. w. befreyet werden. Bey solchen Vorstellungen des Dichters will der Hofdollmetscher ihn sagen lassen, gleichsam als sey von Hurenliebe die Rede:

> Selbst der Himmel ist von Begierden der Liebe betäubt oder verwirrt.

Betäubt oder verwirrt seyn heisst, den Verstand verloren haben. Der Dichter will im Gegentheil gerade die Liebe zum Mittel machen, den Verstand aufzuhellen. Wörterbücher können nur Wörter geben. Aber sie können keine Gedanken einflössen demjenigen, der keine Gedanken mitbringt. Wer kein Nachdenken hat, sollte also Wörterbücher ungebraucht lassen, weil er sie nur missbrauchen wird. Bey Meninski III. p. 259 steht freylich die Bedeutung *attonitus*, *confusus*. Allein hinterher steht auch *subditus* unterworfen, *imperio subjectus*. Und wenn Meninski letztere Bedeutung ausgelassen

hätte, so würde ich sie in meinem Exemplar hinzugesetzt haben, weil sie gemeinüblich ist.

116. Dschami sagt:

> Thoren und Kluge trinken Wein aus diesem Becher (der Liebe) der (sie) in beyden Welten zum Ruhm führt.

Der Gegner sagt:

> Das Distichon ist vollends entstellt. Doch hätte dessen Zusammenhang mit dem nachfolgenden den Uebersetzer auf den artigen Inhalt desselben führen sollen. Es lautet:
>
> > Hätte Medschnun (Leilé's Liebhaber) nicht Wein aus diesem Glase getrunken, wie hätte sein Name in beyden Welten erschollen.
>
> Der Dichter will behaupten, dass Liebe mehr als Verstand und Weisheit zur Unsterblichkeit führe.

Da sehen ja die Leser, dass er nichts als gemeine Weiberliebe im Kopf hat, während dass der Dichter von einer ganz andern Liebe redet. Darum ist ihm der Zusammenhang freylich ganz anders vorgekommen als mir.

Dass Medschnun der Name des Liebhabers der Leilé sey, weiss jeder. Er kommt auch bey Meninski vor. Allein dahinter steht noch ein halbes Dutzend anderer Bedeutungen, als *insanus, furens, stultus* u. s. w. Als Name kommt er eben davon her, dass der Mann wahnsinnig gewesen und nakkend in Wäldern und Feldern gehauset hat. Dass ich ihn in dieser Eigenschaft kenne, habe ich S. 254 bewiesen, wo ich ihn in Selims Versen genannt und in der Note 3 näher bezeichnet habe. Allein der Sinn des Gedichts, wie ich ihn bey No. 114 entwickelt habe, erlaubt nicht, zu glauben, dass Dschami hier habe einen eigentlichen Tollhäusler zum Muster aufstellen wollen. Die Leser haben auch im

zweyten Bande beym Artikel X. gesehen, dass Haschemi, ein Perser, mit mir gleichstimmig urtheilt, indem er schreibt

> Leute, die wie Medschnun mit Thieren Vertraulichkeit pflegen, kann ich weder ertragen noch als Freunde mit mir verbinden.

Aus dem allen folgt, freylich nur für diejenigen, welche eine wörtliche Uebersetzung nach dem Original und wahren Sinne zu beurtheilen verstehn, es folgt, sage ich, dass ich den Text nach meinem bekannten Grundsatze zwar habe abdrucken lassen, wie ich ihn in meiner Handschrift vorgefunden, dass ich aber die Worte

اگر مجنون نه

so gelesen habe, als ob zwischen den beyden letzten Wörtern ein zweytes اگر stünde. Diese verdoppelte Partikel hat nach Men. I. p. 259 die Bedeutung *sive* oder, *cum quum*, so wohl als. Ich übersetze also: Thoren oder Kluge, das ist, so wohl Thoren als Kluge. Dass das Wort *metschnun* in solcher Zusammensetzung gebraucht wird, ist bey Men. IV. p. 585 zu ersehen, wo es heisst مجنون و عاقل *stulti et sapientes.* Was aber das Wörtchen نه betrifft, welches der Gegner für die Verneinungs-Partikel *ne*, nicht, angesehen: so ist es hier das arabische Wort *nühin* نُه welches Men. IV. p. 973 durch *intelligentes* Kluge erklärt. Es ist also an meiner Uebersetzung der beyden Verse nichts zu ändern. Ich übergehe die andern falschen Ausdrücke des Gegners als Glas, erschollen, die nicht im Originale stehen. Jeder aber sieht von selbsr, dass ich, um durch Kritik zu meiner Uebersetzung, wie sie dasteht, zu kommen, ich erst die andere, wornach der Gegner *metschnun* zum Eigennamen machen will und die ohne Kritik zu

finden ist, überdacht haben musste. So ists! Der Mann will immer dahin, wo ich längst gewesen bin, und auch dahin will er nur durch Hülfe meiner Uebersetzungen; denn wenn er die ganzen zwanzig Verse hätte aus seinem Kopfe übersetzen sollen: so würde er eine gereimte Liebeserklärung, wenn nicht noch etwas ärgeres, daraus gemacht haben, wovon kein Wort im Original gestanden haben würde. Man lasse es sich von ihm nachweisen in seiner Schirin, wo er Dschami mit übersetzt haben will! Da sitzt ihm eben das geheime Leiden, zu sehen, dass durch meine Uebersetzungen stillschweigend seine Blössen aufgedeckt werden. Um die Leser morgenländischer Schriften von dieser Betrachtung abzuziehen, hat er es für das leichteste gehalten, lächerlicher Weise zu sagen, dass ich vom Persischen gar nichts wisse. Wir haben hier bey No. 113 bis 116 wieder an vier neuen Proben wahrgenommen, dass es dem Männchen bequemer ist, aufzuschneiden und zu lästern, als Persisch zu lernen und sich im Denken zu üben.

117. Man wird ihn eine neue erbärmliche Figur spielen sehen, indem er zum türkischen See-Atlass, welchen ich S. 33 bis 71 beschrieben habe, übergeht, um pöbelhaft gelehrt zu thun, ob er gleich in seinem Leben davon nichts gehört hat noch hören konnte. Seine Worte sind;

> Dies Werk, über dessen Verfasser Hr. v. D. ein langes und breites im Dunkeln herumräth, ist das Werk des berühmten See-Kapitäns Piri Reis ibnul Hadsch, der im Jahre 962 (1554) hingerichtet worden. Der dem H. v. D. unbekannt gebliebene Titel desselben ist Bachrijé, unter welchem er nähere Belehrung darüber in Hadschi Chalfa's encyklopädischem Werke oder, wenn ihm dies nicht zugänglich war, im Hadschi Chalfa's zu Constantinopel gedruckter Ge-

schichte der türkischen Seekriege hätte finden können.

a. Die Leser werden bemerken, dass der Mann mit dem See-Atlass und mit dessen Verfasser, welchen er obenein den Berühmten nennt, so bekannt thut, als ob er beyde seit vielen Jahren gesehen hätte. Sie werden aber lachen, wenn sie sehen werden, wie sich die Sache endigt. Vier Wochen früher hat er noch kein Wort davon gewusst, denn in der Jenaer Zeitung beobachtet er über den berühmten Verfasser das tiefste Stillschweigen. Gleichwohl frohlockt er jetzt über seine kurze und falsche Notiz, als ob sie hundertmal mehr werth sey denn die Sache selbst, ich meyne, als mein ganzer See-Atlass. Da ich den Verfasser nicht kenne, was unter Gelehrten ein ganz gewöhnliches Ding ist bey Schriften, deren Urheber sich nicht genannt haben; so habe ich S. 35 in funfzehn Zeilen von einem osmanschen Seefahrer gesprochen, von dem es dahin steht, ob er der Verfasser des Werks gewesen, und in neun folgenden Zeilen habe ich von einem andern Mann aus neuerer Zeit geredet, der Kartenzeichner gewesen, bloss um zu beweisen, dass es den Osmanen an Leuten beyderley Art nicht fehle. Es können solche Nachrichten nicht nur dazu dienen, Europäern das Befremden zu benehmen, dass ein grosses Werk wie mein Seeatlass bey Osmanen habe entstehen können, welche von allen Dollmetschern gewöhnlich als dumm vorgestellt werden, sondern ich habe auch für nöthig gefunden, jene Nachrichten aufznbewahren, weil ich sie aus mündlichen Erzählungen gezogen, wozu Dollmetscher und Reisebeschreiber nicht gelangen, und weil man nicht vorherwissen kann, welchen guten Gebrauch irgend ein Verständiger vielleicht lange nach mir davon wird machen können. Dies ist es also, was der Unverständige ein langes und breites im Dunkel

herumrathen nennt. Es jammert ihn, dass er solche Notizen in sich selbst nicht findet.

b. Wenn Hadschi Kalfa in seinem bibliographischen Werke, welches ich nicht besitze, würklich von meinem See-Atlass reden sollte: so würde jeder andere ausser dem Gegner die Original-Stelle aus dem Buche angeführt haben; denn was er so allgemein davon schwatzt, hat uns ja schon längst Herbelot aus demselben Hadschi Kalfa gesagt Art: Piri Reïs. Mit solchem Geschwätz kann kein Mensch über die Identität beyder Werke urtheilen. Doch wir wollen den Hofdollmetscher hören, wie er in seiner ungetreuen encyklopädischen Uebersicht des Orients S. 378. 379 die Worte Hadschi Kalfa's übertragen hat:

> "بحریه Seebeschreibung. Eine Beschreibung der Gestade, Inseln und Häfen des Archipelagus von einem der geschicktesten Capitäne, nämlich von Piri Reis verfasst. Er überreichte sein Werk dem Sultan Suleimann in zwey Exemplaren, wovon das eine ein Auszug des andern war. Das grössere enthielt einige hundert Verse über verschiedene Gegenstände der Nautik und auch in dem Exemplare des kleineren finden sich hier und da Knittel-Verse, die auf das Seewesen Bezug haben, in Matrosen-Sprache eingestreuet.

Ich weiss zwar in Voraus, dass das alles falsch übersetzt ist; aber die Stelle mag hier gelten, weil sich der Gegner so dreust darauf bezieht. Die Leser mögen daraus selbst urtheilen ob das Bachrijé nach jener Beschreibung das geringste mit meinem See-Atlass gemein habe,

Erstlich ist dort von gar keinen Karten die Rede, welche bey meinem Atlasse die Hauptsache sind, in deren Vergleich die Beschreibungen selbst nur ei-

nen ganz kleinen Theil einnehmen, der sich in wenigen Bogen erschöpfen lässt.

Zweytens die Seebeschreibung des Piri Reïs soll sich nur auf den Archipel einschränken, während dass mein Atlass sich ausser dem Archipel über das ganze mittelländische Meer und dessen Küsten, über das adriatische Meer, über den Nil, über das Meer von Marmora und den Kanal von Konstantinopel, über das schwarze Meer und die mäotische See nnd deren Küsten verbreitet, wie ich das alles S. 36. 37 gesagt habe.

Drittens in der Seebeschreibung sollen sich einige hundert Verse über die Nautik und auch Knittel-Verse in Matrosen-Sprache finden, während dass in allen Beschreibungen, welche meinen Seeatlass begleiten, keine Spur von Versen anzutreffen ist, wie jeder aus der Beschreibung der Insel Rhodus ersehen kann, welche ich im Original und in der Uebersezzung S. 58 — 71 beygefügt habe. Und was die Verse in Matrosen-Sprache insbesondere betrifft: so hat der Gegner durch dies einzige Wort wieder eben soviel Unwissenheit in der Sprache als Unkunde der osmanschen Verfassung verrathen. Die Matrosen auf allen türkischen Schiffen sind von jeher keine andern gewesen als Griechen von den Inseln des Archipels, welche, wenn sie Verse machen sollten, sie nur im Griechischen machen können. Und solche Verse soll der Verfasser der Seebeschreibung seinem in türkischer Sprache verfassten Werk einverleibt und dies dem Kaiser Suleiman überreicht haben! Es lässt sich nichts unvernünftigers gedenken. Kurz da ich von meinem See-Atlass im Ganzen wie im Einzelnen die vollständigste Nachricht gegeben habe: so konnte es nur dem Hofdollmetscher, der gar kein Nachdenken hat, begegnen, meinen Seeatlass mit seiner Seebeschreibung für einerley auszugeben. Wäre es möglich, dass Hadschi Kalfe unter jener Beschreibung würklich meinen See-Atlass hätte bezeichnen wollen:

so würde daraus nur folgen, dass er dass Werk niemals gesehen und nur gar wenig davon gehört habe.

c. Der Gegner brüstet sich mit einer zweyten Schrift des Hadschi Kalfa, welche mir nach dem Plane meiner Sammlungen eben so leicht fehlen konnte, als das grössere Werk. Aber zufälliger Weise besitze ich sie, um daraus die Stelle mittheilen zu können, die in Frage ist.

پيري ريس بحريه نام كتابي يازوب اق دكز احوالن
انده بيان ايلمشدر اسلاميانك بو فنده اندن غيري كتابي
اولمغله اكثر درياده كزنلر اكا مراجعت ايدرلر

Das heisst wörtlich:

> Piri Reïs hat ein Buch geschrieben betitelt Bachrijé (Seebeschreibung), worin er die Beschaffenheiten des weissen Meers erklärt hat. Da die Islamiten ausser demselben in dieser Gattung kein anderes Buch haben: so nehmen die meisten Seefahrer dazu ihre Zuflucht.

So wenig dies gesagt ist, so klingt es doch weit verständiger als obgedachte Uebersetzung des Gegners mit der Matrosen-Sprache. Allein Hadschi Kalfa spricht hier nur vom weissen Meere, worunter nicht bloss der Archipel, sondern auch das mittelländische Meer verstanden werden, was der Gegner nicht gewusst hat. Der übrigen Meere wird nicht gedacht. Wenn er aber hinzusetzt, dass Bachrijé das einzige Buch in seiner Art sey, was von den meisten Seefahrern gebraucht werde: so lässt sich das wohl auf meinen See-Atlass nicht anwenden, der mit seinen 195 und mehr Karten viel zu viel Kunst und Zeit erfordert, als dass er häufig vervielfältigt werden konnte zu jedermanns Gebrauche. Man kann es auch nicht für möglich halten, dass Hadschi Kalfa von den Karten gänzlich geschwiegen haben sollte, welche die Hauptsache des Werks sind. Sollte er aber,

ohne letzteres zu können, seine Nachricht aufs gerathewohl hingeworfen haben: so verdient sie gar nicht, genannt zu werden, weil solch Verfahren nur zu Irrungen in der Litteratur führt. Mit welcher Schnelligkeit er aber compilirt habe, ist daran zu erkennen, dass er das vorhabende Buch im Jahre 1645 angefangen hat und im Jahre 1647 gestorben ist.

d. Piri Reïs soll im Jahre 1554 auf Anstiften des Pascha von Bassora ermordet worden seyn. Nun habe ich S. 35 bewiesen, dass mein See-Atlass im Jahre 1521 verfasst worden, also 33 Jahre vor dem Tode des Piri Reïs. Das Werk kann aber nur von einem bejahrten sehr erfahrenen Manne herrühren, der viele Jahre, viellelcht seine Lebenszeit, daran gesetzt haben muss. Es erhebt sich also noch obenein der Zweifel, dass Piri Reïs in den vielen Jahren, die der Endigung des Werks von 1521 vorhergegangen, wohl das Alter nicht gehabt haben könne, was dazu erfordert wird, um so weniger, da er bis zu seinem Tode noch Kräfte genug hatte, thätig zu seyn; denn er hatte sich noch ein Jahr vorher mit den Portugisen im persischen Meerbusen geschlagen.

e. Ueberhaupt hat mein Atlass gar nicht die Form eines gewöhnlichen Buchs. Es hat keinen Anfang, noch Einleitung noch Zuneigung, lauter Stücke, die bey muhammedanischen Büchern selten zu fehlen pflegen. Es ist möglich, dass es vom Anfang an diesen Stücken nicht ermangelt hat. Die Beschreibungen selbst am Rande haben es bloss mit der jedesmaligen Karte zu thun. Auch sind viele Karten von Beschreibungen entblösst, vielleicht weil letztere nicht vollendet worden. Wie ich aber zufällig bey der Insel Rhodus die Epoche angezeigt gefunden habe: so verzweifle ich nicht, in irgend einer andern Beschreibung, wenn ich Musse finde, sie alle zu lesen, Nachrichten vom Verfasser anzutreffen; denn das sind die rechten Nachrichten, welche man aus den Büchern der Scri-

benten selbst ziehen kann, womit freylich der Gegner noch nicht umzugehen gelernt hat.

118. Ueber den wichtigen Inhalt des Werks hat der Mann kein Wort zu sagen, weil er keine Sache im Grossen übersehen und beurtheilen kann. Er fährt nur fort, kleinmännisch zu lästern, sagend:

> Uebrigens sind viele der hier angeführten geographischen Namen falsch gelesen und also auch falsch geschrieben worden.

Ich finde es nicht der Mühe werth, die vier Namen zu wiederholen, welche er anders aussprechen will; denn das muss doch eine ganz erbärmliche Seele seyn, die unter mehr als sechshundert Namen, die in meiner Beschreibung vorkommen, viere aussondern will, um ein *u* in *i* und ein *o* in *a* zu verwandeln. Ich kann ihm darüber nicht mehr sagen, als bey Beantwortung seiner Ausfälle gegen das Gedicht des Uweïssi geschehen ist, wo er gehört hat, dass er von mir aussprechen lernen muss, weil ich die Aussprache mir im Lande selbst, nicht unter Dollmetschern, sondern unter den Muhammedanern erworben habe, während dass er kindischer Weise noch nach dem Abc oder nach seiner Schule aussprechen will, wobey ihm vielleicht noch obenein der harte össterreichsche Sprachaccent im Wege stehen mag, der in seinem Deutsch leicht zu erkennen ist.

119. Im gleichen Sinne fährt er fort:

> die Uebersetzung des Textes, so gemein und einfach türkisch derselbe ist, enthält dennoch sehr viele Unrichtigkeiten.

Zum Belag führt er zwey Ausdrücke an, woran ich ihm die Verbesserung weiter unten vertreiben will. Ich kann mich hier mit ihm nicht darüber einlassen, was er eigentlich gemein und einfach türkisch nennt; denn er erklärt sich nicht darüber, und hat auch die Sprache noch gar nicht studirt, noch unter der Nation selbst geübt, um zu wissen, was gemein und unge-

mein zu nennen sey. Die Art, wie er seine eigene Muttersprache schreibt, kann jedem Kenner beweisen, dass er von Geist und Bildung der Sprache und vom rechten Worte, was an jeder Stelle zu gebrauchen ist, noch nicht einmal geträumt hat. Ich will nur auf die boshafte Absicht aufmerksam machen, welche er dabey hegt. Er hat den Zeitungslesern nicht gesagt, dass die arabischen und persischen Texte, welche ich übersetzt, kein gemein arabisch und gemein persisch sind; er hat nicht gesagt, dass die türkische Sprache des Aly Dschelebi, des Latifi und anderer, woraus ich Stücke verdeutscht habe, die zierlichste und feinste Sprache ist. Das will er nicht gewusst seyn lassen. Nur so viel will er unter die Leute bringen, dass der Text des Seeatlasses gemein und einfach sey, gleichsam als ob er ganz leicht übertragen werden könne. Um auch diese Einfalt im Ausdrucke nicht ungerügt vorübergehen zu lassen, so muss ich erklären, dass bey jedem, der mit einigen Gaben fremde Sprachen lernt, das gemeine oder ungemeine Wort gleich leicht oder gleich schwer für Zunge und für Gedächtniss ist. Nichts beweiset dies besser als die Erfahrung, dass Kinder der Holländer ohne Mühe die hottentottische Sprache erlernen, welche von erwachsenen Europäern nicht erworben werden kann. Der Gegner sollte also vielmehr wissen, dass jemand, der von muhammedanischen Lehrern, das ist, von Gelehrten die Landessprache erlernt und sie im täglichen Umgange mit vornehmen Gelehrten und Beamten des Landes vervollkommnet hat, dass der, sage ich, die ausgebildete oder vornehme Sprache leichter finden müsse als die gemeine, wenn beym Seeatlass von solcher gemeinen Sprache die Rede wäre. Das Uebel ist also eigentlich, dass der Hofdollmetscher die Sprache, so weit er sie Sprache nennen darf, auf umgekehrte Weise empfangen hat, indem er sie als Jüngling oder

gar als Kind von deutschen Lehrern in der Wiener Schule hat lernen sollen und sich nun zeitlebens an den Maassstab halten will, welcher ihm zu Wien von der Sprache gegeben worden. Es ist damit ebenso bewandt wie mit Leuten, die in der Schule angehalten worden, Latein zu sprechen und zu schreiben, wo die Lehrer theils mit ihnen Geduld hatten theils ihre Fehler verbesserten; denn wenn diese Leute nicht nach den Schuljahren sich selbst den Rath Herders zu geben wissen (S. No. 98. lit. *f.* zu Ende) wie es anzufangen sey, um sich selbst nachzuhelfen und sich selbst zu vervollkommnen: so werden sie zeitlebens Stümper im Latein bleiben, wovon uns die *Epistolae obscurorum virorum* schon längst viele Proben gegeben haben. Man hätte aber nimmermehr glauben sollen, dass diese Proben zu unserer Zeit noch weit übertroffen werden könnten. Dies muss ich am Hofdollmetscher selbst beweisen; denn da er sich mir mit so vielen Lästerungen und Bosheiten aufdringt gleich einer Katze, die nicht loslassen will, wenn sie sich einmal an jemandem verbissen oder verfangen hat: so muss ich ihn den Lesern zeigen, wie er ist. Dies verdient eine besondere Nummer zu erhalten.

120. Der Mann will auch Latein zu schreiben verstehen, denn mit dem Onomasticon in der Hand schreibt er alle Sprachen, welche man will. Ich übergehe seinen lateinischen Katalog, welchen er von den morgenländischen Handschriften der Wiener Bibliothek herausgegeben hat; denn insoweit dieser Katalog nicht vom alten lateinischen Verzeichniss des Bibliothekars Lambec abgeschrieben worden, hätte er erst von einem Lehrer in Tertia corrigirt werden müssen. Ich will nur bey drey Zeilen Latein stehen bleiben, welche er zu seinem ewigen Gedächtniss in den Fundgruben B. I. S. 461 aufgezeichnet hat. Die Worte lauten daselbst und durch die folgenden Stücke:

Textus colloquii Patriarchae Gennadii cum Mohammede II. e pronunciatione corrupta graéca, historiae patriarchicae a Martino Crusio traducta, in idioma turcicum restitutus à Jos. de Hammer.

Es ist unglaublich, aber jeder Anfänger kann sehen, dass dies im Deutschen heisst:

Text des Gesprächs des Patriarchen Gennadius mit Muhammed II. aus der von Martin Crusius übersetzten verdorbenen griechischen Aussprache der patriarchischen Geschichte ins türkische Idiom wiederhergestellt von Jos. v. Hammer.

a. Kein Mensch wird aus diesen ganz unabhülflichen Worten klug werden, wenn man nicht des Martin Crusii Werk, Turco Graecia, selbst nachsieht, wo sich denn die Sache so aufklärt, dass man die Hände über den Kopf zusammenschlagen möchte. Nämlich der osmansche Kaiser Muhammed II. hatte nach der Eroberung von Konstantinopel den griechischen Patriarchen Gennadius Scholarius über die Lehren der christlichen Religion befragt. Der Patriarch überreichte das griechische Glaubensbekänntniss in 20 Artikeln dem Kaiser, welcher es von einem seiner Beamten genannt Achmed, der des Griechischen mächtig gewesen, ins Türkische übersetzen liess. Mart. Crusius hat es in jenem Werk S. 110—111 nicht bloss im griechischen Original mit seiner lateinischen Uebersetzung abdrucken lassen, sondern hat auch die türkische Uebersetzung doppelt in griechischen und lateinischen Buchstaben beygefügt. Der Aufsatz ist also keine Unterredung, sondern ein Glaubensbekenntniss, wie es auch S. 110 überschrieben ist.

Translata est haec confessio in turcicam linguam ab Achmete etc.

Welch ein unverzeihliches Aergerniss ist es, das Glau-

bekänntniss der griechischen Kirche ein Gespräch des Patriarchen Gennadius mit Muhammed II. zu nennen! Das kommt davon, wenn man kein Latein versteht und nicht das geringste Nachdenken hat.

b. Welcher Unsinn ist es, zu sagen, dass der Text des vermeynten Gesprächs aus der von Crusius übersetzten verdorbenen griechischen Aussprache der patriarchischen Geschichte wiederhergestellt sey! Wie kann man eine Aussprache übersetzen und was soll die Aussprache einer patriarchischen Geschichte seyn! Crusius hat das griechische Glaubensbekänntniss mit seiner lateinischen Uebersetzung und mit der türkischen Uebersetzung in griechischen und lateinischen Lettern in der Geschichte der Patriarchen zu Konstantinopel abdrucken lassen. Das ist die Sache für jeden, der Verstand hat.

c. Griechische Aussprache an sich und ohne alle Beziehung auf eine andere Sprache geschrieben heisst nichts anders als die Aussprache der griechischen Sprache. Hier ist aber nicht von der griechischen, sondern von der türkischen Sprache die Rede, welche man in griechischen und lateinischen Lettern ausgedrückt hat.

d. Der saubere Lateiner hat im Sinn gehabt, sein *é pronunciatione graeca* auf sein *textus colloquii* zu beziehen, ohne zu überlegen, dass der Patriarch das vermeynte Gespräch dem Kaiser, der kein Griechisch verstand, nicht griechisch, sondern durch den Uebersetzer türkisch vorgetragen habe, dass auch der Patriarch sein Griechisch nicht verdorben gesprochen und dass überhaupt *historiae* im Genitif und *traducta* im Ablatif auf klare Tollheiten hinauslaufen.

e. Die türkische Uebersetzung, deren in jener lateinischen, *sit venia verbo!* Ueberschrift gar nicht erwähnt ist, findet sich, wie gesagt, doppelt in griechischen und lateinischen Buchstaben abgedruckt.

Wenn unser Lateiner zugleich von *corrupta pronunciatione latina* gesprochen hätte: so würde es zwar gleichmässig unheilbarer Unsinn geblieben seyn. Wie sich aber die Sache hier aufklärt, so sieht man, dass er diese Worte hier ausgelassen hat, um vor den Lesern gelehrter zu scheinen, als ob er sich nicht mit den lateinischen Buchstaben geholfen hätte, wo er mit den griechischen nicht hat fertig werden können. Er hat sogar die letztern ausschliesslich mit abdrucken lassen.

f. Wie ist es möglich, zu schreiben, dass die griechische Aussprache einer türkischen Uebersetzung, nicht des griechischen Textes, ins türkische Idiom wiederhergestellt worden! Die griechische und lateinische Aussprache ist, damit ich das Wort beybehalte, die Aussprache des türkischen Idioms selbst. Der sogenannte Orientalist hat also die griechischen oder lateinischen Buchstaben nur in die arabischen Buchstaben verwandelt, welche das Alphabet der türkischen Sprache sind. Es ist damit eben so bewandt, als wenn jemand deutsche Worte, welche ein anderer in lateinischen Buchstaben geschrieben hätte, in deutsche Buchstaben umsetzen und dann sich rühmen wollte, den Text der lateinischen Aussprache in das deutsche Idiom wiederhergestellt zu haben

g. Alle vorigen Betrachtungen bey Seite gesetzt, sind selbst die Ausdrücke *corruptus* und *restitutus* hier ganz unlateinisch gebraucht. Es ist von keinem verdorbenen verlornen Text die Rede, der wiederhergestellt werden dürfte. Der Text, wie er von Achmed aus dem Griechischen übersetzt worden, ruhet vollständig und unverdorben im Archive der Pforte. Der Grundtext aber ist der griechische, welchen Crusius aufbehalten hat und der beym Patriarchat zu Konstantinopel anzutreffen ist. Es ist also von dieser Seite für Europäer nichts wiederherzu-

stellen. Die Leser, welche die Sache nicht verstehen, sollten durch dies Wort nur getäuscht werden, um zu glauben, als habe der Hofdollmetscher eine Entdeckung gemacht. Die türkische Uebersetzung in lateinischen und griechischen Buchstaben ist von einem Dollmetscher der damaligen Zeit geschrieben.

h. Wozu sollte es endlich dienen, die griechischen und lateinischen Buchstaben der türkischen Uebersetzung in arabische verwandelt zu sehen? Der Leser mag die Sprache verstehen oder nicht, so wird er theils in beyderley Buchstaben keine Gewissheit von demjenigen finden was Achmed übersetzt hat, theils wird er auch das Glaubensbekänntniss der griechischen Kirche nicht in der türkischen Uebersetzung suchen. Der Hofdollmetscher hat uns in diesem Stück sein Geheimniss nicht entdeckt und hat den Lesern der Fundgruben überlassen, von jener Posse zu denken, was sie wollen. Ich will also aus seinem Geheimniss kein Geheimniss machen, weil es gekannt zu werden verdient. Sein ehemaliger wohlmeynender Lehrer in der Wiener Schule hat ihn einst in der Zusammensetzung arabischer Buchstaben üben wollen und hat ihm den Crusius zugestellt, damit er die lateinischen Buchstaben der türkischen Uebersezzung des griechischen Glaubensbekänntnisses in arabische verwandele. An Fehlern, die bey diesem Versuche vorgefallen, hat der Lehrer wohl nur die nöthigsten verbessert, besonders da er den Gebrauch nicht ahnden konnte, der einst für die Welt davon gemacht werden sollte. Sonst würde er ja, wenn er anders über solchen Gebrauch nicht erschrocken wäre, doch wohl eine richtige lateinische Ueberschrift dazu gegeben haben, damit der Hofdollmetscher durch die seinige nicht hätte von neuem verrathen dürfen, dass, so gemein und einfach man auch irgend eine Sprache schreiben oder sprechen will, man doch nicht richtig schreiben und sprechen könne, ohne

richtig zu denken, noch richtig denken, ohne richtig zu schreiben und zu sprechen. Der Mann mag also schreiben, was er will: so erscheint bey der Prüfung jede Zeile an Fehlern weit bunter als ein geflickter Bettlers-Mantel. Kurz das war ein neuer Beweis, dass der Mann im Lateinischen wie in andern Sprachen bey Schul-Exercitien stehen geblieben ist.

121. Ich komme nun auf die sogenannte gemeine und einfache Sprache meines Seeatlasses zurück, wo der Gegner in meiner Uebersetzung der Beschreibung der Insel Rhodus viele Unrichtigkeiten anmelden will, ob er gleich ohne meine Uebersetzung aus dem Original gar nicht würde haben klug werden können, wie er bey der ersten Recension dieses Stücks bewiesen hat. Es hat ihm aber genügt, statt der vielen Unrichtigkeiten nur zwey herauszubuchstabiren. Die erste ist, dass er sagt,

> *karar ittürmischler* man befestigte, nicht vollendete.

Die Leser dürfen nur hören, wovon die Rede ist, um die Ungereimtheit dieser Verbesserung zu erkennen, wovon sich der Gegner, wie gewöhnlich, den Beweis erspart. Der Verfasser sagt S. 65, dass man bey Erbauung der Sophienkirche zu Konstantinopel die Kuppel derselben nicht anders habe zu Stande bringen können, als dass man zuletzt von der Erde der Insel Rhodus Ziegel und Backsteine angeschafft habe, und dann setzt der Verfasser hinzu:

> und dass man mit diesen Ziegeln und Backsteinen die gedachte Kuppel erbauete und vollendete.

Nun darf der Leser nur in Gedanken an die Stelle des Worts vollendete den Ausdruck des Gegners befestigte setzen: so wird jeder den Unsinn von selbst fühlen; denn keine Seele hat daran gedacht, aus der Kuppel der Sophienkirche ein Bollwerk oder

ein festes Werk zu machen. Das hier gebrauchte arabische Wort *karar*, welches, im Vorbeygehn gesagt, nicht zur gemeinen Sprache des Gegners gehört, hat nimmermehr befestigen geheissen, es hat bey Meninski III. p. 981 die Bedeutungen von *quiescere, consistere, concludere, determinere* und wird daher nach dem Sprachgebrauch angewandt, wenn man eine Arbeit geendigt und vollendet hat, um nichts weiter hinzuthun zu dürfen. Sobald auch der Verfasser dies Wort gesagt hat, geht er zu andern Nachrichten über.

122. Im Original heisst es nach meiner Uebersetzung S. 66

> dass sie (die Truppen), so viel es ihrer sind, jeder einen Sack mit Erde bereit halten, das erwähnte Vorgebürge Kumburnu mit den Erdsäcken erhöhen und es befestigen und dass sie hernach sich auf dem festen Werke gehörig vereinigen und vereinigt das Geschütz aufstellen sollen.

Aus diesem Zusammenhang greift der armselige Geist wieder zwey oder drey Worte heraus, um ohne Beweis zu sagen

> dass sie hernach sich auf dem vesten Werke gehörig vereinigen, steht gar nicht im Texte, soll heissen: sie sollen auf diesem festen Werke ausgedähnte Parapete errichten und darauf das Geschütz aufstellen.

Dass er meine Uebersetzungen nimmermehr durch sich selbst im Text gefunden haben würde, habe ich längst gewusst. Dass er aber seine Unwissenheit in der Sprache, nachdem meine Uebersetzungen einmal gedruckt sind, selbst nicht verschweigen kann, das ist es, was seine Unwissenheit unheilbar macht. Ich will ihn lehren, was im Texte steht. Die Worte sind

اوزرینه	حصارك	مذكور	بعده
auf dem	festen Werke	erwähnten	hernach
جتوب		جتمالر	وسعتله
sie sich vereinigen sollen		in Vereinigungen	gehörig

Diese vorgemalte buchstäbliche Uebersetzung ist diejenige, welche ich oben gegeben habe. Das Wort *wussatile*, was er für ausgedähnt geben will, ist ein Substantiv mit der Präposition in construirt, und heisst nach Meninski IV. p. 1034 *secundum opportunitatem*, das ist auf deutsch, schicklich, gehörig. Die andern beyden Wörter, die bey ihm Parapete errichten heissen sollen, sind bey ihm ganz zum Irrsaale geworden; denn das Zeitwort *dschatmak* hat nie eine andere Bedeutung gehabt, als wie sie Meninski giebt II. p. 298 *conjungi, converti, coagmentari*, das ist, vereinigt werden, sich vereinigen oder zusammen treten. Das Substantiv *dschatma* ist von diesem Zeitworte gebildet und heisst Vereinigung, wie sich nach der Formation von selbst versteht. Ohne verrückt zu seyn, kann kein Mensch dabey auf den Begriff von Brustwehr kommen. Es fehlt aber dem Mann nicht bloss an den Wortbegriffen der türkischen Sprache, sondern auch an allem Verständniss des Sinnes meiner deutschen Uebersetzung, woran kein Wort zu ändern ist. Ich muss ihm also noch den Sinn des Deutschen erklären, wo denn unser Verbesserer in noch hellerem Lichte erscheinen wird. Es ist vom Plane die Rede, die Vestung Rhodus zu erobern. Zu Anfang jener Stelle ward daher gesagt, dass die Truppen das Vorgebürge, was die Vestung bestreichen sollte, mittelst der zu Schiffe mitgebrachten Erdsäcke erhöhen und befestigen sollen. Unter dem Ausdruck befestigen ist alles begriffen, was nach den Regeln der Fortification erfordert wird, um ei-

nen Ort zum Angriff oder zur Vertheidigung in Stand zu setzen und haltbar zu machen. Es versteht sich also von selbst, dass Brustwehren darunter begriffen sind, um Truppen und Kanonen auf den Wällen, wo sie angelegt werden müssen, gegen das Geschütz der Vestung zu decken. Es musste sogar die Arbeit für die Brustwehren mit den Wällen in gleichem Schritt gehen, weil von einem festen Werke die Rede ist, was im Angesicht einer Vestung aus freyer Faust aufgeführt werden sollte. Die Osmanen sind nie gewohnt gewesen, das Einzelne solcher Arbeiten zu erzählen. Sie fassen alles zusammen unter dem Worte *hyssar* b e f e s t i g e n. Nachdem aber dies feste Werk, das heisst, alles, was dazu gehört, vollendet worden: so sollen h e r n a c h, wie der Verfasser schreibt, die Truppen sich rangiren und das Geschütz aufpflanzen. Er drückt das mit den Worten aus, die Truppen sollen sich auf dem festen Werke in Vereinigungen vereinigen, das heisst, sie sollen sich corpsweise formiren; während dass sie vorher durcheinander gelaufen, sollen nun die Canonire, Artilleristen, Janitscharen u. s. w. jeder zu seinem Corps treten und sich an den ihnen angewiesenen Plätzen aufstellen, sollen das Geschütz aufbringen und sich zum Angriff fertig halten. Da der Ausdruck s i c h i n V e r e i n i g u n g e n v e r e i n i g e n im Deutschen nicht gebraucht werden kann: so sieht jeder, dass der Kriegesausdruck sich vereinigen, *railliren*, *rangiren*, völlig erschöpft ist, wenn ich übersetze, d i e T r u p p e n s o l l e n s i c h g e h ö r i g v e r e i n i g e n u n d v e r e i n i g t d a s G e s c h ü t z a u f s t e l l e n.

Nach diesem klaren Sinne betrachte man nun, dass der unkundige Hofdollmetscher erst ausgedähnte Brustwehren anlegen lassen will, im Augenblick, wo schon die Batterien auf dem vollendeten festen Werke aufgefahren werden und zu spielen anfangen sollen! Toller kann doch kein Mensch in der Welt über-

setzen wollen! Er will die Pferde hinterm Wagen spannen, um damit endigen zu lassen, womit angefangen werden musste. Wie die Wälle so auch die Brustwehren wurden gerade von den Erdsäcken gebildet, welche man auf der Flotte herbeygeführt hatte. Was noch gräulicher ist wie das Latein bey No. 120, so will der Hofdollmetscher auf seinen ausgedähnten Parapeten das Geschütz aufstellen lassen! Er muss doch nicht den geringsten Begriff von der Sache haben, nicht einmal von dem französischen Worte, was er gebraucht, ohue das bessere Wort zu kennen, was wir im Deutschen haben. Und solcher Unsinn in der Befestigungskunst soll den Osmanen zugeschrieben werden, welche in dieser Kunst wie in der ganzen Kriegswissenschaft unter Suleiman I. gerade auf ihrer höchsten Stufe standen, so dass die alten italiänischen Kriegsschriftsteller selbst bezeugen, von den damaligen Osmanen bey ihren Kriegen in Italien die Kriegsbaukunst zuerst gelernt zu haben; denn durch die Italiäner ist diese Kunst zunächst auf die Franzosen und hinterher auf andere Völker übergegangen, welche seitdem immer weiter fortgeschritten, wie die Osmanen wieder zurückgesunken sind. Gott bewahre doch jeden vor solcher Dollmetscherey! Und das ist der Mann, der bey mir so viele Unrichtigkeiten suchen will und gleichwohl kein einziges Pröbchen beybringen kann, ohne sich selbst vor der Welt die grösste Schmach anzuhängen! Welcher böse Geist mag den Mann treiben, sich in Sachen zu mischen, welche er nicht gelernt hat! So verlasse ich ihn bey jedem Artikel, um ihm beym folgenden wieder dieselbe Lection wiederholen zu müssen.

123. Bey den rühmlichen Denkmälern der Jonier S. 71 hebt er mit der Ehrenschändung an:

> Diese verstümmelten Notizen aus der Geschichte Hezarfenns über alte griechische Philo-

> sophen, da es meistens nichts als Fabeln und Gemeinplätze sind, gereichen den Griechen nicht zum Ruhme.

Vier Wochen früher war er besorgt, dass diese Denkmäler von der reinern Quelle abziehen möchten, S. No. 21. Seitdem ist ihm diese Besorgniss vergangen, da er gefunden, dass sie den Griechen keine Ehre machen, er, der in seinem Leben keinen Griechen mit Verstand gelesen hat und nicht weiss, was Ehre und Ruhm bedeuten. Die Denkmäler heissen bey ihm verstümmelt, weil sein Herzenswurm daran genagt. Unter Notizen sogenannte Fabeln und Gemeinplätze zu begreifen, kann nur dem Mann in die Feder kommen, der zu keiner Sache das rechte Wort zu finden weiss, und was seine Gemeinplätze insbesondere betrifft, habe ich bey No. 60 bewiesen, dass, so äusserst gemein der Mann auch für sich selbst ist, er sich doch nimmermehr zur Höhe der Gemeinplätze erheben kann, welche eben so schwer zu erdenken als zu sprechen sind. Was aber das Tollste für ihn ist, besteht darin, dass fast alle Sprüche, wovon die Rede ist, unterm Namen der Denkmäler der Jonier zum ersten mal gesagt worden und daher noch niemals zur gemeinen Kunde gekommen sind, wie z. B. gleich einer der ersten aus dem Munde des Esculaps: die grösste Unheilbarkeit ist Unverstand. *Hinc illae lacrimae*!

124. Er fährt fort:

> die Uebersstzung ist durchaus viel correcter als alles übrige in diesem Buche, welches uns um so mehr befremdet, als der Text zierlicher und schwerer ist. Man sollte glauben, es sey nicht überall derselbe Uebersetzer.

Ich würde mich schämen müssen, meine Uebersetzung correct nennen zu hören von einem Manne, welcher sich durch hunderte von Beweisen, die hier gegeben worden, zur verpersönlichten Incorrectheit im Den-

ken und Wissen wie im Sprechen und Schreiben legitimirt hat. Noch mehr würde sich Hezarfenn schämen müssen, seinen Styl für zierlich und schwer ausgegeben zu sehen von einem Unkundigen, der ohne fremde Uebersetzung keine Zeile seines Buchs richtig zu verstehen im Stande ist. Allein der Mann ist zu leicht zu übersehen, als dass man nicht gleich errathen könne, dass er durch jene Worte die Aufmerksamkeit der Zeitungleser nur auf sich selbst habe ziehen wollen, als ob er der Mann sey, der vom Correcten, vom Zierlichen und Schweren zu urtheilen wisse. Vielleicht hätte er noch lange manchen ehrlichen Mann wenigstens durch seine Frechheit, alles zu behaupten und nichts zu beweisen, täuschen können, wenn er mich nicht gezwungen hätte, ihm die Larve abzunehmen. In diesem Sinne will er auch den Zweifel hinstellen, es sey nicht überall derselbe Uebersetzer. Man sollte sich nur wundern, dass er hier auf halbem Wege stehen geblieben; denn da einmal Lüge und Bosheit seine Tummelplätze sind: so hätte es ihm ja sehr leicht fallen müssen, hinzuzusetzen, dass er einst selbst von den Denkmälern eine so correcte Uebersetzung gemacht habe, welche mir durch Zufall in die Hände gerathen seyn mögte. Indessen schon Macchiavelli hat es zu den Vortheilen der Welt gerechnet, dass die Bösen es selten wagen, alles das Böse ganz zu thnn, dessen sie fähig sind. Der Mann hat es aber doch dabey nicht bewenden lassen. Er hat wenigstens den Lesern noch weiss machen wollen, dass er der Mann sey, der meine correcte Uebersetzung zur noch grösseren Correctheit bringen könne. Man wird sehen, wie er sich abermals lächerlich machen wird.

125. Er schreibt:

> Dennoch können wir nicht ungerügt lassen, dass er S. 75 den, der dich im Scherze lobt, statt, der deine Tugenden lobt, überträgt.

Ich habe von den rühmlichen Denkmälern den Original-Text des Hezarfenn nicht mit abdrucken lassen, weil dieser Geschichtschreiber in mehreren europäischen Bibliotheken und auch in der Wiener anzutreffen ist. Wer aber Gelegenheit hat, das Original mit meiner Uebersetzung, die wörtlich getreu ist, zu vergleichen, der wird aus letzterer leicht die Lesarten meiner Handschriften erkennen, in Fällen, wo er in den seinigen Abweichungen lesen sollte. Dies ist indessen nicht vom Hofdollmetscher zu erwarten, weil es Verstand und Rechtlichkeit erfordert. In meiner Handschrift heisst es,

هزلهسني مدح ايدنلردن عيبكي بلدرهني عزيز كور

das ist, den, der dir deine Fehler entdeckt, schätze höher als den, der dich im Scherze lobt. Hier ist also nach meinem Texte nicht von *hüner* Tugend die Rede, sondern von *hüz*, welches bey Meninski IV. p. 1102 bedeutet *irrisio*, *ludibrium*, *ironia*. Das Wort ist überdies durch die Präposition *ile* in zum Ablatif gemacht, während dass es, wenn es *hüner* heissen sollte, im Accusatif stehen müsste, wenn man übersetzen wollte, der deine Tugenden lobt. Ja im Texte steht nicht das Pronomem-Possessivum dein, sondern dass Pronomen-Personale dich. Es könnte also, wenn würklich *hüner* da stünde, nicht lauten, der deine Tugend lobt, sondern der dich in Tugend lobt, welches zum zweyten Satz jenes Ausspruchs gar nicht passen würde. Jeder Verständige sieht also von selbst, dass *hüzile* im Scherz gelesen und das Ganze so übersetzt werden müsse, als von mir geschehen ist. Da haben die Leser den Beweis, dass der Gegner Abcschütze nicht decliniren, nicht die Pronomina von einander unterscheiden, nicht construiren, noch weniger in den Sinn des sogenannten Gemeinplatzes, der für ihm ein Neuplatz ist, eindringen könne. Der will von Correctheit sprechen!

126. Nach dem Original übersetze ich S. 76.

Man erzählt, dass während der Gefangenschaft (des Sokrates) seine Schüler wankelmüthig geworden, und bey den Vorlesungen über Streitfragen und subtile Wahrheiten keinen Augenblick versäumt haben.

Er spricht darüber:

Die Schüler Sokrates (schreibe des Sokrates) sind wankelmüthig geworden, statt sie besuchten ihn öfters. Der Sinn hätte ihm (schreibe ihn) diese Bedeutung des Worts *teredüdd* der andern vorzuziehen heissen sollen.

Oefters steht gar nicht im Original, und das Wort *teredüdd* heisst nicht Besuch, sondern bisweilen, *conversatio*, *correspondentia*, Worte, die ein ganz anderes Zeitwort erfordern, als die gemeine Bedeutung *suspensio animi*, Wankelmuth. Meninski II. p. 83. Man merkt aber leicht, dass der Gegner wieder dies deutsche Wort nicht verstanden hat. Er bildet sich ein, dass es heisse, von Zuneigung und Freundschaft gegen Sokrates ablasseu oder die Gesinnung gegen ihn ändern, während dass es andeutet, dass die Schüler in den Lehren, welche sie von Socrates gehört hatten, zweifelhaft geworden; denn eben deshalb wird ja hinzugesetzt, dass sie noch im Gefängnisse sich haben von ihm Vorlesungen über Streitfragen und subtile Wahrheiten halten lassen, um sich, wo möglich, von ihren Zweifeln zu befreyen, wozu sonst im Gefängnisse weder Ort noch Zeit gewesen seyn würde. Doch wozu ists nöthig, vom Wankelmuthe der Schüler viel zu sprechen, da der Meister selbst wankelmüthig geworden, indem er kurz vor seinem Tode dem Esculap einen Hahn zu opfern befohlen hat, als womit ich mir schon vor einigen dreyssig Jahren in der Berliner Monatsschrift einen Spass gemacht habe. Es ist doch also mehr als Kinderey, wenn ein Jüngling, der jetzt zum ersten mal von der

Sache sprechen gehört und den ganzen Sokrates mit seiner Schule niemals studirt hat, mir etwas neues darüber sagen will. Möge er sich doch dafür die Regel einprägen, welche Sokrates seinen Schülern gab, dass man mit keinem Worte einen deutlichen Begriff verbinden kann, wenn man sich nicht mit dem Gegenstande oder der Sache bekannt gemacht hat, welche es bezeichnet.

127. Der Verfasser lässt Sokrates sagen S. 78.

Wenn Unwissende Wissenschaft besitzen: so ist sie ihnen schädlich, gleich jenem Armen, der auf einen Schatz stösst, ohne ihn zu sehen.

Der Gegner greift von diesem Spruch die Hälfte heraus nnd spricht:

in unserm Text steht: Wenn der Unwissende die Wissenschaft nicht kennt (nicht, die Wissenschaft besitzt) so schadet dies nur ihm.

a. Es scheint zuförderst, dass der Gegner eine Verbesserung durch Jürgen Ballhorn machen und meinen Ausdruck besitzen in kennen verwandeln will. Der Morgenländer spricht: Wissenschaft wissen oder nicht wissen, wo wir zu sagen pflegen, Wissenschaft besitzen oder nicht besitzen. Wenn ich also gleich wörtlich übersetze: so verletze ich deshalb nicht die Idiotissmen unserer Sprache, wovon der Gegner noch nichts gelernt hat. Ausserdem ist der Ausdruck kennen hier auch ganz unzulässig, wie der unten zu erklärende Sinn des Spruchs beweisen wird.

b. Ich habe bey meiner Uebersetzung zwey Handschriften zum Grunde gelegt, wie S. 72 gesagt ist. Die eine No. 1 in 4. hat einen Abschreiber gehabt, dem es wie dem Hofdollmetscher gegangen, dass der Spruch für seinen Horizont zu hoch gewesen ist; denn der eine schreibt, wie der andere lesen will,

جاهل علمي بلمزسه wenn Unwissende keine Wissenschaft besitzen.

Die zweyte Handschrift aber No. 1 in Folio führt die Worte

جاهل علمي بيلورسه wenn Unwissende Wissenschaft besitzen.

Für jeden, der Verstand hat, muss es von selbst einleuchten, dass die letztere Lesart vorgezogen werden müsse, welche der Gegner nicht einmal aus meiner Uebersetzung zu errathen vermogt hat. Er hätte erwägen sollen, dass sein Unwissender, der keine Wissenschaft kennt, nichts anders heisse, als der Unwissende, der unwissend ist. So drückt sich kein Morgenländer und überhaupt kein Verständiger aus. Auf der andern Seite hat der Gegner nicht bedacht, dass seine ungewaschene Uebersetzung sich zum Nachsatze gar nicht passt. Ihm ist das freylich ganz gleichgültig, weil Sinnigkeit ihm fremd ist und es ihm genügt, nur den Zeitungslesern etwas weiss gemacht zu haben. Man schreibe mit ihm:

> Wenn der Unwissende die Wissenschaft nicht kennt, so schadet dies nur ihm, gleich jenem Armen, der auf einen Schatz stösst, ohne ihn zu sehen.

so wird man gleich fühlen, dass der Sinn verkehrt worden. Der Verfasser will ja hier eben die Wissenschaft eines Unwissenden mit einem Schatze vergleichen. Wenn aber der Unwissende die Wissenschaft nicht besitzt: so hat er ja mit dem Schatze nichts zu thun, geschweige, dass Unwissende, die nach dem Gegner unwissend sind, oft sehr reich seyn können, ohne des Schatzes zu bedürfen.

c. Wie die Morgenländer mit Unwissenden und Gemeinen im Gegensatz der Edeln zugleich den Begriff von Lasterhaften zu verbinden pflegen: so will der Verfasser in jenem Spruche nach meiner Uebersetzung andeuten, dass Unwissenden die Wissenschaft

schädlich wird, wenn sie sich darauf legen, ohne die nöthigen Fähigkeiten zu besitzen, sie zu erschöpfen, noch reine Absichten im Herzen, um guten Gebrauch davon zu machen. Ohne grosse Fähigkeiten wird alles nur oberflächlich erlernt, nnd bey lasterhaften Neigungen wird die oberflächliche Kenntniss, ohne den rechten Schatz zu wittern, nur zum Bösen angewandt, so wie der Arme, der im Gehen auf einen Schatz stösst, ohne ihn zu sehen, nur darüber hinfällt und sich folglich weh thut oder schadet, während dass der Schatz, wenn er ihn würklich entdeckt hätte, ihm den grössten Nutzen in seiner Armuth geleistet haben würde. Der Schatz ist hier vorgestellt, als ob er unter einem Stein oder unter irgend einer Erhöhung verborgen liegt, worüber man stolpert und niederfällt. Der Mensch sieht sich darnach um, nachdem er sich gestossen, aber er untersucht nicht, was darunter verborgen seyn mag. Dass übrigens Unwissende zugleich als Lasterhafte vorgestellt werden, kann man aus dem Buche des Kabus S. 265 Note 1 und aus dem ganzen Kapitel 44 ersehen. Dies ist die Ursache, warum Büzri Dschumhur B. II. S. 55 spricht, dass Rechtschaffenheit des Menschen Wissenschaft vermehre. Eben so verstand es der vortreffliche Montaigne, wenn er schreibt: *Toute autre science est domageable à celui, qui n'a la science de bonté*, das ist, jede andere Wissenschaft ist demjenigen schädlich, der die Wissenschaft des Gutseyns nicht besitzt.

d. Der obgedachte Spruch enthält also eine der scharfsinnigsten Lehren und richtigsten Erfahrungen, die bey Morgenländern in veränderten Ausdrücken öfter vorkommt. So spricht Nuschirwan:

Der Mensch mag noch soviel Wissenschaft besitzen, wenn er dabey keine Fähigkeit hat: so

wird ihm die Wissenschaft nichts als Sünde einbringen.

Man findet diese Worte im Buche des Kabus S. 409 Note 1 erläutert, wo ich zum Schluss hinzu gesetzt habe: dies Wort fasset nicht jedermann, sondern denen es gegeben ist. Wie wahr dies dies sey, hat der Hofdollmetscher hier bewiesen.

König Kjekjawus sagt etwas ähnliches im gedachten Buche S. 842, wo wieder in meiner Note 1 die nähere Erklärung zu finden ist. Auch Dschelaleddin Rumi spricht in seinem Mesnewi, so weit ich mich dessen erinnere, ohne nachzuschlagen

Schlechte Menschen Wissenschaften und Künste lehren,
ist eben soviel als Schwerdter der Wissenschaft in der Strassenräuber Händen.

Alles dies ist zugleich ein Beweis dessen, was ich S. 71 gesagt, dass die Griechen, wenn ihnen ein morgenländisches Gewand angelegt worden, eine veränderte Gestalt gewinnen, die ihnen gewöhnlich besser stehe als der griechische Schnitt. Sokrates würde auf jenen Ausspruch, der ihm hier beygelegt wird, nimmermehr verfallen seyn, er scheint vielmehr eine entgegengesetzte Meynung gehegt zu haben, indem er sein Geschwätz von Subtilitäten und Vernünfteleyen auf allen Strassen ausbot und nur Zuhörer suchte, sie mochten so dumm und so böse seyn, als sie wollten.

e. Ich weiss wohl, dass es jetzt Leute giebt, welche jene Vorstellung von der Schädlichkeit der Wissenschaft in den Händen der Unwissenden oder Achtelsgelehrten, nach ihrem Modeausdruck für antiquirt ansehen werden, als ob sie nicht zu deutsch veraltet sprechen könnten. Sie ist auch würklich so alt, dass vom Geschlechte derer, welche das Jahrhundert der Aufklärung erlebt haben, nur noch wenige übrig sind, die etwas davon wissen. Es ist

daher nicht unnütz, einen Mann darüber reden zu hören, der gerade diese Periode der sogenannten Lichtmassen der Unwissenden hat mit bereiten helfen, aber sich hinterher des Schadens versehen hat, der von ihm mitgestiftet worden. Castel schreibt: *C'est extensive, comme on dit encore, qu'il y a dans le monde tròp de scienee, c'est à dire, trop de savans, de demisavans par consequent, et voilà le mot, les demisavans font tout le mal des sciences, parceque reputés savans et se donnant eux mêmes pour très savans, pour plus savans même que les vrais savans, leur ignorance réelle enfante les prejugés, les erreurs, les heresies, les monstres d'esprit, d'art et de science. — Il en est de la science en fait d'esprit, comme de l'hypocrisie en fait de moeurs. Le demisavant n'a que le masque de la science, comme l'hypocrite a le masque de la vertu. — Il n'est pas nouveau de dire, que la demiscience est pire que l'ignorance — Pour un savant, que j'ai fait, j'ai fait deux á trois cent demisavans, quarts et demiquarts de savans et il y a plus de quinze ans, que j'ai reconnu de bonne foi, que j'avois manqué mon coup et mon but. J'en demande pardon au public.* Ich überlasse dem H. Hofdollmetscher, das alles vollständig im Buche selbst nachzulesen, denn es sieht ihm alles so ähnlich wie ein Ey dem andern.

128. Er schreibt weiter:

> Ganz verdreht und sinnlos ist gleich darauf die Uebersetzung: 1416 Jahre lang beruhete das Gedächtniss der Aerzte auf Erfahrungen. Es heisst: ihre Erfahrungen beruheten auf dem Gedächtniss; sie hatten keine Bücher.

An ihm wundert mich nichts mehr. Alles, was Morgenländer sprechen und was ich aus ihnen übersetze, kann von ihm unmöglich richtig gefasst werden, weil

er noch gar nichts davon versteht und doch den Dünkel der Unwissenheit hat, es besser verstehn zu wollen. Es kann daher auch nimmermehr aus ihm etwas werden, bis er soweit in sich gekehrt seyn wird, um sich selbst für so ganz verkehrt und sinnlos zu erkennen, als er jetzt so manche Stellen in meinen Uebersetzungen finden will, die am Original nichts mindern, noch mehren, noch verändern.

a. Um zuförderst die Originalworte allen Lesern vor Augen zu legen, so will ich sie in lateinischen Buchstaben mit der buchstäblichen Uebersetzung unter jedem Wort hersetzen:

Bingh	*dört*	*juz*	*on*	*alti*	*jil*
tausend	vier	hundert	zehn	sechs	Jahre

tedschrubé ile	*hüfzi*	*Atybba*
auf Erfahrungen	das Gedächtniss	der Aerzte

medar *oldu*

beruhend ist gewesen, das ist, 1416 Jahre lang beruhete das Gedächtniss der Aerzte auf Erfahrungen. Der Hofdollmetscher kann also wieder nicht construiren. Die Präposition *ile* auf wird, wie andere Präpositionen, im Türkischen nicht dem Substantiv vor sondern nachgesetzt. Sie ist also mit *tedschrubé* Erfahrung, nicht mit *hüfz* Gedächtniss verbunden. Sollte es heissen, die Erfahrungen beruheten auf dem Gedächtnisse der Aerzte, so müsste *ile* auch nicht beym ersten Worte, sondern hinter dem letzten angebracht seyn, so dass man gelesen haben würde *hüfzi attyba ile.* Ich muss mich schämen, hier von solchen Schülereyen zu reden. Allein sie gehören einmal für den Hofdollmetscher. Der Betrug, den er sich selbst und andern spielt, ist schon daraus zu erkennen, dass er dem Worte Erfahrungen das Pronomen ihre vorschieben will, was gar nicht im Original anzutreffen ist. Dagegen lässt er das Wort Aerzte ganz weg, weil er we-

nigstens soviel gemerkt hat, dass es zu dumm seyn würde, zu schreiben

ihre (der Aerzte) Erfahrungen beruheten auf dem Gedächtniss der Aerzte

und dass Erfahrungen nicht mit Aerzte in statu constructo stehen könne, weil zwey andere Wörter zwischen beyden zu finden sind.

b. Er macht hier eine seltene Ausnahme, indem er eine Ursache anführen will, warum ihre Erfahrungen auf dem Gedächtnisse beruheten, nämlich weil sie keine Bücher hatten. Aber zu seinem neuen Unglück ist das wieder eine grobe Unwahrheit, und es verräth vollends, dass er die ganze Sache nicht versteht, die in Frage ist. Denn wie hier Bücher oder Schriften heissen müssen, wenn alte Nachrichten und Kenntnisse aufgezeichnet worden, es sey auf Häuten, Holz oder andern Materialien: so weiss man von den Griechen selbst, dass es schon vor Hippocrates von der Familie der Asclepiaden eingeführt gewesen, dass die Beschreibung der Kur, welche man verrichtet hatte, auf Täfleins geschrieben werden musste, welche man im Tempel des Esculaps auf Knidus, einer der cykladischen Inseln im Jonischen Meere, aufzuhängen pflegte. Da haben wir also Bücher auf Holz geschrieben. Da sich am Ende alle Arten der Krankheiten mit ihrer Heilart auf diesen Täfelchen beschrieben fanden: so wird eben Hippocrates beschuldigt, den Inhalt aller Täfelchen in seine Schriften eingetragen und hierauf den Tempel verbrannt zu haben, um der Einzige seiner Kunst zu heissen, wie wohl andere melden, dass der Tempel durch andere Uebelgesinnte verbrannt worden sey.

c. Zum Beweise endlich, dass der Hofdollmetscher für den Sinn des Verfassers hermetisch verschlossen gewesen trotz meiner deutschen Uebersezzung, muss ich bemerken, dass S. 78 zuerst gesagt

ist, dass die Einsichten Esculaps des ersten nur Erfahrungen gewesen. Dann wird hinzugesetzt, dass 1416 Jahre lang das Gedächtniss der Aerzte (als das Magazin ihrer Erkenntniss) auf Erfahrungen beruhet habe, das heisst, dass sie nichts als Erfahrungen, keine Theorien, keine analogischen Schlüsse, im Kopf hatten oder, mit andern Worten, dass die Aerzte nach dem Beyspiele Esculaps des ersten alle Krankheiten nur nach ältern Erfahrungen behandelten, ohne sich um Theorien oder andere Methoden zu bekümmern. Man siehr hier von selbst, wie lächerlich es ist, den Gegner übersetzen zu sehen, dass ihre Erfahrungen auf dem Gedächtniss beruheten. Das versteht sich ja von selbst, weil man Erfahrungen nur im Gedächtnisse, nicht aber in der Tasche tragen kann. Da aber Theorien und Analogien eben so gut auf dem Gedächtnisse beruhen müssen: so muss man ja von selbst einsehen, dass hier nicht vom Auswendigwissen der Erfahrungen, sondern von der Ausschliesslichkeit der Erfahrungen, als der einzigen Kurmethode fürs Gedächtniss oder für den Geist die Rede ist. Denn gleich hinterher wird ja angeführt, dass der Arzt Minius den Erfahrungen die Beurtheilung oder Analogie beygesellt habe, weil erstere mit Irrthum verbunden waren. Mit dem Gegner zu reden würde also nun die Beurtheilung der Aerzte auch auf dem Gedächtnisse beruhet haben. Nach dieser Epoche soll Parmenides die Erfahrungen ganz verworfen und die Beurtheilung vorgezogen haben. Wir würden dies Theorie nennen, welches gerade der Punkt ist, worauf nach dem Kreislaufe der Dinge jetzt viele deutsche Aerzte zurückgekommen sind. So fährt der Verfasser fort, die Moden in der alten Arzneykunde bis auf Hippokrates hinauszuführen. So sieht denn jeder Verständige, dass hier nicht vom Mangel der Bücher, als woran es nicht fehlte, son-

dern von der Geschichte der Meynungen in der alten Arzneykunde im Grossen die Rede ist. Dies ist alles dem Hofdollmetscher ein tiefes Geheimniss geblieben. Niemand wird sich darüber mehr wundern. Soviel bleibt aber unbegreiflich, wie er so muthwillig seine eignen Blössen aufdecken kann, welche andere Leute seiner Art aufs sorgfältigste zu verbergen suchen, um sich ihr Handwerk nicht selbst zu verderben. Ich habe viele Dollmetscher gekannt, welche sich geduldig sagen liessen, was sie nicht verstanden, und sich wenigstens stellten, als ob sie es verstanden hätten. So hätte jener es auch müssen, wenn er hätte bey Ehren bleiben wollen.

129. Der Verfasser lässt Hippokrates sagen S. 79: die Heilung des Körpers geschieht auf fünferley Art. Wenn der Grundstoff verdorben ist: so wird es durch Gurgeln gehoben; wenns im Magen liegt, durch Brechen u. s. w.

Der Hofdollmetscher spricht aber:

> wenn der Grundstoff verdorben ist, soll heissen: wenn der kranke Stoff im Kopfe liegt.

Das Kind hat wieder nicht begriffen, wovon der Verfasser reden will. Die Originalworte sind

> باشدهكى مادّه فاسدى *baschdeki* heisst für den Anfänger, was im Kopfe ist.

Allein für den, der weiter sieht, bedeutet es hier *principalis, primarius.* Men. I. p. 453, so dass mit *maddé* construirt *materia primaria* herauskommt. Der Hofdollmetscher hingegen will recht schülerhaft dem Worte zwey Adjective beylegen, indem er auch *fasidi* damit construiren will als kranker Stoff, ohne zu wissen, dass *fasid* nicht einmal krank heisst, sondern *vitiosus, corruptus, perversus.* Men. III. p. 852. Selbst im Deutschen spricht kein Mensch

vom kranken Stoff, wohl aber vom Krankheits-Stoffe. Die Aerzte sagen *materia peccans*. Da überdies dem *fasid* ein *i* angehängt ist als *fasidi*: so zeigt es an, dass das Wort, wie die Grammatik es ausdrückt, absolute zu nehmen und folglich nicht dem Substantiv vorzusetzen ist, weshalb ich übersetze

wenn der Grundstoff verdorben ist.

Da aber der Mann wieder nicht weiss, was Grundstoff zu bedeuten hat: so darf er nur das Buch des Kabus, ein Buch, welches er zu seinem Unterricht in morgenländischen Sachen niemals aus den Händen legen sollte, nachsehen, um S. 688 zu finden, dass bey den Morgenländern, von denen hier unterm Namen der Griechen geredet wird, der Grundstoff als vierfach angenommen wird und dass damit vier Hauptglieder, Zunge, Gehirn, Lunge und Herz oder nach andern Zunge und Gehirn gemischt seyn sollen. Darum eben wird hier für den Grundstoff das Gurgeln angeordnet, weil es auf Zunge und Gehirn unmittelbar und auf Lunge und Herz mittelbar durch Erschütterung würken und den Grundstoff zu entwickeln oder zu zerstreuen helfen soll. So will der Verfasser nach der Grammatik und nach der Sache verstanden seyn.

130. Bey den fünf Einwürfen, welche der Gegner gegen die Uebersetzung der Denkmäler der Jonier No. 125 — 129 hat erheben wollen, hat sich seine Dummheit eben so bewährt, wie bey allen vorhergegangenen Nummern. Aber bey dem sechsten und letzten Einwurf hat er seiner ganzen Bosheit ein rechtes Labsal vorbehalten, wobey er sich nur von neuem beschimpfen wird. Im Original meiner beyden Handschriften wird dem Euclydes der Ausspruch beygelegt

الخطّ هندسة روحانيّة بالة جسمانيّة

Elchati hendesse ruchanijet balta dschismanijet

Das ist: die mathemathische Linie ist Geistigkeit, die Hausaxt ist Körperlichkeit. S. 84. Es ist dies eine Antithese, worin unter den sichtbaren Dingen das Feinste und das Gröbste, die mathematische Linie und die Axt oder das Beil einander entgegengesetzt werden. Die Axt scheint als das Gröbste der Körperlichkeit gewählt zu seyn, weil ihrer Gewalt, wenn sie gehandhabt wird, nichts widerstehen kann. Was dies beweiset, ist, dass die Osmanen sie als das Gröbste und Verderblichste figürlich auch auf geistige Dinge übertragen in der sprüchwörtlichen Redensart

صحبت بالتسي *sochbet baltassi.*

Nach den Worten heisst es Gesprächs-Axt. Man versteht aber darunter einen Menschen, der ein Gesprächsverderber oder ein Tölpel ist, indem er sich in alles mischt, was er nicht versteht, und durch seine dummen Reden andern die Lust benimmt, ihr Gespräch in seiner Gegenwart fortzusetzen. Soviel zur Erläuterung jener türkischen Antithese.

Man glaubt dagegen, aus den Wolken zu fallen, wenn man den Gegner darüber herfahren sieht, in den Worten:

> Uebrigens ist das Arabische nirgend die Sache des Uebersetzers, und man kann sich des Lachens nicht enthalten, wenn man S. 84 die dem Euclydes zugeschriebene Definition *el chattu hendeseti ruhanietun duhiret bi aletin dschismanisjetin*, die geometrische Linie ist eingebildet (geistig) und wird durch ein materielles Werkzeug ausgedrückt, mit, die mathemathematische Linie ist Geistigkeit, die Hausaxt ist Körperlichkeit. Der Uebersetzer unwissend, dass in einem arabischen Texte nie ein türkisches Wort gebraucht wird, liesst statt *bi aletin balta*, welches im Türkischen Axt heisst.

Nachdem ich den Lesern bey No. 5 bis 11 und bey No. 105 bis 112 und anderweit gezeigt habe, welch ein armer Stümper er im Arabischen ist: so lässt er sich endlich von seiner grössten Göttin übermannen, wie Lucretius sie nennt

o maxima dearum,
quia nunc es, impudentia, si deam vocare te fas est,

um Arabisch zu suchen, wo Türkisch steht. Ich kann durch meine Uebersetzungen Niemanden hintergehen, weil sie dem Original so getreu sind, dass jeder, der die Sprache zur Fertigkeit gebracht, aus meinem Deutsch immer die Originalworte von selbst herausfinden kann. Wenn meine Sache wäre, zu betrügen, könnte er sich denn einbilden, dass sein Kunstgriff, aus seinen sogenannten Uebersetzungen alles wegzulassen, was er nicht versteht, und das Uebrige zu verdrehen, mir schwerer ankommen würde als ihm? Das ist es aber, was ihn so sehr erbosst, dass er mich überall meiner Sache so gewiss zu seyn sieht. Ich will den sehen, der Türkisch versteht und jenen Ausspruch für arabisch halten und an meiner Uebersetzung, die Wort auf Wort passt, etwas ändern will! Dies nicht zu rechnen, konnte es mir auch gar nicht einfallen, irgend eine Unrichtigkeit im Texte zu ahnden, nicht allein, weil der Ausspruch an sich einem deutlichen Sinn gewährt, wie ich ihn erklärt habe, sondern auch weil in den ganzen Denkmälern keine reinarabische Stelle vorgekommen ist. Es ist also Tollheit, das arabische *bi aletin* lesen zu wollen, wo ich das türkische *balta* finde, und arabische Adjective zu bilden, wo ich türkische Substantive, wenn gleich aus dem Arabischen entlehnt, antreffe. Es ist auch erlogen, dass *balta* das einzige nicht arabische Wort seyn sollte, Denn *dschismani*, woraus das Substantiv *dschismanijet* Körperlichkeit formirt worden, ist persisch, wie bey Men. II. p. 360

zu ersehen ist. Nun führt er zwar in seinem Texte ein Zeitwort an, welches Arabisch seyn soll und sich mit keinem türkischen Texte vertragen würde. Er schreibt es *duhiret.* Allein aus dieser falschen Aussprache lässt es sich eben so wenig erkennen als aus seinem elenden Deutsch, worin er sich nicht einmal verständlich zu machen weiss, indem sein Wort ausgedrückt es in Zweifel lässt, ob es auf seine oder auf meine Uebersetzung bezogen werden soll. In jedem Fall aber mag er in seiner Handschrift einen arabischen oder persischen Text finden: so ist es ja doch schändlich, mich darnach richten zu wollen, der ich in meiner Handschrift einen türkischen Text stehen sehe. Es war ihm nur erlaubt, bescheiden zu sagen, dass sein Text so und so laute und dann mussten die Worte im Original abgedruckt werden. Wenn er also, wie er vorgiebt, sich bey meiner Uebersetzung nicht hat des Lachens enthalten können: so hat er sicherlich noch nicht beobachtet (denn was sollte ein solcher Mann wohl je beobachtet haben!) dass das Uebermaass des Lachens sich mit Thränen endigt, zum Zeichen, dass Lachen und Weinen aus derselben Quelle fliessen, weshalb auch die Maler längst gewusst haben, dass dieselben Bewegungen und Falten des Gesichts, die zum Lachen gemacht sind, auch zum Weinen dienen. Er wird bey weitem nicht bis hierher haben lesen dürfen, um sein Lachen ins Weinen verwandelt zu sehen. Da ich ihm übrigens hier keine Dummheit frey ausgehen lassen darf: so muss ich ihm noch bemerken, dass er selbst in der tiefsten Unwissenheit liegt, zu glauben, dass in einem arabischen Text nie ein türkisches Wort gebraucht werde. Man sieht, dass er in Tausend und einer Nacht noch keine Spur vom Sprachgeiste gewittert hat, ob er sich gleich schon hat einfallen lassen, die Welt mit einer neuen Uebersetzung zu bedrohen, freylich mit einer Sudeley seiner Art; denn

gerade in Tausend und einer Nacht kommen türkische und persische Wörter zu hunderten vor, wenn sie gleich zum Theil mit arabischen Endigungen versehen oder auf arabische Art geschrieben sind.

131. Der Kitzel über jene Bosheit hat ihn so sehr überlaufen, dass er recht frech noch hinzusetzt:

> Ein türkischer Chodscha würde ihm hier sagen, dass seine Uebersetzung *sapsis baltadir*, eine Axt ohne Heft sey.

Auch das scheint ihn zu jammern, bey der nach mir angestellten Kundschaft erfahren zu haben, dass ich meinen ersten Unterricht von türkischen Chodschas oder Lehrern empfangen habe. Ich habe deren mehr als einen gehabt, nachdem ich einen Dollmetscher, welchen mir mein Dollmetscher gleich anfangs empfehlen wollte, als unbrauchbar hatte wieder entlassen müssen. Der Unterricht jener Leute, der mit der Praktik anfangen muss, ist freylich von ganz anderer Art als der Unterricht in der wiener Schule. Mich wundert indessen, dass er sich hier einmal zum Sprüchworte versteigt, dergleichen er immer unterm Namen von Gemeinplätzen zu schänden sucht, weil er sie weder zu fassen noch richtig anzuwenden weiss. Dies ist auch diesmal in mehr als einer Rücksicht geschehen. Einmal ist in der ganzen Türkey kein Chodscha zu finden, der Deutsch verstehe, um von meiner Uebersetzang der obgedachten Stelle urtheilen zu können; und wenn sich einer fände: so würde er aus meiner getreuen Uebersetzung gleich die Original-Worte errathen haben, die in meinem Texte stehen. Wenn ich aber zum Uebersetzen, wie der Gegner meynt, nur die Axt hätte ohne den Stiel: so kann ja jedes Kind begreifen, dass ich mir den hölzernen Stiel dazu aus dem ersten besten Stücke Holz selbst zuschneiden könnte. Da er aber, der Hofdollmetscher, nur den hölzernen Stiel (das Abc) hat ohne die Axt: so ist für ihn keine andere Hülfe

als zum Meister (Chodscha) zu gehen, um sich die Axt zubereiten zu lassen, wenn er anders Fähigkeiten und Vorkenntnisse genug mitbringen wird. Er wird auch wohl in Pera während seines dasigen Aufenthalts gehöit haben, dass die meisten Dollmetscher klug genug sind, sich bis ans Lebensende einen Chodscha oder Efendi zu halten, um sich in vorkommenden Fällen helfen zu lassen, indem sie der Meynung sind, dass man unter dreyssig Jahren nicht gehörig lesen und schreiben lernen könne! Er bedürfte mehr wie jemand, solchen Mustern zu folgen. Da er sich aber mir so unverholen in allen seinen Blössen zu erkennen gegeben hat: so würde ich ihm lieber rathen, sein ganzes Leben der zehnten Muse zu weihen, welche irgend ein verständiger Grieche den alten neun Musen beygesellt hat. Weil er indessen wieder nicht wissen kann, was das bedeute: so setze ich hinzu, dass man sie die stumme Muse nennt, weil sie ihr Inneres Niemandem kund thut und daher ihr Leben im Schweigen zubringt! Beym Schweigen ist für gewisse Leute ein so grosser Vortheil zu suchen, dass sie Philosophen heissen können, ohne es zu seyn, wie der Lateiner sagt: ***si tacuisses, philosophus mansisses.***

132. Wenn es eine gelehrte Republik gäbe mit Vorgesetzten und Obrigkeiten, deren keine wohlgeordnete Gesellschaft entbehren kann: so würde sie vor allen Dingen, um Anarchie der Begriffe zu verhüten, auf Mittel denken müssen, allen ungelehrten und schlechtunterrichteten Leuten, die sich in gelehrte Sachen mischen wollen, das Handwerk zu verbieten, wie man es in der bürgerlichen Gesellschaft den Fuschern untersagt. Der Gegner würde zu dieser Klasse gehören, denn aus ganzlicher Unkunde der Behandlung litterarischer Gegenstände und aus Mangel aller Beurtheilungskraft schwazt er in allen Dingen so queerfeld ein, dass man sagen sollte, der

Kopf stehe ihm nicht da, wo er andern Leuten gewachsen ist. Man wird hier von dem allen neue Beweise sehen, indem er vom Artikel VI. Landesgebräuche S. 92 — 105 sich selbst zu recensiren unternimmt. Er spricht:

> Zwey türkische Inventarien aus dem Werke *Medschmua — ut tewarich un newadir*, das Hr. v. D. für eine blosse Sammlung eines Liebhabers hält, wie man deren zu hunderten auf den Bücher-Märkten antrifft.

Ich habe S. 94 und 101 gemeldet, dass ich beyde Inventarien aus zwey verschiedenen Sammlungen genommen, welche ich auch unter zwey ganz verschiedenen Titeln und Nummern genannt habe. Seht, wie deutsch dies auch gesagt ist, so hat es doch wieder der Mann nicht verstanden, dessen Geist in keiner Sprache seine Heimath hat! Er will meine beyden Inventarien ans einem und zwar aus einem ganz andern Buche genommen wissen, als ich selbst sie genommen habe. Lässt sich etwas verrückteres gedenken? Er will sogar verächtlich von meinen beyden Sammlungen sprechen, wenn er meynt, dass man sie zu hunderten auf den Bücher-Märkten antreffe; denn sein Herzenswurm macht es ihm zur angelegentlichsten Sache von der Welt, den Lesern weiss zu machen, dass ich keine seltenen und neuen Sachen bekannt mache. Es ist nur Schade, dass die sogenannten Bücher-Märkte, wo man jene Sammlungen zu hunderten antreffen soll, nicht in den Mauern von Wien oder Berlin eingeschlossen sind und dass sie noch weniger von jedermann gelesen und verstanden werden können. Indessen wenn die Zahl die Sache verächtlich macht: so sollte er ja doch so billig seyn, noch verächtlicher von seinen eigenen Schriften zu redeu, die in vielen hundert Exemplaren auf dem deutschen Bücher-Markt ausgeboten werden. Und was spricht er denn von den hunder-

ten jener Sammlungen, da ihm Niemand erlaubt hat, sie zu zählen! Er wills nur verbergen, dass er erst durch mich mit dieser Art Bücher bekannt geworden ist. Auch hat noch Niemand vor mir sie zu benutzer gewusst. Das ists, was ihm wurmt. Ja was will er denn von Bücher-Märkten sagen, um deutsche Leser irre zu machen, während dass es in allen grossen Städten der Türkey nur einzelne Buden giebt, wo man nach Art unserer Antiquarien alte Bücher aus Verlassenschaften oder sonst aus freyer Hand kauft! Er will nur thun, als ob er von den Sachen etwas wisse, ob er gleich nie den rechten Grund kennt noch das rechte Wort zu treffen versteht.

133. Er glaubt es noch besser ins Reine zu bringen und mich zu verunglimpfen, wenn er hinzusetzt:

> Es ist aber dies der Titel eines sehr bekannten Werks Uweissi's, worüber Hr. v. D. sich wieder aus Hadschi Kalfa hätte belehren können.

Ich habe schon gesagt, dass man ihm als einem Unwürdigen und Ungeschickten den Hadschi Kalfa aus den Händen reissen sollte, weil er das Werk schlechterdings nicht zu gebrauchen weiss. Er stoppelt daraus nur Titel zusammen, die ohnehin oft ganz unrichtig sind, wie schon Schultens, Reiske und andere an Herbelot bemerkt haben, der den Hadschi Kalfa ausgeschrieben hat; und was denn das Tollste ist, so wendet er die Titel auf ganz fremdartige Werke an. Er nennt des Uweissi Buch ein sehr bekanntes Werk, ob er es gleich in seinem Leben nicht gesehen, sondern nur den Titel desselben aus Hadschi Kalfa erfahren hat, ohne dessen gewiss seyn zu können, so lange das Buch selbst ihm nicht vor Augen gekommen. Er zeigt aber seine ganze Unerfahrenheit in der Litteratur, wenn er aus einem Bücher-Verzeichnisse von dem Titel eines Buchs, was nicht in Frage ist, zu einem Manne reden will, der die Bücher selbst besitzt, wovon er gesprochen hat. Bey wem hat er

denn die Litteratur gelernt, um sichs so ganz am gemeinen Menschenverstande fehlen zu lassen? Ich kenne meine beyden Bücher, die in Frage sind, aus Erfahrung, er aber nicht; er muss also von mir lernen, dass beyde Bücher dasjenige nicht sind, dessen Titel, richtig oder unrichtig, bey Hadschi Kalfa zu lesen ist. Dass dieser Titel eben so lautet, wie der Titel der einen meiner beyden Sammlungen, macht ja den Inhalt beyder Schriften nicht einerley noch verwandelt es beyde Sammler in eine und dieselbe Person. Hat er denn nicht sagen gehört, dass es der bunten Hunde viele giebt und dass die fünf Finger nicht gleich sind? Kann er nicht mit seinen eignen Augen und Ohren vernehmen, dass Aly Efendi und Mustafa Efendi, wie ich meine beyden Sammler genannt habe S. 94 und 101 in Schrift und Laute gar nichts ähnliches haben mit dem Namen Uweïssi, welchen er nur deshalb richtig ausspricht, weil er ihm durch mein Gedicht des Uweïssi bekannt geworden ist? Man hat seit vielen Jahren nachgeforscht, wo die Adversaria Caspar Barths geblieben seyn mögen. Fragt unsern nagelneuen Litterator, so wird er den Katalog der wiener Bibliothek nachschlagen, und indem er darin z. B. die Adversaria von Andrian Turnebus oder von einem andern Gelehrten verzeichnet finden wird: so wird er euch dreust entdecken, dass man sich über Turnebus hätte aus dem Wiener Katalog belehren können. Man sieht, dass es mit dem ungelehrten Wesen der Fuscher bis zum Unglaublichen gekommen ist.

134. Der Hofdollmetscher kanns auch nicht geheim halten, dass er beyde Inventarien, wenn er sie ohne meine Uebersetzung in Handschrift vor sich gehabt hätte, würde haben ungelesen und unverstanden lassen müssen, zumal da solche Medschmua oder Sammlungen immer mit sehr flüchtiger und undeutlicher Hand geschrieben zu werden pflegen. Er giebt

ein Paar Proben, welche beweisen, dass es ihm trotz des deutlichen Abdrucks des Texts und trotz meiner richtigen Uebersetzung doch noch gegenwärtig böhmische Dörfer sind. Er meynt nämlich:

> Im ersten Inventario Ne. 3. soll Kameelshalfter statt gezäumte Kameele stehen.

Im Original heisst es fehlerhaft اشتر مهارلري wie ich es nach meinem oft erklärten Grundsatze habe unverändert abdrucken lassen. Dollmetschermässig zu übersetzen sind daraus freylich Kameelshalfter zu machen. Nachdem ich aber alle unrichtige Lesarten stillschweigend durch meine Uebersetzungen berichtigt habe: so sollte sich doch billig jeder Dollmetscher, er nenne sich *summus* oder *infimus interpres*, schämen, dass solche Armseligkeiten ihm zu Fallen werden, worin er sich fangen lässt. trotz dessen dass ihm alles vorübersetzt und vorerklärt worden. Die Sache ist, dass das Inventar nur ins Grosse geht und nur die Millionen des Nachlasses angeben soll. Kleinigkeiten, die nur hunderte oder wenige tausende von Thalern gekostet, geschweige Kameelshalfter, deren Werth in Groschen besteht, sind gar nicht ins Verzeichniss aufgenommen, wovon ich S. 93 und 100 den Grund angemerkt habe. Es wird sogar S. 97 im Inventar selbst No. 22. ausdrücklich gesagt:

> Teppiche und andere Kostbarkeiten und Seltenheiten aller Art sind gar nicht geschätzt worden.

Indem also das Inventar zuerst der lebendigen Wesen des Nachlasses erwähnt: so heisst es

1700 gekaufte Sklaven,
2900 beschlagene Pferde,
1106 gezäumte Kameele
und dann folgen 8000 Dulbends,
780000 geprägte Goldstücke u. s. w.

Jeder Leser muss sehon die Schändlichkeit der ge-

meinen Dollmetscherey fühlen, wenn man zwischen jene Millionen 1106 schlechte Kameelshalfter einschieben will, während dass nicht einmat persische und indische Teppiche einen Platz darin haben finden sollen. Mich wundert noch, dass der Mann statt der 2900 beschlagenen Pferde nicht auch soviel Hufeisen herausbuchstabirt hat. Kurz statt مهارلری *miharleri* Zäume muss مهارلو *miharlü* gezäumte gelesen werden. Durch den Ausdruck gezäumte will man keinen Lumpenwerth, sondern nur soviel andeuten, dass die 1106 Kameele mit allem Nöthigen versehen waren, um sogleich zum Ausmarsche in den Krieg gebraucht werden zu können. Im gleichen Sinn wird von den Pferden gesagt, dass sie beschlagen gewesen, weil dies das Nöthigste zum Marsche ist.

135. Im Original steht | · · · كومشلو شيش das ist, mit Silber belegte Säbel 1000. Der Hofdollmetscher sagt ganz kurz

No. 15. muss Speere statt Säbel stehen (*schisch*).

Von Speeren ist gar nicht die Rede. Man hatte sich auch ihrer nicht zum Kriege zu bedienen. *Schisch* bedeutet bey Meninski III. p. 484 *veru, ensis, gladius.* Da das Inventarium nichts mit Bratspiessen zu thun hat, die ohnehin nicht mit Silber belegt werden, so sieht jeder Leser, dass nur *ensis* oder *gladius* hier zur Anwendung kommt. Der Hofdollmetscher hingegen, der es im Latein so weit gebracht hat wie in morgenländischen Sprachen S. No. 120, hat *veru* Bratspiess durch Speer übersetzt und will das Ding im Inventarium bringen. Es ist unglaublich!

136. Im Original steht nach meiner Uebersezzung S. 97

Schön geschriebene, erhabene Kurans, womit

der Verstorbene sich viel beschäftigt und wornach ihn sehr verlangt, mit einbegriffen 130 Stück, die mit Edelgesteinen eingebunden sind, 8000

Der Hofdollmetscher sagt:

No. 19 hatte der Pascha nicht 8000 Exemplare vom Kuran, sondern nur 130, welche auf 8000 Piaster geschätzt sind.

Es ist unglaublich! Ich wills ihn zu seinem Schrekken lehren, was Rustem Pascha hatte.

a. Im Originaltexte S. 96 wie in meiner Uebersetzung sind zweyerley Arten Kurans von hohem Werthe sorgfältig von einander unterschieden nach der Art, wie es die türkische Construction mit sich bringt, welche immer etwas zu denken giebt. Erstlich die schön geschriebenen und ganz gewöhnlich, obgleich immer kostbar, eingebundenen, und zweytens die andern ebenfalls schön geschriebenen, aber mit Juweelen, das ist mit Edelgesteinen und Perlen eingebundenen oder besetzten Kurans. Die Zahl der letztern wird zu 130 Stück angegeben und beyde zusammen bestanden in 8000 Exemplaren. Der Text ist so klar, dass er für den Sprachkenner nicht die geringste Schwürigkeit haben kann. Um aber den Lesern, die von der Sprache wenig oder nichts wissen, es recht klar vor Augen zu legen, wie ganz vernunftlos und verrückt der Einfall des Unkundigsten aller Dollmetscher sey: so darf ich nur noch ein Paar Bemerkungen anderer Art machen.

b. Wenn die Leser das ganze Inventarium durchgehen: so werden sie wahrnehmen, dass bey allen Artikeln nur die Stückzahl, nicht der Werth der Sachen, angegeben ist, ausser beym baaren Gelde, welches durch sich selbst seinen Werth ankündigt, und bey 32 Stück Edelgesteinen, welche zu 112 Lasten Aktsché geschätzt worden. Es fällt also in die Sinne, dass die Zahl 8000 bey den Kurans nur auf die

Stückzahl derselben, nicht auf den Geldwerth gehe, um so weniger, da gar keine Münzsorte ausgedrückt ist; denn wenn der Idiot von Piastern spricht: so hat er das bloss aus seinem Kopf erdacht, und wir werden bald hören, wie sehr er sich auch damit beschimpft.

c. Wenn ich die in Frage seyende Stelle noch buchstäblicher, als geschehen, hätte übersetzen wollen, so würde sie so gelautet haben:

> Schön geschriebene erhabene Kurans, womit der Verstorbene sich viel beschäftigt und wonach ihn sehr verlangt, haben sich gefunden, worunter 130 mit Edelgesteinen eingebunden gewesen,
>
> 8000.

Durch diese Construction des Originals wird es noch einleuchtender, dass überhaupt 8000 Exemplare des Kurans vorhanden und 130 davon mit Edelgesteinen eingebunden gewesen.

d. Bey der ersten Recension der Denkwürdigkeiten in der Jenaer Zeitung waren dem Hofdollmetscher jene Ungereimtheiten noch nicht eingefallen. Er meynte nur, um doch etwas zu sagen, dass die Ueberschrift des vorhabenden Artikels, Landesgebräuche, nicht passlich sey, ohne zu wissen, warum nicht? Hier sehen wir es nun, dass er nicht weiss, was dies deutsche Wort sagen will, sonst würde er es sich bey jedem Stück des Verzeichnisses haben erläutern können. Wie er in allen Dingen unerfahren ist: so ist er es auch im Preise der Schönschreiberey und der Edelgesteine. Man würde ihm dies nicht anrechnen, weil mans nicht von ihm fordert, wenn er nur wie die stumme Muse schweigen wollte. Kein osmanscher Kalligraph schreibt den Kuran unter einigen tausend Piastern, indem die Arbeit Jahre erfordert, wo der Mensch nicht bloss leben, sondern auch etwas gewinnen will. Je voll-

kommner der Schönschreiber, desto theurer ist seine Arbeit. Solche Leute empfangen für ein einzelnes Exemplar des Kurans oft zehn, zwanzig bis dreyssigtausend Gulden, wie ich schon S. 99 100 No. 19. zur Erläuterung bemerkt habe. Der Gegner will aber 130 Stück zu 8000 Piastern oder Gulden schätzen. Dies würde fürs Stück 61 Piastes machen, womitoft kaum der Einband bezahlt seyn würde, wenn er innerlich und äusserlich von ächtem Golde starret und künstlich gearbeitet ist. Ich besitze einige Kurans, welche ich alt gekanft das Stück mit einigen hundert Piastern bezahlt habe. Ein Exemplar in kufischer Schrift ist für die jetzige Zeit eigentlich unschätzbar. Was mag Rustem Pascha besessen haben!

e. Anstatt die zweyerley Arten des Kurans, die schön geschriebenen und die mit Juweelen eingebundenen, in meiner Uebersetzung, geschweige im Original, zu unterscheiden, hat er die bey der Zahl 130 stehenden arabischen Worte ***mudschelledi murassaa*** nicht verstanden und daher übergangen, ob sie gleich gross und breit bey Meninski IV. p. 382 und 489 stehn, wo das erste die Bedeutung ***compactus*** eingebunden und das andere die Bedeutung hat ***auro gemmisque distinctus, gemmatus***, mit Juweelen besetzt. So hat er denn die 130 Juweelen-Kurans gegen alle Construction und gegen alle Wortbegriffe für die Gesammtzahl der Kurans und die Gesammtzahl der schön geschriebenen Kurans von 8000 Stück hat er für so viele Piaster gehalten. Er muss gar noch nicht gehört haben, dass man Kurans mit Juweelen belegt, wovon ein einziges Stück beym reichen Rustem Pascha hunderttausend und mehr Thaler werth gewesen seyn mag. Die Verschwender haben Tobaks-Pfeifen-Röhre mit Juweelen besetzt.

g. Was das allertollste ist bey der Taxe des Hofdollmetschers von 8000 Piastern für jene Kurans, deren Werth in Millionen gegangen ist: so

konnte kein Buchstabe davon im Inventar anzutreffen seyn, weil zur Zeit Rustem Pascha's, der im Jahre 1562 gestorben ist, noch an gar keine Piaster gedacht worden ist. Man hatte damals ausser den Goldstücken oder Ducaten nur die kleine Silbermünze, genannt Aktsché, welche man nach Lasten berechnete, wovon man den Beweis im Inventar bey No. 16. und 21. sehen kann. Die erste grosse Silbermünze von 30 Para, genannt Sollota, ward erst im Jahr 1687, mithin 125 Jahre nach Rustems Tode ausgeprägt, und die grössere Silbermünze zu 40 Para, von den Europäern Piaster genannt, ward erst im Jahr 1703, das ist, 141 Jahre nach Rustems Tode ausgedacht und geschlagen, wie ich dies alles aus meinem vollständigen Münz-Cabinet beweisen kann. Welche schreckliche Dollmetscherey des verfehlten Orientalisten zu Wien!

g. Doch über das Allertollste kommt noch etwas tolleres, wie es hohlen und verwirrten Köpfen immer zu begegnen pflegt. Es thut mir sehr leid, hier eines Werks erwähnen zu müssen, was unterm Namen des verdienstvollen Herrn Hofraths Eichhorn zu Göttingen erschienen ist und ihm, soweit es von ihm selbst gearbeitet ist, grosse Ehre macht. Es ist betitelt: Geschichte der Litteratur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten. Im dritten Bande zweyter Abtheilung. Göttingen 1812 findet man Seite 1103 — 1297 einen Abschnitt, der die neuere Litteratur der Osmanen in sich begreifen soll. Man sieht es dem Dinge gleich an, dass es das Gemächte des Hofdollmetschers in Wien und seiner ganz würdig ist. Ich gebe hier einen Beweis statt aller. Er schreibt S. 1175

> Wie hoch es damals (unter Suleiman I.) gestiegen, lässt sich aus der Nachlassenschaft des Rustem Pascha abnehmen, deren Verzeichniss der Geschichtschreiber Petschewi aufbewahrt

hat. Er besass ausser einer unglaublichen Menge von Gold- und Silbergeschirr und Prachtgeräth (die Kameelshalfter und Bratspiesse nicht zu vergessen S. No. 133. und 134.) achttausend Kurane von den ersten Meistern geschrieben, hundert dreyssig dito in der grossen Schrift *murassaa* und 5000 Bände anderer Bücher u. s. w.

Man merkt leicht, dass er diese Nachricht wie andere z. B. zom Seeatlasse S. No. 117. aus meinen Schriften genommen hat, ob er gleich zum Schein andere Autoritäten anführen will. Ich bin auch sehr damit zufrieden, von ihm nicht genannt zu seyn; denn da er alles unrecht versteht und noch schlechter anwendet: so sind seine Citationen allemal entehrend für den, welchen sie treffen. In der Sache selbst sehen die Leser, erstlich, wie sehr der Mann mit sich selbst im ewigen Widerspruch steht, weil er nichts mit Klarheit und Gewissheit fasst; denn in jener Stelle giebt er die Zahl der Kurans auf 8000 an, während dass er sie einige Wochen nachher auf 130 zurücksetzen und die Zahl 8000 für Piaster geben will, die noch nicht existirt haben. Zweytens sehen die Leser, dass er dort gar ausser den 8000 eine besondere Art von 130 Kurans gefunden, welche er hier zur Gesammtzahl machen will. Aber welche Kurans? 130 dito in der grossen Schrift *murassaa*. Das ist toller als toll. Diamanten und Perlen nimmt er für eine grosse Schrift, welche er schamloser Weise mit dem Namen *Murassaa* belegt, während dass dies Wort mit Juweelen besetzt heisst. Das ist stärker als der Meerrettig, welchen er oben zu Apostaten machen wollte. Ein sogenannter Orientalist muss doch billig mit dem Abc anfangen und muss aus Meninski's Grammatik P. I. p. 31 32 die Namen der verschiedenen Schriftarten kennen, worunter noch nie eine Schriftart genannt *mu-*

rassaa erhört gewesen. Was soll ich mehr sagen? Seht Leser, das ist der Mann, der meine Schriften lästern und der über mich entscheiden will, dass ich wenig Türkisch, noch weniger Arabisch und gar kein Persisch verstehe, weil er mich nach sich selbst beurtheilt. Ihr seht, Leser, wie ich ihm hier bey jeder Nummer sein hartes oder vielmehr versteinertes Verständniss aufzuklopfen suchen muss. Lacht über ihn, soviel ihr wollt, aber gesteht zugleich, dass es ein ausgeartetes Zeitalter ist, wo Idioten solcher Art in den Hallen der Litteratur geduldet, ja wohl gar gehegt und gepflegt werden. Ammianus Marcellinus XXX. 4. liess es nicht ungerügt, dass es zu seiner Zeit eine Art von Rechtsgelehrten gab, welche, wenn sie im Kreise der Gelehrten den Namen irgend eines alten Scribenten nennen hörten, ihn für die fremde Benennung eines Fisches oder einer Kost hielten. Feïzi Artic. VIII. strafte seine Zeit, das ist, die so gepriesene Zeit Suleimans I., dass sie Unwissende soviel gelten lasse als Vollkommene, Unwissende, welche Seufzer für Rehe, Liebeslieder für Hirschkälber, Gedichte für Gerste und Honig für Sünde ansehen. Es wird doch aber von diesen Unwissenden aus Rom und Konstantinopel nicht angemerkt, dass sie sich nicht hätten unterrichten lassen, sobald sie eines Bessern belehrt worden. Hier hingegen erscheint uns der Idiot aus Wien so tief gesunken, dnss er nicht lernen will, wo er sich unterrichten könnte; dass er selbst gegen alle Wahrheit so gleichgültig geworden, dass er sich nicht entblödet, den Lesern ins Angesicht auf der einen Seite zu verneinen, was er auf der andern bejahet hat, und ihnen die ungehirntesten Dinge weiss machen zu wollen, wie Unkunde und Leidenschaft sie ihm in jedem Augenblick eingeben. Einige hundert Beweise sind von dem allen schon gegeben. Der Leser aber hat noch mehrere zu erwarten; denn die Beweise

endigen nicht, so lange der Mann den Mund aufthun wird.

137 Wir kommen auf den zweyten Nachlass des Grosswezirs Sinan Pascha, der am Werthe noch beträchtlicher gewesen als der vorhergehende. Dies hat aber dem Hofdollmetscher die Augen nicht geöffnet, gleichsam als ob man von ihm sagen solle, — *cui lumen ademtum*. Er schreibt:

> Im zweyten Verzeichnisse No. 3. ist *gel* Feuerhaken und nicht *gül* zu lesen, welches nicht Rosette heisst.

Es ist doch erschrecklich, jemanden sich selbst öffentlich entehren zu sehen, während dass er einem andern einen bösen Leumund zu bereiten gedachte. Im Original steht

> مرصع كل *murassaa ghül* Diamanten-Rosen oder mit einem Worte Rosetten,

Ghül ist Rose und *murassaa* heisst mit Diamanten besetzt oder ausgelegt, was er bey der vorhergehenden Nummer theils nicht verstand noch aus meiner Uebersetzung lernen wollte, theils in seiner saubern Litteratur-Geschichte der Osmanen durch grosse Schrift erklären wollte. Hier will er ganz darüber wegschleichen, um die Leser zu betrügen; denn um seiner Litteratur-Geschichte getreu zu bleiben, hätte er in Zusammensetzung mit seinem *gel* eine grosse Feuerhaken-Schrift daraus machen müssen, wie er auch ohne alles Bedenken würde haben drucken lassen, wenn er sich auf irgend eine zu gebende Antwort hätte besinnen können, im Fall ihn irgend ein verständiger Mann in Wien gefragt hätte, was denn Feuerhaken-Schrift für eine Schrift sey? Was das Schlimmste ist, so kömmt das Wort *murassaa* im ersten Inventar dreymal und im zweyten kömmt es gar vierzehnmal vor; denn ein auf derselben Seite in so vielerley Verbindungen wiederholtes Wort er-

klärt sich am Ende für den Dummsten von selbst, selbst wenn es nicht eben daselbt siebzehnmal von mir übersetzt worden wäre. Aber nein! für des Hofdollmetschers Augen und Sinn bleibt alles verschlossen, er ist mit derselben Blindheit geschlagen, welche die Sodomiten traf, als sie den guten Loth beleidigen und misshandeln wollten.

Auf der andern Seite betrachte man nur das Verzeichniss selbst, welches reicher ist als das Rustemsche und ausser Gold, Silber, Edelgesteinen, Perlen und kostbaren Pelzen alles andere, geschweige Kleinigkeiten, ausschliesst. In diesem Sinne hat das Inventar zum ersten Artikel 20 Topasen, zum zweyten 16 Rosenkränze von Perlen, zum dritten 30 Diamanten-Rosen oder Rosetten, zum vierten 20 Miskal Goldstaub u. s. w. Nun denke man sich den Hofdollmetscher, der zwischen diese Kostbarkeiten anstatt der 30 Rosetten dreyssig Feuerhaken einschieben will. In der That es ist ein Blödsinn, der seines Gleichen nicht hat! Ich muss doch den Lesern sein Wort noch erklären. *Ghel* Feuerhacken sind lange eiserne Haken, womit man das Feuer in den Oefen der Bäder schürt und Kohlen herauszieht, man gebraucht sie auch wohl zum Ablangen der Früchte von den Bäumen. Der Grosswezir Sinan Pascha, von dessen Nachlasse die Rede ist, war weder Badeknecht noch Gärtner, um eiserne Feuerhaken zu hinterlassen; am wenigsten Feuerhaken, die mit Diamanten belegt seyn sollen. Dass der Gegner keine Rosetten gesehen, noch sie im Türkischen hat nennen hören, könnte man ihm leicht verzeihen, da er sich als Dollmetscher nur hauptsächlich um die Uebersetzung von Reisepässen und ähnlichen Kanzley-Ausfertigungen zu bekümmern hat, worin keine Rosetten zu nennen sind. Dass er aber das Wort *murassaa* weder aus dem Wörterbuche noch aus meinen siebzehnmaligen Uebersetzungen, als so oft

das Wort in einem kleinen Raum vorkommt, nicht begreiffen kann, das ist ungeheuer. Will man sich noch eine Lust machen, so mache man seine grosse Schrift im Deutschen zum Beyworte aller der Gegenstände, bey welchen das Wort *murassaa* siebzehnmal gebraucht worden: so wird der Mann ausser der Feuerhakenschrift noch eine Sattelschrift, Säbelschrift, Waschbeckenschrift, Steigbügelschrift u. s. w. herausbringea. Das will ein Orientalist seyn! Beyde Inventarien bestehn aus 54 Artikeln. Aus dieser Zahl hat er vier Wörter herausbuchstabirt, welche er ändern will, gleichsam als hätte es mit den übrigen funfzig Artikeln seine ihm wohlbewusste Richtigkeit. Da aber die Leser sehen, wie er mit seinen vier Worten wieder bestanden hat: so wird man leicht glauben, was ich schon bey andern Gelegenheiten gesagt, dass er von meinen beyden handschriftlichen Inventarien, wenn man sie ihm schlecht geschrieben, wie sie sind, und ohne meine Uebersetzung vorgelegt hätte, kein einziges Wort herausgebracht haben würde; er würde nicht einmal gewusst haben, ob er Prose oder Verse vor sich habe. Höchstens hätte er beyde Aufsätze für Calambours erklärt, die, wie er sagt, unübersetzbar sind und welche er deshalb auch auf allen Seiten der Schriften antreffen will, die ihm in die Hände fallen. Ich kannte meinen Mann, ehe er sich mir in der Gestalt des anonymen Lästerers aufgedrungen hat.

138. In der Reihe folgt die Bibel-Erklärung vom Pred. Salomo 11. 1. S. 106 — 116. Bey diesem Artikel ist der Hofdollmetscher zuerst in seine Liebhaberey verfallen, die Seiten zu zählen, welche damit angefüllt sind. Er hat zehn herausgefunden, und hätte noch ein Viertel hinzusetzen können. Er nennt sie langweilig, weil Religion für ihn zu den abgetragenen Gemeinplätzen gehört. Er ist daher

auch nicht im Stande, den Zeitungslesern einen kurzen zusammenhängenden Vortrag von der Sache zu machen, wie er dessen überhaupt bey keiner einzigen Sache mächtig ist. Sein Hauptwerk ist, über das Wort *paschmaktschi* Schuster mitsprechen zu wollen, indem er meynt, dass es Weiberschuster heisse, als wenn der Mannsschuster ein ganz anderer Kerl wäre! Wenns aber bey dieser Lumperey des geistesarmen Mannes aufs Besserwissen ankommen soll: so will ich ihm nicht bergen, dass *paschmaktschi* nach der Grundbedeutung Pantoffelmacher heisst, der nach der löblichen Praxis Pantoffeln für Männer wie für Weiber macht. Eben davon kömmt es auch, dass man gewisse Einkünfte der Sultaninnen und selbst der Wezire *paschmaklük*, dass ist, Pantoffelgeld nennt. Und weil endlich die Fussbekleidung der Männer und Weiber fürs Haus nur in Pantoffeln besteht; so wird unter *paschmaktschi* gewöhnlich Schuster verstanden, deren einer des andern werth ist. Dies merke sich der Hofdollmetscher, da er auch diese Lumpereyen nicht gewusst hat. So fährt er nun fort in seiner Lästersprache zu sagen,

> dass ich aus der Erzählung eines Weiberschusters den Sinn des bekannten Salomonschen Spruchs beweisen wolle.

Wie doch unter seiner Hand alles zu Lügen werden muss! Was ich habe drucken lassen, ist die Erzählung des Königs Kjekjawus und nicht des Schusters. Das Uebel ist, dass beyderley Personen in seinem regellosen Kopfe für eins gelten, wie er bey No. 49 schrieb, dass man den nackten König nicht vom nackten Schuhflicker unterscheiden könne. Noch einfältiger ists, dass er den Salomonschen Spruch bekannt nennen will, während dass er ihn in seinem Leben nicht gekannt, ehe er ihn bey mir gelesen hat. Sein Unglück ist es eben, dass die Bibel ihm bis jetzt ein wildfremdes Buch geblieben. Ich bin selbst versi-

chert, dass er bis auf diesen Augenblick kein Exemplar der Bibel im Hause gehabt.

139. Er will der Sache etwas näher treten, ohne sie anzugreifen zu wissen, wenn er sich äussert:

> ohne uns in die Kleinfügigkeit dieser Exegese einzulassen, sey es uns erlaubt, zu zweifeln, ob es würklich im Kabus Name stehe: wirf dein Brod ins Wasser.

Da es hier auf die Sacherklärung eines biblischen Spruchs ankommt, als das Wichtigste, was die Exegese hat, welches er Kleinfügigkeit nennt: so wirds für ihn wohl Grossfügigkeit der Exegese heissen, wenn von der Farbe gesprochen wird, womit die Buchstaben geschrieben worden. Er mag sich wenden, wohin er will, so merkt mans gleich, dass er auf nichts studirt hat, aber doch unbekannter Weise mitschwatzen will. Uebrigens ist ihm alles erlaubt, was Leute von gesundem Menschenverstande sich nicht erlauben. Der König Kjekjawus erzählt, dass ein Schuster zu Bagdad das arabische Sprüchwort gehört: Thue Gutes, wirf das Brod ins Wasser, eines Tages wirds dir vergolten werden, und dass der Schuster, um dies zu erproben, ein Jahrlang habe täglich auf einer Schüssel zwanzig Stück Brod in den Tyger geworfen, wovon sich sieben Tage lang ein junger Mensch ernährte, der wegen Unerfahrenheit im Schwimmen in irgend eine Höhle am steilen Ufer des Flusses angetrieben worden war, wohin sich auch jenes Brod angeschwemmt hatte. S. 113. 114. Jedes Kind verstehts. Aber nicht so der Hofdollmetscher, dem es am Rechten fehlt. Man höre, wie er seinen sogenannten Zweifel artikuliren will!

> wie wenn es statt *chubz* Brod, *chajn* (schreibe *cheir*) Wohlthat stünde?

Könnte man sich nun solche Dummheit wohl vorstellen, wenn sie nicht in der Wiener Litteratur-

Zeitung gedruckt worden wäre? Der König Kjekjawus giebt im Buche des Kabus zweyerley Thatsachen an, erstlich dass ein Schuster ein ganzes Jahr lang täglich zwanzig Brode ins Wasser geworfen und dass zweytens ein Jüngling sich sieben Tage lang davon genährt habe, so dass er bey seiner Errettung aus obgedachter Höhle als gesättigt kein Essen zu sich nehmen wollte, was ihm der Chalife zunächst anbieten liess, in der Meynung, dass er sieben Tage habe hungern müssen. Diese Thatsachen, die für sich selbst sprechen, sind nicht vermögend gewesen, den widersinnigen Mann aus seiner Verblendung zu wecken; er will dem Könige und Jünglinge das Wort im Munde umdrehen und will sich selbst weiss machen, dass der Jüngling sich sieben Tage vom Worte *cheir* Gutes oder Wohlthat, satt gegessen haben soll. So lange die Welt steht, hat man solche Verrücktheiten nicht erhört, ausser in den Tollhäusern, wo sie an ihrer Stelle sind. Damit die Leser die Worte, die im Buche des Kabus stehen, selbst sehen mögen, will ich sie in lateinischen Buchstaben hersetzen und unter jedes Wort den deutschen Ausdruck stellen

Ejülük	*it*	*etmeghi*	*suja*	*brak*
das Gute	thue,	das Brod	ins Wasser	wirf,

bir	*ghün*	*sangha*	*karschü ghelür*
eines	Tages	dir	wirds vergolten werden,

das heisst in der deutschen Wortordnung, Thue Gutes, wirf das Brod ins Wasser, eines Tages wirds dir vergolten werden.

Zum neuen Unglück für den Hofdollmetscher ist in diesem Spruche kein einziges arabisches Wort zu finden, um sein aus dem Onomastico hervorgesuchtes *chubz* oder *cheir* anbringen zu können. Er weiss noch nicht, dass in türkischen Sprüchwörtern selten arabische Worte gebraucht werden, eben weil sie von einer Zeit datiren, wo die Einmischung des Arabischen noch nicht überhand genommen hatte.

Er setzt seine Ungereimtheit fort in den Worten:

> Wir besitzen kein Manuscript des Kabus Name, um diesen Zweifel zu heben.

Er darf sich ja nicht so verstellen. Jeder weiss es schon von selbst, dass es ihm nicht um Wahrheit zu thun ist, sonst dürfte er sie nur aus meinen Schriften lernen. Kein Mensch, der seine fünf Sinne beysammen und kein Arges im Herzen hat, kann sich ja einen Zweifel machen, der den obgedachten Thatsachen zuwider ist. Er endigt aber, wie er angefangen, mit der Bosheit im Herzen:

> Allein, des H. v. D. so häufige Missgriffe berechtigen uns um so mehr auf eine unrichtige Lesart unsere Vermuthung zu begründen (sprich, gründen) als es ganz falsch ist, was derselbe behauptet, dass die Türken auch, wirf das Brod ins Wasser sagen. Vom Brod enthält der allgemeine bekannte türkische Spruch nichts.

Ich darf die Leser nicht erst auf die Unvernunft aufmerksam machen, welche darin liegt, dass der Mann auf eine eingebildete Lesart, die ohnehin durch die Sache selbst zur Falschheit gemacht wird, eine Vermuthung gründen will, denn auf Einbildung, Falschheit und Vermuthung ist nichts zu gründen. Es ist schon öfter vorgekommen, dass er seine eigene Muttersprache nicht richtig sprechen kann, weil er nicht richtig denken gelernt hat und so auch umgekehrt. Was die Missgriffe betrifft, welche er mir aus Verläumdung und immer ohne Beweis nachsagen will: so weiss ich gewiss, dass ihm dabey nicht wohl zu Muthe seyn wird, zu sehen, durch wie viele Nummern hindurch er hier nicht durch leere Worte, sondern dnrch Thatsachen und Beweise mit Schimpf und Schande bedeckt worden, so dass er, wenn nicht alles Ehrgefühl in ihm abgestorben wäre, fortan die Augen nicht mehr würde aufschlagen

dürfen Ich weiss, wie man unwissende und freche Leute behandeln muss. Welche höllische Frechheit ist es, von meinen drey türkischen Handschriften, wovon der Idiot selbst sagt, nichts zu wissen, es für falsch zu erklären, dass die Türken sagen: Wirf das Brod ins Wasser. Oben sind die eigenen Worte mitgetheilt! Welche Frechheit ist es, mir ins Gesicht sagen zu wollen, dass der Spruch allgemein bekannt sey, freylich bekannt denen die davon unterrichtet sind, aber nicht dem Hofdollmetscher, dem alles unbekannt ist. Dies ist ja das immerwährende Resultat, was ich bis jetzt durch 138 Nummern mit soviel Unterabtheilungen ans Licht gebracht habe und fernerhin bringen werde. Uebrigens habe ich gegenwärtig aus der Leidenschen Bibliothek eine schöne türkische Uebersetzung vor mir, welche kurz nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts durch einen sehr unterrichteten Osmanen von der ganzen heiligen Schrift angefertigt worden. Daraus kann ich Lesern, die nach Wahrheit und Rechtthun fragen, die Nachricht mittheilen, dass der oberwähnte Spruch des Predigers sehr richtig übersetzt worden

اتمكيكي صو اوستنه صال زيرا نيچه ايامدنصكره
اني بولورسن

das ist: wirf dein Brod aufs Wasser, denn nach vielen Tagen wirst du es wieder finden.

140. Vom Artikel VIII. Kriegskunst S. 116—157 schreibt der Hofdollmetscher, um doch etwas zu sagen, in seiner undeutschen Sprache:

> Notiz einiger strategischen arabischen Werke mit der weitläuftigen Inhaltsanzeige eines Anhangs des *Tadschur Rissail*, Krone der Abhandlungen von Kasisade Efendi.

Es ist doch wohl das grösste Unglück, was jemandem begegnen kann, nicht zu verstehen, was er lie-

set, und doch davon sprechen zu wollen, weil die böse Leidenschaft ihn quält. Ich habe ja nicht von einigen, sondern nur von einer einzigen Schrift über die Kriegskunst (strategisch soll gelehrter klingen) geredet. Ich habe aber zwey Manuscripte beschrieben, welche ich von dieser Schrift besitze. Auch sind diese Manuscripte nicht arabisch, sondern türkisch. Und was den Anhang des Buchs von Kazi Zadé Efendi betrifft: so ist das gerade eins der Manuscripte von der Kriegskunst, wornach meine Uebersetzung gemacht ist. Ueberdies habe ich von diesem Anhange keine weitläuftige Inhaltsanzeige mitgetheilt, denn der Inhalt liegt ja in meiner Uebersetzung selbst, sondern ich habe litterarische und bibliographische Nachrichten von beyden Handschriften über die Kriegskunst aufgezeichnet, wie ich es bey allen meinen Handschriften, von denen ich zu reden habe, zu thun gewohnt bin, um in die morgenländische Bücherkunde mehr Licht hineinzutragen, als man bisher gehabt hat. Also soviel Worte, als der Mann sprechen will, eben so viele Unwahrheiten und Verdrehungen! Wie muss es in dem Kopfe aussehen, der nicht zwey Zeilen in Ordnung und Wahrheit vorzutragen, noch nur nachzuschreiben weiss! Mich wundert nur, dass er sich nicht auf sein grosses Ross gesetzt hat, um aus Hadschi Kalfa's Titel-Verzeichnissen von Büchern mitreden zu wollen, welche ich besitze. Hadschi Kalfa hat diesmal entweder geschwiegen oder hat ihn, wie der Franzose sagt, im Arabischen sitzen lassen. Wie nahe dies dem armen Mann gegangen, verräth der Ausdruck, dass er meine litterarische und bibliographische Nachricht w e i t l ä u f t i g nennt. Das ist eben der Unterschied! Wenn ich aus Büchern spreche, welche ich besitze und gelesen: so muss ich davon mehr zu sagen wissen, als ein Katalogist, der nur Titel zusammengerafft hat, richtig oder unrichtig,

ohne sich um die Bücher selbst bekümmert zu haben, als woran Herbelot gescheitert ist.

Nach jener saubern Nachricht, welche er den Zeitungslesern vom Art. VIII. gegeben hat, setzt er hinzu:

> die Richtigkeit der deutschen Uebersetzung können wir, da wir das Manuscript nicht haben, nicht beurtheilen.

Wer fordert denn das von ihm! Die Beortheilung wie die Sprache fehlt ihm ja bey allen Manuscripten, welche er haben mag. Anstatt von meinen Uebersetzungen reden zu wollen, sollte er sich nur stellen, selbst gar keine Handschriften zu besitzen, um erst in der Stille zu lernen, sie zu verstehen. Freylich ists nun zu spät, nachdem er sich schon mit Hadschi Kalfa, mit Schirin, mit Firdewsi, mit Hafüz und mit andern verrathen hat, welche über ihn Ach und Weh schreyen müssen.

141. In Absicht des Buchs des Oghur Art. IX. S. 157—205 hat er seit den vier Wochen, wo er es zuerst in der Jenaer Zeitung angefeindet hatte, neue Albernheiten ausgedacht, welche er in der Wiener Zeitung zu Markte trägt.

> Das Buch des Oghuz, über dessen hohes Alter H. v. D. im Nebel herumgreift, ist unter der Regierung eines der letzten Seldschukiten zusammengetragen worden und hat vom alten fabelhaften Oghuz der türkischen Geschichte nichts als den Namen.

a. Der Leser wird es gleich dem Tone dieser ersten Worte anmerken, dass der Gallsüchtige nicht als ehrlicher Mann recensiren, was er auch nicht gelernt hat, sondern nur verschreyen will, aus Aerger, nichts ähnliches ans Licht bringen zu können. Es ist begreiflich, dass er überall nichts als Nebel sieht, denn er hat den Nebel im Kopfe, wo ihm die Fackel im Hirne fehlt. Was ich vom muthmassli-

chen Alter des Buchs geschrieben, ist nicht auf leere Vermuthungen gebauet, sondern gründet sich theils auf historische Nachrichten, die aus dem Buche selbst gezogen sind, theils auf das Zeitalter der Sprache, worin es verfasst ist. Beydes kann nicht trügen.

b. Dass das Buch vom alten Oghuz nur den Namen führe, habe ich S. 159 selbst geschrieben. Man urtheile über die Dummdreustigkeit und Falschheit, womit der Hofdollmetscher dies in der Zeitung für seine eigene Idee gegen mich ausgeben will. Die Leser wissen es aber schon, dass er auf seinen Namen zu stellen gewohnt ist, was er von mir gehört hat. Wenn er aber vom fabelhaften Oghuz schwatzt: so verräth er nur seine tiefe Unwissenheit in der morgenländischen Geschichte. Wie man vom Namen Bebel oder Babel weiss, dass in der Gegend, die heute noch diesen Namen trägt, die alte Stadt Babylon gestanden: so weiss man von den Oghuziern, deren Stamm noch heute fortdauert, dass ihr Stammvater Oghuz geheissen hat. Der Mann hat auch vorher an Oghuz nicht gedacht. Seitdem er aber von mir gehört hat, dass sich die Epoche dieses Stammvaters grosser Nationen nach der Chronologie nicht mit Gewissheit bestimmen lasse: so hat er dies aufgeschnappt, und um mitzusprechen, will er nun gar aus Oghuz ein fabelhaftes Wesen machen. Mich wundert, dass er ihn nicht im neuesten Styl für eine Mythe erklärt hat. Chronologie ist gut für die Geschichte. Wo sie aber vernachlässigt worden, werden deshalb die Dinge nicht zur Fabel; denn Zeitrechnung und Geschichte bleiben immer zwey ganz verschiedene Dinge. Millionen Menschen haben sich nicht um das Geburts- und Todesjahr ihrer Grossväter und Grossmütter bekümmert. Deshalb aber hat noch kein Verständiger gezweifelt, dass sein Grossvater und seine Grossmutter in der Welt gelebt haben, ohne Mythen gewesen zu seyn. Man sieht

wohl, dass der wackere Geschichtslehrer Watteroth zu Wien vergeblich für den Hofdollmetscher gelebt und geschrieben hat.

c. Das Tollste ist, dass der Mann aus freyer Faust behauptet, dass mein Buch des Oghuz unter der Regierung eines der letzten Seldschuken zusammengetragen worden, ohne meine Handschrift jemals gesehen zu haben und ohne den geringsten historischen Beweis für seine kecke Behauptung anzuführen. Da es mehrere Schriften unter demselben Titel giebt: so ist natürlicher Weise immer der Hauptpunkt, die Identität des Buchs darzuthun, wovon jemand unbekannter Weise reden will. Wie sollte er aber auch solche Dinge anzugreifen wissen, da ihn sein Nebel im Kopfe zu keiner Aufklärung der Begriffe und Thatsachen kommen lässt. Bey dem allen muss man noch fragen, was will denn der Mann? Er will gegen das Alter des Buchs streiten. Wäre es denn aber noch nicht alt zu nennen, wenn es sechs Jahrhunderte überlebt hat? Denn solange ist es ja her, wenn erwiesen werden könnte, dass es unter einem der letzten Seldschuken zusammengetragen worden.

142. Er schreibt weiter:

> Man findet mehrere Sammlungen türkischer Sprüche, ältere und neuere, welche diesen Namen tragen und deren Inhalt so wenig als der so vieler andern Vademecums derselbe ist.

Wie kindisch! Wird denn dadurch der Werth meines Buchs vermindert, dass es mehrere Bücher desselben Namens giebt? Und wenn ihr Inhalt nicht derselbe ist, wie kann er sich denn unterstehen, über meine Handschrift absprechen zu wollen, wovon er noch weiter nichts gesehen hat, als die Paar hundert Sprüche, welche ich daraus habe abdrucken lassen? Es ist nichts als verrücktes Zeug, was der Mann spricht. Auch kann eine Sammlung von mora-

lischen Sprüchen, politischen Maximen und selbst von Familien-Nachrichten mit dem Namen Vademecum nur durch einen Mann belegt werden, der seine Sprache wie das ganze Denken nur bis an den Hals studirt hat. Wer eins nicht weiss, weiss auch tausend nicht. Zu seiner Nachricht sey es gesagt, dass Vademecums Büchleins mit lustigen Geschichtchen und Schwänken genannt werden.

143. Als ob er den Punkt noch nicht berührt hätte, hebt er von neuem an:

> H. v. D. irrt sich aber sehr, wenn er seine Handschrift, aus der er Proben mittheilt, für so ausserordentlich alt hält und ihr Alter über die Gründung der osmanschen Dynastie hinaussetzt.

a. Zuförderst muss ich bemerken, dass es ungereimt ist, zu sagen, dass ich aus dem Buche des Oghuz Proben mittheile, während dass ich nach und nach das ganze Buch abdrucken lassen werde, nämlich 200 Sprüche in jedem Bande der Denkwürdigkeiten nach der Reihe, wie sie in meiner Handschrift auf einander folgen, so dass schon 400 Sprüche jedem gedruckt vor Augen liegen. Ausserdem sieht man es recht klärlich an seiner Wiederholung, dass ihn das Alter des Buchs des Oghuz quält. Das Alter erhöhet den Werth der Bücher wie des Weins und des Geldes und gehört daher zur Seltenheit. Es ist ihm aber ein Dorn im Auge, dass ich Seltenheiten bekannt mache. Sein Unglück ist nur, dass er bey dem allen nicht weiss, was er spricht und was er will; denn wenn wir ihn beym obgedachten Worte halten wollen, No. 141.

> dass mein Buch des Oghuz unter der Regierung eines der letzten Seldschuken zusammengetragen worden,

so muss ja sein Alter über die Gründung der osmanschen Dynastie hinausgehen, was er im ewigen Wi-

derspruch mit sich selbst hier bey No. 143. wieder bestreiten will. Nämlich der Anfang der osmanschen Dynastie fällt ins Jahr 1289 oder nach andern ins Jahr 1300, wo die letzten Seldschuken längst aufgehört hatten, in Iconium zu herrschen. Der Hofdollmetscher hat ja also vorhin eingestanden, dass das Alter des Buchs des Oghuz über die Gründung der osmanschen Dynastie hinausreiche. Wie kann er es also in demselben Othem wieder bestreiten! Die Leser werden sich freylich wundern, wie es möglich sey, dass ein Mann, der den Jahren nach kein Kind mehr seyn sollte, im Zwischenraum von zwey Minuten, worin die drey oder vier Zeilen geschrieben worden, sich selbst so toll widersprechen könne. Die Ursache ist, wie ich schon öfter erklärt habe, dass der Mann sich selbst nicht besitzt, dass er nicht versteht, was er lieset, und nicht weiss, was er schreibt. Und da er die Menschen nicht kennen kann, weil er sich selbst nicht erkennt: so hat er so wenig Achtung für die Zeitungsleser, dass er sie alle für seines Gleichen, für Leute ohne Kopf hält, mit denen er machen könne, was er wolle. Man sagt im türkischen oder tatarischen Sprüchworte: die Zunge hat keine Knochen, sprich nur! Man will damit andeuten, dass Leute, denen es nicht um Wahrheit zu thun ist, alles schwatzen, was ihnen in den Mund kömmt, um zu prahlen oder zu lügen, ohne Gefahr, dass die Zungenknochen davon zerbrechen werden. Es ist aber an dieser Zweyzüngigkeit nicht genug. Ich will noch die Dreyzüngigkeit hinzuthun.

b. In seiner oberwähnten leidigen Geschichte der Litteratur der Osmanen S. No. 135. lit. *g.* schreibt er folgendes S. 1107

> Ein sehr altes Sitten- und Geschichtsbuch unter dem Titel Ogus Name, im ganzen Orient berühmt und auch im Occident bekannt, ist unsers Wissens das heut zu Tage noch be-

stehende älteste Monument türkischer Litteratur. Vieles ist über den uralten Ursprung desselben gefabelt und dasselbe sogar aus Irrthum, wozu der Titel Gelegenheit gegeben, in die graueste Nebelzeit gerückt worden. Glücklicher Weise sind wir im Stande, das Alter und den Verfasser desselben wenigstens in seiner heutigen Form aus historischen Quellen mit Gewissheit zu bestimmen. — Das Ogus Name umfasst nicht nur die unter dem Namen Sprüche der Väter bekannten Sittensprüche, sondern auch eine Geschichte sämmtlicher Seldschuken, verfasst vom heiligen Saru Soltuk Dede, der im Jahre 662 (1263) der erste war, welcher eine Kolonie seldschukischer Türken nach Europa überführte und mit derselben in der Dobruzischen Tatarey festen Fuss fasste, zur Zeit als Aseddin, der Herrscher von Iconium bey Michael Paläologus II. Schutz suchte und fand u. s. w.

Hier sehen die Leser, dass der dreyzüngige Mann das Buch des Oghuz oder die Sprüche der Väter im oder gar vor dem Jahre 1263 zur Zeit der Seldschuken verfassen lässt. Wenn also der Anfang der osmanschen Dynastie vom Jahre 1289 oder vom Jahre 1300 an gerechnet wird: so wäre das Buch des Oghuz 26 oder 37 Jahre vor der Stiftung des osmanschen Reichs, wenn nicht früher, geschrieben worden. Ich bin weit entfernt, dies für wahr anzunehmen. Ich führe es nnr als die eigenen Worte des Hofdollmetschers an, um ihn in seinem eignen Garne zu fangen.

Uebrigens sehen die Leser daran eine neue Probe, wie er meine Nachrichten vom Buche des Oghuz in der sogenannten Geschichte der Litteratur benutzt und verdreht, als wären sie zuerst auss einem Gehirne hervorgegangen. In den Zeitungen, wo es ihm auf Lästerungen ankam, kann er nicht Worte genug

finden, um das Buch herabzusetzen. Hier aber ist es ihm ein im ganzen Oriente berühmtes Buch, ob er gleich niemals etwas davon aus dem Oriente gehört hat. Er versichert, dass es auch im Occidente bekannt sey, obgleich kein Mensch etwas davon gewustt hat, ehe es von mir bekannt gemacht worden. Vieles soll über den alten Ursprung desselben gefabelt und es soll in die graueste Nebelzeit gerückt seyn. Der arme Sünder will damit auf mich sticheln, ohne mich einmal verstanden zu haben, indem ich das Buch nicht dem Oghuz selbst zugeschrieben, sondern nur behauptet habe, dass der Sammler darin überlieferte Sprüche des Oghuz zusammengetragen, wie es der Inhalt beweiset, obgleich das Buch hinterher interpolirt worden. Auch auf diesen Umstand der Interpolation, der von mir bemerkt worden, will er wieder anspielen, wenn er sagt, den Verfasser des Buchs wenigstens in seiner heutigen Form angeben zu können. Er hat sich aber wieder ganz verkehrt ausgedrückt, weil er nicht weiss, was man unter Interpolation versteht, ob ich gleich diese Handlung deutlich genug beschrieben habe; denn wenn sein Soltuk Dedé das Buch wenigstens in der heutigen Form verfasst hat: so will das soviel sagen, dass das Buch noch in einer andern ältern Form vorhanden gewesen, worin es von einem andern verfasst worden sey. Wie lächerlich und unlitterarisch! Soviel ist hier zum Beweise der Dreyzüngigkeit genug! In die litterarische Beurtheilung dessen, was er oben sagt, kann ich mich hier nicht einlassen, indem ich sonst kein Wort von allem, was er schreibt, würde stehen lassen dürfen. Es ist ja auch ganz ungereimt, dass jemand von einem Buche sprechen will, welches er der Sprache nach nicht versteht, wie ich ihm von No. 35 bis 46 bewiesen habe und hier anderweit beweissn werde.

144. Kaum hatte er in jener Litteratur-Geschichte so vieles vom Alter des Buchs gesprochen, als ob er es gelesen und verstanden hätte, so werden ihn die Leser gleich wieder umsatteln sehen, sobald er sich in der Zeitung mir gegenüber stellen will. Man würde es nicht glauben, wenn ich nicht die eigenen Worte dieses unglücklichen Mannes wiederholte.

> In der türkischen Sprache, welche die Osmanen reden, sagt Hr. v. D., besitze ich Handschriften bis zur Entstehnng der osmanschen Dynastie d. i. bis anf 500 Jahre zurück und bin mit ihnen nicht unbekannt geblieben. Diese Bekanntschaft scheint würklich nicht weit her zu seyn, sonst hätte Hr. v. D. in diesem Texte statt eines alten Tatarisch-Türkischen ein ziemlich neues sogenanntes Grobtürkisches (schreibe Türkisch) nicht verkennen und sich noch weniger an der Orthographie versehen können, welche Hr. v. D. hier, wie an andern Orten als eine besondere merkwürdige (welch Deutsch!) anführt, während sie nichts als eine fehlerhafte ist, wie z. B. wenn man die Sprache unsers Landvolks getreu nachschreiben und diese Schreibart dann als einen alten merkwürdigen Fund zu Markte bringen wollte.

Alles dies ist wie aus dem Irrhause gesprochen, worauf man gar nicht antworten sollte. Es muss doch aber etwas gesagt werden, damit der Mann nicht gar anfange, bis zum binden zu rasen.

a. Wie weit meine Bekanntschaft mit den osmanschen Scribenten bis auf 500 Jahre zurück her sey, ist ja schon daraus zu ersehen, dass ich ihn bey den Vokabeln des Buchs des Oghuz, welches weit über diese Zeit hinausreicht, wie den geringsten Schüler habe behandeln müssen, um ihm alles zu erklären, wovon er in seiner groben Unwissenheit hat sprechen wollen. Es wird dies auch bald von neuem

wieder seinen Anfang nehmen. Wie weit diese Bekanntschaft her sey, will ich ihm gleich noch daran beweisen, wenn ich es für eine Lüge erkläre, dass, wie er in seiner durchaus falschen Litteratur-Geschichte schreibt, S. 1106—7. die Dichterwerke aus der Regierung Murads II. für die ältesten osmanschen Schriften gehalten würden. Er hat dies aus der unrichtigen Chabertschen Uebersetzung des Latifi abgeschrieben. Ich besitze nicht allein ältere poetische und prosaische Schriften, sondern habe auch im zweyten Bande eine Probe von Prose aus der Zeit Murads I. mit dem Original-Text Art. IV. abdrucken lassen, woraus jeder, der es versteht, den Unterschied zwischen der Sprache Murads I. und dem Idiom des Buchs des Oghuz ermessen kann.

b. Wir haben den Mann bey No. 141 und 142 lit *b.* sagen hören

> dass mein Buch des Oghuz unter den letzten Seldschucken zusammengetragen sey.

Kann nun der Mann wohl bey Sinnen seyn, der hier wieder mit der vierten Zunge spricht,

> dass in diesem Buche ein ziemlich neues grobes Türkisches (Türkisch) nicht zu verkennen sey.

Kann ein Buch, welchem Volke es auch angehöre, eine ziemlich neue Sprache haben, wenn es sechs Jahrhunderte, ich will nicht sagen, mehr, alt geworden ist? Es wäre eben so, als wenn man Deutsch aus dem zwölften Jahrhunderte im neunzehnten noch ziemlich neu heissen wollte! Man muss sich fast des Zeitalters schämen, worin man von einem Dollmetscher Dummheiten erlebt, deren selbst der Pöbel nicht fähig ist.

c. Er spricht wie ein Mensch von gestern, wenn er meynt, dars eine Orthographie, die vor 600 Jahren üblich gewesen, nichts als eine fehlerhafte sey. Er hat sie nicht einmal gelernt, wie ich ihm oben bewiesen habe. So hat auch Cicero fehlerhaftes Latein geschrieben im Vergleich dessen, was der Hof-

dollmetscher zu schreiben weiss. S. No. 120. Aber Sehande über Schande ist es, eine Orthographie, die vor 600 Jahren üblich gewesen, derjenigen ähnlich zu finden, welche unser heutiges Landvolk gebraucht! Der Mann weiss nicht allein nicht zwischen Jahrhunderten, sondern auch sogar nicht zwischen der Sehriftsprache und der Pöbelsprache zu unterscheiden, weil et niemals begreift, wovon die Rede ist. Montaigne bemerkt, dass sich während seines Lebens die französische Sprache um die Hälfte verändert habe. Dies hat seitdem so sehr zugenommen, dass Coste nöthig gefunden, uns die alten Ausdrücke in der neuern Sprache und Rechtschreibung zu erklären. Der Hofdollmetscher würde sich diesen wichtigen Dienst von einem französischen Bauer haben leisten lassen wollen, der aber gewiss so klug gewesen seyn würde, ihm zu eröffnen, dass Montaigne über den Horizont beyder gehe. Man merkt wohl, dass er aus den neuesten Schulen hat von der Vervollkommlichkeit sprechen hören, wornach der Mensch wie alles mit jedem Tage klüger und aufgeklärter werden soll. Er schliesst also weiter, dass auch das Wort, was heute so und so gesprochen und geschrieben wird, feiner sey als dasjenige, was vor Jahrhunderten gebräuchlich war. Im Weisskunig, der bey weitem das Alter des Oghuz Namé nicht erreicht hat, kömmt das Wort *sefen* vor. Ich weiss, dass es der Hofdollmetscher bis auf diesen Augenblick nicht versreht. Lass er es sich aber vom österreichschen Bauer erklären, der nach ihm nicht bloss die alte fehlerhafte Orthographie kennt, sondern auch arabisch verstehen muss; denn das Wort ist arabisch. Es ist aus dem arabischen Substantiv *Sefiné* Schiff gebildet und heisst jetzt schiffen. Welche Orthographie ist nun besser, diejenige, die in *sefen* dem Wurzelworte am getreuesten geblieben, oder die andere, die im schiffen davon um tausend Meilen

verschlagen worden ist? O welche Dummheiten! Man muss den Mann erst in die Schule schicken.

145. Es kommt noch ärger, wenn man den Comparativ noch gebrauchen darf, wo alles Schlechte und Erbärmliche schon im Superlativ steht. Der Mann fährt fort:

> Nebst dem dass mehrere Sprüche in einem sehr modernen Türkischen (sprich Türkisch) geschrieben sind, finden wir in No. 25 das Wort *öküs*, welches der ältern türkischen Sprache ganz unbekannt war und nichts anders ist, als unser deutsches Ochs, das bey den Türken in diesen letztern Jahrhunderten in ihren Kriegen mit Oesterreich das Bürgerrecht erhalten hat. Dies ist so richtig, dass jenes Wort im grossen Lexicon Meninski's, der aus älteren türkischen Wörterbüchern schöpfte, nicht zu finden ist. Er setzte es nur im Onomastico (schreibe ins Onomasticum), wo er aus praktischer Sprachkenntniss mehrere in seinem Hauptwerke nicht vorkommende neuere Wörter einschaltete.

a. Die Zunge hat keine Knochen. Oben bey No, 143 lit. *b.* war das Buch des Oghuz das älteste Monument der türkischen Litteratur und sollte vor dem Jahre 1263 verfasst seyn. Hier wird es wieder für so modern gegeben, dass gar das Wort Ochs, was darin vorkommt, aus den Kriegen mit Oesterreich das Bürgerrecht erhalten haben soll, obgleich es im Jahre 1263 weder eine osmansche noch österreichsche Dynastie und folglich auch keine Kriege zwischen beyden gegeben hat. Dies würde hinreichen, den Hofdollmetscher im neuen Widerspruch mit sich selbst zu zeigen und seinen Einfall als ungereimt verlachen zu lassen. Da er aber hierin etwas nachmachen will, was er andern Sprachkennern abgesehn hat, nämlich eine Probe von Sprachforschung abzule-

gen: so müssen wir ihn von dieser Seite etwas näher betrachten, um wahrzunehmen, wie er das Ding angreifen will.

b. Er schliesst wie einer, der nicht richtig denken gelernt hat, wenn er meynt, dass Meninski das Wort *öküz* Ochs nur deshalb nicht in sein Wörterbuch aufgenommen, weil er es in älteren türkischen Wörterbüchern nicht gefunden habe. Er muss nämlich erst den letztern Satz beweisen, indem bey Abfassung der Wörterbücher, in welcher Sprache es sey, nichts leichter ist, als einzelne Wörter zu übersehen. Zweytens mnss er erst beweisen, dass es in der Menge anderer Wörterbücher nicht stehe, welche Meninski nicht einmal gekannt, geschweige benutzt hat. Er hat ja seine Quellen iu der Vorrede angegeben und jeder Bücherkenner wird die Zahl derselben höchst eingeschränkt finden. Nach der Natur der Sache kann es auch nicht anders seyn, weil es keines einzelnen Mannes Werk ist, alle Quellen zu kennen oder sie alle zu besitzen oder sie alle zn Rathe zu ziehen. Dies kann nur von mehreren vereinigten Kräften ausgeführt werden und selbst dann wird jedes Wörterbuch noch unvollkommen bleiben. Also zu sagen, dass die Wörter, die im Meninski fehlen, durch die österreichschen Kriege in die türkische Sprache übergegangen seyen, ist eben so viel als zu behaupten, dass die Wörter, welche von Wachter, Spaten, Frisch, Adelung, Campen und andern deutschen Lexicographen übergangen worden, durch die Türken-Kriege in die deutsche Sprache eingebürgert seyen. In welcher Schule mag doch der Hofdollmetscher solche Logik gelernt haben! Wenn er es erlebt, dass ich meine Supplemente zu Meninski in zwey Folianten herausgebe: so wird er damit bald fertig werden; denn er wird behaupten, dass sie, die arabischen und persischen Nachträge nicht ausgeschlossen, nichts als Früchte der österreichschen Krie-

ge seyen. Dass das Wort *öküz* bloss im Onomastico steht, beweiset weiter nichts, als dass Meninski es etwas zu spät hat nachholen wollen. Man hat es ja selbst in der neuen Ausgabe seines Werks übergangen. Kurz ich besitze alte handschriftliche Wörterbücher, worin das Wort *öküz* zehnmal für einmal vorkommt. Um dies zu beweisen, will ich selbst ein Paar zusammengesetzte Wörter ausheben

اوكز اكري *öküz eghri* Ochsensattel,

اوكز كوزي چچك *öküz ghözi tschitschek* Ochsenaugenblume, *Buphthalmos, bovis oculus.*

Sind beyde, der Sattel und die Blume, auch aus dem Oesterreichschen hergekommen?

c. Die Osmanen und ihre ältesten Vorfahren die Oghuzier bis auf die Einwohner von Türkjestan zurück sind immer Völker gewesen, welche Ackerbau und Viehzucht getrieben haben. *Türkj* heisst selbst in ihrer Sprache ein Landbauer. Sie haben sogar wie andere Morgenländer ihre Aecker nie mit Pferden sondern mit Ochsen gepflügt; sie haben ihr gewonnenes Getreide nie mit Flegeln, sondern mit Ochsen vor Schlitten gespannt ausgedroschen, wie man aus Paulsens Schrift vom Ackerbau der Morgenländer und aus Reisebeschreibungen ersehen kann. Dies ist ja selbst in dem Spruche No. 25. im Buche des Oghuz S. 170 171 gesagt, worin der Hofdollmetscher österreichsche Ochsen suchen will, während dass er ganz etwas anderes hätte darin finden sollen,

> Hüte dich vor Schamlosen, die nicht wissen, ob der Ochse, der den Pflug zieht, Religion habe oder ohne Religion sey.

Nun weiss jeder Verständige, dass ein Volk (ausser französirenden Deutschen) von andern Nationen kein Wort entlehnt, wovon es die Sache in seinem eigenen Lande hat. Die Osmanen haben Wörter zum Bergbau von Deutschen, zur Schiffarthskunde von

Venezianern, zum Hofstaat von Griechen u. s. w. entlehnt, weil sie von Hause aus weder Bergleute noch Seefahrer noch Hofleute gewesen. Aber welche Tollheit, öffentlich zu behaupten, dass sie das Wort Ochs aus Oesterreich geholt hätten, während dass sie seit Japhets Zeiten Ochsen zum Ackerbau und zur Viehzucht gehalten haben! Jedes Wort, was man in Sprüchwörtern lieset, muss überall vom höchsten Alterthum seyn. Man findet es noch in hundert andern tatarischen und türkischen Sprüchwörtern, die zum Theil auch im Buche des Oghuz vorkommen z. B.

Der Ochs ist gestorben und das Paar ist verdorben.
Der Ochs ist gestorben und das Joch ist zerbrochen.
Du Herr, ich Herr, wer soll nun die Ochsen melken?
Dem Ochsen sind seine Hörner keine Last.

Wenn das Gute erkannt würde: so würde den alten Ochsen das Messer nicht getroffen haben.

Ein Kalb allein ist besser als ein Ochse in Gesellschaft. u. s. w.

Es hat sogar unter den Osmanen einen Grosswezir gegeben, der den Beynamen Ochs geführt hat. Es war Oeküz Muhammed Pascha, der in Jahre 1614 ernannt und im Jahre 1616 abgesetzt, im Jahre 1618 aber zum zweytenmal bestellt und im folgenden Jahre wieder entlassen ward, weil er zuviel um sich stiess. Der Hofdollmetscher wird ihn leicht für einen österreichschen Renegaten erklären können! Als Muhammed II. im Jahre 1451 vor der Eroberung Konstantinopels einen Frieden mit dem griechischen Kaiser schloss, geschah es auf die Bedingung, dass man ihm auf der europäischen Küste des Kanals ein Stück Landes abtrete von der Grösse einer Ochsenhaut. Er liess hierauf die Ochsenhaut in schmale Riemen zerschneiden, womit er in der Mitte des Kanals den Platz abmessen liess, um daselbst das noch jetzt bestehende Schloss mit fünf Thürmen aufzuführen, dem ein ähnliches Werk gegenüber auf der asiatischen

Küste belegen ist. Hat Muhammed II. diesen Gebrauch der Ochsenhaut auch den Oesterreichern nachgemacht? Man hat nur etwas ähnliches von der alten Königin Carthago's gehört.

d. Nach den Sprachproben, welche H. Hofrath v. Klaproth auf seinen Reisen unter vielen tatarischen Völkerschaften gesammelt hat und wovon sogar eine Probe in den Fundgruben Band II. S. 174 gedruckt ist, findet sich das Wort اوكز Ochs bey den Noghai-Tataren, bey den Kasaren, Baschkiren und Metschitscheräken, in Tobolks, in Georgien, Chiwa und Turkomanien, bey den Kirgisen, bey den Jakuten im nördlichen Sibirien, ja bey den Uiguren, die den ältesten bekannten tatarischen Dialekt reden, nur mit dem Unterschiede, dass die Aussprache des Worts von der einen Völkerschaft zur andern wechselt. Das alles ist für jeden Verständigen ganz begreiflich, weil das Wort Ochs in allen japhetischen oder scythischen Sprachen von Europa wie von Asien anzutreffen ist. Was wir aber nach dem allen vom Hofdollmetscher noch erwarten dürfen, ist, zu behaupten, dass Japhet selbst ein Oesterreicher gewesen. Man mag also den Mann von einer Seite betrachten, von welcher man will: so erscheint er immer in gleich erbärmlicher Gestalt, welche Mitleiden erregen würde, wenn er es nicht durch Schamlosigkeit verscherzte.

146. Er mag nun fortfahren, sich, wo möglich, noch verächtlicher zu machen, als schon geschehen ist. Er scheint von seiner Lästersprache keinen Augenblick ablassen zu können, ohne sich darum zu bekümmern, wie er in seinen Reden nur folgerecht seyn müsse.

Uebrigens bietet der Inhalt dieser Sprüche wenig interessantes dar, welches noch obendrein durch unrichtige Uebersetzung verstümmelt wird.

Bey No. 143. lit. *b.* war das Buch des Oghuz im ganzen Orient berühmt, indem er dort davon in seinem Namen sprach, ohne sich merken zu lassen, dass er es erst durch mich kennen gelernt hatte, soweit er freylich etwas nur kennen lernen kann. Hier aber hat das Buch nichts interessantes, weil ich es bin, der er es bekannt macht und übersetzt, worüber sich sein Herzwurm so sehr krümmt und windet, dass er ihn aus allen Tönen pfeiffen lässt. Im Grunde kann ihm das Buch weder angenehm noch nützlich seyn. Weder angenehm, weil er kein Wort, geschweige den Sinn davon versteht, noch nützlich, weil er aus Mangel der nöthigen Vorkenntnisse nichts Gründliches lernen kann. Wenn er übrigens hier wie schon öfter von Verstümmelung spricht: so will er nur mein Wort wiederkäuen, sich stellend, als obs nicht ihm allein gelte. Wozu nützt doch aber leeres Geschwätz, wo es auf Beweise ankommt! Man hat gesehen, wie ich bey No. 35 bis 46, dem Unwissenden habe das Buch des Oghuz vorbuchstabiren müssen, weil jedes Wort darin für ihn ein Räthsel ist. Man wird es gleich an drey Pröbchen von neuem sehen, welche er von seiner Blindheit abermals hat geben wollen. Es geht damit so weit, dass er nicht einmal das Wort verstümmeln recht zu gebrauchen weiss. Es wird bey Uebersetzungen auf Stellen und Worte angewandt, die ganz ausgelassen worden. Er hat aber noch kein einziges Wort aufbringen können, welches ich vom Original in der Uebersetzung hätte fehlen lassen.

147. Das erste Pröbchen der Blindheit lautet so:

> S. 167 No. 2. *sofrannüs* heisst euer Tisch, nicht unser.

Er versteht ja das nicht. Es heisst, unser Tisch, und nicht, euer Tisch. Ich wills ihm wieder beweisen, weil er seine Falschheiten nicht einmal zu be-

schönigen, geschweige zu beweisen weiss. Der ganze Spruch ist:

Von Gott bitten wir, dass unser Tisch immer offen stehe.

a. Der Hofdollmetscher weiss nicht einmal, wie der Mensch zu Gott betet. Wer Gott um etwas bittet, bittet zunächst für sich selbst, weil jeder sich selbst der nächste ist. Der nächstvorhergehende Spruch deutet schon darauf hin, worin der Urheber sich alle Güther des äussern Lebens wünscht, als Gesundheit, Sicherheit, Wohlfarth, Freundschaft und Glück. Wenn dieser Wunsch gewährt ward: so hatte zwar der Tatar alles, was dazu gehört, offene Tafel zu halten, das ist, gastfrey zu seyn. Allein da dies nicbt so wohl vom zeitlichen Vermögen als von Gesinnungen des Herzens abhängt, welche der Mensch sich selbst erschwert: so ist der Tatar so weise, Gott darum zu bitten. Ist es also nicht die grösste Schande für einen Hofdollmetscher, in diesen so einfachen Sinn so wenig eindringen zu können, dass er sich vielmehr einbildet, dass vermögende Tataren, deren Ruhm seit Jahrtausenden die Gastfreyheit gewesen, Gott bitten, dass andere ihnen etwas zu essen geben; denn darauf würde es hinauslaufen, wenn der Spruch heissen sollte:

Von Gott bitten wir, dass euer Tisch immer offen stehe.

Wenn der Hofdollmetscher den Sinn für die Sache hätte: so würde er den Buchstaben, der ihn ausdrückt, leicht gefasst haben.

b, Er zeigt nur, dass alles an ihm verloren geht, denn diesen Buchstaben habe ich ihm schon einmal eingeprägt. Nämlich bey Gelegenheit des Gedichts des Uweïssi habe ich ihm erklärt, dass bey den Tataren und ältern Osmanen das Saghirnun, was in صفرڭز *sofranghüz* gebraucht ist, oft für *nun* ge-

braucht oder damit verwechselt wird und so umgekehrt, wie es auch Meninski gleich auf der ersten Seite des vierten Bandes lehrt. Da haben wir also zugleich den Fall, wo er wieder seine Unwissenheit in der alten Orthographie bekundet, welche er bey No. 144. mit der Sprache des heutigen Landvolks für einerley geben wollte. Diesmal bin ich auch versichert, dass jeder österreichsche Bauer ihm den Spruch besser zu erklären gewusst haben würde, als er ihn verstanden hat trotz der richtigen Uebersezzung, welche ich davon geliefers habe.

148. Das zweyte Pröbchen oder vielmehr die Probe aller Proben der Blindheit ist so ausgedrückt:

> S. 171 No. 27 wird *dibih* (sprich *dibi*) *getschmisch guwetschden* (lies *ghüdschi pek*) *sakin*, hüte dich vor dem Fleischtopfe mit durchlöchertem Boden, ganz possirlich übersetzt: hüte dich vor alten Männern, deren Untertheil vergangen ist.

Ich habe schon oft wiederholt, dass der Mann aus meiner Handschrift kein einziges Wort ans Licht fördern würde, weil er nicht einmal den gross und deutlich abgedruckten Text mit der treuesten Uebersetzung zu fassen vermag. Hier ist wieder ein Beweis, woran die Leser ihr blaues Wunder sehen werden. Der Spruch im Zusammenhang lautet:

> Hüte dich vor alten Männern, deren Untertheil vergangen ist, die viel Stärke besitzen und kein Gebet verrichten.

a. Aus diesem Spruche will er fälschen und verstümmeln:

> Hüte dich vor dem Fleischtopf mit durchlöchertem Boden.

Einmal hat er die Frechheit, vor den Augen der Leser *ghuwetschden* aus dem Original herauszulesen, wo man nichts als *ghüdschi pehj* findet. Zweytens schämt er sich nicht, *ghetschmisch* für durch-

löchert zu geben, eine Bedeutung, welche das Wort nach seiner Natur nicht haben kann. Es heisst vergangen, vorübergegangen, *praeteritus, praeterlapsus*. Meninski IV. p. 34. Wenn es mit *ghuwetschden*, wie er trüglich vorspiegelt, construirt wäre und wenn *dibi* darauf Bezug hätte: so würde man übertragen müssen,

hüte dich vor Fleischtöpfen, deren Boden vergangen oder ausgefallen ist.

Das lächerliche daran giebt sich schon von selbst zu erkennen, weil ein Tatar oder Osmane als verständige Menschen gar nicht so reden können; denn in Töpfe ohne Boden kann nur ein Narr Fleisch legen, weil dergleichen Töpfe sich von selbst als unbrauchbar ankündigen, mithin Niemand davor gewarnt werden darf. Da auch dem Hofdollmetscher soviel nicht thunlich geschienen, dass sein durchlöcherter Fleischtopf viel Stärke besitzen und kein Gebet verrichten solle: so hat er diese Worte ganz übergangen, wie er die erstern verfälschte. Siehe da seine gewohnte Verfälschung und Verstümmelung, wovon er die Worte wiederkäuen will, als ob sie ihn nichts angingen!

b. Es giebt noch etwas ganz anderes, was er in seinem Köpfchen herumgeworfen hat, ohne damit fertig werden zu können. Ich muss es den Lesern entdecken, weil ich meinen Mann von aussen und innen zeigen muss. Im Original steht zum vorletzten Worte قوجدن. Dies hat er nach seiner Art gelesen *kodschdan*, Ablatif von قوج *kodsch* Widder. Er hätte also nach seiner Weise den Spruch vollständig so geben wollen:

Hüte dich vor durchlöcherten Fleischtöpfen und vor Widdern, die kein Gebet verrichten.

Allein so wenig er auch von Religion weiss, so mnss es ihm doch zu rund vorgekommen seyn, dass Fleisch-

töpfe und Widder beten sollen. Dies ist die geheime Ursache, warum er den zweyten Satz den Lesern der Wiener Zeitung hat lieber ganz verbergen nnd ihnen doch hat weiss machen wollen, dass meine Uebersetzung unrichtig sey. Die Sache ist, dass *kodschadan* gelesen werden muss. Der Nominatif heisst قوجه *kodscha* alter Mann. Meninski III. p. 1062 1063. Der Tatar aber hat das ه weggeworfen, wozu ihn seine Orthographie berechtigt und hat abgekürzt قوجدن geschrieben. Dies wäre also nach No. 144. der Fall, wo sich der Hofdollmetscher hätte mit einem türkischen Bauer berathen müssen.

c. Um den Lesern die Originalworte klar vor Augen zu stellen, will ich sie in lateinischen Lettern mit der buchstäblichen, würklich kinderleichten Uebersetzung hersetzen.

dibi — *ghetschmisch* — *ghüdschi*
deren Untertheil — vergangen ist — deren Stärke
pekj — *namaz* — *külmaz*
viel (ist) — Gebete — die nicht verrichten
kodschadan — *sakin*
vor alten Männern — hüte dich

Diese türkische Construction darf der Leser nur in die deutsche umkehren, um den Spruch zu finden, wie ich ihn übersetzt habe. Dass der Hofdollmetscher dies possirlich nennen will, wundert mich nicht. Wer selbst vom Haupte bis zu Fuss possirlich ist, pflegt alles ausser sich für possirlich anzusehen, besonders wenn er die Sache nicht versteht und doch mitsprechen will. Wenn er nur so viel Verstand hätte, immer auf den Zusammenhang zurückzusehn: so würde er gefunden haben dass der nächstvorhergehende Spruch von alten Weibern redet.

> Hüte dich vor alten Weibern, deren Kragen zerlumpt, deren Reden lügenhaft, deeren Haare zerrissen sind und die viel schwatzen.

Dies hätte ihn ja darauf führen können, dass der vorhabende Spruch es mit alten Männern zu thun habe; denn beyde Sprüche stehen im geistigen Zusammenhange.

d. Was der begriffslose Mann gar nicht hat fassen können, ist der Begriff, der mit dem vergangenen Untertheil zu verbinden ist. Ich muss mich in der That schämen, mich zur Erklärung herabzulassen, welche jeder verständige Leser, wenn gleich mit dem Original ganz unbekannt, aus dem Zusammenhange des deutschen Spruchs von selbst erkannt haben muss; denn alle Sprachen haben in Ausdrücken für gewisse Dinge, welche der Wohlstand aufzudecken nicht erlaubt, eine gewisse Züchtigkeit und Reinheit, die Niemandem entgehen, der die Wohlanständigkeit selbst im Herzen trägt. So haben denn die Worte, deren Untertheil vergangen ist, denselben Sinn, welchen Petronius andeutet, wenn er sagt:

funerata est pars illa.

Doch da der Hofdollmetscher wieder nicht begreifen kann, was es heisse, dass jener Theil begraben worden S. No. 120: so muss ich deutscher für ihn sprechen. Alte Männer, deren Untertheil vergangen ist, sind diejenigen, bey denen der Geschlechtstrieb, der in gewissen untern Theilen des Leibes seinen Sitz hat, ausgegangen ist oder sein Ende erreicht hat. Denn man hat die Bemerkung gemacht, wie man sie auch in Europa wiederholen kann, dass alte Männer weicher, sanfter und verträglicher sind, solange sie noch durch jenen Trieb ans zweyte Geschlecht geknüpft sind, dass sie aber die entgegengesetzte Sinnesart annehmen, wenn sie der Frauenliebe nicht mehr fähig sind. Darf man sich noch wundern, dass solche tiefgedachte Sprüche einem Mann, der keinen Buchstaben davon versteht, nichts interessantes darbieten, wie er sich bey No. 146.

ausdrückt? Im sogenannten Buche des Dedé Korkud, woraus der Artikel vom Cyklopen genommen ist, findet sich der Ausspruch, der auch im Buche des Oghuz vorkommen muss: Ehe nicht dem Mädchen der Hahnen-Kamm zerrissen ist, findet sich zu ihr kein Zugang. Wenn ich nun gleich dem Hofdollmetscher erkläre, dass unter Hahnenkamm die Jungferschaft zu verstehen ist: so wird er es doch wieder possirlich finden, dass der Obertheil des Hahns im Untertheile des Mädchens zu suchen seyn soll.

e. Der Urheber des Spruchs setzt noch zwey andere Eigenschaften voraus. Die eine, dass solche alte Männer noch viel Stärke besitzen, um Gewaltthätigkeiten ausüben zu können. Das Wort *ghüdsch* Stärke, *robur, potentia*. Meninski IV. p. 147, woraus der Hofdollmetscher hier wieder *ghuwedsch* Fleischtopf machen will, ist dasselbe Wort, was oben bey No. 45. mit der Bedeutung von Mühe vorgekommen ist, wo er es ebenfalls für Fleischtopf geben wollte. Er scheint eine Vorliebe für leere Töpfe zu haben, welche man auch ganz recht mit hohlen Köpfen verglichen hat. Die andere Eigenschaft ist, wenn jene alte Männer kein Gebet verrichten, das heisst, wenn sie ohne Religion sind; denn wenn man gleich von der Welt nicht mehr sinnlich angezogen wird: so wird man doch durch die Religion gehindert, die sinnliche Gleichgültigkeit in Herzens-Härtigkeit ausarten zu lassen und die natürliche Stärke zu Gewaltthätigkeiten zu missbrauchen. Wo aber Religion fehlt, da ist von dergleichen Männern alles zu fürchten. Seht, so viel nützliche Erfahrungen liegen in dem einzigen Spruch für jeden, der ihn versteht! Vergleicht nun damit die Verfälschung und Verstümmelung des Hofdollmetschers, der sich dessen nicht einmal zu schämen weiss.

149 Die dritte Probe seiner gänzlichen Blindheit schliesst mit den Worten:

S. 175 No. 50 schreibt Hr. v. D. *Hunum* (sprich *Henum*) und *kafnidsch* (sprich *kafendsch*) zwey Wörter, die gar nichts bedeuten, statt *hudschum* und *kakyndsch*, und übersetzt.

Wer in Sylbenmaass und Reimen spricht,
zieht sich Streit zu.

Hätte er doch übertragen, wer ungereimt übersetzt, zieht sich Streit zu: so hätte er wenigtens etwas wahres gesagt. Aber auch der wahre Sinn des Spruchs lässt sich auf ihn anwenden: wer mit Heftigkeit und Zorn spricht, zieht sich Händel zu.

Die Leser werden vor allen Dingen bemerken, wie der Mann sein heimliches Leiden hier ganz offen legt, wenn er von meiner Heftigkeit und Zorn spricht, die in meinen Schriften ausser dem gegenwärtigen Aufsatze nicht zu finden sind. Er versteht aber darunter, dass ich nach dem italiänschen Sprüchworte viele Uebersetzer Verräther genannt und dass ich namentlich vom Hofdollmetscher Cardonne und von einigen andern geurtheilt habe, dass durch ihre Uebersetzungen die Welt betrogen worden. Dies ist es, worüber ihm soviel Herzweh angekommen ist; denn ich hätte nach seinem oder seines Gehülfen Rathe bey No. 31 sollen leben und leben lassen, eine unsittliche Regel, welche dem Handwerke verbleiben mag, dem ich nicht angehöre. Nun zur Sache.

a. Er schämt sich nicht, die beyden Worte, welche er nicht einmal recht auszusprechen weiss, für nichts bedeutend zu geben, weil er sie nicht im Meninski angetroffen hat. Sie sind tatarisch, weshalb ich ja vom Buche des Oghuz gesagt, dass ich es aus dem Tatarisch-Türkischen übersetze. هنوم

henum bedeutet Sylbenmaas und قفنج *kafendsch* heisst Reim, Der Tatar sagt auch قفنلجه *kafenildsche* gereimt. Dies Adjectiv kann also schon zum Zeugniss für das Daseyn des Substantivs dienen, wovon es gebildet ist. Und da beyde Substantive mit der Präposition, *ile* in oder mit construirt sind: so versteht es sich von selbst, dass der Spruch keine andere Uebersetzung zulässt als welche ich gegeben habe.

b. Wie also der Idiot hier wieder von Dingen hat sprechen wollen, welche er gar nicht versteht: so hat er auch wieder seinen gewöhnlichen Kunstgriff gehandhabt, am Originaltexte Gewaltthätigkeiten zu begehen, indem er solange im Wörterbuche herumtappt, bis er auf Wörtchen stösst, die ihm ähnlich klingen; denn am wahren Sinn ist seinem Verstande wie seinem Gewissen niemals gelegen. So hat er statt des tatarischen *Henum* das arabische *hudschum* aufgetrieben, ob es gleich dem Grobtürkischen, wovon er so oft gesprochen, gar nicht angehört. Man weiss aber schon, dass er aus einem Munde kalt und warm bläset. Das Wort aber hat die Bedeutung von kriegerischem Angriff, von feindlichem Ueberfall, *impetus, insultus*, Meninski IV. p. 1087. Es kann daher gar nicht zum Sinne des vorhabenden Spruchs gebraucht werden; denn wenn ein Feind den andern überfällt: so hat er dabey nichts mit ihm zu sprechen, und wer dabey sprechen wollte, zieht sich nicht erst Streit zu, sondern würde ihn selbst erregt haben. Wenn er die Bedeutung, um sie passlicher zu machen, in Heftigkeit verwandeln will: so ist das nur ein neuer Betrug, indem das Wort niemals diese Bedeutung gehabt noch haben kann. Was sein zweytes Wort *kakyndsch* betrifft Zorn oder Schelten: so hat das eben so wenig den geringsten Bezug auf den Sinn des Spruchs.

c. Wenn es dem Manne nicht immer an dem Bisschen Verstande fehlte, einen Satz mit demjenigen, was vorhergeht und was nachfolgt, zu vergleichen: so würde er gesehen haben, dass drey Sprüche, die nebeneinanderstehen, die Anordnung des Vertrags und keinen Krieg noch Zorn betreffen. Ich setze sie her, damit der Leser den Zusammenhang sehe:

49. Wer mit Nachdenkem spricht, bringt die Sache zu Stande.

Wer aber in die Kreuz und Queere redet, verliert den Kopf.

50. Wer in Sylbenmass und Reimen spricht, zieht sich Streit zu.

51. Wer seine Einfälle lobt, macht sein Gesicht scmutzig.

Ich habe deshalb dem vorhabendem Spruche S. 175 die Erläuterung beygefügt: das ist, Ziererey im Spechen fällt andern unerträglich.

d. Da werden aber die Leser einen geheimen Grund finden, warum sich der Hofdollmetscher so ausgelassen und pöbelhaft gezeigt hat trotz der Unwissenheit, woran er ersiecht ist. Wenn er sich durch etwas in seinem Herzen getroffen fühlt: so glaubt er nach seinen kleinen Kniffen sich nicht besser stellen zu hönnen, dass es ihn nichts angehe, als wenn er es gegen mich zu kehren sucht. Nun hat er gehört, dass die Leute über seine Reimschmiedereyen lachen, welche man ihm zum Spotte Wiener Prose nennt. Er bringt den Kuran in Reime und hat das königliche Buch zu reimen angefangen. Wir werden ja sehen, wie er endigan wird. Ich muss anch noch ein Paar Proben seiner Reimwuth zum Besten geben. Unter den 200 oghuzischen Sprüchen, die anfangs für die Fundgruben bestimmt waren, ist der 185ste von mir wörtlich übersetzt.

(Diene) entweder mit deinem Vermögen oder mit deinem Leibe.

Als ich aber diesen Aufsatz zurückgefordert hatte: so fand ich, dass der Hofdollmetscher am Raude mit Bleystift den saubern Reim beygeschrieben hatte:

Mit des Leibes Guth oder mit der Lenden Blut.

Die Leser der Fundgruben haben ohne Zweifel diesen Reim in einer Note lesen sollen. Ich glaube ihn also hier mittheilen zu müssen. Ferner habe ich im Buche des Kabus S. 719 Note 2 zur Erläuterung eines poetischen Kunstworts zwey türkische Verse in Doppelreimen mitgetheilt, mit der Uebersetzung, jedoch ohne beyderley Reime, indem ich dabey bemerke, dass es sich im Deutschen nicht nachmachen lasse, versteht sich von verständigen Deutschen. Der Hofdollmetscher aber, der zu lesen und schreiben nicht versteht, bildet sich ein, dass ich von verrückten Leuten gesprochen habe, und schreibt daher in seiner sogenannten Recension des gedachten Buchs, Wiener Litteratur-Zeitung vom 14ten May 1813.

Von den zwey türkischen Versen in Doppelreimen behauptet Hr. v. D. geradezu, dass sie sich im Deutschen nicht nachmachen lassen. Diese Behauptung hat nicht mehr Grund als so viele seiner übrigen; denn die Verse heissen mit nachgeahmten Doppelreimen so:

Warum machst du bey Trennungsgluth mein Herz zu Kohlen
Und zwingst das Aug vom Weg der Thränen Schmerz zu hohlen.

Diese Doppelreime sind also seiner ganz würdig! Was aber den Inhalt betrift, muss ich den Lesern noch sagen, dass kein Wort davon im Original steht. Und um noch ganz besonders seine gänzliche Unkunde der Sprache öffentlich kund zu thun: so setzt der verblendete Mann hinzu.

Hierbey wollen wir noch bemerken, dass Hr. v. D. in seiner Uebersetzung den Weg ausgelassen hat.

Ich hatte nämlich den zweyten Vers übersetzt, wie es der Text mit sich bringt.

Warum willst du mich so sehnen und meine Augen weinen lassen.

Der Original-Ausdruck ist *jolla bakdürmak*, das heisst nach dem Buchstaben, nach dem Wege schauen lassen. Unter diesem bildlichen, schönen Ausdruck verstehn die Morgenländer, sehnen lassen, wie auch dies Wort schon vor Jahrtausenden in der heiligen Schrift vorgekommen ist; denn man hat sehr wohl bemerkt, dass die Sehnsucht sich dadurch äussert, dass Augen und Herz des Menschen unverrückt nach dem Wege gerichtet sind, von wannen man etwas wünscht, hofft und erwartet. So heisst denn *jolla bakmak*, nach dem Wege schauen, sich sehnen und *jolla bakdürmak* (als Verbum Transitivum) nach dem Wege schauen lassen heisst sehnen lassen. Es versteht sich daher von selbst, dass ich den Weg nicht wiederhohlen durfte, weil er schon in der Sehnsucht steckt. Auch diese Kleinigkeit ist dem Hofdollmetscher ein Räthsel geblieben, worüber ich mich nicht wundere, weil ich hundertmal bewiesen habe, dass er ein Erzunwissender ist. Dagegen sehe man, welchen Unsinn er, wie aus dem ersten, so anch aus dem zweyten Verse gemacht hat! Von der Sehnsucht nichts wissend macht er den Weg zum Wege der Thränen, wo das Auge, welche Tollheit! Schmerz hohlen soll. Wehe den Morgenländern, die sich so entehren lassen müssen! Was würde er erst aus beyden Versen gemacht haben, wenn er sie hätte aus dem Originale übersetzen sollen, während dass er sie aus meiner Uebersetzung hat in seine Sprache übertragen wollen! Das kommt nicht bloss von Doppelreimen, sondern auch davon her, dass er

sich unterwindet, Verse übersetzen zu wollen, ehe er Prose verstehn gelernt hat.

Das war denn die dritte Verfälschung und Verstümmelung, welche der Hofdollmetscher an den Sprüchen des Oghuz ausüben wollte. Er hat dadurch von neuem die Richtigkeit der alten Lehre bewiesen: Lass dich auf nichts ein, was grösser ist als dein Kopf.

150. Der zehnte Artikel, genannt Dynastie der Kaïniten vor der Sündfluth S. 206 — 230 ist von keinem Original-Text begleitet, worin der Hofdollmetscher hätte nach seiner Weise buchstabiren können. Es würde also bey der Beurtheilung nur auf Sachkenntnisse angekommen seyn, wovon er noch nicht weiss, dass man sich darum bewerben muss, um mitsprechen zu können. Er sucht also geschwind darüber wegzukommen, ohne jedoch der Dummheit wie der Bosheit seinem Zoll zu versagen, wie die Worte zeigen, die sein Alles sind:

> Orientalische Fabeln aus der Nebelzeit der Geschichte nach Sujuti und Katib Muhammed, die wahrhaft keiner historischen Würdigung werth sind. Hr. v. D. hätte uns eben so gut die Geschichte der 70 präadamitischen Salomonen und ihres Vesirs des Vogels Simurg als eine neue Quelle historischer Forschungen anzeigen können!

Es ist seiner ganz würdig, die heilige Schrift, woraus uns Kaïn und seine Geschichte zuerst bekannt geworden, für orientalische Fabeln zu erklären; denn er hat sie nie gelesen, noch weniger mit den nöthigen Hülfsmitteln zu verstehen gesucht. Es ist daher auch seiner werth, die Nachrichten der Araber von den Kaïniten, welche er hier zum erstenmal nennen gehört, mit den Romanen der Morgenländer von Präadamiten zu vergleichen; denn was nach der Weltschöpfung sich auf Erden zugetragen, muss sich in

seinem unbelehrten Kopfe wohl reimen mit demjenigen, was nach Erdichtug müssiger Köpfe vor der Welt Schöpfung geschehen seyn soll. Die Nebelzeit der Geschichte ist ein Ausdruck, der von andern eben so schlecht ausgedacht als von ihm unrecht aufgeschnappt und noch übler angewandt wird. Das Uebel ist, dass er den Nebel im Kopfe hat und dass es gerade dieser Seelen-Nebel ist, welchen er seine Lichtmassen nennt, wobey er denn freylich die Sonne nicht sehen kann, die den Nebel der Zeit zerstreuet. Ich will ihn wenigstens lehren, die Sachen mit ihren rechten Namen zu belegen. Wenn Albert Fabricius, Grabe, Nisch und andere Gelehrte die arabische Nachricht von der Dynastie der Kaïniten gekannt hätten: so würden sie selbige ihren Sammlungen von apocryphischen Schriften um so mehr einverleibt haben, als sie bey ihren Nachforschungen nichts ähnliches haben auffinden können, welches schon soviel beweiset, dass jene Nachricht von keinem Hebräer, Syrer und Griechen ausgegangen ist; denn die genannten Gelehrten wussten sehr wohl, dass nach dem Urtheile verständiger Theologen alle Apokryphen bey Auslegung der heiligen Schrift mit Nutzem gebraucht werden können. Jene arabische Nachricht würde daher von ihnen mit Achtung aufgenommen worden seyn, weil sie so mancherley Umstände erzählt, wodurch sie sich selbst beglaubigt, wie z. B. der Sonnen Dienst der Kaïniten ist, worin der Araber mit einem Phönicier und mit Kirchenvätern zusammentrifft, deren einer vom andern nichts gewusst und die folglich einander nicht nachgeschrieben haben. Ich weiss wohl, dass der Hofdollmetscher von dem allen nimmermehr etwas lernen wird. Ich will ihm nur zeigen, mit welchen Augen man Nachrichten aus der ältesten Geschichte ansehen muss. *Ars non habet osorem nisi ignorantem.*

151. Mit dem Art. XI. Gesetzfragen S. 230—238

hat es dieselbe Bewandniss wie mit dem vorigen, dass der Hofdollmetscher keinen Text zum Buchstabiren vorgefunden hat. Er will also darüber hinweg, jedoch nicht ohne seinen übeln Geruch hinter sich zu lassen, indem er sagt;

> Ein Bruchstück eines türkischen Catechismus, worüber man seit d'Ohsson nichts neues mehr sagen kann.

Wie mans versteht, so giebt man den Ausspruch. Es ist hier von keinem Bruchstücke die Rede, sondern von einem Ganzen. Es ist kein Catechismus für Kinder, sondern es sind Fragen, worauf ein Jmam geprüft werden muss. Die Zeitungs-Redensart, dass man nichts neues mehr darüber sagen könne, hätte er niemals anffangen sollen, weil er weder das Alte noch das Neue kennt. Der Beweis liegt vor Augen, weil Muradscha d'Ohsson von jenen Gesetzfragen nichts geasgt noch sie gekannt hat. Es ist eben so kindisch gesprochen als wenn man von d'Ohsson hätte urtheilen wollen, dass man seit Bibliander, Maracci, Reland, Galland und hundert andern nichts neues mehr sagen könne. Jeder hat von der muhammedischen Religion auf seine Art gesprochen. Das kommt davon, wenn man keine Bücher kennt! Der Mann will etwas schreiben und hat doch das Zeug nicht dazu.

152. Beym Artikel XII. Selim I. S. 239—302 wird er sich wieder auf seinen Meninski setzen, welchen er nicht zu gebrauchen weiss. Es ist Originaltext dabey. Zu Anfang wiederholt er, was ich im Allgemeinen sage, er nennt auch den Geschichtschreiber Paul Jovius mit einer Miene, als ob ihm das alles zuvor schon bekannt gewesen wäre. Nach dieser mir nachgeschriebenen Einleitung macht er es sich gleich mit mir zu thun, indem er hinzusetzt:

> Selim war selbst Dichter und wenn er sich als solcher nicht vorzüglich auszeichnete, so sind

doch seine Lieder nicht so erbärmlich, wie sie H. v. D. in seiner sinnlosen, eine gänzliche Unwissenheit des Persischen bewährende Uebersetzung darstellt.

Dass der Kaiser Selim sich nicht als Dichter im Persischen auszeichnen soll, will so viel heissen, dass er weder so gedankenreich noch so reimreich seyn und das Persische, nicht so gut verstehen soll, als der Hofdollmetscher, der aus dem Onomastico des Meninski schon eine Probe seiner persischen Dichterey in den Fundgruben abgelegt hat. Und was mein Persisch betrifft: so will ich hier zum vierten mal darüber einen im Argen liegenden Abcschützen richten, welchen ich bey No. 51. 52. 85. 87. 89. 92. 93. 94. 95. 114. 115. 116. und anderwärts habe Persisch lesen, decliniren, conjugiren, construiren und Wortbegriffe und Sinn verstehen lehren müssen. Er wird mir auch bald von neuem Gelegenheit geben, ihn mit seiner persischen Radebrecherey an den Schandpfahl zu stellen.

153. Ich will ihn erst aussprechen lassen, damit die Leser erfahren, wo es mit ihm hinauswill:

Er wählt hier S. 241 sehr unglücklich ein *gasel* (schreibe Gedicht) welches nichts anders enthält als ein übertriebenes Selbstlob dieses stolzen Monarchen, giebt es uns als ein moralisch-erotisches Gedicht und bemüht sich in Noten eine Uebersetzung zu erklären, welche, das vorletzte Distichon ausgenommen, mit dem Original (um desselben ungerechtes Urtheil S. 244 über einen unserer Orientalisten [Chabert] auf ihn selbst anzuwenden) nichts als einzelne herausgegriffene Wörter gemein hat. H i e r u n s e r B e w e i s. Die zwey ersten Distichen heissen klar im Original: D i e H i m m e l s i n d n i c h t w ü r d i g u n s e r s K a i s e r s i t z e s u n d T h r o n s; e i n e e i n z i g e S t r o h m a t t e v o n

uns liegt unter den Füssen des ganzen Weltalls. Der Rossschweif der Fallsterne und die Heere der Planeten, was vermögen sie, wenn das Gestirn unserer glänzenden Sonne aufgeht. Man sieht, dass der Kaiser seine Macht über alle Himmel erhebt. H. v D. übersetzt ganz umgekehrt. Des Himmels sind nicht werth unser Thron und Krone; unterm Seegen des Himmels wird einzigartig unsere Strohmatte. Schaaren der Sterne und Heere der Planeten was vermögen sie, sobald aufgeht das Gestirn der uns erleuchtenden Sonne.

a. Vor allen Dingen habe ich den Grund zu finden gesucht, wie ich zu dem ärgerlichen Beyfall komme, welchen der Mann, der doch vom Original kein Wort versteht, meiner Uebersetzung des vorletzten Distichons ertheilen will. Indem ich es wiedergelesen, so sehe ich zu meinem Leidwesen, dass es sich reimt und zwar in Doppelreimen. Es ist aber damit ganz natürlich zugegangen, weil die wörtliche Uebersetzung mich ohne mein Wissen darauf geführt hat. Das war also schöne Nahrung für die Reimwuth und darum ward es gutgeheissen! Von allem übrigen, was er faselt, hätte ich nun die Beweise erwarten sollen. Allein man weiss, dass er das Beweisen nicht gelernt hat. Das lächerlichste ist, dass er seine Uebersetzung der vier Verse ohne weitere Gründe für den Beweis selbst giebt, mit den Worten: hier unser Beweis. Da er indessen meine Uebersetzung darneben gestellt hat: so wird jeder Vernünftige bey der Vergleichung von selbst urtheilen können, dass der eine Uebersetzer ganz toll seyn muss, während dass der andere nüchtern und bey sich selbst gewesen. Davon will ich nun Beweise geben.

b. Wenn man sich frägt, was der Hofdollmetscher mit seiner Uebersetzung sagen will: so wird kein Mensch mit allem seinen Nachdenken erreichen können, wie die Himmel nicht würdig seyn sollen des osmanschen Kaisersitzes, da noch nie verlautet hat, dass die Himmel zu irgend einem Throne Prätendenten gewesen, geschweige dass man zu begreifen vermögte, wie die Himmel sich auf einen weltlichen Thron setzen könnten, wenn sie auch wollten. Auch wird Niemand, der bey Verstande ist, fassen, dass eine einzige Strohmatte von Selim unter den Füssen des ganzen Weltalls liege, oder was es bedeute, dass die Rossschweife der Fallsterne und die Heere der Planeten nichts vermögen gegen das Gestirn von Selims glänzender Sonne! Das ist alles baarer Unsinn, wodurch ein Kaiser geschändet werden soll, der sich auf der Welt gerade durch die Richtigkeit seines Verstandes ausgezeichnet hat. Man sieht, wessen der Hofdollmetscher fähig ist!

c. Die Tollheit der Vorstellungen ist nicht das einzige, was hieran zu betrachten ist. Wenn Selim so zu sprechen aufgelegt gewesen wäre: so würde er zugleich als ein Mann erscheinen, der den Himmel oder Gott öffentlich verhöhnt, der sich ärger als Pharao für den höchsten Herrn erklärt und sich über alle Gestirne erhoben hätte. Wäre dies geschehen: so würden ihn nicht bloss die Gesetzgelehrten, sondern die ganze Nation einmüthig als einen Ungläubigen und Abtrünnigen vom Thron gestossen und ums Leben gebracht haben. Anstatt dessen ist er im Leben hoch verehrt und im Tode tief betrauert worden, zum Beweise, wie rechtgläubig er gelebt und geendigt, als worüber uns Hassan belehrt hat.

d. Man hat B. II. unterm Artikel X. vom V e r h ä n g n i s s gehört, dass Latifi insbesondere die Poesien dieses Kaisert h e i l i g a r t i g nennt, gleichsam als ob sie durch die religiösen Gesinnungen, wovon sie

durchdrungen sind, geheiligt worden wären. Man weiss aus der Schrift Hassans, welche ich im ersten Bande S. 257—302 mitgetheilt habe, in welchem festen Glauben an Gott als Oberherrn und Richter der Welt der Kaiser Selim I. bis an seinen Tod beharrt hat. Doch wir dürfen ja nur seine eigenen Worte hören. In demselben Gedicht, welches hier in Frage ist, sagt Selim von sich im 6 und 7ten Vers

> Nur Liebe und Vertrauen zu Gott ist mein Wegweiser.
>
> Dankbarkeit gegen Gott ists, die schnell giebt Fülle und Ehre

und im 12ten Vers versichert er von sich

> dass es im Reiche der Liebe (zu Gott) seines Gleichen nicht gebe.

Nach solchen Zeugnissen muss man rasend seyn, wenn man dem Kaiser Selim Verse andichten will, die nicht bloss sinnlos, sondern auch gottlos seyn würden. Der Hofdollmetscher verdiente unter Vormundschaft gesetzt zu werden, da er selbst des gemeinsten Verstandes zu ermangeln scheint, um sich vor solchen Ausschweifungen zu bewahren.

e. Was das Persische selbst betrifft, so darf ich mich bey den Bedeutungen der einzelnen Wörter nicht aufhalten, weil sie in meiner Uebersetzung getreulich ausgedrückt sind und den Verfasser als den frömmsten und demüthigsten Mann vorstellen, der alle seine zeitliche Grösse und Macht, seinen Thron und seine Krone gegen den Himmel für nichts rechnet und sich auf einer Strohdecke glücklich fühlt, wenn er nur Gottes Seegen hat, woraus nur ein erbärmlicher Stümper die Füsse des Weltalls machen kann. Ich muss den Lesern nur sagen, dass sich dieser Stümper hier wieder nicht in die Construction hat finden können. Der Dichter wollte einmal das Pronomen *ma* unser zum Endreim des Gedichts machen. Dies zwang ihn, die Worte zu ver-

setzen, um diejenigen hinten hin zu stellen, die sonst vorn gestanden haben würden, und so umgekehrt, wie es die poetische Freyheit in allen Sprachen verstattet. Unbelesen und unerfahren, wie der Hofdollmetscher ist, hat er davon wieder nichts begriffen und will doch blind darauf losgehen, um die Himmel für unwürdig des Selimschen Throns zu erklären. Hätte er nur so viel Ueberlegung gehabt, zu bedenken, dass man die Verse durch Umkehrung der Construction bey dem einmal gewählten Reimworte prüfen könne: so würde ihm ein Schimmerlicht aufgegangen seyn, um mit seinen tollen Einfällen an sich zu halten; denn wenn das Wort Himmel mit dem Reim unser *eflakjma* ans Ende des ersten Verses geworfen wird: so kommt heraus;

> Unser Thron und Krone sind nicht werth unserer Himmel

und so weiter in folgenden Versen. Jeder sieht, dass dies auf eine Verrücktheit hinausgelaufen seyn würde, indem der Dichter hätte von Sinnen seyn müssen, um die Himmel wie seinen Thron und Krone gleicherweise die seinigen zu nennen, zu geschweigen, dass die Worte an sich gar keinen vernunftigen Begriff dargeboten haben würden. Ueber das Reimwort selbst habe ich schon S. 242 Note 1 die nöthige Erläuterung gegeben.

154. Und so gehet es weiter fort, spricht das Männchen, ohne zu wissen, dass er diesmal die Wahrheit gesagt, ohne zu wollen und ohne sie zu kennen; denn wie er es nun mit den ersten vier Versen hat gehen gesehen: so wird er es auch bey den folgenden finden, indem ich immer so zu endigen gewohnt bin, wie ich mit vorbedachtem Muthe angefangen habe. Wir wollen aber hören, wie er es eigentlich meynte:

Im dritten Distichon, wo im Texte steht, *nemirujim*, das nichts bedeutet und den Durst

stillen übersetzt wird, *nemirem*, ich werde nicht sterben, steht.

Wer wie Kinder alles aufs ohngefähr hinplappert, der kann niemals etwas beweisen, wie wir es hier schon bey anderthalb hundert Nummern erfahren haben. Ich muss also selbst den Beweis wieder gegen ihn führen, welches mir freylich sehr leicht wird, weil ich nichts übersetze und schreibe, was ich mir nicht zuvor selbst bewiesen habe. Der sechste und siebente Vers lauten im Original:

ماچون سكندر ازابي حيوان نمرويم

عشق و توكّلست درين راه بيرما

Wie Alexander will ich nicht am Lebenswasser den Durst stillen;
Nur Liebe und Vertrauen zu Gott ist hierin mein Wegweiser.

In der Note 2 S. 242 habe ich zugleich erläutert, dass Lebenswasser nach der morgenländischen Mythologie dasjenige heisst, was verjüngen und unsterblich machen soll. Alexander von Yemen soll bis in die Länder der Finsterniss gereiset seyn, um die Quelle dieses Wassers aufzusuchen.

a. Wenn nun der Hofdollmetscher den Kaiser Selim sagen lassen will, ich werde nicht sterben: so wird sich seine Verrücktheit gleich veroffenbaren, wenn wir die gewöhnliche Probe machen, seine Worte in den Vers einzuschieben, der denn heissen würde:

Wie Alexander werde ich nicht vom Lebenswasser sterben.

Es ist aber kein Alexander vom Lebenswasser gestorben; es kann auch Niemand daran sterben, weil es gerade die entgegengesetzte Würkung hervorbringen soll, denjenigen unsterblich zu machen, der es trinkt. Ein Kind würde den Unsinn dieses Wider-

spruchs fühlen, wenn man es mit dem Begriff von Lebenswasser bekannt gemacht hätte. Aber wo einmal der Kopf ganz und gar verschroben ist, da kann nichts verständiges mehr hinein noch herausgehen.

b. Was mein Durst stillen betrifft, so ist hier nicht *nemirujim*, sondern *nemerwijim* zu lesen. Der Dichter hat sich nämlich die Freyheit genommen, das arabische مروي *merwi*, *expletus sitim*, Particip-Pass. von روي *riwa*, *expleri potu*, Meninski IV. p. 499 und III. p. 104 durch persische Anhängepartikeln zum persischen Zeitwort zu bilden: ich werde oder will den Durst nicht stillen am Lebenswasser. Und warum das? Weil Selim als ein frommer Fürst die Ordnung Gottes nicht nnterbrechen wollte, um wie Alexander zu wünschen, auf dieser Welt ewig zu leben. Er erklärte dadurch, dass er sich demjenigen, was Gott über sein Leben und Tod verhängen möchte, willig unterwerfen würde. Darum eben sagt er im folgenden Verse: Nur Liebe und Vertrauen zu Gott ist hierin mein Wegweiser. Ich habe schon bey No. 51. und 52. bemerklich gemacht, dass Selims Gedichte Sprachkünsteleyen sind. Dies kann uns aber gleichgültig seyn, wenn wir nur auf die guten Gedanken achten, welche darin vorherrschen. Um indessen jene Künste zu erkennen, muss man die Schriften selbst gelesen und sich in die Sprache des Verfassers hineingedacht haben. Wie wäre dies dem Hofdollmetscher gegeben, der nicht einmal die Begriffe der Worte und ihre Construction, geschweige mehr, gelernt, ja die Selimschen Gedichte nicht einmal gekannt hat!

155. Mit gleicher Unfähigkeit fährt er fort zu sagen, dass in jenem siebenten Verse

Birimat unser Schöpfbrunn statt unser Wegweiser stehen müsse.

Er hat hier wieder nicht buchstabiren können; er

hat sogar diesmal seine eigene Reimsucht vergessen. Der Endreim des Gedichts ist, wie gesagt, *ma* unser, nicht *mat*. Er hat auch nicht gesehen, dass vor seinem *birimat* das Wort راه *rach* Strasse, Weg, steht, welche beyde nach seiner Art Strassenbrunnen heissen und sich zur Liebe und zum Vertrauen auf Gott eben so passen würden, wie sein Kopf zum Persischen. Um ihn aber aus dem Traume zu helfen, muss ich ihn lehren, dass *rachber* im Persischen Wegweiser heisst, Meninski III. p. 65. Der Dichter indessen hat nach poetischer Licenz *rachbir ma* geschrieben, um den doppelten Reim herauszubringen, der zu den vorhergehenden passe, welche lanten *serir ma*, *hasir ma*, *münir ma* u. s. w. Jeder kann sich solche Kleinigkeiten von selbst erklären, sobald er nur lesen gelernt hat. Welche Schande für die morgenländische Litteratur, dass sich jemand zum Recensenten aufwerfen darf, der von allen Sprachen nicht das Geringste gelernt hat!

156. Von hieran sagt er nicht mehr, dass es so fort gehe, sondern er macht nun vom sechsten Verse einen grossen Sprung auf den 13 und 14ten Vers, wo die Leser noch eben so viel Dummheiten als Worte vernehmen werden. Die beyden Verse heissen S. 243

> Eine reine Tafel ist Selims Gemüth von Ewigkeit.
> Die Schwürigkeit ist nur, dass das Gemälde an unsere Schreibfeder geknüpft ist.

Er spricht also

> dass im letzten Distichon Selim statt Selimi stehe.

Die Leser sehens vor Augen, dass der Mann auch nicht Deutsch lesen kann oder die Bosheit so weit treibt, die offenbarste Lüge in der Zeitung zu schreiben, um sich das Ansehn zu geben, etwas verbes-

sern zu können, in der Hoffnung, dass die Leser nicht mein Buch dabey nachschlagen werden. Ich habe nicht Selimi geschrieben, sondern Selims, weil die deutsche Construction den Genitif erforderte. Auch im Original steht Selim und nicht Selimi, ob sich gleich der Dichter hätte so nennen können, wie in vielen andern seiner Gedichte geschehen, indem ich S. 241 bemerkt habe, dass er den Dichternamen Selimi angenommen hat. Dies hat der Stümper erst von mir gelernt, und nun will er thun, als ob er davon etwas zu sprechen wisse. Ueber solche Verächtlichkeit kann doch wohl in der Welt nichts gehen!

157. Er fährt fort,

> dass *Suret* statt *Surij* im Texte stehe, das gleichfalls nichts heisst und mit Schwürigkeit übersetzt wird.

Das Kind kann wieder nicht lesen und hat sich nicht einmal mit meiner Verdeutschung zu helfen gewusst. Das Originalwort صري wird nicht *surij*, sondern *syrri* ausgesprochen und steht gross und breit bey Meninski III. p. 516 mit der Bedeutung von *labor*, *opera*, so dass nur der Gegner, der auch soviel Latein nicht versteht und vom Zusammenhange der Gedanken nichts begreift, das Maul darüber verziehen kann, dass *labor* und *opera* von mir durch Schwürigkeit übersetzt worden. Das Tollste ist aber, für *syrri*, welches einen klaren und richtigen Sinn gewährt, *suret* lesen zu wollen, welches Unsinn gewährt. Das Wort heisst Gestalt, Bild und dergleichen. Man schiebe es an die Stelle von Schwürigkeit, und man wird einen Schauer über den Mann empfinden, der so sehr von Gott verlassen ist, dass er das Verrückteste immer für das Beste hält, ohne sich im geringsten zn schämen.

158. Er schliesst diesen Artikel, wie er ihn angefangen, indem er sagt:

Endlich während der Dichter sagt, dass auf seiner Gemüthstafel von Ewigkeit her ein Bild gemahlt ist, knüpft H. v. D. dies Gemälde an die Schreibfeder des Sultans!!!

Die drey Ausrufungszeichen, welche er andern Recensenten abgesehen hat, sollen seinen Unverstand verbergen. Aber er soll deshalb nicht im Dunkeln bleiben. Es wäre Schade, wenn er für die Leser verloren ginge. Die Originalworte müssen zu dem Ende wiederhohlt werden, wovon die Uebersetzung bey No. 156 gegeben ist.

برلوح پاك طبع سليم است از ازل

صري كه نقش بست به كلك دبيرما

a. Soviel sieht jeder, dass der Mann sich selbst nicht gefragt, was der Unsinn heissen soll, dass auf Selims Gemüthstafel von Ewigkeit her ein Bild gemalt sey (nicht gemahlt, weil man Bilder nicht in Mühlen mahlet.) Er hat auch so wenig Achtung für den Verstand seiner Leser, dass er Niemandem zutraut, diese Fragen an ihn zu thun. Wer sich selbst nicht achtet, wie sollte der andere achten! Welche Bilder malt man denn auf Gemüthstafeln, und was sollen sie hier bedeuten für einen Dichter, der sich überall in den bestimmtesten Begriffen auszudrücken weiss, so dass er den letzten Vers seines Gedichts im Sinne an den ersten Vers geknüpft hat! Welch eine Verrätherey am Geiste des Dichters!

b. Um Gemüthstafel, welches nicht im Original steht, herauszubringen, hat der Mann das zwischen Tafel und Gemüth stshende Adjectiv پاك *pakj* rein ausgelassen, was zum ersten Substantiv gehört und es vom letzten scheidet.

Nach den Buchstaben heisst der Vers

Auf reiner Tafel ist Selims Gemütch von Ewigkeit.

das ist, eine reine Tafel ist Selims Gemüth von Ewigkeit. Dies bezieht sich auf den vorhergegangenen Vers.

Aber auch im Reiche der Liebe (zu Gott)
giebts unsers (meines) Gleichen nicht.

Eben weil der Dichter von sich versichert, dass er in der Liebe zu Gott jeden zu übertreffen suche, setzt er uoch hinzu, dass sein Gemüth von jeher eine reine Tafel gewesen, das ist, eine Tafel, welche von allen Nebenabsichten und Leidenschaften rein und frey sey, um nur allein der Liebe zu Gott Raum zu lassen. Der Christ weiss freylich, dass diese Versicherungen auf eine Werkgerechtigkeit hinauslaufen, welche nach unserer Religion unzulässlig und unmöglich ist. Dies gehört aber nicht hierher, wo es gerade darauf ankömmt, die Morgenländer in allen ihren Gesinnungen und Grundsätzen, wenn sie gleich Irrthümer sind, getreu darzustellen.

c. Der Anfänger, wenn nicht schon dies Wort zu viel besagt, da der Mann nur mit lauter Falschheit, nicht mit Richtigkeit die Sprachen angefangen hat, der Anfänger, sage ich, kann wieder nicht construiren. Ich habe schon bey No. 93 lit. *c.* bemerkt, dass im Persischen jeder Vers seinen geschlossenen Sinn hat, so dass kein Wort aus dem einen Vers in den andern hinein construirt werden darf. Diesen Fehler hatte er dort unter andern begangen, hier erneuert er ihn wieder auf eine doppelte recht grobe Weise. Wie er bey *b.* zwey Substantive, die nicht zusammen gehören, construirte und das zwischen beyden stehende Adjectiv ganz wegwarf: so konnte er aus dem ersten Verse weiter nichts herausbringen als seine Worte

auf Selims Gemüthstafel ist von Ewigkeit

Er merkt nun, dass diese Worte keinen geschlossenen Sinn liefern. Um sich also einen dazu zu erdichten, vergreift er sich am zweyten Verse, um ein

Wörtchen heraus zureissen. Da ihm aber das Originalwort zu Anfang des zweyten Verses *syrri* Schwürigkeit zu seinem Zweck nicht dienen will: so verwandelt er es in *suret* wie bey No. 157 gesagt ist, um Gestalt oder Bild herauszubringen. So hatte er durch Gewaltthaten die Worte gefunden.

auf Selims Gemüthstafel ist von Ewigkeit eine Gestalt oder ein Blld.

Er fühlte indessen, dass daran noch soviel fehle, anzudeuten, wie das Bild auf die Gemüthstafel gekommen sey? Er sieht, dass das dritte Wort im zweyten Verse ein Substantiv نقش *naksch* Gemälde ist. Er hälts für einen Fund, verwandelt es in ein Adjectiv und verbindet es mit seinem Bilde, um ein gemaltes Bild auf der Gemüthstafel zu bekommen. Zwar sind *syrri* und *naksch* dnrch die Partikel كه *ki* dass von einander geschieden, zum unverkennbaren Zeichen, dass *syrri* und die hinter *ki* stehenden Worte zwey verschiedene Sätze bilden. Allein das kümmert unsern Sprachheld nicht, er wirft es weg, um sein gemaltes Bild ans Licht zu fördern, hoffend, dass die Leser von dem allen nichts wissen oder nichts merken und ihn doch wegen seiner ehernen Stirne für den Mann halten werden, der Persisch verstehe, weil er es von sich rühmt. Er hätte freylich zuletzt sich noch die bey lit. *a.* erwähnten Fragen thun müssen. Er hat indessen so weit nicht gedacht. Seht, wie ein sogenannter Orientalist von der traurigsten Gestalt mit den Morgenländern umgehet!

d. Nachdem er sich mit jenem Betrug ein gemaltes Bild auf Selims Gemüthstafel geschaffen: so ist er doch deshalb mit dem zweyten Verse noch nicht zu Ende gekommen; denn hinter *naksch* folgen noch die Worte *best be ghülk debir ma* ist an unsere Schreibfeder geknüpft.

Er sagt nicht, was er mit diesen Worten machen will, er thut vielmehr, als ob sie gar nicht da stünden, und hat doch die Bosheit, mit drey Ausrufungszeichen zu schreiben, dass ich dies Gemälde an die Schreibfeder des Selims knüpfe. Da er den Zusammenhang nicht angiebt, worin ich beyde Verse übersetzt habe: so will er den Zeitungslesern hinterlistig weiss machen, als ob ich diese Worte aus den Fingern gesogen hätte und auf seine für richtig gegebene Uebersetzung nicht verfallen wäre. Wahrlich, Betrug und Bosheit lassen sich nicht weiter treiben! Wozu nützen sie ihm aber, da er nur seine eigenen Heimlichkeiten dadurch verrathen hat! Wenn die Leser auf meine Uebersetzung zurücksehen, so werden sie finden, dass ich mit dem erlogenen Gemälde des Mannes nichts zu thun habe. Der Dichter sagt:

> die Schwürigkeit ist nur, dass das Gemälde an unsere Schreibfeder geknüpft ist.

Und ich erläutere dies S. 243 Note 4.

> Mit andern Worten: die Schwürigkeit ist nur, dass das Gemälde oder die Beschreibung meiner Liebe (zu Gott, als wovon die Rede ist) nicht durch Worte ausgedrückt werden kann, weil das Herz in der Liebe mehr empfindet als es sagen kann.

Das Substantiv *nahsch* Gemälde ist hier statt وصف *wasf* Beschreibung gebraucht und enthält einen bey Morgenländern so gewöhnlichen Gedanken, dass nur Abcschützen damit unbekannt seyn können.

159. Weil den Hofdollmetscher im zehnfachen, ja ich sage nicht zu viel, im hnndertfachen Maasse die Vorwürfe treffen, welche ich einigen Uebersetzern gemacht habe: so will er sich in der Wiener Zeitung hinter ein Paar Deutschen verstecken, um unter deren Mantel sich weiss zu brennen, wie er in

der Jenaer Zeitung ein Paar Franzosen zum Stichblatt gebrauchte. Man lese:

> Alles dies beweiset, wie wenig Hr. v. D. berufen sey, Professor Chaberts Biographie Selims in Latifi darum zu tadeln, weil dieselbe nicht alles, sondern nur das Wesentliche liefert.

Was dies also beweisen soll, sind die sechs Erinnerungen von No. 151 bis 157, welche er bey Selims persischem Gedichte zu machen sich hat unterwinden wollen. Die Sache ist ins Klare gesetzt, denn die Leser haben gesehen, wie schülermässig er dabey bestanden hat. Seine Rede hängt also hier nicht besser zusammen als Heckerling und Haberstroh. Ich weiss wohl, dass ihn das nicht kümmert. Darum soll er hier von neuem ausgepfiffen werden, ob er gleich schon bey No. 53 die Wahrheit gehört hat, weil er in der Jenaer Zeitung auch ein Paar Worte für den lieben Chabert, das ist, für sich selbst zu sprechen versuchte.

S. 244. habe ich geschrieben, dass ich Selims Biographie aus Latifi selbst unverkürzt nnd getreu liefern müsse

> weil die Chabertsche Uebersetzung nicht bloss bis zur Verstümmelung abgekürzt sey, sondern anch mit dem Original nichts als einzelne herausgegriffene Wörter gemein habe, wie jeder aus der Vergleichung sehen kann.

Wenn wir nun dagegen das Bekenntniss des armen Sünders hören

> dass die Chabertsche Uebersetzung nicht alles, sondern nur das Wesentliche liefere

so wird jeder ihn stillschweigend fragen, warum spreissest du dich denn noch, wenn du doch des Vorwurfs und Vergehens geständig seyn musst? Er will sich hier wieder hinterm Ausdruck w e s e n t l i c h verstecken. Indessen jeder weiss schon, dass er unwesentlich alles dasjenige nennen will, was er nicht versteht und in

diesem Sinne sollte er nur alle morgenländische Bücher von Anfang bis zu Ende für unwesentlich erklären, weil er keine einzige Zeile daraus versteht, wie ich hier durch anderthalb hundert Nummern am Arabischen, Persischen, Türkischen und Tatarischen in aller Fülle bewiesen habe. Ueberdiess ist Latifi ein Mann, der an Reichthum der Gedanken, an Wahl und Bestimmtheit des Ausdrucks und überhaupt an Schönheit der Sprache tausend andere hinter sich lässt. An Schriften eines solchen Mannes ist alles Wesentlich und etwas wegzulassen ist Verstümmelung und Untreue. Ich setze noch hinzu, dass ein Mann, der, ausser der gänzlichen Unkunde der Sprachen, von aller Beurtheilung entblösst ist, wie der Hofdollmetscher, dass der, sage ich, einem Latifi nicht die Schuhriemen aufzulösen werth ist, geschweige, dass er die Einsicht und Sachkenntniss haben sollte, das Wesentliche und Unwesentliche zu würdigen zu wissen.

160. Er fährt fort:

> Es wäre ihm besser gewesen, wenn er desselben (Chaberts) Auszug zum Muster genommen, kurz und richtig übersetzt und die ohne eine lange Auslegung unverstänlichen, an sich geschmacklosen Verse: d e i n e A u g e n b r a u n e n u. s. w. und R e i t e r l a u f e n u. s. w. ausgelassen hätte.

Der Mann ist niemals bey sich selbst. Vorher wollte er Chaberts Uebersetzung bis auf das sogenannte Unwesentliche als getren vertheidigen. Hier aber spricht er wieder, ich hätte Chaberts Auszug r i c h t i g ü b e r s e t z e n sollen. Also war doch selbst der Auszug n o c h n i c h t r i c h t i g ü b e r s e t z t! Wie lächerlich ist es doch, dass ein Jüngling, der sich selbst noch nicht zu rathen und zu helfen weiss, mir Rath geben will! Da er nicht weiss, was er will: so hatte er

sich nur an meine Worte zu halten, indem ich S. 244 schreibe,

> dass ich Selims Biographie gar nicht übertragen, sondern mich nur auf die Chabertsche Uebersetzung bezogen haben würde, wenn ich sie nicht ganz verstümmelt und falsch gefunden hätte und daher für nicht geschrieben ansehen müsse.

Es ist ja schon schlimm genug, wenn man für unbrauchbare Uebersetznngen Geld ausgegeben und, was kostbarer ist, die Zeit des Lesens daran verschwendet hat. Das Lächerlichste ist aber, dass mir der Mann rathen will, dass ich die Verse: deine Augenbraunen S. 254 hätte weglassen sollen, ohne sich zu versehen, dass sie im Chabertschen Auszuge S. 71 nicht ausgelassen worden, nur mit dem kleinen Unterschiede, dass der Uebersetzer sie, wie gewöhnlich, nicht verstanden und folglich kauderwelsch übertragen hat.

Das andere Distichon, was der Hofdollmetscher ausgelassen haben will, lautet im ersten Verse:

> Medschnuns laufen nach Wüsten und Reiter nach Ruinen.

Die Leser sehen, dass er diesen Vers aus der Mitte citirt hat bey den Worten: Reiter laufen nach Ruinen. Dies hat wieder seine Bosheit zum Grunde; denn bey No. 116. hatte er den Lesern der Wiener Zeitung aufbinden wollen, dass ich nicht gewusst hätte, dass Medschnun, welches ich dort als Wort, wie es seyn musste, durch Thor übersetzte, der Name von Leilé's Liebhaber gewesen. Da nun hier bey gedachtem Verse Medschnun gerade als Name vorkommt: so hat er ihn vor denselben Zeitungslesern unterdrücken wollen, um nicht von denen, die etwas Gedächtniss besitzen und aufs Vorhergehende zurückblicken, als Lügner erfunden zu werden. Darum citirt er den Vers aus der Mitte, folg-

lich in einer Form, wo ihn Niemand beym flüchtigen Ueberblick meiner Uebersetzung ansichtig werden konnte. Wie kindisch sind doch solche Bosheiten!

Wir müssen auch sein Geständniss nicht verloren gehen lasseu, dass beyde Distichons für ihn wie für seinen Freund unverständlich gewesen ohne Auslegung. Es ist genug, dass sie es für mich nicht gewesen, wovon der Beweis in der Auslegung liegt, welche ich S. 254 Note 2 und 3 davon gegeben habe.

Uebrigens hat er seine Gründe, die gedachten Distichons geschmacklos zu nennen. Die Gründe sind aber keine andern, als weil er sie nicht verstanden hat; denn alle Morgenländer sind deshalb für ihn geschmacklos. Jede Nation aber hat ihren Geschmack für sich. Sie äussert ihn in Gedanken, Gesinnungen, Bildern, Figuren und in andern Stükken. Eben darum muss der Uebersetzer getreu seyn und nichts übergehn, aber alles zu erklären verstehn, wie in meinen Noten geschieht, um den Unterschied im Geschmack zwischen Oesterlingen und Westerlingen genau darzustellen; denn diese Unterschiede sind es gerade, welche der verständige Leser kennen lernen will, gerade so kennen lernen will, als ob er sie im Original selbst gelesen hätte. Niemandem aber steht es übler an, vom Geschmack zu reden als dem Hofdollmetscher, der noch nicht einmal in seiner Muttersprache den guten Geschmack erkannt hat, geschweige, dass ihm andere Sprachen dafür zugänglich gewesen seyn sollten. Es will freylich jeder gern vom Geschmack sprechen. Aber keiner weiss recht, was er ist, ob er gleich zu den gangbarsten Waaren zu gehören scheint. Indessen nach Rochefaucolt, dem besten Richter, kömmt der gute Geschmack nur von der Beurtheilung; er findet sich in allen Dingen, wozu man den gesunden Menschen-

verstand mitbringt. Wo soll also der gute Geschmack bey jemandem sitzen, der weder Beurtheilung noch gesunden Verstand hat! Man hat es sonst als eine Würkung des guten Geschmacks angesehen, wenn man seine Gründe mit Kunst vorzutragen vermag. Wenn das wahr ist: so muss der Ungeschmack auf der höchsten Stufe bey demjenigen stehen, der gar nichts aus Gründen zu sprechen weiss und überhaupt nicht zu lesen und zu schreiben versteht. Der Bischof Panl Jovius bemerkt, dass der Pabst Hadrian VI., weil er eine ganz falsche Beurtheilung hatte, auch einen ganz verdorbenen Geschmack besass, der sich bis auf seine Speisen erstreckte, indem er Stockfisch allen andern Gerichten vorzog. Wen könnte man darin mit ihm besser vergleichen, als der immer im Sylbenstechen und Buchstabiren begriffen ist und es darin noch nicht weiter gebracht hat, als Diamanten für eine grosse Schriftart anzusehen. S. No. 135. lit. *g*. Lucian vergleicht den Geschmack mit einem liebenswürdigen Wirthe, der den Reisenden auf seinem Wege erwartet, um ihm alle mögliche Höflichkeiten zu erzeigen. Was soll man also von der Geschmacklosigkeit dessen sagen, der als Gegenfüssler jenes Wirths erscheint, indem er mich beym Eintritt in seine Hütte oder Höhle, Fundgruben des Orients genannt, wohin ich nur auf seine Einladung gekommen war, rücklings überfallen und mir die gröbsten Grobheiten bewiesen; der hinterher alle Zeitungen und Gelegenheiten, deren er habhaft werden kann, zu Hohlwegen gemacht und mir ungenannt und verkappt aufgepasst hat, um mich in meinem Gange aufzuhalten und mir die Ehre abzuschneiden. Da er unter den Schriften die Ananasse nicht herausfinden kann, welche den Geschmack aller Früchte in sich vereinigen: so will er wenigstens den Gestank seines Teufelsdrecks darüber ausblasen, um andere davon zu verscheuchen. So stehts mit dem Geschmack

des Mannes, der Selims Verse geschmacklos schelten will, weil er kein Wort davon versteht! Wir wollen ihn weiter hören.

161. Dagegen hätte er so das einzige gute Distichon Selims nicht wider den klaren Text mit dieser lächerlichen Uebersetzung: Es ist ein schwarzer Schatten etc. jämmerlich entstellen, sondern des gedachten Professors treue Nachahmung wörtlich so abschreiben sollen: aus Sehnsucht u. s. w.

Er hatte hierüber seine tiefe Unwissenheit schon vier Wochen vorher zum erstenmal in der Jenaer Zeitung von sich gegeben. Ich habe ihm aber bey No. 52. von lit. *a* bis *e* bewiesen, dass er mit dem Professor kein Wort vom gedachten Distichon begriffen und folglich den ganzen Sinn desselben gar nicht geahndet hat. Ich habe also darüber hier weiter nichts hinzuzusetzen. Nur das Lächerliche muss ich den Lesern vom Geschmacke des Mannes bemerklich machen, dass er ein Distichon, dessen Sinn ihm ganz verborgen geblieben, das einzig gute zu nennen sich untersteht. Man könnte neugierig seyn, zu erfahren, welches Distichon denn bey ihm das schlechteste heissen mögte, wenn nicht das Schlechteste immer er selbst wäre. Ich darf auch nicht verschweigen, dass er hier zum zweytsn mal die Bosheit begeht, zu unterdrücken, was ich S. 255 Note 1 bewiesen habe, dass das Distichon bey Latifi eine falsche Lesart hat, an dessen Stelle das Distichon mit verbesserter Lesart aus Selims eigener Gedichtssammlung an gedachtem Orte beygebracht worden mit der Uebersetzung. Man sehe, wie weit der Mann schon über sein eigenes Gewissen weggekommen ist und wie er Zeitungen nur zu seinen bösen Ränken benutzt! Pfuy! Pfuy! Pfuy!

Es steckt aber in jener so läppischen als boshaften Aeusserung nooh ein anderes Wörtchen, was ge-

rügt werden muss. In der Jenaer Zeitung sprach er von Chaberts getreuer Uebersetzung. Hier redet er von seiner treuen Nachahmung. Der Mann fängt sich immer in seinem eigenen Netze. H. v. Chabert giebt vor, übersetat zu haben. Deshalb schreibt er auch das ganze Werk auf Latifis Namen und derer, von welchen Dichter-Proben darin mitgetheilt worden. Hätte er Nachahmungen oder Parodien geschrieben, so würden sie sein eigenes Werk geworden seyn und die Namen Latifis und aller von Latifi genannten Dichter hätten nicht gemissbraucht werden dürfen. In gleichem Sinne habe auch ich nicht von Nachahmungen, sondern nur von Uebersetzungen geredet, welche ich bekannt mache, die Erläuterungen abgerechnet, welche ich den Noten vorbehalten habe.

Da haben die Leser einen neuen Beweis vom Unverstande und von der Doppelzüngigkeit des Hofdollmetschers! Man sieht zugleich, dass er gar nicht einmal weiss, was Uebersetzung ist und seyn soll, ob er es gleich aus meinen Uebersetzungen praktisch lernen könnte, wenn er nur Sinn und Sprachkenntniss dafür hätte. Ich habe ihm oben bey No. 53. über diesen Punkt ein Wort des Kaisers Friedrichs II. oder dessen Kanzlers vorgehalten, ob er es gleich bey seiner entsetzlichen Unwissenheit nicht zu würdigen versteht. Ich will hier ein Paar Worte von Luthern dazu setzen, als vom Meister aller deutschen Uebersetzer.

> *Litteralis sensus* (das ist, buchstäblicher Sinn) der thuts, da ist Kraft, Lehre, Kunst drinn. In dem andern ist Narrenwerk, wie hoch es gleisse.

Das sey der Text auf zeitlebens zu studiren für den Hofdollmetscher nnd seines Gleichen! Als aber einige unreife Zeitgenossen Luthers seine Bibelübersezzung tadeln wollten: so sagte Luther, dass die

Leute nicht wüssten, was zum richtigen Uebersetzen erforderlich sey, indem er oft vierzehn Tage lang nachgedacht habe, um das rechte Wort herauszufinden. Dies ist es eben, warum Cochlaeus, obgleich Luthers Feind, zu sagen pflegte, dass Luther magische Worte habe. So ists! Die Magie steckt in der Kraft des Worts und in der Richtigkeit des Sinns. Die Zeit hats entschieden. Seit Jahrhunderten haben alle folgende Bibelübersetzer verzweifeln müssen, sich Luthers treffende Sprache zuzueignen.

Die Leser können nun freylich urtheilen, wie sehr der Hofdollmetscher ohne Geist und Gedanken und ohne alle Kenntniss schreibe, wenn er bald von der Chabertschen Uebersetzung des Wesentlichen und Weglassung des Unwesentlichen, bald von seiner treuen Nachahmung, bald von der Unrichtigkeit meiner Uebersetzung schwatzt, ohne mir ein einziges unrichtiges Wort nachweisen zu können, als wozu mehr gehört als buchstabiren. Da aber die wenigsten Leser den Chabertschen Latifi besitzen werden, um seine Biographie des Kaiser Selims mit der meinigen zu vergleichen: so können sie den Unterschied zwischen beyden nicht mit eigenen Augen sehen. Es muss mir aber hieran gelegen seyn bey dem kindischen Lärm, welchen der Hofdollmetscher zur Verschleyerung seiner eigenen Erbärmlichkeit darüber erregt. H. v. Chabert, der nach seinem Vorbericht wenigstens ein bescheidener Mann zu seyn scheint, muss es sich selbst zuschreiben, dass er es leidet, gegen meine ihm vor Augen liegende Uebersetzung, woran jedes Wort überdacht und sorgsam gewählt ist, von einem so ganz ungeschickten Mann vergeblich vertheidigt zu werden. Ich wähle also hier zur doppelten Probe ein Stück aus Latifis Vorrede, bloss darum, weil des Hofdollmetschers Bild darin mit allen Farben ausgemalt ist. Latifi nämlich erzählt in seiner Vorrede, dass er von einigen seiner Freunde

zur Abfassung des Werks aufgemuntert worden und dass er ihnen verschiedene Bedenklichkeiten entgegengesetzt habe, worunter denn auch die Besorgniss ihre Stelle hat, von Neidern, Hassern und Tadlern beunruhigt zu werden. H. v. Chabert hat aus diesen Leuten Kritiker gemacht, ohne zu wissen, dass Kritiker ein Mann von Beurtheilung heisst. Er hat sich aber in unsere Zeit fügen wollen und hat zugleich ein Horoscop auf seinen Freund, den Hofdollmetscher, gestellt, der sich das Ansehn von Kritiker geben will.

Der Chabertsche Latifi. S. 17. Von den Neidern und Kritikern.	Der wahre Latifi. Eigenschaften der Neider und Handlungen der Hasser und Tadler.
Besonders, fuhr ich fort, sind zu unserer Zeit Neider und Tadler unerträglich. Das vollkommenste, schönste Werk würden sie mit Spott aufnehmen. Jeder wähnt sich gelehrter als alle, und räumt keinem einen Vorzug ein. Schreibst du ein gutes Werk? so hat Stolz es dir in die Feder gegeben. Liest man eine schöne Stelle aus deinem Buche, so entfernt sich der Neider, will nichts hören und widerspricht zum voraus das trockene, mit	Besonders sind zur jetzigen Zeit Neider, Scheelsüchtige und Splitterrichter äusserst schrankenlos und ganz unzählig. Auf dem Blatte der Handlungen eines jeden ist der Ausspruch geschrieben: Neider werden nicht schwarz, und das Buch ihrer Werke ist mit den Zügen gezeichnet: Einige thun ihm Uebels. Wenn du aus allen Theilen der Wissenschaften und Kenntnisse alle Arten der Wahrheiten und Scharfsinnigkeiten in deine Schriften und Aufsätze mit allerley Künsten und Erfindungen einfliessen lässest und als Proben erlaubter Bezauberung in jedes Wort tau-

höhnischem Lächeln begleitete gut gesagt! das seine Lippen unwillkührlich stottern. Weil es ja nur Gelehrte trifft, so kann er immer ungestraft so handeln.

ondartige Bilder legst, ja wenn du die Reden bis zur Grenze des Erstaunens führst: so sind doch immer Schmähung und Beschimpfung ungezweifelt und Durchhechlung und Verwerfung sind stäts unvermeidlich.

Läugnern sind Ausbeuten der Weisen nicht willkommen.
Wie sollten Ungläubige an die Wunder der Propheten glauben!

Aus dieser Ursache ist es sehr einleuchtend, dass die Meisten derer, die unter den Menschen für unsers Gleichen und Zeitgenossen gelten, der eine des andern Werth und Ueberlegenheit nicht anerkenne, sondern dass jeder immer sprechen wird: ich bin besser als er. So sehr du auch ausgesucht und ausgezeichnet seyn magst: so wird man dich doch nicht achten, sondern, um sich mit Wissenschaft und Geschicklichkeit gegen die Leute zu brüsten, wird jeder deine Wissenschaft und Geschicklichkeit im Lichte der Fehler vorzustellen aufgelegt seyn. Wenn eine Gelegenheit des Lobes und eine Stelle des Beyfalls vorkommt: so wird

man sich selbst eines trockenen Lobes schämen; man wird sich rühmen und darüber gross thun, dich nur angehört und dir nur zugehorcht zu haben. Aus diesem Grunde giebt es sehr viele, welche geschickte Leute beneiden; es findet sich aber Niemand, der gegen Ungeschickte Neid und Eifersucht hege. So werden würdige Leute unfehlbar von Zeitgenossen beneidet und werden zum Ziele für die Pfeile der Stichelreden der Missgünstigen gemacht.

Augen der Uebelgesinnten,
wenn sie auch ausgerissen würden,
werden doch im Blicke
Tugenden als Fehler vorstellen.

Wenn selbst an Buchstaben und Punkten irgend ein Mangel und Fehler, ein Versehen und Irrthum vorgekommen, oder wenn dir ein seltenes Wort entfallen ist: so machen sich jene daraus Bewegungsgründe zu bösen Gedanken und Veranlassungen zu Spott und Tadel und sind zu übeln Nachreden und Beschimpfungen fähig. Sie betrachten alles mit Verwerfung und Verachtung, und so we-

nig sie auch Ursache haben
mögen: so werden sie doch
irgend etwas Unthunliches
zum Vorwande machen.

Wenn du tausend Tugenden hast und nur einen einzigen Fehler,
so wird doch letzterer es seyn, der im Blicke nur wahrgenommen wird.

Die Leser sehen es nun vor Augen, dass im Chabertschen Latifi kein wahres Wort vom Original vorkommt, wie ich es hier getreulich übertragen habe. Man sieht es der jämmerlichen Fuscherey gleich an, dass das Original vom Anfange bis zu Ende nicht im geringsten verstanden worden. Wenn also der Hofdollmetscher nicht zu den Leuten gehörte, die, wie Latifi mit dem Araber sagt, nicht schwarz werden, das ist, die sich nicht mehr schämen, wie könnte er die Stirne haben, mit drey Zungen zu reden, bald von Uebersetzung des Wesentlichen, was er nicht zu unterscheiden weiss, bald von Nachahmung, die bey keinem Menschen auf Erden für Uebersetzung gilt, bald von Unrichtigkeit meiner Uebersetzung, wovon er kein Wort als unrichtig nachzuweisen vermag! Es ist gar ungereimt, wenn ein Stümper solche Sprache führt. Die Leser erinnern sich auch, dass er mehrmals von Grobtürkisch gesprochen hat, gleichsam als obs leicht sey, ob ich gleich bewiesen habe, dass er auch davon kein Wort versteht. Aber über diesen Punkt ist ihm bey Latifi wie bey andern gar die Maulsperre angekommen; denn Latifi schreibt die feinste Sprache, die es im Türkischen geben kann, wie man es schon den feinen Beobachtungen ansieht, welche er zum Gegenstande seines Vortrags machr, Da liegt aber gerade der Grund, warum Latifi und seines Gleichen tausend

Meilen hoch über den Horizont des Hofdollmetschers und des Professors weggehen. Beyde können weder die Begriffe seiner Ausdrücke und den Sinn seiner Gedanken fassen, noch weniger könuen sie sich in seine Construction finden, die überhaupt so vielen andern verborgen geblieben ist, welche sich bisher mit der türkischen Sprache abgegeben haben. Die Construction ist das Schwerste darin, die Sprache heisse grob oder fein.

Der Verrath, welchen man hier an Latifi begangen sieht, erinnert mich an einen ähnlichen, welchen Menage erzählt. Die Königin Marie von Medicis hatte den schweizer Abgesandten Audienz ertheilt und nachdem der Wortführer seine Anrede geendigt hatte: so fragte die Königin den Dollmetscher Melson um den Inhalt der Rede, um zu wissen, was sie zu antworten habe. Melson, der die Sprache der Schweizer selbst nicht verstand, hatte doch die eherne Stirne, zu antworten: Madame, diese Gesandten sagen, dass Ihre Majestät die grösste Fürstin sey, die schönste und liebenswürdigste, die es in Europa gebe, und so verbreitete er sich über ihr Lob. Einige, die bey der Audienz zugegen waren und die Sprache der Schweizer verstanden, äusserten, dass die Gesandten kein Wort gesagt hätten, was dem ähnlich sey. Der Dollmetscher aber gerieth darüber in Zorn und erwiederte: Oh, wenn sie es nicht gesagt haben, so haben sie es doch sagen sollen. So werden auch der Hr. Professor und der H. Hofdollmetscher sprechen. Ersterer hat würklich in seinen Vorbericht S. IX. erklärt, dass er sich beflissen habe, alles, so viel möglich, so auszudrücken, wie er glaubte, dass der Verfasser sich deutsch ausgedrückt haben würde. Von diesem Deutsch haben die Leser oben die Probe gelesen. *Petis de la Croix,* ehemaliger Hofdollmetscher in Paris, war

wenigstens bescheidener, indem er lieber ganz hängen blieb, als er die arabische Anrede eines Gesandten vou der afrikanischen Küste vor Ludwig XIV. zu übersetzen und zu erwiedern nicht vermogte. Arvieux, der es erzählt, musste ins Mittel treten, um den Dollmetscher zu spielen; denn er hatte als Consul oder Handelsagent lange in Aleppo gelebt und hatte sich durch den Umgang mit Arabern die lebendige Kenntniss der Sprache erworben. Jedes Land hat solche Dollmetscher-Geschichtchen anfzuweisen. Allein in Frankreich weiss man das Lächerliche besser zu beobachten und im Andenken zu erhalten. Leute dieser Art werden durch die Unkunde des grossen Haufens dreust gemacht, indem sie bey ihrem orientalischen Unfug und Betrug darauf rechnen, dass Niemand kommen werde, der sie zu übersehen im Stande sey. Desto grösser ist denn auch ihre Wuth, wenn sie sich erkannt und entdeckt finden.

162. Der Chabertsche Latifi ist mit vielerley falschen und kindischen Anmerkungen ausgestattet von mehreren Personen. Ein Theil dieser Noten ist mit dem Buchstaben M. gezeichnet. Ich äusserte also S. 251 Note 1 die Vermuthung, dass sie von Johannes v. Müller seyn möchten, der damals in Wien bey der kaiserlichen Bibliothek angestellt war, und musste ein Urtheil tadeln, was er über das scholastische Wissen der osmanschen Beamten hatte fällen wollen, ohne zu ahnden, dass im Original das gerade Gegentheil dessen geschrieben steht, was er im Chabertschen Latifi gefunden hatte. Nachdem also der Hofdollmetscher sich hinter letzterm versteckt hat, um seine gänzliche Unkunde der Spraehen zu bemänteln, unterm Schein, den Hr. v. Chabert zu vertheidigen: so hat er nun jene Gelegenheit ergriffen, auch seine eigene Noten zu retten, welche er zum Chabertschen Latifi selbst beygesteuert und zum Theil dem verstorbenen Müller eingegeben haben mag, und zugleich

unter Müllers Namen neue Beleidigungen gegen mich auszustossen, wie man gleich vernehmen wird.

Eben so wenig stehet es dem Hr. v. D. zu, den grossen Geschichtschreiber der Schweitz J. v. Müller, der mit einem einzigen Blicke tiefer in den Geist und das Wesen des Orients eingedrungen, als es Hr. v. D. gelungen wäre, und wenn er auch noch so lange in Pera gesessen hätte, seiner, der Uebersetzung des Latifi beygefügten Note, halber tadeln zu wollen.

a. Den Lesern muss ich zuförderst den Schlüssel hierzu geben. Man hatte in einigen Zeitungen geäussert, dass mein geraumer Auffenthalt in der Türkey meinen Schriften einen besondern Vorzug gewähre. Dies hat der Hofdollmetscher nicht hinunterwürgen können, ohne es hier im umgekehrten Sinne wieder herauswürgen zu wollen. So hat er in seinen sogenannten Recensionen vieles nur geschrieben, um das Lob in andern Zeitungen zu überschreyen, wogegen er, wenn irgend etwas gegen meine Meynung erinnert worden, es sogleich abgeschrieben oder seinen Beyfall darüber ausgerufen hat. Das alles gehört zu seinen Kniffen und Schlichen, worüber er sich im Herzen freuete, solange er sich schmeichelte, dass es ihm frey ausgehen und dass Niemand seine bösen Absichten merken werde.

b. Es geziemt sich nicht für mich, mich über dasjenige, was zur Kenntniss des Orients gehört, gegen einen Mann zu erklären, der in keiner einzigen Art der Kenntniss die Jahre der Mannbarkeit, geschweige der Mündigkeit, noch weniger des reifen Alters erreicht hat. So viel begreift jeder andere, dass Niemand schwimmen kann, der niemals im Wasser gewesen, und dass es Leute giebt, welche wie Enten geborne Schwimmer sind, während dass andere es im ganzen Leben nicht lernen, wenn sie gleich alle Tage ins Wasser gehen. Dies sollte der Hof-

dollmetscher schon längst an sich selbst erfahren haben; denn wenn das lange Sitzen an irgend einem Orte Geist, Kenntniss und Geschicklichkeit einflössen könnte: so hätte er ja lange genug in Wien gesessen, um von so vielen achtbaren Männern, die es daselbst giebt und ihm zu Mustern dienen sollten, richtig deutsch schreiben gelernt zu haben, während dass, seiner andern Sudeleyen nicht zu gedenken, schon die obstehende Periode so erbärmmlich zusammen gesetzt ist, dass die deutshhe Sprache sich derselben vor Eingebornen wie vor Fremden schämen muss. Ja wenn der längste Auffenthalt hinreichend wäre, mit dem Orient vertraut zu werdeu: so würde man nicht in der Türkey soviel Dollmetscher und Europäer sehen, welche nach funfzigjährigem Aufenthalte sich im Oriente noch nicht orientiren können. Der Hofdollmetscher meynt freylich, dass er durch den Guckkasten der Wiener Schule und Müller durch die Chroniken der Schweitzer in den Orient tief bis in die Länder der Finsterniss hineingeschaut habe. Er hat sich aber nur an den Ländern der Finsterniss versehen, wie alles beweiset, was hier von der ersten bis zur letzten Nummer geschrieben worden. Wie er selbst diese Länder angesehen, hat er bey No. 154 lit. *a*. gezeigt, wo er Selim'n nicht wie Alexandern vom Lebenswasser, was in der Finsterniss der Welt zu suchen seyn soll, sterben lassen wolte.

c. Was den guten Müller insbesondere betrifft, so ist es wieder des ungeschickten Schutzredners Schuld, dass er hier, wie oben Hr. v. Chabert, von Seiten erscheinen muss, die ihm keine Ehre machen. Es ist nur sonderbar, dass der Hofdollmetscher mir immer so plump in die Hände läuft, weil er niemals den Ausgang zu überlegen weiss. Durch meine Biographie Selims aus Latifi S. 249 — 256 wie durch die vorhergegangenen Nummern, welche von Latifi

reden, besonders durch die No. 161 habe ich es jedem Leser vor Augen gelegt, dass der wahre Latifi im Chabertschen Latifi gar nicht anzutreffen ist. Es folgt daraus von selbst, dass Müller seine Noten zu einem Text gemacht hat, der gar nicht aus dem Oriente gekommen, sondern nur allein in Chaberts Kopfe zu suchen ist. Es sind also Noten ohne Text. Jeder sieht, wie ungereimt dies sey. Es ist eine Ungereimtheit ohne Gleichen.

Wie konnte sich denn Müller wohl im Oriente umgesehen haben, da er sich nicht einmal in Wien umzusehen wusste, um die beyden Leute richtig beurtheilen zu können, die ihn so gewaltig hinters Licht geführt haben, um ihm etwas für Orientalisch zu geben, was nur Wienerisch oder vielmehr nur Chabertsch und Hammersch gewesen! Wie würde sich Müller vor sich selbst schämen, wenn er noch lebte und dies hören sollte!

Der Hofdollmetscher mag wohl noch auf der Schulbank gesessen haben, als Müller mich in Magdeburg besuchte bey seiner ersten Reise nach Berlin und Potsdam, wo er sich um eine Stelle in der Akademie oder sonst bewarb, was damals nicht gelingen wollte. Man findet darüber seinen Brief an mich in Gleims Briefwechsel, ob ich gleich nicht weiss, wie er dahin gerathen ist. Seitdem waren wir einander nicht fremd geworden, bis er in den letzten Jahren seines Aufenthalts zu Berlin einen regelmässigen Briefwechsel mit mir anknüpfte. Bey dieser Gelegenheit sprach er mir von seiner Posaune des heiligen Kriegs. Ich sagte ihm, dass man keinen heiligen Krieg führen könne, wenn man nichts heiliges im Herzen habe. Zugleich fragte ich ihn, wo er denn all das närrische Zeug hergenommen habe, was er Muhammeden in den Mund lege? Er antwortete ganz ehrlich, dass ein junger Freund in Wien ihm die Stellen übersetzt habe. Ein andermal schickte er mir eine

Abhandlung, welche er in der Berliner Akademie vorgelesen hatte über die Vereinigung der morgenländischen Zeitrechnung mit der biblischen, und verlangte darüber meine Meynung und Verbesserungen zu hören. Ich schrieb ihm, dass die Abhandlung nach meinem Urtheile keiner einzelnen Ausbesserungen fähig sey, sondern ganz umgeschmolzen werden müsse, theils weil er nicht ans den rechten Quellen geschöpft, theils weil er unrichtige Gesichtspunkte angenommen habe. Ueber beydes setzte ich meine Gründe hinzu. Nun war Müller ein herzensguter Mann, der nur studirte, um sich zu unterrichten. Er konnte also Verschiedenheit der Meynungen sehr wohl vertragen. Er erwiederte mir daher auf den ersten Punkt, dass er die Mangelhaftigkeit seiner Hülfsmittel sehr wohl fühle, als wozu ihm sein junger Freund zu Wien einige Beyträge gegeben habe, und dass er in Absicht des zweyten Punkts der Meynung sey, dass wir beyde, wenn gleich auf verschiedenen Wegen, demselben Ziele entgegen giengen. Ich liess die Sache dabey bewenden. Nach seinem Tode aber liess ich mir von seinem würdigen Bruder meine Briefe zurückgeben, weil ich sie nicht für den Druck geschrieben hatte. Die Leser sehen aus diesem Zusammenhang, dass der Hofdollmetscher gar sehr zu spät kömmt, mich Müllern kennen lehren zu wollen, und dass er unter dessen Namen hier nur seine eigene schlechte Sache zu führen beabsichtigt. Seine folgnnden Worte werden daher dem Leser deutlicher werden.

163 Johann v. Müller spricht ganz recht von dem scholastischen Wissen, womit in der Türkey nicht weniger Unfug getriebon wird als im übrigen Europa.

Es ist genug, was ich S. 251 Note 1 und oben bey No. 161 bewiesen habe, nicht bloss dass Latifi gerade das Gegentheil geschrieben, sondern dass auch

Müller Noten zu einem Text gemacht hat, der in der Welt nicht vorhanden ist. Mein Tadel also über Müllers Note ist der gerechteste gewesen, der jemals gedacht werden konnte, und musste zur Ehre Latifi's gesagt werden, weil er sich solche Ungereimtheit nicht hat in den Sinn kommen lassen. Mit dem Hofdollmetscher ist also darüber hier nichts zu verhandeln, zumal da er nicht einmal weiss, was scholastisches Wissen heisst und woher die Benennung kömmt. Er meynt so nach seiner Art, dass *scholasticus* von *Schola* kömmt, und glaubt daher, mit jenen Worten alles von sich abgeschüttelt zu haben, was ihm von seiner Schule gar zu sehr anklebt, ob es gleich leider! das Einzige ist, was er hat. Eben deshalb hat der Ausdruck, Abcschützen-Knaben, welchen ich aus Latifi übersetzt und in obgedachter Note erläutert habe, einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, dass er aus zwey fremden Sprachen ein Paar aufgeschnappte Worte, wie gewöhnlich am ganz unrechten Orte, zum Ausruf hinstellt, *hear him!* und *o che gusto!* Der Mann hat nicht gesehen, dass er dadurch die Blicke der Verachtung nur auf sich selbst gezogen, während dass er sie von sich abzulenken gedachte. Ueber Geschmack ist No. 160 das Nöthige vorgekommen.

164. So endigt die Abcschützerey über Latifi's Biographie, die von No. 152 bis 162 in Frage gewesen und uns so viel neue Proben von der niedrigen Stnfe gegeben hat, worauf der Hofdollmetscher im Persischen und in andern Sprachen und im Beurtheilen stehn geblieben ist. Es ist noch die Uebersezzung übrig, welche ich von Hassans Nachrichten über Selim I. geliefert habe. In der Jenaer Zeitung sagte er davon bey No. 49, dass die Schrift das Drucks nicht werth gewesen. Das war recht Wasser auf seine Mühle, denn sie gehört zu den histo-

rischen Schriften, die mit Gelde nicht zu bezahlen sind. In der Wiener Zeitung hingegen schreibt er: Die andern Nachrichten über Sultan Selim sind aus einer sehr geschätzten und bis jetzt wenig gekannten Geschichte dieses Kaisers gezogen, aus der gewiss weit interessantere Ausbeute zu erwarten gewesen wäre, wenn es H. v. D. gefallen hätte, etwas anders als Träume und Erscheinungen, an die er fast zu glauben scheint, übersetzen zu wollen. Inwiefern aber diese Träume würklich orientalisch sind, können wir aus Mangel der Urschrift nicht beurtheilen.

a. Wo Einfalt und Bosheit sich zusammengesellen, da muss alles Kopf oben Kopf unten gehen. Ich muss also wieder ins Klare setzen, was der Mann nicht verstanden hat und was er hat böslich entstellen wollen. Ich habe vom Verfasser meiner Handschrift und von deren Inhalt aus dem Büchlein selbst S. 256 Nachricht gegeben. Jeder kann daraus ersehen, dass sie eine für sich bestehende Schrift ist und aus keinem andern Buche ausgeschrieben worden. Das letztere ist also wieder vom Gegner erdichtet. Es schmerzt ihn das Lob, was ich der Schrift gegeben, und der Beyfall, welchen sie bey Verständigen gefunden hat. Er weiss auch kein Werk zu nennen, woraus Hassan seine Schrift entlehnt haben sollte, welches sich auch durch den Urheber selbst als ungereimt und erlogen ankündigt, weil er als handelnde Person und als Vertrauter des Kaisers nur von Dingen redet, welche er selbst gesehen, gehört und gethan hat, und daher alles in seinen Namen erzählt. Der Hofdollmetscher hat aber von mir gehört S. 257, dass es in Oxford und Paris zwey Handschriften von verschiedenen Verfassern unterm Titel der Geschichte Selims giebt. Weil ich aber beyde Schriften nicht kenne und vermuthlich Niemand so-

bald sie nachsehen wird: so glaubt er, ungestraft von einer Geschichte Selims etwas vorgaukeln zu können, woraus die meinige entlehnt seyn soll. Ja er nennt die Geschichte, ohne ein Wort davon zu wissen, sehr geschätzt, um hinter dieser Redensart seine Uebekanntschaft mit der Schrift zu verbergen. Nur zuletzt muss er gestehen, dass er der Urschrift ermangele. Dies nennt er denn osmansche Litteratur und meynt, dass seine Eule ein Falk sey, hoffend, dass die Zeitungsleser den Unterschied zwischen Vögeln der Finsterniss und des Tages nicht machen werden.

b. Wenn der Mann sich Erfahrungs-Kenntnisse von Büchern erworben hätte: so würde er wenigstens seine Unwahrheiten ganz anders einfädeln müssen, um sich nicht immer selbst aufs Maul zu schlagen. Die Sache ist, dass es wie unter Europäern so auch unter Morgenländern viele kleine Geschichten über einzelne Begebenheiten oder Personen giebt, herausgegeben von Männern, welche die Begebenheiten und Personen in der Nähe gesehen oder erstere mit haben ausführen helfen. Ich habe solche Schriften mit Vorliebe aufgesucht, weil sie Geschichten enthalten, die der Wahrheit am nächsten kommen. Von dieser Art ist Hassans Schrift. Die sogenannten Historiographen hingegen, die hinterm prunkvollen Styl gewöhnlich nur ihre Leerheit verbergen, wissen sich ihre Arbeit dadurch zu erleichtern, dass sie die kleinen Schriften anderer in ihre grössern Werke übertragen, es sey, dass sie den Inhalt derselben wörtlich beybehalten oder Styl und Sachen nach ihrer Art ändern, wenn ihnen ersterer zu einfach und letztere zu frey geschrieben zu seyn scheinen. So ist es möglich, dass Hassans Schrift sich in irgend einem grössern Geschichtswerke verändert oder unverändert wiederfinde, wie dies auch mit den wesentlichen Betrachtungen, welche ich von

Resmi Achmed Efendi habe drucken lassen, der Fall seyn kann. Niemand aber, der bey Sinnen ist und den Gang der Sachen kennt, wird in solchem Fall glauben oder sagen, dass die erwähnten kleinen Schriften aus den grössern Geschichtswerken, worin man sie eingeflickt, entlehnt worden. Es ist damit eben so bewandt, als wenn jemand sagen wollte, dass Kjatibi Rumi, der im B. II. mit seiner Reisebeschreibung unter No. V. vorgekommen ist, die Erzählung von seinen Seeschlachten aus Hadschi Kalfa gezogen habe, der sie im Gegentheil nach Art der Historiographen aus der Reisebeschreibung des Kjatibi Rumi abgeschrieben und seiner Geschichte des osmanschen Seewesens einverleibt hat, wie von mir in der Einleitung nachgewiesen worden. Da haben wir also einen neuen Beytrag zu den litterarischen Unwahrheiten, welche bey No. 59. lit. *a* bis *c.* 61. 75. lit. *a* bis *f.* 107. 117. lit. *a* bis *e.* 120. lit. *a* bis *h.* 132. 135 lit. *g.* 139. 140. lit, *a* bis *c.* 141. 142. lit. *a* und *b.* 143. lit. *a* bis *c.* 144. lit. *a* bis *d.* 145. und bey No. 149. gerügt worden. Und das nennt der Mann seine Litteratur-Kenntniss, nur um den Orient zu entehren und unkundige Leser zu hintergehen; denn wer ihm darin nachsprechen wollte, würde von ihm wie von Irrwischen nur in Sümpfe geführt werden. Das sind die Folgen, wenn Leute ohne Kenntniss und Beurtheilung überall mitsprechen wollen. *L'homme mediocre a tout entendu dire; il a tout vü par tout. Il n'entend pas ce qui est fin, ne sent point ce qui ett delicat et ne goute pas ce qui est spirituel.*

c. Wenn er sagt, dass Hassans Schrift nur Träume und Erscheinungen enthält: so verräth er nur wieder, dass Lügen bey ihm über alles gehen. Das Schriftchen fasst zwey und zwanzig Blätter in sich und die darin vorkommenden Träume mit der Geistes Erscheinung nehmen davon nur viertehalb Blätter ein. Also giebt er hier den siebenten Theil für das

Ganze aus, nur um alles zu verschreyen. Der Mann scheint für die Bosheit recht geboren zu seyn und die Litteratur-Zeitungen können es noch weit mit ihm bringen, wenn sie fortfahren, sich zu seiner Verderbtheit missbrauchen zu lassen. Kein Verständiger aber wird bey Hassan die Erzählungen von Träumen und von der Geistes-Erscheinung entbehren wollen, zumal da sie die ersten sind, welche man von einem Muhammedaner hört. Man lieset Träume und Geister-Erscheinungen bey Plutarch, Cicero und bey andern Klassikern; man erzählt sich von Friedrich II. einen Traum, der auf sein Betragen gegen gewisse Personen grossen Einfluss gehabt; es hat bis auf diesen Tag nicht an schätzbaren Männern gefehlt, die über Träume und Geister-Erscheinungen unterrichtende Bücher geschrieben haben, Swedenborgs nicht zu gedenken, der vierzig Jahre lang zum Umgange mit Geistern Zutritt hatte. Das sind aber alles verborgene Dinge für den Neuling von gestern, der nichts lernen will. Es ärgert ihm nur, zu hören, dass es Leute gegeben, welche mit mehr Zusammenhang zu trämen gewusst als er wachend nicht zu denken vermag, und dass andere dazu gelangt sind, fremde Geister zu sehen, während dass er von seinem eigenen Geiste noch keine Spuren wahrgenommen hat.

d. So wenig er aber von dem allen begriffen hat: so sehen wir ihn doch immer seiner Unwissenheit vorauseilen. Einmal spricht er von orientalischen Träumen, zum Zeichen, dass er schon eine Eintheilung der Tränme nach den vier Weltgegenden im Sinne hat, wenn nicht gar nach den fünf Welttheilen, worüber schon bey No. 29. etwas zu bemerken gewesen. Ein andermal wird er auch wohl von morgenländischen und abendländischen, von südlichen und nördlichen S c h l ä f e n reden, sobald er nur vom Schlafe wird sprechen hören, indem er sich selbst

niemals unbezeugt lässt, wenn man ihm irgend ein Knöchlein hinwirft. Er weiss von allem Bescheid. Bey dem allen aber wird er nach den hunderten von Lectionen, welche ich ihm hier gegeben, im Herzen sehr zufrieden seyn, dass von Hassans Schrift nicht der Originaltext mit abgedruckt worden, als welcher ihn nur verleitet haben würde, sein unermessliches Sprach-Sünden-Register noch unermesslicher zu machen. Zweytens wenn er meynt, dass ich an Träume und Erscheinungen fast zu glauben scheine: so ist er wieder so unglücklich gewesen, kein Deutsch zu verstehen; denn für solche Kundleute, deren einer er ist, hatte ich ja schon in der Note 1 S. 276 das Nöthige bevorwortet. Um indessen mit andern Worten noch deutscher zu sprechen, so erkläre ich, dass ich an die Versicherungen aller derer historisch glaube, welche mir durch ihre Reden keinen Zweifel erregen noch sonst Verdacht erwecken, dass sie zu den Betrügern oder zu den Betrogenen gehören; denn wie streng ich es mit der Wahrheit nehme, können die vorhergehenden 163 Nummern wie die folgenden beweisen, als deren einziger Gegenstand ist, Betrug und Falschheit, Unwissenheit und Dummheit zu bekämpfen und zwar aus Gründen, die überall nachgewiesen worden. Kurz aus dem ganzen Oriente, für welchen der Hofdollmetscher so sehr verunglückt ist, weiss ich ihm nichts besseres zu empfehlen als den anhaltenden Gebrauch des Absods von Zugewächslein nach dem Recepte des arabischen Arztes Razi, um seine Galle und böses Wesen zu reinigen. S. Buch des Kabus S. 364 Note 2.

165. Es folgt nun XIII. das Gedicht von den Stufen des menschlichen Alters. S. 303—307. Vier Wochen früher in der Jenaer Zeitung hatte er dies Gedichtchen mit seinen Gallen-Ergiessungen verschont, weil er sich noch auf nichts besonnen oder

noch kein Gehülfe ihm die Bolzen gedrehet hatte, um sie zu verschiessen. Hier spricht er also:

> Einige darunter (uuter den Alters Stufen) sind treffend geschildert, der Reim schadet den übrigen.

Ist irgend ein Leser wohl vermögend, sich vorzustellen, wie der Reim den Stufen des Alters schaden könne? Es ist genug, darauf gewiesen zu haben, indem es schon mehr als zu bekannt ist, dass der Mann in der Muttersprache seine Stärke nicht besitzt. Wie gewöhnlich bleibt er auch die Erklärung schuldig, wie er es gemeynt habe. Das weiss er freylich selber nicht. Einige Leser möchten sich vielleicht wundern, ihn hier gegen den Reim anlaufen zu sehen, für welchen er eine so zärtliche Liebe hegt, dass selbst der deutsche Kuran seiner Reimerey nicht hat entgehen können. Allein das ist nur von der deutschen Reimerey zn verstehen. Mit andern Sprachen stehts bey ihm anders. Eigentlich will er durch jene Aeusserung nur zu verstehen geben, dass er auch von letztern etwas wisse Es wird sich aber dadurch Niemand täuschen lassen, da ich oft genug bewiesen, dass er die Reime nicht herausfinden kann, wie bey No. 39. lit. *e*. No. 43. lit. *d*. No. 52. lit. *b*. No. 70. und anderwärts vorgekommen, oder dass er nicht zu construiren weiss und daher aus einem Vers in den andern hineinbuchstabiren will, wie bey No. 157. und öfter von mir gezeigt ist, oder dass er die Reimworte, weil er die Begriffe davon nicht inne hat, zerreisst und aus einem Worte zweye macht, wie wir noch zuletzt bey No. 155. gesehen haben. So sind auch im vorhabenden Gedicht die Reimworte sehr gut gewählt und jeder Reim steht an seiner rechten Stelle. Allein die Sache ist, dass, wie der Hofdollmetscher ohne meine Uebersetzung aus dem ganzen Gedichte nicht klug geworden seyn würde, er trotz meiner Uebersetzung

noch im Buchstabiren, Construiren und Wortverständniss hängen geblieben ist, wovon er uns auch gleich eine Probe geben wird. Kurz, zu sprechen, dass der Reim den Stufen des Alters schade, ist eben so viel als zu sagen, dass der Müller deshalb zum Mehldiebe geworden, weil der Bauer die Theorie des Ackerbaues nicht verstanden habe. Möchte er sich doch lieber versehen haben, dass der deutsche Reim seinem Verstande schädlich geworden ist!

166. Die Probe, welche er von seiner Böserung des Textes geben will, denn bösern heisst bey ihm bessern, diese Probe, sage ich, besteht darin, dass er schreibt:

> Wir finden in der Uebersetzung des sechsten Distichons, dass der Mensch in seinem vierzigsten Jahre einem Teiche gleiche, dem er hat seine Ente nehmen lassen. In einer Note wird gesagt, der Teich stelle das Gemüth vor und die Ente die Leidenschaft. Nichts von allem dem im Texte; er lautet: wenn der Mensch seine volle vierzig erstiegen, verwandelt er sich in ein scheues (*orkük* nicht *ördek*, Ente) faules (*aldürmisch*) schweres Ross. Man muss *kewel* nicht *göl* lesen.

Man hat längst die Bemerkung gemacht, dass es keiner Geschicklichkeit bedürfe, um Fehler im Werke eines dritten wahrzunehmen, dass man aber viel Geschicklichkeit haben müsse, um die Schönheiten des Werks zu empfinden. Das letzte hat sich am Hofdollmetscher aufs vollkommenste bestätigt, indem er von allen den Schriften, welche ich von Morgenländern bekannt gemacht habe, keine einzige Schönheit hat hervorzuheben gewusst, er hat sie vielmehr alle verschrien, um sie nach seiner eignen Niedrigkeit abzuwägen (zu nivelliren). Då es ihm aber in Absicht des ersten Punkts nicht gelungen ist, in den

bisherigen vier Recensionen (wovon das halbe Duzzend seitdem schon voll geworden ist) einen Fehler auszuspähen: so hat er das Unglück, sich immer selbst zu recensiren, um seine entsetzliche Unwissenheit durch Scholien zu erklären. Er spielt dabey freylich immer den diensthuenden Dollmetscher; denn wie er von seinen Vorgesetzten, wenn er ihnen etwas übersetzt, leider! nicht befragt werden kann, womit er die Richtigkeit seiner Uebersetzung beweise, indem sie es sich daran genügen lassen müssen, von ihm zu hören, dass es so im Texte stehe: so hat er bisher wie gegenwärtig uns übrigen auch so Innungsmässig behandelt, dass er bey allen seinen Kritteleyen statt aller Beweise weiter nichts gesprochen hat, als dass es so und so im Texte stehe. Er will aus seiner Innungs-Höhle gleichsam nur Orakel reden Wie es mir indessen gar leicht geworden, diese verfehlten Orakelchen durch Beweise zu Schanden zu machen: so werden folgende Bemerkungen hier denselben Dienst leisten.

a. Alle Völker haben zu allen Zeiten darin übereingestimmt, dass die Periode des Menschen vom vierzigsten bis zum funfzigsten Jahre seine beste Lebenszeit sey, wo die Wildheit der Leidenschaften gedämpft worden, die Kräfte des Geistes zur Reife gekommen sind und die Thätigkeit am grössten ist. Man sagt daher im Deutschen: wer im vierzigsten Jahre nicht zu Verstande gekommen ist, gelangt niemals dazu; wer im vierzigsten sein Glück nicht gemacht hat, wird es niemals finden u. s. w. Ohne also in die Sprache jenes Originals einzugehen, kann jeder Verständige schon von selbst einsehen, dass es nichts als Verrücktheit ist, den Menschen im vierzigsten Jahre in ein scheues, faules, schweres Ross verwandeln zu lassen. Man sollte sagen, dass der Hofdollmetscher, ohne es zu wissen, die bitterste Satyre auf sich selbst gemacht habe.

b. Es ist für einen sogenannten Orientalisten das grösste Unglück, einen mit grosser Schrift (nicht mit Diamanten, S. No. 135. lit. *g*.) regelmässig gedruckten Text nicht lesen zu können. Handschriften müssen ihm denn wie Hieroglyphen vorkommen, wozu kein Alphabet ihm den Schlüssel geben kann. Um den Lesern zuförderst den Text vor Augen zu stellen, lasse ich ihn in lateinischen Buchstaben mit untergesetzter buchstäblichen Uebersetzung folgen;

Kyrkinda temam jaschina tschikar
In seinem vierzigsten reifes sein Alter er ersteigt,
ördeghingh- aldürmisch ghöle
seine Ente (woraus) hat nehmen lassen dem Teiche
dönerimisch
er gleicht.

Zur Erläuterung des Sinnes bemerke ich, dass an der Schilderung der dreyzehn Alterstufen das Merkwürdigste dieses ist, dass der Dichter den Menschen von fünften bis zum funfzigsten Jahre durch sieben Stufen des Gemüths und Verstandes führet, wo er ihn damit Stillstand machen lässt, während dass er ihn vom funfzigsten bis zum hundertsten Jahre dnrch sechs Stufen der Abnahme der Leibeskräfte gehen lässt. Schon diese Vorstellung im Grossen verräth den scharfsinnigsten Beobachter des Menschen. In diesem Sinne erscheint nun der Mensch am schlimmsten im Jahrzehend von zwanzig bis dreyssig, wo er einem fliessenden trüben Strohme ähnlich ist, ob der Leidenschaften, die ihn jagen und beflecken. Im folgenden Jahrzehend aber von dreyssig bis vierzig fängt er an, in sich zu gehen, blutige Thränen vergiessend und über die zarte Jugend seufzend, die nun verloren ist. Im letzten Jahrzehend des Gemüths und Verstandes von vierzig bis funfzig gelangt der Mensch zur ganzen Reife, von Leidenschaften abgekühlt, gleichend dem Teiche, woraus er seine Ente hat neh-

men lassen, welche zuvor darin plätscherte wie die Leidenschaft im Gemüthe. Aus diesem Zusammenhange kann jeder verständige von selbst abnehmen, dass der Dichter im letzten Jahrzehend des Verstandes den Menschen nicht verschlimmern lassen wollte noch konnte, nachdem er ihn in der vorhergegangenen Decade von dreyssig bis vierzig erst hatte auf den Weg der Besserung zurückkehren lassen, zumal da er jene Periode ausdrücklich mit den Worten vortheilhaft bezeichnet, dass der Mensch im vierzigsten sein reifes Alter ersteige.

e. Kjewel, wie der ungeübte Gegner anstatt *ghöl* lesen will, bedeutet ein widerspänstiges und nicht zugerittenes Pferd. Meninski IV. p. 164. Dies würde das ganz entgegengesetzte Bild dessen seyn, was der Dichter von der letzten Verstands Periode geben will. Er hatte ja den Menschen im zwanzigsten bis zum dreyssigsten Jahre als widerspänstig und ungezähmt vorgestellt; im dreyssigsten bis zum vierzigsten Jahre bildet er ihn als geschmeidig und gefällig gegen Jedermann ab, indem er ihn grüssend umhergehen lässt, um dadurch seine Abhängigkeit von andern Menschen zu erkennen zu geben, wie ich das alles schon in meinen Anmerkungen S. 306—307 erläutert habe. Wie vielmehr mussten also diese guten Eigenschaften der vorhergegangenen Periode im reifen Alter von vierzig bis funfzig zur Vollkommenheit kommen! Man würde gar nicht errathen können, wie das *equus refractarius et indoctus* des Meninski hier so ungeheuer figuriren solle, wenn man nicht spürte, dass der Hofdollmetscher, taub und blind gegen den Sinn der Morgenländer, solche Bedeutung nur gewählt, weil er sich darin abgespiegelt gefunden hat; denn mit ihm haben die Stufen des Alters einen ganz andern Gang genommen, als der Dichter sie schildert. Mancher greiset, ehe er weiset. Ja wenn er denn

gar mein Deutsch,' er gleicht, aus Kitzel zur Böserung in, er verwandelt sich in ein scheues, faules, schweres Ross, umsetzen will: so glaubt man in die Zeiten der Hexerey und Zauberey zurückgefallen zu seyn, wo es etwas geringes war, Menschen in Wölfe, Bären, Pferde und in andere Biester verwandeln zu sehen. Die Unkunde des Deutschen wie aller Sprachen rächt sich an dem Mann bey jedem Federzuge, welchen er aufs Papier setzt; denn *litera scripta manet* und früh oder spät finden sich immer Leute, welche den Mann aus seiner Rede als aus seinem Bilde zu richten wissen.

d. Eben so schlecht steht es mit dem Lesen des Textes. Wer nur recht lesen kann, muss ja sehen dass im Original nicht steht اوركك *orkük*, sondern dass zwischen dem *r* nnd *k* (*hjef*) ein *d* (*dal*) gesetzt ist, nämlich اوردكك *ördeghing. Oerdekj* heisst Ente, Meninski I. p. 366 und das *saghirnun* am Ende ist mit *nun* veswechselt Meninski IV. p. 1. Es wird *ingh* oder *in* gelesen und ist das Pronomen-Possessivum sein, also seine Ente. Leser, welche von den Sprachen des Orients nichts wissen, werden sich nimmermehr vorgestellt haben, dass es bey der Orientalisterrey gewisser Leute so kindisch hergehen könne, dass man sie erst lesen und decliniren lehren sollte. Es ist aber gut, dass die Leser es doch mit eigenen Augen sehen.

e. Aldürmisch الدرمش hat, seitdem die türkische Sprache steht, nimmetmehr faul und schwer geheissen. Es ist ja das Perfect. praet. von *aldürmak*, sich nehmen lassen. Es ist zugleich das Part. Passivum, *correptus*, weggenommen, welches bey Meninski I. p. 279 gross genug zu lesen ist. Es scheint, dass *correptus* in des Hofdollmetschers Latein (S. No. 120 lit. *a.* bis *h.*) faul und schwer heissen soll! Was die übrigen Wörter betrifft, so hat كول *ghöl*

die Bedeutung von Teich Meninski IV. p. 164 und دونمك *dönmek* bedeutet zurückkehren, verändert werden Men. II. p. 783. Zu etwas zurückkehren oder verändert werden, wie hier zum Teiche, hat den figürlichen Sinn, einer Sache gleichen oder ähnlich werden. Da dies nicht bey Meninski steht, aber sehr häufig vorkommt: so mag es sich der Hofdollmetscher seiner Orientalisterey zu Gunsten notiren.

167. Endlich kommen wir zum letzten Aufsatz XIV. einem Gedicht von Kjemal Pascha Zadé, was ist der Mensch! S. 308 — 314.

Der Hofdollmetscher wiederholt hier aus Geistesarmuth zum fünftenmal, dass dies kein Gedicht, sondern bloss gewöhnliche nicht einmal volltönende Prose sey.

Die Leser haben bey No. 165 von demselben Manne, der gleich dem Proteus alle Augenblicke seine Gestalt und Sprache verändert, gehört, dass ihm beym vorhergegangenen Gedichte die Reime im Wege standen. Beym gegenwärtigen Gedichte aber hat er, seines Worts nicht gedächtig, wieder zu tadeln, dass es keine Reime hat. Wie lächerlich! Für den Dichter wie für uns übrigen ist es eine ganz gleichgültige Sache, dass der Mann Prose und Poesie nicht unterscheiden kann. Dass er von beyden keinen Begriff hat, zeigt gleich sein läppischer Ausdruck von volltönender Prose, gleichsam als ob es eine achtel- viertel- und halbtönende Prose gebe. Er fühlt nicht einmal das Ungereimte, was darin liegt, für Prose etwas ansehen zu wollen, was vom Verfasser und von dessen Nation für ein Gedicht gegeben worden. Er fühlt nicht, wie erbärmlich es ist, fünfmal an der Form des Aufsatzes zu krabeln, während dass er vom grossen Inhalte desselben kein Wort versteht und kein verständiges Wort zu sagen weiss. Es ist von der schwersten Wissenschaft die

Rede, deren blosser Name, Selbsterkenntniss, ihm bisher in seiner eigenen Muttersprache unbekannt geblieben war. S. No. 94. Ich habe zwar schon viermal bey No. 54 55 56 und 67 lit, *a*, bis *d*, den Mann beschämt, Er würde es aber wieder unrecht auslegen, wenn ich ihm nicht zum fünftenmal in seinem Irrsale folgte. Indem er sich auf die Fundgruben bezieht, worin er alle seine Schlacken auskramt: so setzt er hinzu:

> das wäre freylich eine ganz neue Art von Poesie, die weder Reim noch Sylbenmaass hat.

Das solls ja eben seyn! Wie der Mann so ganz und gar unwissend ist! Dichtkunst ist ja weit älter als er und nach der Dichtkunst ist es seit Jahrtausenden ausgemacht, dass Reim und Sylbenmaass nicht zum Wesen eines Gedichts erfordert werden. Ich habe dies bey obgedachten Nummern mit Beyspielen erläutert. Man ist in Deutschland noch weiter gegangen, indem man gesagt, dass es prosaische Verse gebe, wie poetische Prose. Wer kann nun dafür, dass er nicht weiss, was prosaisch und poetisch heisst. Für seine eigene vermeynte Prose und Poesie sollte er billig einen eigenen Namen anfsuchen, weil sie im hergebrachten Sinne keins von beyden ist. Es fehlt ihm an Sprachkunde und Gedanken, so dass er nicht einmal recht zu interpunktiren weiss. Kjatibi Rumi hat B. II. S. 240 von einem ungebundenen Verse gesprochen, welchen er hinterher zum Ringelreim eines Gedichts machte. Also war ihm der ungebundene Vers doch schon Vers, ehe er ein Gedicht darauf reimte. Was kann aber ein unbelesener Mann davon wissen!

168. Der Mann verfällt gar in die heilloseste Raserey, zu schreiben:

> Dennoch nahm Hr. v. D. von dieser wohlgemeyneten Zurechtweisung (er meynt seine Schmähungen in den Fundgruben) keine Notiz,

sondern zieht mit diesem aus arabischen Sentenzen und türkischen Einschiebseln zusammengeflickten prosaischen Lappen abermals als ein (sprich einem) Gedicht auf, was doch würklich verstockt in den heiligen Geist sündigen heisst.

Er bestätigt an seiner Person, dass Verläumder den Teufel auf der Zunge haben. Die Sünde gegen den heiligen Geist ist nach der Bibel eine boshafte Lästerung und Verfolgung der göttlichen Wahrheit oder eine Verwerfung aller Gnadenmittel zur Seeligkeit. Nun sehe man, was dieser Mann ohne Religion und Gewissen, ohne Wissenschaft und ohne Nachdenken daraus macht! Er stellt sich selbst als den heiligen Geist dar, auf dessen Stimme ich nicht hätte hören wollen! An dem Manne kann mich nichts befremden. Aber soviel bleibt doch befremdlich, dass solche Raserey in der Wiener Zeitung hat gedruckt werden dürfen.

Ausserdem haben wir öfter gehört, wie sehr er sich selbst gefallen hat, wenn er von Grobtürkisch hat reden können, weil nichts oder wenig Arabisches und Persisches eingemischt ist. Hier haben wir nun einen Aufsatz, worin viel Arabisches vorkommt. Da ist es nun wieder ein Lappen aus arabischen Sentenzen und türkischen Einschiebseln zusammengeflickt. Er fühlt nicht, wie aller Schimpf von solchen dummen Zweyzüngigkeiten auf ihn selbst zurückfällt. Er sollte als unwürdig die Augen nicht aufschlagen vor Kjemal Pascha Zadé, einem der geistvollsten Männer, die es je gegeben hat. Aber dass kümmert ihn nicht, denn er kann nicht mehr schwärzer werden als er ist. S. No. 161. So gehts, wenn jemand von Dingen sprechen will, wovon er nichts versteht! Schon Boileau hat dem Mann seinen Bescheid gegeben, wenn er sagt:

un poëme excellent, où tout marche et se suit,
jamais d'un Ecolier ne fut l'apprentissage.

169. Zuletzt will er noch neue Proben von seiner Unwissenheit im Türkischen geben, indem er spricht:

> Wir wünschen also (schreibe dem) Hrn. v. D. zu seiner neuen Entdeckung von Gedichte ohne Reim und Sylbenmaass und poetischen Gehalt Glück und erinnern ihn nur noch, dass er folgende Stellen falsch verstanden habe.

Das Neue, was freylich nur für ihn neu ist, wie er eben von Boileau gehört hat, das Neue, sage ich, ist es eben, was ihm so viele Enten in seinen Teich gesetzt hat trotz seiner Jahre. S. No. 166. Wir wollen seine Fälschungen hören:

> Gleich in der zweyten Zeile soll es *pestlik* Erniedrigung, nicht *beslik* heissen, welches gar kein türkisches Wort ist. Der Reim mit *mestlük* und *süstlik* hätte den Uebersetzer leicht auf diesen Schreibfehler führen können. Wenn es Auferziehung heissen sollte, müsste *beslemeklük*, nicht *beslik*, stehen, welches nicht üblich ist.

Ich muss hier wieder mit ihm die Schule durchgehen, da er kein einziges Wort zu überlegen weiss, ehe er es über die Zunge bringt.

a. *Pestlik* heisst Niedrigkeit, nicht Erniedrigung, zwey Worte, die in allen Sprachen ganz verschiedene Begriffe haben. Man setze aber das eine oder das andere: so kann nur ein Mann ohne allen Verstand es in den Anfang des Gedichts einschieben wollen, um den Zustand der Kindheit zu bezeichnen. Des Dichters Absicht ist nämlich, zu zeigen, dass der Mensch durch alle Stufen seines Alters und in allen Zuständen und Verhältnfssen seines Lebens ein niedriges und elendes Wesen ist und bleibt. Eben deshalb endigt er das Gedicht mit den Worten, dass des Menschen Schwächen und Hülflosig-

keiten nicht mit Zungen ausgesprochen werden können, gerade wie der holländische Dichter Cunow von den Menschen schreibt.

Ihr elenden armen Würmer, die ihr Molch und Maulwurf gleicht.

Von diesem grossen Sinn, der in meiner Uebersezzung vor jedem offen liegt, hat der Hofdollmetscher nicht eine Sylbe begriffen.

Wie kann er aber ausserdem den Stand des Kindes von seiner Geburt an bis zur Mannbarkeit Erniedrigung nennen, ohne seine Unwissenheit in der eigenen Muttersprache zu verrathen! Erniedrigung heisst die freywillige Handlung. wo man sich niedrig macht oder sich seiner Würde begiebt. Wie ist an solche Handlung der Weisheit und Tugend bey neugebornen Kindern bis zur Mannbarkeit zu gedenken, da der Gegner es im Schwabenalter noch nicht gelernt hat! Ja wenn Erniedrigung von unverständigen Kindern gesagt werden könnte: so würde sie Erhöhung zum Gegensatz haben, gleichsam als ob im folgenden Lebensalter des Kindes von Erhöhung die Rede seyn werde. Der Dichter aber will gerade das Widerspiel lehren.

b. Dass *beslük* Auferziehung von *beslemek* auferziehen für ihn kein türkisches Wort sey, habe ich vorhergewusst. Viele tausend andere türkische Worte sind ihm gleicherweise unbekannt, weil er sie nicht im Meninski findet, der ihm beym Nachschlagen erst jede Bekanntschaft mit Worten verschaffen soll. Er muss aber die Worte lernen, wie ich sie ihm vorübersetze; denn ich bin nicht von der Innung, welche es sich herausnimmt, aus Jagdvögeln Löwen und Tiger, aus Wachtthürmen Kälber, aus Falken menschliche Glieder, aus Enten scheue Pferde, aus Diamanten grosse Buchstaben und dergleichen Tollheiten mehr zu machen. Wenn er aber von mir nichts lernen will; so muss er sich von den

Bedeutungen der Wörter aus dem Umgange mit der Nation oder aus ihren Schriften unterrichten, ehe er mitsprechen will. Wenn er nur die geringste Ueberlegung hätte: so würde ihn ja nicht bloss die obgedachte Ableitung des Worts, sondern auch der ganze Zusammenhang, worin es mit andern Antithesen gebraucht worden, gelehrt haben, dass *beslük* schlechterdings Auferziehung heissen müsse. Die alte Logik lehrte ja schon: *Contraria juxta se posita magis elucescunt*. Aber der Mann weiss gar nicht, wo ihm der Kopf steht, indem er nicht einmal den Widerspruch fühlt, welchen er in demselben Othem begeht; denn erst sagt er, dess das Wort gar kein türkisches Wort sey, und dann spricht er wieder, dass es nicht üblich sey, welches doch zwey ganz verschiedene Dinge sind. Und das letztere schreibt er wieder im Angesicht des Dichters, eines grossen Mannes, der, indem er das Wort gebraucht, eben dadurch beweiset, dass das Wort üblich sey. Würklich ein Unfug, wie der Hofdollmetscher mit Worten verübt, ist noch niemals getrieben worden!

c. Dass *beslemeklük* ebenfalls Auferziehung heisse, wie er sagt, versteht sich von selbst, weil es der Infinitiv mit der angehängten Substantiv-Sylbe *lük* ist, wie im Deutschen das Auferziehen. Ich habe ihm aber schon zehnmal bewiesen, dass er Grobtürkisch nicht versteht, so oft er darob hat grünzen wollen. Hier bezeugt er nun wieder sich selbst. Denn es sind die türkischen Bauern, welche die Infinitive als Substantive gebrauchen, wie es die Bauern und gemeinen Leute in allen Ländern zu thun gewohnt sind. Wie kann sich also der Mann unterstehen, zu fordern, dass Kjemal Pascha Zadé sprechen und schreiben solle wie ein Bauer, er, der als Kaziaskjer und zuletzt als Mufti auf dem ersten Posten des Reichs stand, der in seinen Schriften selbst Worte ausprägte, welche der Sprache fehlen, und

von dem die Zeitgenossen urtheilten, dass ein so tiefgelehrter Mann und einzigartiger Weise nie erschienen sey und nicht erscheinen werde. S. 309. Ein solcher Mann soll wie ein Bauer sprechen! Wie doch der Hofdollmetscher jeden zu sich herabziehen will, der ihm begegnet, wäre es auch der Erste seines Zeitalters.

d. Ich darf die Ungereimtheit nicht übergehen, dass er jetzt im Gedichte Reime suchen will, nachdem er sich fünfmal heiser darüber geschrien hat, dass es keine Reime, ja nicht einmal volltönende Prose habe. Ich habe von Anfang gesagt, dass es ein Gedicht ohne Reim und Sylbenmaass sey. Er aber will nun die im zweyten und dritten Verse vorkommenden Wörter *mestlük* und *süstlük* für Reime geben, wovon das erstere in der Mitte des zweyten und das andere zu Anfang des dritten Verses stehn, während dass kein nüchterner Mensch in der Mitte und im Anfange zweyer Verse zwey Reime suchen wird. Noch mehr, was ihm so reimerisch vorkommt, ist die Sylbe *lük*, welche türkische Substantive bildet. Hätte er also um sich gesehn, so hätte er in den ersten drey Versen noch mehr *lük* angetroffen, als *oghlanlük* Kindheit, *beslük* Auferziehung, *jighitlük* Jugend, *mestlük* Rausch, *pirlük* Alter, Das alles aber sind hier so wenig Reime als wenn ich die Sylbe ig für Reime erklären wollte, welche ich in zwey oder drey Zeilen unter den Worten ewig, richtig, selig, ergiebig und würdig durcheinander gebraucht haben möchte. Endlich ist noch zu wissen, dass *lük* als Reim ein Bauer-Reim seyn würde, dessen sich kein Kemul Pascha Zadé bedienen konnte. Solche Reime bleiben nur dem Hofdollmetscher vorbehalten, wie man sie in seinem gereimten Kuran und anderwärts sehen kann.

170. Er fährt fort:

In der fünften Zeile übersetzt H. v. D *adschs*

(sprich *adschiz*) *hemische karni.* Er ist immer ohnmächtig am Leibe. Warum sagt er nicht lieber gleich Bauch, wenn er schon das Wort *karn* für ein Türkisches liest. Hier ist es aber das arabische *karn* und heisst: er ist mit Schwäche vereint, verbunden.

Ich will ihn lehren, was türkisch und was arabisch ist. Das Aergerliche ist nur, dass der Mann ohne meine Uebersetzung kein Wort vom Original verstanden haben würde und sich doch nun im Angesicht meiner Uebersetzung das Ansehn geben will, mitsprechen zu können. Die Sache ist aber, dass er selbst meiner Uebersetzung nicht zu folgen weiss, weil ihm die ersten Anfangsgründe der Grammatik unbekannt sind und er daher gar nicht begreifen kann warum ich so und nicht anders übersetze, noch weniger in den Sinn des Ganzen einzudringen fähig ist.

a. Zuförderst will ich bemerken, dass ich nicht Bauch übersetzt habe, weil sich das nur für den Hofdollmetscher jämmerlich genug geschickt haben würde. Wenn wir andern im Deutschen von Leibschmerzen reden, da würde er von Bauchschmerzen sprechen. Man merkt auch wohl, dass ihm immer so zu Muthe ist, als wenn er mit solchen Schmerzen geplagt wäre. Bey No. 147. wusste er nicht, was der Untertheil heisst. Hier kann er wieder nicht fassen, dass unterm Wanst auch der ganze Leib verstanden wird, weil nach der Meynung vieler Alten und Neuern alle Schwächen des Leibes aus dem Wanst herrühren.

b. Das türkische Wort *karn* Leib, Wanst, Bauch hat zu Ende ein *i* und heisst daher im Original *karni.* Dies *i* ist nach der Grammatik das Pronomen sein, sein Leib. Nach dem Buchstaben hätte übersetzt werden müssen,

. ohnmächtig ist immer sein Leib,
Schwäche ist stäts seine Gefährtin.

Da aber beydes einen Satz bilden soll: so habe ich den türkischen Idiotismus durch einen deutschen übersetzt:

. . . immer ohnmächtig am Leibe,
ist Schwäche stäts seine Gefährtin.

Der Gegner hat also nicht begriffen, was das Buchstäbchen *i* bedeute, sonst könnte er nicht so unwissend seyn, zu sagen, dass ein arabisches Adjectiv, vereint, verbunden, wofür er *karn* geben will, mit dem Pronomen sein construirt seyn könne, indem dies Pronomen nur mit Substantiven zusammengesetzt werden kann. Es würde der Unsinn herauskommen,

. . . . immer sein ohnmächtig, *semper impotens suus*.

Ich musste hier der Deutlichkeit wegen die lateinische Erklärung beyfügen, weil man jetzt aus dem Deutschen das Ypselon wegwerfen will und also das Zeitwort seyn mit dem Pronomen sein verwechseln lässt.

c. Der Mann sollte sich eben so sehr der Unwissenheit schämen, vorzugeben, dass das arabische Zeitwort *karn* die Bedeutung von vereint, verbunden habe. Alle arabische Wörterbücher zeugen gegen ihn, selbst Meninski, der alle Bedeutungen des Worts zusammengetragen hat III. p. 995. Wollte er sagen, wie es scheint, dass es das Participium passivum unitus, conjunctus sey: so würde es noch toller herauskommen, weil *karn* das activum conjungere ist und folglich nicht zugleich das part. pass. seyn kann, als welches, wie er wissen sollte, erst von *karn* abgeleitet und gebildet werden muss. Solch part. pass. ist *mukarin*, wie es bey Meninski IV. p. 657 vorkommt mit der Bedeutung conjunctus, familiaris. Dies wird im Türkischen auch als Substantiv gebraucht, wie man aus dem folgenden Verse ersehen hann, wo es mit dem Pronom. sein *suus*,

construirt ist. (*mukarini* seine Gefährtin). Alles dies macht es einleuchtend, dass *karn* nichts anders als das türkische Wort seyn kann, was Leib bedeutet. Man sollte solche Unwissenheiten von Seiten des Hofdollmetschers für unglaublich halten, wenn sie nicht gedruckt wären.

d. Man muss aber noch hören, wie seine vermeynte Uebersetzung im Sprachsinne und im Geiste klingen würde. Da er meinen Ausdruck Ohnmacht *adschiz* durch Jürgen Ballhorn in Schwäche verwandeln will, während dass *zaïf* Schwäche im zweyten Satze vorkommt und da er *karn* im ersten Satze für vereint geben will, so wird er diese Bedeutung mit mehr Rechte dem *mukarin* im zweyten Satze beylegen, theils weil Meninski die Bedeutung von Gefährten nicht deutlich angiebt, theils weil der Gegner das angehängte Pronomen *i* sein nicht kennt. So würde er denn übersetzt haben,

. . . . er ist mit Schwäche vereint,
er ist mit Schwäche vereint.

Zu solcher Abgeschmacktheit des Ausdruchs und Sinnes würde der wiener Orientalist einen Kjemul Pascha Zadé herunterziehen! Doch auch so weit ist er nur mit meiner Uebersetzung gekommen; denn hätte er diese nicht vor sich gehabt: so würde er das ganze Gedicht für einen unübersetzlichen Calambour oder für ein unbefriedigendes Mittelding erklärt haben. S. No. 82. lit. *i.* und No. 53.

171. Vom fünften und sechsten Verse macht er einen Sprung auf den funfzehnten und sechszehnten und sagt:

> Am Ende wird gesagt: Kurz des Menschen-Kindes Schwächen und Hülflosigkeiten: im Texte steht nur, einige Schwächen des Menschen.

Die Stelle, woraus diese Worte gerissen sind, lautet im Zusammenhange,

. Kurz des Menschenkindes
Schwächen und Hülflosigkeiten wie sollten sie
von Herzen genug erkannt und von Zungen
alle ausgesprochen werden.

a. Dies war wieder für den Hofdollmetscher zu hoch, der den Zusammenhang nicht zwischen zwey Worten, wie bey No. 169. zwischen *karn* und *i*, entdecken kann, geschweige zwischen mehreren Versen. Der Sinn, wie er vom ganzen Gedicht bey No. 168. lit. *a.* angezeigt ist, lässt schon jeden Verständigen von selbst erkennen, dass hier nicht einige, sondern alle Schwächen und Hülflosigkeiten nicht mit Zungen ansgesprochen werden können. Der Vers würde also ganz widersinnig seyn, wenn man den Ausdruck einige einschieben wollte. Dies zu fassen kann man freylich vom Hofdollmetscher nicht erwarten, denn wer keinen Sinn hat, kann auch nicht nach Sinn fragen.

b. Da aber das Wort einige gar nicht im Original steht: so muss man sich doch selbst fragen, wo er es denn gesucht haben mag? und indem ich dies erklären will: so wird sich abermals zeigen, dass das Kind nicht construiren kann und die Wortbegriffe nicht versteht. Sein Meninski soll ihn beydes lehren, nachdem ich zur Deutlichkeit für die Leser die Originalworte in lateinischen Buchstaben hergesetzt haben werde; denn was ich übersetze, muss sich immer von allen Seiten erweisen lassen können.

zaïf	*we*	*bitscharelükdé*	*nitsché*
Schwächen	und	Hülflosigkeiten	wie
ghönghüller		*bile*	
die Herzen		sollten sie erkennen,	

das ist besser Deutsch: wie sollten sie von Herzen genug erkannt werden.

Das erste Substantiv *zaïf, infirmitas, debilitas* steht bey Men. III. p. 575.

Im zweyten Worte steckt erstlich das Adjectiv

bitscharé omni ope destitutus, wie man es bey Men. I. p. 635 lieset. Zweytens ist es zum Substantiv gemacht durch die angehängte Sylbe *lük*, wie Men. IV. p. 229 lehrt.

Die an *lük* gehängte Sylbe *dé*, ist nur des Wohllauts wegen beygefügt und ist eigentlich das Adverbium *dachi* auch. Meninski II. p. 784.

Hierauf folgt nun das Wort *nitsché*, woran der Hofdollmetscher hier zum armen Sünder geworden ist. Es heisst einige, wenn es am rechten Orte steht. Meninski IV. p. 983. Da er aber nicht über die Nase wegsehen kann: so hat er nicht gespürt, dass auf derselben Seite einige Zeilen weiter hinaus ein anderes Wort *nitsché* steht mit der Bedeutung *quomodu*, wie. Dies ist das Wort, was im obigen Verse zu lesen ist und sich aufs Zeitwort bezieht. Wollte man es wegwerfen und einige dafür hindenken: so würde, wie gesagt, alles ohne Zusammenhang erscheinen. So viel vom Wortbegriffe! Nun von der Construction. Sollte das Wort *nitsché* hier einige heissen und sich folglich auf die Substantiven beziehen: so hätte es nach den Regeln der Sprache auch vor den Snbstantiven, das ist, vor *zaïf* zu stehen kommen müssen, während dass es jetzt hinter beyden Substantiven und selbst hinter der dem letzten Substantiv angehängten Partikel *dé*, welche beyde Substantiven abschliesst, zu sehen ist. Wie mag doch an Auslegung der Morgenländer sich ein Mann wagen, der noch nicht einmal construiren, geschweige verstehen gelernt hat! Es musste aber so kommen, dass er sich beym letzten Verse so bloss geben musste, um zu beweisen, dass er vom Anfang bis zu Ende des Gedichts kein Wort davon begriffen hat.

c. Doch es ist noch die gewöhnliche Probe zurück, welche schon so oft angestellt worden, des Gegners Wort in den Zusammenhang zu stellen, um

zu sehen, wie es sich durch sich selbst lächerlich macht; denn auf solche Proben hat er sich selbst noch niemals eingelassen. Jeder Verständige sieht, dass die Partikel wie auf einen verneinenden Sinn deutet, indem der Verfasser sagen will, dass des Menschenkindes Schwächen und Hülflosigkeiten sich nicht alle von Herzen erkennen noch von Zungen aussprechen lassen. Nun werfe man das wie ganz weg und setze einige an die Stelle: so lässt der Hofdollmetscher den Verfasser sagen:

> Kurz des Menschenkindes Schwächen und Hülflosigkeiten sollen einige von Herzen erkannt und von Zungen ausgesprochen werden.

Kann man etwas tolleres hören, nachdem der Verfasser zuvor so viele Schwächen und Hülflosigkeiten angegeben hat, dass er im letzten Verse verzweifelt, sie alle nahmhaft machen zu können!

172. Um diese fürchterliche Unwissenheit noch mehr zu krönen, äussert er sich über das Wort kurz aus dem vorletzten Verse auf folgende Art:

> Hier hätte H. v. D. Gelegenheit gehabt, eine nützliche Verbesserung für Meninski zu liefern, wie er sich damit S. 57 brüstet, wenn er gewusst hätte, dass *bil dschumlé* alles, insgesammt und *fil dschumlé* etwas, zum Theil heisse.

Es ist nicht möglich, dass irgend ein Leser sich aus dieser Irrrede vernehme, welche von der Leidenschaft eingegeben und von der Dummheit artikulirt worden. Ich muss sie also noch auseinander setzen.

a. Ich habe S. 57 geschrieben, dass Kenner sich aus meiner wörtlichen Uebersetzung (der Beschreibung der Insel Rhodus) mehrere Wörter und Wortbedeutungen, der Ortsnamen nicht zu gedenken, zum Meninski nachtragen können. Ich kann dies mit Wahrheit von

allen Schriften sagen, welche ich übersetze. Ich würde sie sonst nicht bekannt gemacht haben, weil ich überzeugt bin, dass man mit dem blossen Wörterbuche nichts getreu übersetzen kann. Dies war eins von den vielen Dingen, worüber der böse Herzwurm den Hofdollmetscher zu plagen anfing. Darum haben wir ihn schon bey No. 15. schreyen hören, dass er jeden vor meinen Nachträgen warnen wolle. Die Leser aber wissen nun aus dem Ausgange, dass von No. 1 bis 170 nur das böse Gewissen aus ihm geschrien hat und die gegenwärtige Nummer wird ein neuer Belag dazu seyn. Denn da er es noch nicht weiter gebracht hat, als mit seinen Händen ohne Kopf ans Wörterbuch zu kleben und es nicht recht zu gebrauchen zu wissen: so habeu ihn die Herzwehen über meine Uebersetzungen durch eben so viele Aeusserungen verfolgt als bis hieher numerirt worden, so dass sie ganz zuletzt noch einmal zum lauten Ausbruch gekommen sind. Was diesen Ausbruch befördert hat, ist ein arabisches Wort, dessen Bedeutung ich in demselben Gedicht, von dem die Rede ist, S. 313 Note 2 näher bestimmt habe. Er lässt sich aber hiervon nichts merken, sondern will nur sich das Herz dadurch erleichtern, dass er den Zeitungslesern zu verstehen geben will, dass auch er der Mann sey, Nachträge zu Meninski zu liefern.

b. Um nun gleich seinen vermeynten Nachtrag, nämlich etwas, zum Theil als Bedeutung von *fil dschumlé*, welches ich durch kurz übersetze, auf den Probierstein des Sinns zu legen: so werden wir finden, dass die Böserung, welche der Hofdollmetscher bey No. 170. anbringen wollte, für ihn noch nicht toll genug gewesen; er will noch etwas drüber kommen lassen; denn seine bey No. 170. lit. *c*. angezeigte Uebersetzung wird nunmehr mit Hülfe seines etwas oder zum Theil so lauten,

. Etwas (zum Theil) des Menschenkindes
Schwächen und Hülflosigkeiten sollen einige von Herzen erkannt und von Zungen ausgesprochen werden.

Werden nicht alle Leser die Morgenländer bejammern, die einem so unorientirten Orientalisten in die Hände fallen, welcher sich nicht einmal in meine deutsche Uebersetzung zurecht finden, noch nach der That klug werden kann?

c. Um endlich seine tolle Verbesserung, welche er noch obenein nützlich nennt, aus dem Grunde beurtheilen zu können: so müssen die Leser, die der Sprache nicht kundig sind, wissen, dass *dschumlé* keine andere Bedeutung hat als alles, Meninski II. p. 392. Wenn man also die Präposition *fi* في in oder mit vorsetzt: so kommt natürlicher Weise in Allem, mit Allem heraus und heisst denn im Deutschen so viel als kurz, überhaupt, wie es auch Men. III. p. 926 durch *in universum*, *in summa* erklärt. Das will also der Hofdollmetscher durch etwas, durch zum Theil übersetzen, als ob das Ganze bey Morgenländern oder bey Abendländern nur ein Theil oder Alles nur Etwas seyn könne. Die Sinnlosigkeit ist zu ungeheuer, um ein Wort weiter darüber verlieren zu dürfen. Ich setze nur noch hinzu, dass auch *bildschumlé* bey Meninski I. p. 464 mit der natürlich richtigen Bedeutung *in universum*, *in toto*, *in summa* anzutreffen ist, indem die Präposition *bi* eben so gut in oder mit bedeutet, wie das obgedachte *fi*.

Uebrigens ist es ein Glück für den Gegner, dass er sich nicht noch an die Böserung meiner Uebersetzung der arabischen Sentenzen gewagt hat, welche er bey No. 167 selbst dem grossen Dichter zum bösen Leumund machen wollte; denn es würde ihm mit neuen Gründen bewiesen worden seyn, wie schon so

oft geschehen, dass er im Arabischen eben so roh geblieben als im Persischen und Türkischen und in andern Sprachen.

173. Wie er seine Noten zum Gedicht des Uweïssi als die erste Probe seiner Unkritik in den Fundgruben gegeben, so liefert er uns die fünfte am Buche des Kabus in der Wiener Litteratur-Zeitung vom 14ten May 1813, ob er es gleich schon vorher in der Jenaer Zeitung herunter zu reissen beflissen gewesen war. S. No. 60 lit. *a* — *g*. als woran es ihm nicht genug gewesen.

Er beginnt damit, zu sagen, dass ich die orientalischen Namen unrichtig ausgesprochen hätte. Ich habe ihm aber schon bey Gelegenheit des Gedichts des Uweïssi und in der Einleitnng zu gegenwärtigem Unterrichte aus Gründen bewiesen, dass er die Aussprache so wenig als die Sprachen selbst versteht, weil sie nicht vom Abc, sondern vom Sprachgebrauche abhängt, welcher sich nur unter der Nation selbst lernen lässt. Hier giebt er sich von selbst zu erkennen, indem er hinzusetzt, dass ich die orientalischen Namen hätte wie Deguignes schreiben wollen. Also nach dem französischen Abc will der deutsche Dollmetscher die morgenländischen Namen aussprechen. Welcher Blödsinn!

Vor Bekanntmachung meiner Uebersetzung des Buchs des Kabus hatte er das Buch in seinem Leben nicht nennen höreu. Wie er aber gewohnt ist, mit allem, was ihm unbekannt ist, bekannt zu thun: so hat er auch hier die Stirne, zu versichern, dass das Buch im Oriente nicht gesucht sey, gleichsam als habe er in den tausenden von Städten des Orient sNachfrage darnach gehalten! Er wiederholt, was er schon in der Jenaischen Zeitung geschrieben, dass Hadschi Kalfa nur den Titel davon kenne. Schlimm genug für Hadschi Kalfa! Ich habe diesen kindischen Einwend schon bey No. 60 lächerlich ge-

macht, indem ich historisch bewiesen habe, dass Hadschi Kalfa das Buch niemals gelesen hat, so wie alle Kompilatoren tausende von Büchern nicht kennen, deren blosse Titel von ihnen aus Bücherverzeichnissen zusammengeraft worden.

Der Hofdollmetscher setzt hinzu, dass er nicht zu den Verehrern des Buchs gehöre. Darum hat ihn ja Niemand gefragt. Gott bewahre auch vor solchen unfähigen Verehrern! Darum weiss er nicht einmal, den Zeitunglesern eine Vorstellung vom Buche zu geben. Ich habe davon im Vorberichte gesprochen. Ich muss aber für die Leser noch einige Worte beyfügen, da sich der Gegner in der Sache so erstaunlich dumm anstellt.

Der Zweck aller morgenländischen Litteratur für Europäer ist, die Morgenländer nach ihrem Geiste, nach ihren Gesinnungen, Grundsätzen, Künsten, Wissenschaften, Gebräuchen, Verfassungen und Geschichten kennen zu lernen. Wir besitzen zu diesem Zwecke dreyerley Arten von Schriften. Die ersten sind die Werke der morgenländischen Autoren selbst, die von Europäern gut oder schlecht übersetzt worden. Die andern sind Reisebeschreibungen der Europäer und die dritten gehören wieder Europäern an, welche über einzelne Gegenstände des Orieets geschrieben oder commentirt haben, es sey, dass sie Sprachen verstanden und gereiset waren oder nicht.

Die Autoren der ersten Klasse haben es theils mit der Religion, theils mit der Geschichte, theils mit einzelnen Abschnitten der Moral, theils mit Poesien und dergleichen mehr zu thun. Keiner von ihnen umfasst das Ganze, was, wie obgedacht, für den Zweck der Europäer wünschenswerth ist.

Die Reisebeschreiber haben nur zur Lust oder um Geldeswillen geschrieben, haben ohne Sprachkenntniss und im Laufen einige abgerissene Nachrichten, wahre oder falsche, von Dollmetschern und

Kaufleuten zusammengerafft, oder haben gar die Sachen aus europäischen Gesichtspunkten betrachtet, was immer jedem Europäer mehr oder weniger zu begegnen pflegt, besonders wenn er nicht die Sprache des Orts, welchen er besucht, aus dem Grunde gelernt hat. Man lieset sie auch nur zur Lust, nicht zum Unterricht. Einige wie Arvieux, Chardin, Tavernier und wenige andere machen zwar davon rühmliche Ausnahmen. Allein sie umfassen nicht alle Gegenstände, worauf es uns bey der morgenländischen Litteratur ankommt.

Die dritte Klasse pflegt die Scribenten der ersten und zweyten Art nur auszuschreiben, nnd was sie auch schreiben mögen, so betrifft es immer nur einzelne Gegenstände aus der Geschichte oder Geographie, von einzelnen Gebräuchen oder Alterthümern u. s. w.

Wir hatten also bis jetzt kein Buch, worin sich der Orient von allen Seiten durch sich selbst den Europäern kund machte. Das Buch des Kabus ist in diesem Sinne das erste Buch in seiner Art. Der Verfasser, ein König, unterrichtet darin seinen Sohn, und indem er ihn durch alle Stände der Menschen vom Handwerker und Bauer und gemeinen Kriegsmann bis zu den obersten Staatsbeamten und zum Könige hinauf und dnrch alle Kenntnisse und Wissenschaften und durch alle Verhältnisse des Lebens vom gemeinen Gewerbe bis zur Regierungskunst und Religion hinauf durchführt: so handelt er nach und nach von allen jenen Gegenständen, die den ganzen Orient vor Augen stellen. Wer also dies Buch mit Aufmerksamkeit und Nackdenken lieset, kann von sich sagen dass er mit dem morgenländischen Geiste aus der Quelle bekannt geworden sey. In dieser Rücksicht ist es ein Hauptbuch und wird es für alle Wissbegierige bleiben. Nebenbey wird es noch dadurch äusserst merkwürdig, dass es die Sittenlehre für alle

Menschen und Stände auf die Selbstliebe als ein Princip praktisch zurückführt, was noch kein europäischer Scribent unternommen, wenu gleich viele davon abstact geschwatz haben. Dass sich das Bnch mir selbt als ein solches bewähret hat, kann jeder daran abnehmen, dass ich in meinen übrigen Schriften, die auf jenen Zweck der morgenländischen Litteratur berechnet sind, mich bey jeder Gelegenheit auf das Buch des Kabus zu bezieheu pflege, um Wiederholungen zu vermeiden. Ich habe daher nicht Ursache, den Lobredner eines Buchs zu spielen, wenn ich davon dasjenige sage, was jeder Verständige selbst darin lesen kann.

Aus dem allen wird nun jedem Verständigen einleuchten, dass der Hofdollmetscher gar nicht weiss, wie er Bücher dieser Art angreifen soll. Ohne das gegenwärtige nach seinem Iuhalte zu erwägen, ohne es in Beziehung auf die morgenländische Litteratur, soweit sie in Europa gediehen ist, zu betrachten, weis er weiter nichts zn sagen, als dass das Buch im Orient nicht gesucht und nicht berühmt sey. Wie dies aber gröblich erlogen ist, so geht es auch den Europäer gar nichts an, ob dies Buch im Oriente gesucht und berühmt sey oder nicht; denn wir haben es hier mit dem Occidente zu thun, der sich vom Oriente unterrichten will. Selbst wenn das Buch im Orient ganz vergessen oder gar verloren wäre, wie sich beydes nach sieben Jahrhunderten seiner Dauer leicht hätte zutragen können: so würde das den Abendländern ganz gleichgültig seyn, wenn sie nur eine getreue Uebersetzung des Buchs erhalten, woraus sie etwas lernen können, was sie zu wissen wünschen. Dennoch werden die Leser bey No. 184 ein Zeugniss hören, wie äussert berühmt das Buch im Oriente sey.

Was für den Hofdollmetscher bey diesem Buche fehlt, ist der Original-Text, der es ihm möglich gemacht haben würde, sich auf seinen Me-

ninski zu setzen wie das Kind auf sein Steckenpferd. Er hätte dann, selbst ohne die Wörter bey Meninski zu verstehn und recht anzuwenden zu wissen, wenigstens vor den Zeitungslesern Sylben stechen können. Er kann es daher nicht genug bedauern, dass sich das Original nicht in der Handschriften-Sammlung des H. v. Hammers finde; denn so spricht er von sich, als ob er es nicht selbst wäre, wie die Kinder beym Versteckspiele zu thun pflegen, bis sie gegriffen werden. Er will nur den Zeitungslesern verkündigen, dass H. v. Hammer auch ein Mann sey, der Handschriften habe. Er will aber doch, wie er sagt, nicht unterlassen, Verbesserungen ohne Text zu machen. Er wird uns dadurch nur von neuem überzeugen, dass mit Text und ohne Text bey ihm auf eins hinausläuft, indem er meine Uebersetzungen so wenig versteht als die Originale.

174. Ich muss seine eigenen Worte hersetzen, indem sie wieder so ganz und gar dumm und widersinnig sind, dass die Leser es unglaublich finden würden, wenn ich davon sprechen wollte, ohne seine Worte vor Augen zu legen.

> Eine solche Stelle (wo er ohne Text Verbesserungen machen will) findet sich gleich zu Ende der Vorrede, wo *dari Selam*, der Beyname Bagdads, als Sitz der Ruhe übersetzt wird. Das arabische Wort *Selam* heisst Heil oder Gruss, weil der grüssende Heil wünscht. Ruhe heisst es eben so wenig als Blumenstrauss, in welcher Bedeutung es der Titel eines bekannten Musenalmanachs ist. In dem Italiänischen *Salamaleche* und in dem Französischen *Salamalec* hat sich die wahre Bedeutung Heil über dich, Gruss dir zuvor, ganz unverfälscht erhalten. Solche Verfälschungen ursprünglicher bekannter Wörter sind schlechterdings unerlaubt.

Freylich sind alle Verfälschungen nicht bloss unerlaubt, sondern ganz und gar schändlich, besonders im Munde eines Mannes, der ein Dollmetscher seyn soll und doch nicht einmal einen Beynamen, nicht einmal einen gemeinen Gruss zu erklären weiss. Es werden dazu Beweise erfordert, welche er immer übergeht, weil er nichts davon versteht. Ich will sie geben. Ich bemerke zuförderst, dass der Name Bagdad mit dem Beynamen, Sitz der Ruhe, S. 272 und Note 2 vorkommt.

a. In der Sache selbst drücht es der arge Böserer nicht einmal aus, wie er *dari Selam* übersetzen will. Es ist so seine Art. Da er aber *Selam* für Heil und Gruss geben will: so würde es in seinem Munde heissen, Sitz oder Wohnung des Heils oder des Grusses. Hiervon soll sich die wahre Bedeutuug im Italiänischen *Salamaleche* und im Französischen *Salamalec* unverfälscht erhalten haben. Es ist ja aber erstlich ganz toll, die Bedeutung eines arabischen Worts im Italiänischen und Französischen suchen zu wollen, anstatt sich in der arabischen Sprache selbst darnach umzusehen, welche bis auf diese Stunde in drey Welttheilen blühet, wo man täglich auf allen Strassen die Worte jenes Grusses von Muhammedanern unzählige mal sprechen hört. Noch toller ist es zweytens, zu sagen, dass sich in jenen Worten die Bedeutung unverfälscht erhalten habe, da sie weiter nichts sind als das arabische Wort von Italiänern und Franzosen in lateinischen Buchstaben aasgesprochen. Man kann daraus nicht einmal ersehen, wie Italiäner und Franzosen, die vom Arabischen Profession machen, das Wort auslegen und erklären; denn die andern, welche vom Arabischen nichts wissen, sprechen das Wort nur nach wie Papageyen. Nur der Hofdollmetscher will ihnen die Erklärung auf Deutsch oder auf Hammersch in den Mund legen, Heil dir, Gruss dir zuvor,

und diese Hammersche Erklärung soll in jenem mit lateinischen Buchstaben von Italiänern und Franzosen geschriebenen arabischen Worte sich als die wahre Bedeutung unverfälscht erhalten haben! Nein, ich hätte nicht geglaubt, solche Tollheiten in der Orientalisterey des Occidents zu erleben. Das ist eine ähnliche Geschichte, wie bey No. 120 vorgekommen ist, wo Crusius aus der griechischen Aussprache die patriarchische Geschichte übersetzt und wo der Hofdollmetscher einen türkischen Text aus derselben Aussprache in die türkische Sprache wiederhergestellt haben will u. s. w.

b. Selam hat mehrere Bedeutungen, *pax*, *incolumitas*, *Salus*, wie bey Meninski III. p. 295 zu ersehen ist. Wir werden hier wieder erfahren, wie ganz unfähig der Hofdollmetscher ist, selbst den Meninski recht zu gebrauchen. *Salus* Heil, was er als das letzte Wort herausgreift, hat nach den muhammedanischen Religionsbegriffen die Bedeutung von Seligkeit, wie es auch in der christlichen Religion so genommen wird. Man gebraucht es von Verstorbenen, wenn man wünscht, dass *Selam*, Heil, über sie komme, wie dies die gewöhnliche Formel ist, womit Muhammeds Name begleitet wird. In diesem Sinne wird es nicht bey Lebenden angewandt, weil sie, solange sie leben, nicht zum Heil oder zur Seligkeit gelangt sind. Jeder sieht also von selbst, dass das Wort in diesem Sinne am wenigsten auf eine Stadt passen könne, welche nicht der Sitz des Heils oder der ewigen Seligkeit seyn soll, noch seyn kann.

c. Wenn der Muhammedaner zu einem Lebenden spricht, *Selamün aleïkjüm*: so hat das Wort *selam* allemal die Bedeutung von *pax* Friede und von *incolumitas* Wohlbehaltenheit. Es muss dann übersetzt werden: Friede über dich, oder Friede sey mit dir! Diese Art zu grüssen oder seinem Nachbar das Beste zu wünschen war schon der Gebrauch

der ersten Weltalter. Man findet sie hänfig in der heiligen Schrift, wo sie zuerst von Jakob in Beziehung auf Laban nach dem hebräischen Texte vorkommt. 1 Mose 29, 5. Der Bund des Friedens im 4 Mose 25, 12 wird in der arabischen und türkischen Ueberseetzung der Bibel wörtlich durch *achdi selam* übersetzt und von Auslegern durch Bund der Wohlfarth und des Seegens erklärt. Das klingt doch wohl ganz anders, als wenn der Hofdollmetscher die wahre Bedeutung in der italiänischen und französischen Aussprache der arabischen Worte suchen will. Nun ist Friede in allen Sprachen gleichbedeutend mit Ruhe, so wie man auch auf Deutsch im gemeinen Leben von einem bösen und leidenschaftlichen Menschon zu sagen pflegt, dass man vor dem Menschen gar keine Ruhe und Frieden habe, wie z. B. vor demjenigen, der unterm Namen von Recensiren sieben Schmähschriften hinter einander ausgehen lässt, um einen Mann zu beleidigen, welchen er in seinem Leben nicht gesehen hat. Kurz Ruhe oder Friede ist der Inbegriff aller zeitlichen Wohlfarth. In diesem Sinne hat man Bagdad den Sitz der Ruhe genannt. Und da der Hofdollmetscher unerfahren nur aus der Schule spricht, ohne vom Sprachgebrauche das Geringste zu wissen: so muss er sich an die Osmanen wenden, um von ihnen zu hören, dass sie unter *dari selam* als Beynamen von Bagdad nicht die Stadt des Heils oder der Seligkeit oder des Grusses, sondern die Wohnung der Ruhe verstehen, gleichwie man in Deutschland viele ähnliche Namen der Städte hat als Carlsruhe und andere.

d. Ganz albern ist es, die Worte *selamün aleïkjüm* durch Gruss dir zuvor zu übertragen. Die Worte werden zum Grusse gebraucht. Aber das deutsche Wort Gruss ist nicht die Bedeutung der Worte. Wenn man im Deutschen zu jemanden sagte:

gehorsamer Diener, und wenn man denn einem Fremden, der fragte, was das heisse? antworten wollte, dass es ein Gruss sey: so würde er erwiedern, dass er das wohl merke, dass er aber die Bedeutung der Grussworte wissen wolle. Es steckt aber in jenen Worten noch eine Lächerlichkeit anderer Art. Die Leser werden nicht errathen, was sie aus dem zuvor bey Gruss dir machen sollen. Ich würde es auch nicht wissen, weils im Arabischen nicht steht, wenn nicht der Hofdollmezscher selbst so leicht zu errathen wäre. Der Begrüsste pflegt dem Grüssenden denselben Segenswunsch zurückzugeben, nur mit dem Unterschiede, dass er die Worte umkehret, sprechend, *aleïkjüm selamü*, das ist, auch mit dir sey Friede! Das ist es, was unser Orientalist nach seiner Art durch Gruss dir nachher übersetzen will, welches klarer Unsinn ist.

d. Der Mann weiss nicht aus der Geschichte, warum Bagdad der Sitz der Ruhe genannt worden. Ich muss es ihm erklären. Die Familie Abbas hatte vom Anfange geglaubt, zum Throne des arabischen Reichs ein näheres Recht zu haben als die Familie Ummijé, welche ihr an Macht überlegen war und daher das Chalifat an sich gebracht hatte. Als aber die Ummiaden anfingen auszuarten: so erhoben sich die Abbassiden und stürzten sie durch Krieg vom Thron. Aus Hass gegen die Ummiaden wollten sie die bisherige Residenz Damascus nicht beybehalten, sie liessen Bagdad zur neuen Hauptstadt ausbauen. Dies geschah vom zweyten Abbassidischen Chalifen Dschaffer, denn der erste hatte die Regierung nur ein Paar Jahre geführt. So ward Bagdad mit dem Ehrennamen, Sitz der Ruhe, belegt, weil die Erbauung dieser Stadt eine Folge des ruhigen Besitzes des Throns war, welchen die Abbassiden sich erworben hatten. Aus gleichen Gründen hatten die Israeliten das eroberte Palästina ehemals das Land der

Ruhe genannt. Jeder Verständige sieht von selbst, dass Niemand dabey an Seligkeit oder Gruss nur gedacht haben konnte.

f. Eigentlich wollte man mit jenem Ehrennamen nur die alten persischen Könige nachahmen, weil sie ihre Wohnung an dem Orte Bagdad genannt hatten, welches ein paradisischer Ort oder Lustort heisst, wie schon Reiske in der Note 14 zum zweyten Theile des Abulfeda p. 628 aus Theophanes nachgewiesen hat.

Seht Leser, über eine so gemeine Sache, wie ein Grusswort und ein Beyname einer Stadt ist, so viele Unwahrheiten als Worte zu sagen, war nur einem Dollmetscher vorbehalten, der nicht die kleinste Ader zum Dollmetschen hat, aber desto reichlicher die Ader der Narrheit fliessen lässt, um Verfälschungen für Wahrheiten zu geben und Wahrheiten Verfälschungen zu schelten!

175. Was den Inhalt des Buchs des Kabus betrifft, wovon ich bey No. 173 gesprochen habe, so wiederholt er nur das Schibolet seiner eigenen Unmoralität aus der Jenaer Zeitung, sagend,

> dass der Inhalt eine Sammlung von Gemeinplätzen der Moral sey.

a. Oben nannte er sie äusserst abgetragene Gemeinplätze. Ich habe ihn dafür bey No. 60. lit. *a*—*g*. das Bad austragen lassen.

b. Vom geschichtlichen Inhalte des Werks sagt er,

> dass es keine wahre Geschichte enthalte.

Da er aber darüber nichts beweiset und nichts beweisen kann, weil er die Geschichte nicht studirt hat, während dass ich die Wahrheit der Geschichte durch zehn andere Scribenten bestätigt habe: so würde es widersinnig seyn, den Mann zu Beweisen gegen Beweise aufzufordern, die sein Vermögen und selbst seinen Willen übersteigen, Er hat dabey keinen an-

dern Zweck als nur ein Buch, was ihm beym Lesen so oft ins Gewissen geschrien, zu lästern und sich vor Zeitungslesern das Ansehen zu geben, dass er sich mir gegenüber stellen dürfe, um Nein zu sagen, wo ich Ja sage. Allein ich darf eine That nicht übergehen, welche er auf Kosten eines gelehrten und rechtschaffenen Mannes ausübt, um sich, wie sein elender Kunstgriff es schon so oft mit sich gebracht, hinter einem fremden Namen zu verstecken. Hier sind seine Worte:

> Wir sind der Meynung oder pflichten der vom H. Sylvestre de Sacy geäusserten bey, dass die meisten im Kabus Name vorkommenden Personen und Charactere eben so wenig historische und würkliche sind als die im Theophrast und Labruyere.

Ich darf mich nur auf die Anzeige beziehen, welche H. de Sacy im *Magazin Encyclop. année* 1814 *Tom. II. p.* 412 vom Buche des Kabus bekannt gemacht hat. Ich will des würdigen Mannes eigene Worte hersetzen, damit die Leser die verübte Schandthat mit eigenen Augen sehen mögen.

„*Je ne dissimulerai point, que j'etois d'abord* „*porté à croire, que la dynastie des Dilemites* „*avoit fini avec Anouschiréwan fils de Menutschehr* „*et qu' Escander, Caicawus et Ghilan Schah etoient* „*des personnages fictifs, imaginés par l'Auteur,* „*quelqu'il fut, du Kabous Nameh. Mais ayant* „*trouvé dans le Habib alsiyar de Khondemir un* „*témoignage non equivoque de l'existence de deux* „*derniers de ces princes, j'ai changé d'opinion. Je* „*vais rapporter en abregé l'histoire de cette dyna-* „*stie telle, que je la trouve dans Khondemir.*“

Die Leser sehen, dass H. de Sacy das gerade Gegentheil dessen schreibt, was der Hofdollmetscher ihn sagen lässt; er hat sogar die Stellen aus Choudemir übersetzt geliefert, wodurch der geschichtliche

Theil des Buchs des Kabus bestätigt wird. Auf die Abweichungen in der Erzählung einiger einzelnen Vorfälle kann es um so weniger ankommen, als man darin einem fremden Geschichtschreiber weniger Glauben beymessen darf, als dem Könige Kjekjawus, der in seinem eigenen Hause am besten Bescheid wissen musste. Genug in den Geschichtspersonen und in der Geschichte im Ganzen sind beyde einig. Noch weniger hat H. de Sacy des Theophrasts und Labruyere's mit irgend einer Sylbe gedacht. Es war auch an sich unmöglich, dass ein Mann von seiner Belesenheit und Beurtheilungskraft zwischen diesen Scribenten und dem Verfasser des Buchs des Kabus die mindeste Aehnlichkeit hätte finden können. Solche ungeschlachte Vorstellung kann nur von einem Manne ausgehen, der den Theophrast und Labruyere nur hat von andern nennen hören und das Buch des Kabus nicht verstanden hat. Ist es aber wohl erhört, zu solchen litterarischen Betrügereyen seine Zuflucht zu nehmen, um dem letztern Buche die Achtung der Menschen zu stehlen?

c. Bey dieser Gelegenheit muss ich noch etwas nachholen, was ich bey No. 74. nicht erschöpfen konnte. Der Hofdollmetscher hatte sich dort hinter H. Grimm gesteckt, um zu sagen,

> dass er in Absicht des ethischen Werths des königlichen Buchs dem Urtheile des H. Grimm über Reineke Fuchs mit voller Stimme beytrete.

Erst jetzt hat mir ein Freund das Stück des Museums vom May 1812 zugebracht, wo H. Grimm S. 393—394 schreibt,

> dass er sich bestreben werde, mannigfaltige Beweise zu sammeln, dass von undenklicher Zeit ein Kreis von Sagen, der sich gleichsam nur im Mittelpunkt immer um den Fuchs oder Wolf drehet, ein ächtes Epos ausgemacht —

und dass diese Fabel von Reineke Fuchs fast eben so sehr über die ihr sonst am nächsten stehende des Bidpai als wiederum diese über die äsopische Erzählnng stehe. — Es soll bey dieser Fabel künftig der Schwanz und die rothe Farbe als etwas unerlassliches erscheinen.

Hierüber ist in einer Note gesagt:

dass dies Urtheil weit fern sey von der Vergleichung, welche ich zwischen dem Bidpai und Reineke Fuchs zu grossen Ungunsten des letztern gezogen habe.

Ich kann mir unmöglich vorstellen, dass diese Note von H. Grimm herrühre. Ich habe S. 163—170 nicht bloss eine auf Inhalt und Vortrag gegründete Vergleichung zwischen dem Buche Kjelilé und Dimné und Reineke Fuchs angestellt, sondern habe auch namentlich viele Stellen nachgewiesen, welche aus der erstern Schrift in letztere übertragen worden, um zu beweisen, dass das Buch Kjelilé und Dimné zum Reineke Fuchs Gelegenheit gegeben habe. Wie also das obgedachte Urtheil auf das, was ich geschrieben, gar nicht passt, vielweniger sich darauf bezieht: so lässt sich aus jenen Thatsachen leicht vermuthen, dass H. Grimm, als er obgedachte Stelle schrieb, noch gar nichts von meiner Schrift gehört, geschweige sie gelesen hatte. Es entsteht daher die stärkste Vermuthung, dass der Hofdollmetscher jene Note ins Museum, was zu Wien gedruckt wird, selbst eingeschoben habe; denn nur ein solcher Mann ist fähig, Heckerling und Stroh in Zusammenhang bringen zu wollen. In jedem Falle sieht jeder Verständige, dass H. Grimm künftig erst darthun will, dass es seit undenklichen Zeiten eine Sage vom Fuchse gegeben. Daran habe ich auch nicht Ursache zu zweifeln. Man weiss aber aus den von mir beygebrachten Beweisen, dass das Daseyn des Buchs Kje-

lilé und Dimné seit der griechischen Uebersetzung von 1200 in Europa bekannt gewesen. Sein Daseyn war noch früher bekannt durch die hebräische Uebersetzung, deren Epoche wir nicht kennen. Das sind die undenklichsten Zeiten. Man muss also sehen, wie man die Sage vom Fuchse, wenn sie deutschen Ursprungs wäre, über jene Zeiten durch Beweise wird hinausführen können. Dem sey aber, wie ihm wolle, so will H. Grimm erst künftig seine Meynung beweisen, während dass ich die meinige schon historisch bewiesen habe. Es wird daher jeder von selbst bemerken, dass der Hofdollmetscher wieder in seiner ganzen Blösse dasteht, indem er eine Meynung, welche ich im Jahre 1811 bewiesen habe, durch eine andere Meynung bestreiten will, die erst künftig, man weiss nicht einmal, zu welcher Zeit? bewiesen und gedruckt werden soll. Er selbst weiss noch kein Wort von den Beweisen dieser letztern und will ihr schon mit voller Stimme beytreten! Aber das ist noch nicht alles. Der Mann, in dessen Kopfe sich alle Begriffe verwirren, welche er von andern auffängt, hatte eine künftig zu beweisende Meynung des H. Grimm aus dem Museum herausgelesen und dennoch spricht er von einem ganz andern Gegenstande, indem er sagt,

> dass er in Absicht des ethischen Werths des königlichen Buchs dem Urtheil des H. Grimm beytrete,

H. Grimm hingegen hat vom königlichen Buche überall kein Wort gesagt, am wenigsten vom ethischen Theile desselben. Er konnte das auch nicht, weil er das königliche Buch nicht im Original gelesen, noch weniger in einer getreuen und vollständigen Uebersetzung, welche noch nicht vorhanden ist, ausser der Probe, welche ich daraus bekannt gemacht habe. H. Grimm spricht von den Fabeln des Bidpai, welche mit dem königlichen Buche eben soviel

Aehnlichkeit haben als die Nacht mit dem Tage. Da sehen die Leser eine neue litterarische Betrügerey, die mit so vieler Schaamlosigkeit angebracht worden als die vorige. Man muss sich nur wundern, dass achtbare Männer ihren Namen so ungestraft können missbrauchen lassen?

176. Er fängt nun an, aus dem Buche des Kabus einzelne Wörter herauszugreifen, bloss um zu sagen, dass sie unrecht übersetzt worden, ohne sich auf Beweise einzulassen, wozu er in der Schule nicht angehalten worden zu seyn scheint, oder vielmehr wozu alle Anweisung an ihm verloren gegangen ist. So spricht er, dass im ersten Kapitel S, 288 Note 1 die Secte der Dechriten nicht hätten Zeitler genannt werden sollen. Er will sie Spinozisten des Orients nennen. Das mögte er nun immerhin für sich thun, wenn er nur wüsste, dass es nicht gedruckt zu werden verdiente, weils nichts Gedachtes ist. Er hat die Zeitler bey mir zum ersten mal nennen hören. Er kennt sie also eben so wenig als er jemals Spinoza's Schriften gelesen hat. Aus Zeitungen in Zeitungen hineinzusprechen, heisst ja, die Zeitungleser ums Geld bringen. Ich meiner Seits habe die Sache in der gedachten Note auseinandergesetzt, welche für denkende Leser gemacht ist.

Eben so wenig glücklich, fährt er fort, ist das Wort der Immerdare statt Jehova. Der Mann weiss keinen Buchstaben vom Hebräischen, geschweige dass er irgend einen Begriff aus der Wurzel zu erklären wüsste. Die Sache ist S. 289 Note 1 erklärt, wozu der Hofdollmetscher nicht die mindeste Vorkenntniss mitgebracht, um sie zu verstehen. Er nennt es aber Recensiren, wenn er unbekannter Weise mitspricht.

Das zweyte Kapitel S. 293 ist betitelt von der Wegweisung der Propheten. Er sagt, es sollte Leitung heissen. Die erste Albernheit hierbey ist, dass er dass Originalwort nicht gesehen hat und es doch

übersetzen will. Die zweyte ist, dass er nicht soviel Deutsch versteht, um den Unterschied zu kennen, welchen es, wie in allen Sprachen, zwischen Wegweisung und Leitung giebt. Die dritte Albernheit ist, dass er mit solchen einzelnen herausgerissenen Wörtern den Zeitungslesern aufbinden will, als ob er mitsprechen könne oder es wohl gar besser wisse, während dass sich hier mit jeder Nummer die Beweise häufen, dass er den rechten Sinn von keinem einzigen Worte zu fassen vermag, welcher Sprache es auch angehöre. Das ganze zweyte Kapitel ist dazu gewidmet, jedem verständigen Leser durch bündige Gründe vor Augen zu legen, was Wegweisung der Propheten heisse.

Das Kapitel schliesst mit den Worten: Gott weiss die Wahrheit! Darüber sagt er zum zweyten mal:

> Es heisst: Gott weiss es am besten. Von der Wahrheit liegt auch nicht eine Schattirung im Worte *aalem*, das der arabische Superlativ der Wurzel *aaleme* ist.

Erstlich wer da sagt, dass im Superlativ des Wissens keine Schattirung von Wahrheit liege, muss ganz verrückt seyn, denn eben im Superlativ des Wissens muss alle Wahrheit liegen. Zweytens nicht minder verrückt muss derjenige seyn, der von *aalem* spricht, ohne zu wissen, dass es an gedachter Stelle mit dem Worte Wahrheit verbunden ist. Die Sache ist drittens, dass er von etwas reden will, was er erst von mir aufgeschnappt hat. Es ist davon oben bey No. 106 die Rede gewesen, wo das Wort Wahrheit bey *aalem* nicht stand und wo der Mann doch auch mit sprechen wollte. Es ist ihm nur um Mitsprechen zu thun, nicht um Wissen noch um Wahrheit. Verständige wissen, wie verächtlich das ist.

177. Von den einzelnen Wörtern, wovon er nichts weiss, kommt er sogar auf den deutschen Artikel, wovon er noch weniger versteht. Er meynt,

ich hätte ihn nicht auslassen sollen, wenn ich S. 310 übersetze, nach Kjabé gehen, denn er will schreiben, nach der Kjabé gehen. Das mag er thun, weil für ihn nichts zu arg ist. Er weiss nicht, dass erstlich Kjabé für sich ein Ortsname ist, weil der Tempel zu Mecka ein heiliges Gebiet hat, dessen Plätze sämmtlich von den Pilgern besucht werden müssen, ohne bloss aufs Innere des Tempels eingeschränkt zu seyn; zweytens weiss er nicht, dass Kjabé als Ortsname einerley ist mit Mecka. Das letztere ist sogar von Meninski angemerkt IV. p. 93, wie ich es auch am angeführten Orte in der Note 1, gesagt habe. Nach Mecka gehen heisst nach Kjabé gehen und umgekehrt. Bey dieser Gelegenheit muss es mir ganz natürlich einfallen, dass ich schon vor beynahe 40 Jahren mit der Untersuchung des deutschen Artikels ins Reine gekommen bin, woran jener Jünger jetzt erst zu krabeln anfängt; denn ich bin in den kleinen Schriftan meiner frühern Jugend der erste gewesen, der nach dem Geiste unserer alten Sprache, wie Luther und andere sie geschrieben, den schleppeuden Artikel äusserst eingeschränkt hat, so dass mir damals der kürzlich verstorbene Consistorial-Rath Funk sagte: ich hätte ihn das Mittel wahrnehmen lassen, wie man den Styl in so vieleu deutschen Schriften bloss dadurch verbessern könne, wenn man ihm die überflüssigen Artikel wegschneide. Die Sache hat auch damals Nachahmer gefunden und ist nun so weit gediehen, dass sie jetzt von manchen übertrieben wird. Und nun will ein Jüngling, der nicht weiss, wass sich vor seiner Geburt oder während seiner Windelzeit zugetragen, der will mich den rechten Gebrauch des deutschen Artikels lehren, worüber er in seinem Leben noch nicht nachgedacht und auch nicht nachdenken konnte, weil er seine Muttersprache niemals studirt hat!

Dies erinnert mich an eine andere Kleinigkeit,

an das Wörtchen Miscellen, weil es in der Wiener Litteratur-Zeitung und folglich auch von unserm Sprachhelden gebraucht wird. Es wird vielleicht eben so lange her seyn, dass ich an der damaligen Zeitschrift, genannt Dentsches Museum, Theil nahm und einst einen Aufsatz, betitelt Miscellan für Denker an den Herausgeber einschickte. Ich besitze jetzt diese Zeitschrift nicht und weiss daher nicht mehr, wo sie gedruckt ward. Als ich aber das Stück mit meinem Aufsatze empfing, sahe ich, dass der Drucker bey meiner kleinen Hand in Miscellan, wie das Wort nach seiner Ableitung geschrieben werden musste, das a für e gelesen und Miscellen gedruckt hatte. Es war nicht der Mühe werth, davon zu reden. Allein flugs ward das neue verdorbene Wort vom verstorbenen Archenholz in seine Zeitschriften aufgenommen und seitdem sah man überall Miscellen schreiben, bis man endlich auch das c in z verwandelte. Wenn ich nun einmal das Wort Miscellan wieder gebrauchen sollte: so würde mein Wiener Recensent gleich bey der Hand seyn, mich zurecht weisen zu wollen, ein Ausdruck, welchen er für seine Recensenten Sprache lieb gewonnen hat; denn das Wörtchen ist älter als er. Er gleicht jenem, der den Erfinder eines Spiels die Regeln lehren wollte, wie das Spiel gespielt werden müsse.

Er kömmt auf den Artikel noch einmal zurück, um sich recht vollständig selbst zu bezeugen. Wenn ich den arabischen Spruch übersetze: Hören ist nicht so gut als Sehen: so will er übertragen: das Hören ist nicht wie das Sehen, und zwar aus dem Grunde, weil der Araber im Original den Artikel gebraucht habe. Da sehen ja die Leser, dass dieser Jüngling noch nicht die ersten Grundbegriffe vom deutschen Artikel erlangt hat, worüber ihn jede Schulgrammatik belehren könnte.

178. Die Leser werdens nicht glauben, aber es

ist doch wahr, dass der Mann vom deutschen Artikel endlich auf einzelne Buchstaben verfällt, indem er schreibt

> warum Hr. v. D. den Namen Arafat mit zwey f schreibt S. 312, wüssten wir uns nicht zu erklären, wenn wir nicht schon gewohnt wären, ihn durchaus eine falsche Aussprache schreiben zu sehen.

Wer zu dicke Ohren hat, um in deutscher Aussprache das doppelte f von Araffat zu hören, der kann es ja auch nicht schreiben. Ich meiner Seits habe dabey dieselbe Ursache, warum ich Litteratur und nicht Literatur schreibe. Man betrachte aber nur, wes Geistes Kind der Mann ist. Bey No. 161 und anderwärts hat man gesehen, dass er für sich und seines Gleichen übersetzen heisst, wenn er aus sich selbst etwas begründet, wie er sagt, oder wenn er etwas erdichtet, wovon kein Wort, kein Gedanke im Original zu finden ist. In meinen Schriften hingegen, will er aus eben so grosser Unkunde als Armuth des Geistes Worte klauben, welche er nicht einmal im Originale gesehen, oder welche er im Originale nicht verstanden hat noch aus dem Zusammenhange im Deutschen begreiffen kann; er will vom deutschen Artikel reden, dessen rechter Gebrauch ihm fremd geblieben, und will endlich *efef* spalten. In der That diese Erbärmlichkeit ist das laute Geschrey des Herzwurmes, der ihn plagt und der sich auch durch keine Arzneymittel abtreiben lässt.

179. Ich habe S. 325 Note 2 durchs deutsche Wort Buhbah den arabischen Ausruf *uff* erklärt. Der Hofdollmetscher gesteht, was mich wundert, den erstern Ausdrck nicht zu kennen, er will doch aber mitsprechen, ohne sich durch den Text des Verfassers vom Sinne des arabischen *uff* unterrichtet zu haben. Er sieht nicht einmal, wie nahe der Ausdruck ihn selbst angeht. Was er indessen sagt, ist das al-

lerlächerlichste von der Welt, denn er meynt, dass das *uf* nicht immer den von mir angezeigten Sinn habe,

> weil man auch aus langer Weile *uf* ausrufe, ohne deshalb grob und unfreundlich zu seyn, besonders geschehe dies von griechischen Weibern.

Als ob man nicht die Wörter aller Sprachen zum Ausruf der Langweile gebrauchen könne, ohne sich bey den Wörtern etwas zu denken! Wer kann denn dafür, dass griechische Weiber in seiner Gesellschaft Langweile gehabt haben und wer hat denn griechische Weiber zu Auslegerinnen arabischer Worte gemacht!

Die Mozgenländer sagen oft vor Langweile, *allach kjerim*, Gott ist gnädig! Als ob nun deshalb diese Worte dadurch ihre rechte Bedeutung verlieren, weil sie jemand zum Ausrufe macht, ohne fromm zu seyn! Mann hört es oft in Deutscland, dass Leute beym Gähnen, Ach Gott! sprechen. Die Langweile ist dabey um so weniger zu verkennen, weil gerahe das Gähnen eine physishhe Folge der Langweile ist. Man sieht also an jener Probe, wie weit es der Hofdollmetscher in der Kunst gebracht hat, Menschen zu beobachten, wovon er nicht einmal gehört haben mag, dass es eine solche Kunst gebe! Gott erbarme sich seiner!

Er hat sich aber hier doch eine Erbärmlichkeit entwischen lassen. Er hätte wieder anwerken sollen, dass ich *uff* mit doppeltem *f* schreibe, während dass der Morgenländer es nur mit einem einfachen *f* schreibt, wie es auch der Hofdollmetscher nach Meninski's Beyspiel zchreibt. Die Sache ist, dass die Morgenländer dies *uff* so gedoppelt und gedähnt aussprechen, als ob vier *f* vorgespannt wären, welches freylich im Deutchen nur durchs *efef* bemerklich ge-

macht werden kann. Man sagt im Deutschen nicht vergeblich, dass dies oder jenes aus *efef* sey.

Den Lesern muss ich über den Gebrauch des Buhbah, wie ich es S. 325 Note 2. erklärt habe, ein Geschichtchen mittheilen, was meines Wissens noch nicht gedruckt worden. Es betrifft Friedrich II., von dem man noch immer mit Vergnügen etwas erzählen hört. Er war einst mit drey Officiren aus seinem Generalstabe sehr unzufrieden und hatte beschlossen, sie aus Potsdam zu entfernen und an ein Regiment in Königsberg abzugeben. Er sagte also seinem dienstthuenden Adjudanten, dass er den drey Leuten, wie er sie nannte, den Befehl überbringen solle, nach Königsberg abzugehen und sich beym General Anhalt zu melden (der das Commando hatte). Er stellte sich aber, sich der Namen der drey Leute nicht mehr zu erinnern, sondern bezeichnete sie durch Beynamen, den einen nannte er den Bruder Liederlich, den andern den Buhbah. Wie er den dritten nannte, habe ich vergessen. Auf diese Kennzeichen überbrachte der Adjudant den Befehl an die rechten Männer, weil er wahrscheinlich schon öfter hatte den König unter jenen Beynamen von ihnen reden hören. Die beyden erstern, die längst verstorben sind, habe ich an verschiedenen Orten gekannt. Sie haben auch oft ihrer Verbannung aus Potsdam gegen mich erwähnt, ohne jener Beynamen zu gedenken Sie meynten nur, Friedrich II. habe sie wie Citronen behandelt, welche man wegzuwerfen pflege, nachdem man sie ausgedrückt habe.

180. Der König Kjekjawus schrieb im Jahre 1080, dass der Chalife zu Bagdad habe einen gewissen Befehl durch Ausrufer in der Stadt bekannt machen lassen. Ich habe darüber S. 344 die Anmerkung gemacht:

> Es ist noch jetzt Gebrauch in Asien, die offentlichen Nahrichten durch Ausrufer bekannt

machen zu lassen. Die Druckerey ist nicht im Gebrauch und Anschlagezettel würden den Zweck nicht erreichen in Ländern, wo nicht alle Einwohner täglich das Pflaster treten.

Hieran wird der Hofdollmetscher den Lesern eine Probe geben, wie Eulenspiegel zu seiner Zeit Bücher gelesen hat und wie er noch jetzt Nachahmer findet. Er sagt nämlich:

Nun ist die Druckerey aber würklich im Gebrauch.

Ich spreche von Bagdad und Asien und er redet von Konstantinopel, als ob Bagdad und Asien in Konstantinopel belegen wären!

Er setzt hinzu so dummdreust, als ob er das grösste Recht hätte:

und was noch mehr ist, auch sogar Anschlagezettel werden geschrieben, wie H. v. D. in Konstantinopel hätte sehen können, wo das *jafte* oder der Schuldzettel der Hingerichteten immer angeschlagen wird.

Ich spreche von Bagdad und Asien, er bleibt steif und fest bey seinem Konstantinopel stehen, als obs ihm in der wiener Schule für den Welttheil gegeben wäre. Ausserdem nennt man im Deutschen Anschlagzettel, die an Ecken der Strassen und an Thüren öffentlicher Gebäude angeklebt oder angenagelt werden. Dies ist noch niemals in Konstantinopel geschehen, geschweige in Asien. Noch gröber ist die Lüge, wenn der Mann von gedruckten Anschlagzetteln sprechen will, wie sie in Europa üblich sind. Am allertollsten ist es, wenn er dies auf das *Jafté* oder den Schandzettel ausdähnen will. Die Köpfe der Hingerichteten werden vor der Pforte des kaiserlichen Pallastes auf einen Stein oder auf die blosse Erde gelegt und der Zettel, worauf ihr Verbrechen geschrieben ist, legt man darneben hin oder auf den Kopf selbst, damit die Vorübergehenden ihn le-

sen können, wie man bey uns denen, die an den Pranger gestellt werden, den Schandzettel auf die Brust hängt. Vom Anschlagen ist nicht die Rede. Er schliesst so folgerecht, wie er angefangen:

> Uebrigens betreten die Orientaler die Gassen eben so wohl als die Occidentalen und Pflastertreter giebt es eben so wohl zu Konstantinopel als irgendwo anders.

Die Leser sehen, dass er immer mit seinen sieben Augen auf Konstantinopel besteht, während dass ich von Asien gesprochen habe. Ja, wenn ich geschrieben, dass in Asien nicht alle Menschen täglich das Pflaster treten: so hat ers so verstanden, als ob ich sie durch die Luft fliegen lassen wolle. Wer nach seinen Geschäften zu laufen hat, muss allerdings seine Füsschen auf die Steine setzen, womit die Strassen belegt sind. Diese Leute sind es aber nicht, welche man im Deutschen Pflastertreter nennt. Ich habe ja oft genug gesagt, dass er nicht zu lesen und zu schreiben versteht, im Sinne, wie die Morgenländer den Ausdruck gebrauchen. Er versteht meine Noten nicht. Wie sollte er den Text verstehen.

Von hier macht er einen Sprung über 30 Seiten weg, um etwas zu wiederholen, was er nicht versteht.

> S. 367 wird die wahre Schreibart des Namens des Wezirs Nuschirwan, nämlich des weisen Bisurdschimihi's mit Unrecht als die falsche getadelt. S. Fundgruben des Orients III. S. 5

Er ist mit dieser Kinderey schon bey No. 77. abgefertigt worden. Er weiss von der Aussprache so wenig als von der Sprache selbst. Wie er schon oben zweyerley Aussprachen (nicht Schreibarten) des Namens von sich gegeben hat: so weicht er hier wieder in der dritten von den vorigen ab, zum Zeichen, dass er niemals bey sich selbst ist.

181. Das siebente Kapitel handelt von der Wis-

senschaft zu reden. S. 375. Was das im Munde des Morgenländers heisse, erklärt sich zwar durchs ganze Kapitel von selbst. Damit aber die Leser gleich im Anfang darin keine Anweisung zur Beredtsamkeit erwarten, so habe ich zur Erläuterung der Ueberschrift in der Note das Nöthige gesagt. Hierüber spricht er nun wieder etwas, was er so wenig als den Text und meine Note begriffen hat.

> Als eine Probe der Definitionen des H. v. D. mag die folgende dienen aus der ersten Note des VII. Kapitels: die Wissenschaft zu reden ist nichts anders als die Wissenschaft des Nachdenkens und der Ehrbarkeit; er setzt hinzu, wenn die Morgenländer getreu übersetzt werden sollen: so muss ihre Kunstsprache beybehalten werden. Ganz sicher, aber keinem Morgenländer ist es je eingefallen, diese Definition der Wohlredenheit zu geben.

Kindchen! möchte man sagen, da hat dir wieder Eulenspiegel in den Nacken gestossen. Du hast ja nicht einmal in der Schule gelernt, was Definition heisse. Es ist ja von keiner Definition die Rede, die weder im Texte des Buchs des Kabus noch in den Noten vorkömmt. Du weisst eben so wenig, was Wohlredenheit sey im Sinne der Morgenländer. Es wird hier keine Definition der Wohlredenheit gegeben. Der Verfasser beschäftigt sich im siebenten Kapitel mit der in Begriff und Ausübung dir ganz unbekannten Wissenschaft zu reden. Lerne doch erst Deutsch lesen und verstehen, um das ganze Kapitel dir wohl einzuprägen. Der Verfasser betrachtet die Wissenschaft zu reden als ein Widerspiel der unvernünftigen Thiere, welche in Osten wie in Westen deshalb so genannt werden, weil sie nicht artikulirt sprechen, folglich weder vernünftig denken noch ehrbar handeln können, indem beydes die Folgen der Sprach-

kunde oder der Wissenschaft zu reden sind, welche Gott den Menschen beygelegt hat, wenn sie selbige recht zu gebrauchen sich befleissigen. Dies ists, was den Menschen zum Menschen, wie der Mangel artikulirter Sprache das Vieh zum Viehe macht, als wozu sich auch Menschen herabwürdigen, wenn sie die Sprache missbrauchen. Die Wissenschaft zu reden bezieht sich also nicht bloss auf die Wahrheit des Ausdrucks, sondern auch auf die Richtigkeit des Denkens und die Ehrbarkeit der Handlungen, als welches ins Kurze gezogen ist in jenen Worten, welche du für eine Definition angesehen hast. Darum habe ich ja schon so oft gesagt, dass Niemand richtig denken kann, der nicht richtig spricht und umgekehrt, so wie auch Niemand tugendhaft handeln kann, der sich von allen Dingen falsche und verkehrte Begriffe macht. Der Westerling pflegt unter Cultur zu verstehen, was der Oesterling unter der Wissenschaft zu reden begreift, obgleich beyde in vielen Vorstellungeu von einander abweichen. Siehe, Kindchen! das sind die Dinge, nicht die Wohlredenheit, welche im ganzen siebenten Kapitel S. 375—404 abgehandelt und noch im achten Kapitel S. 405—415 aus dem Munde eines zweyten grossen Königs Nuschirwan fortgesetzt worden. Du betrachtest alles im falschen Lichte, weil du dich in Dinge mischest, die weit über deinen Horizont gehen. Darum lass es dich nicht wundern, dass dir hier bey jeder Nummer auf die Finger geklopft werden musste. Eulenspiegeln ging es nicht besser, und als er sich beklagte, dass er überall Schläge bekomme: so antwortete man ihm mit Recht: du machst es ja darnach!

182. Von Kjekjawus wird S. 377 ein König von Ghendsché ein grosser Kaiser genannt. Er gehört zu denen, die in den Geschichtsbüchern ganz übergangen worden, obgleich der Verfasser des Buchs des

Kabus sich einige Jahre bey ihm aufgehalten und das Daseyn seiner Dynastie historisch erwiesen hat.

Also auch von diesem König oder Kaiser (Benennungen, die im Munde der Morgenländer gleichbedeutend sind) hört der Hofdollmetscher hier zum ersten mal in seinem Leben sprechen. Gleichwohl will er, durch eine wiener Brille schauend, etwas davon wissen, indem er schreibt:

> Es ist schwer zu erklären, wie ein Fürst des kleinen Bezirks von Ghendsche ein König und dann auch zugleich ein grosser Kaiser seyn konnte. Was im Original steht, wissen wir nicht.

Wenn er das nicht wusste, warum grünzt er denn? Wenn er aber das Original vor Augen hätte, so würde er es eben so wenig verstehn als was er im Dentschen sieht; denn was in den Originalen steht, ist allemal dasselbe, was in meinen Uebersetzungen zu lesen ist, als wovon ich ihm hier mehrere hundert Beweise gegeben habe. Einmal aber ist ja seine eigene Dummheit Schuld, dass er vom kleinen Bezirk von Ghendsché spricht, während dass er nicht weiss, wie gross der Bezirk gewesen, worin jener König oder grosse Kaiser geherrscht hat. Was hats denn mit der Grösse des Reichs zu thun, dass er von seiner Hauptstadt genannt ward? Die Ghaznewiden wurden ebenso von ihrer Hauptstadt Ghazna genannt und waren doch die mächtigsten Regenten von Asien. Und welcher vernünftige Mensch wird den jetzigen Verfall beyder Städte zum Maassstabe des Zustandes machen, worin sie sich vor sieben Jahrhunderten befunden haben!

Zweytens wo soll man alle Geringschätzung für einen Mann hernehmen, der noch nicht weiss, dass, wenn ein König wie Kjekjawus vom grossen Kaiser spricht, seine Grösse nicht in der Menge seiner Länder, sondern in der Vortrefflichkeit seiner

Eigenschaften zu suchen sey? Wenn der Mann nur zu lesen verstünde, so würde er von selbst begriffen haben, warum der König von Ghendsché bey Kjekjawus für einen grossen Kaiser galt; denn er setzt unmittelbar hinzu:

> ein scharfsinniger und tapferer, wohlredender und beredter, rechtgläubiger und zuverlässiger, bedachtsamer und schöner Mann.

Dies waren die Eigenschaften, die ihn in des Verfassers Augen gross machten, und das ist gerade die rechte Art, wie man Fürsten beurtheilen muss. Haben sie in ihrem Leben durch Schmeichler und Dummköpfe den Ruhm einer falschen Grösse erschlichen: so bleibt es der Nachwelt vorbehalten, ihnen die Grossmannschaft wieder abzuziehen, um sie in ihrer Kleinheit zu zeigen trotz des Umfangs der Länder, welche von ihnen beherrscht worden. So pflegte der osmansche Kaiser Murad IV., obgleich jung, doch reif an Verstande, zu sagen, dass es im osmanschen Hause nur viertehalb Kaiser gegeben, nämlich drey ganze, Muhammed II. Selim I. und Suleiman I., für den halben Kaiser gab er sich selbst und liess daraus urtheilen, wie sehr es mit den übrigen in die Brüche gegangen sey. Doch ich habe mich über die falsche Grösse schon selbst im Buche des Kabus S. 158—161 hinlänglich erklärt. Allein der Dollmetscher wird wieder nicht begreifen, was ein halber Kaiser und drey ganzee heissen sollen.

Drittens wenn aber jener Fürst auch nur Herr von der einzigen Stadt Ghendsché gewesen wäre: so durfte er nach den Begriffen der Muhammedaner König und Kaiser genannt werden, weil diese Titel bey ihnen mit Begh, Fürst, Schach, Sultan u. s. w. ganz gleichbedeutend sind, wie ich bey No. 98. lit. *b*. erklärt habe. Das Regieren ist die Sache, gleichviel ob über viele oder wenige. So meynte es auch Themistokles, als er einst sprach: ich kann nicht tan-

zen noch die Laute schlagen; aber man gebe mir eine Stadt zu regieren, so klein sie auch sey, ich will sie gross und berühmt machen. Was soll man also von jenen ungereimten Worten des Hofdollmetschers sagen? Es ist unbegreiflich, dass er nicht das geringste Gefühl von seiner gänzlichen Unwissenheit hat, das sich bis auf die grössten Kleinigkeiten erstreckt, um sich nicht zu schämen, sie offentlich auf dem Markte der Litteratur-Zeitungen auszubieten, wo man darüber lacht und spottet.

183. Da im achten Kapitel Nuschirwans Reden angeführt werden, wozu man am Ende des siebenten Kapitels vorbereitet wird: so habe ich S. 395—403 in den Anmerkungen mancherley von diesem Könige zu sagen gehabt. Unter andern habe ich angeführt, dass er eine Christin zur Gemahlin gehabt. Dies ergreift der Hofdollmetscher in den Fundgruben und wiederholt es hier aus Armseligkeit, um zu sprechen,

dass das nicht wahr sey, weil nur der König Perwis mit einer Christin verbunden gewesen.

Es gehört dies wieder zu Eulenspiegels Logik. Er meynt, dass es in Berlin nicht regnen kann, wenns in Winen regnet. So unwissend ist der Mann, dass er sich selbst um die neuesten Schriften nicht bekümmert; denn in derselben Note S. 398 habe ich die von H. de Sacy herausgegebene Uebersetzung genannt, worin der persische Geschichtschreiber Mirchond berichtet, dass auch Nuschirwan mit einer Christin vermählt gewesen, wie dies schon bey No. 37. vorgekommen ist.

Ich habe S. 434 in der Note das persische Wort *nukl*, Zuckerwerk oder Confect, erläutert. Durch einen Druckfehler ist das *u* in *a* verwandelt worden. Der Mann, der seine eigene Erbärmlichkeit recensirt, hat bey Meninski IV. p. 942 das Wort *nukl* gefunden. Um sich dies aber nicht merken zu

lassen und doch gegen mich etwas zu sagen: so saugt er aus den Fingern, dass das Wort *nokl* oder *nogl* ausgesprochen werde. Morgen wird es bey ihm *nikl* heissen.

Eben so kommt S. 445 der ehemalige arabische Statthalter Hadschhadsch vor. Dies setzt den ganzen Sprachheld in Bewegung, indem er die einzelnen Buchstaben, welche er in meinem Original nicht gesehen, nach seiner Weise aufzählt und sagt,

> dass zu errathen unmöglich sey, warum der Name als ein aus zweyen zusammengesetzter, nämlich Hadschhadsch erscheine.

Auf sein Errathen kommt es nicht an, da er wieder nicht weiss, dass ein Teschdid oder Verdoppelungszeichen dazu gehört; denn wenn er das gewusst hätte, so würde er begriffen haben, dass Hadschhadsch nur ein und nicht ein deppelter Name ist. Wenn aber er Kemalpaschasade schreibt: so macht er aus drey Namen einen, was nur Kindern begegnen kann. Wars ihm denn ohne meine Note S. 445 zu errathen möglicher, warum jener Statthalter in einer meiner Handschriften Chalife genannt worden, ohne es gewesen zu seyn? Die Sache ist, dass der Name im Original lautet Hadschdschadsch. Da dies aber für Leser, denen die Sprache nicht bekannt ist, schwer auszusprechen ist und auch von ihnen für einen Druckfehler angesehen worden seyn würde: so bin ich berechtigt gewesen, den Namen durch Hadschhadsch weicher zu machen.

Ja er setzt hinzu:

> dass ich in eine entsetzliche Inconsequenz verfalle, dass ich in jenem Namen das H nicht wie ch schreibe.

Wer kann dafür, dass ihm alles, was er nicht weiss bis auf die Aussprache des Abc herab, so ganz unerrathlich und entsetzlich vorkommt? Ich habe ihm in meiner Antwort auf seine Recension des Gedichts

von Uweïssi gezeigt und habe es in der Einleitung zu gegenwärtigem Unterricht wiederholt, dass der Buchstabe ha bald als h bald als ch ausgesprochen werde, je nachdem der Sprachgebrauch es bey Worten und Namen mit sich bringt. Es liegt also nur an ihm, diesen Sprachgebrauch im Lande zu lernen, wenn er scheinen will, ihn von mir nicht lernen zu wollen.

Funfzig Seiten weiter, nämlich S. 493, finden sich im Texte die Worte:

> In solchem Augenblicke würde ich gern von meinem Lager aufgestanden seyn.

Der wiener Orientalist hebt diese Worte aus und setzt hinzu:

> wird wohl heissen sollen, aufstehn.

Er weiss also noch nicht, dass aufgestanden von aufstehn herkommt, wie Dummheit von dumm. Uebrigens habe ich in der Note 1 es sehr wahrscheinlich gemacht, dass die ganze Stelle vom Uebersetzer eingeschoben sey, um seinem Herzen über selbsteigene Erfahrungen Luft zu machen. Da also hier eine vergangene Zeit gemeynt ist: so sollte der Hofdollmetscher erst in der Schule lernen, dass der türkische Uebersetzer so wenig als der Deutsche davon in der gegenwärtigen Zeit reden konnten. So weit geht die Stümperey!

184. Weil er nun nichts weiter zu sagen weiss: so giebt er den Zeitungslesern die blossen Titel der übrigen Kapitel bis zum 44sten, als dem letzten, setzt aber hinzu, dass diese Titel nicht aus meinem Buche sondern aus einer Notiz hergenommen sind, welche von H. Rich zu Bagdad über das persische Original für die Fundgruben eingeschickt worden, aber durch die Erscheinung meiner Uebersetzung überflüssig geworden sey. Wie lächerlich ist es, die Titel aus dieser Notiz abzuschreiben, während dass er es sich mit meinem Buche zu thun gemacht, zumal da

diese Titel zum Theil ganz falsch übersetzt sind, besonders der letzte vom 44sten Kapitel, welches überschrieben wird von der Freygebigkeit, während dass es heissen muss von der Tugend, wie ich dies S. 822 in der Note bewiesen habe und wie es auch der Inhalt des ganzen Kapitels beweiset. Und wenn die Notiz selbst überflüssig ist, wie er sagt: so hätten ja die blossen Titel der Kapitel die allerüberflüssigsten seyn müssen. Da sich aber der Hofdollmetscher bey dieser Gelegenheit wieder verrathen hat: so will ich den Schleyer vollends aufheben, welchen er über sich hängen will. H. Rich hat in jener Notiz über das Buch des Kabus von zweyen eins geschrieben, entweder Böses oder Gutes. Im ersten Fall würde der Hofdollmetscher geeilt haben, die Notiz drucken zu lassen, um unterm Namen ihres Urhebers gegen mich zu schreyen, gleichwie er unterm Namen von Hadschi Kalfa, Herbelot, Sacy, Michaelis, Müller, Chabert und Grimm gethan hat. Es ist also ungezweifelt der zweyte Fall eingetreten, dass H. Rich zum Ruhme des Buchs etwas gesagt hat, was jener vor seinem heimlichen Leiden nicht kund werden lassen durfte, weil er sich an der Lästerung des Buchs laben wollte, unterm Vorwande, sich an seinen Lesern nicht zu versündigen. S. No. 59. und 60. Da er auch unbekannter Weise vorgegeben, dass das Buch im Oriente nicht bekannt und nicht gesucht sey: so muss es ihm kein geringes Herzeleid verursacht haben, zu sehen, dass ein Mann in Bagdad das Buch merkwürdig genug gefunden hat, um die Beschreibung desselben als einen Fund den Fundgruben des Orients zu weihen. Dies ist denn die wahre Ursache, warum er die Notiz des H. Rich lieber ganz unterdrückte. Er hat dies auch ohne Zweifel für einen Meisterstreich seiner sogenannten Politik angesehen. Und es ist klar genug, wie weit er es in dieser Kunst oder Wissenschaft gebracht hat,

indem er, um sich zu verbergen, immer erst selbst sein Geheimnis vor der ganzen Welt ausplaudert, gleich dem Hirsche, der, um sich nicht von Jägern sehen zu lassen, seinen Leib mit Laub bedeckte und sein Geweih hervorragen liess.

Um endlich das Maass voll zu machen, wie ich bey No. 173 versprochen habe, so ist es der Hofdollmetscher selbst, welcher das Verzeichniss der morgenländischen Handschriften, welche H. Rich zu Bagdad besitzt, hat in den Fundgruben abdrucken lassen. Im dritten Stücke des vierten Bandes steigt die Zahl schon bis zu 356 Schriften und in der Fortsetzung wird sie noch höher gehen. Wenn also erstlich H. Rich aus dieser Menge von Handschriften das Buch des Kabus aushebt, um davon eine Notiz für die Fundgruben zu bestimmen: so muss er doch gewiss das Buch für wichtig und schätzbar gehalten haben. Zweytens hat H. Rich die türkische Uebersetzung, nicht das persische Original, wie der Gegner fälschlich vorgiebt, unter No. 337 (S. 296 Band IV) aufgeführt und schreibt davon: *liber in oriente celeberrimus et magni habitus*, das ist, eins der berühmtesten Bücher im Orient und hochgeschätzt. Seht also, liebe Leser, wie klar der Hofdollmetscher gegen sich selbst zeuget, dass er nur seinen falschen Orient im Kopfe und die Verläumdung im Herzen gehabt, wenn er das Buch unbekannt und ungesucht hat nennen wollen.

184. Indem ich dachte, dass die saubere Recension mit den Kapitel-Titeln aus Bagdad abgethan seyn würde, siehe, so hat er noch ein Wörtchen aufgetrieben rückwärts aus dem fünf und dreyssigsten Kapitel, worüber er sich noch sagen lassen will, dass er es wie alle Worte nicht verstanden hat.

S. 718 übersetzt Hr. v. D. das arabische *Tedschnis* Wortspiele als Zweydeutigkeiten, die

dem Dichter als eine Redefigur anempfohlen werden!

Zuförderst ist ihm nöthig zu wissen, dass das lateinische *aequivocatio*, als welche Bedeutung auch bey Meninski II. p. 47 von jenem arabischen Worte angegeben ist, auf deutsch Zweydeutigkeit heisst, obgleich das Wort mehrere Bedeutungen hat, die bey Meninski nicht stehen und daher dem Hofdollmetscher immer unbekannt bleiben werden. Zweytens muss er wissen, das Zweydeutigkeite das genus sind und Wortspiele die species, indem nicht alle Zweydeutigkeiten Wortspiele sind, obgleich alle Wortspiele eine Zweydeutigkeit enthalten. Wer z. B. eine Sprache, welche er reden will, nicht vollkommen versteht, lässt sich häufig Zweydeutigkeiten, wenn gleich witzlose, entfahren, aber er sagt keine Wortspiele. Der Verfasser spricht am angeführten Orte von Zweydeutigkeiten, die witzig seyn sollen, als von der Gattung. Wer also Sinn hat, weiss, dass Wortspiele mit dazu gehören. Nur wer die Wortbegriffe nicht versteht, kann letzteres Wort an die Stelle des ersteren schieben wollen. Soweit hat der Mann von der Sache einfältig gesprochen. Er will aber drittens noch etwas zu verstehen geben, wovon er nicht wusste, wie er es ausdrücken sollte, weil er seinen Einfall mit einem Ausrufungszeichen begleitet. Man muss ihm also seine dunkele Vorstellung deutlich machen. Er will sein kleines Befremden darüber bezeigen, dass der Verfasser die Zweydeutigkeiten zu den Redefiguren rechnet, was er noch nicht gehört hat. Ohne mich hier über Redefiguren erklären zu dürfen, ist es nur seine Schuld, dass er nicht zu lesen versteht. Der Verfasser hat ja Zweydeutigkeiten nirgend zu den Redefiguren gerechnet, er nennt sie vielmehr Künste, und Wortkünsteleyen oder Redekünste sind beym Verfasser wieder das genus und Redefiguren sind bey ihm die

species, wohin die Metaphern gehören, deren er auch erwähnt. Die Leser können dies aus des Verfassers eigenen Worten ersehen:

> Dichter müssen sich nicht blost mit Sylbenmaass und Reime begnügen (womit sich der Hofdollmetscher begnügt S. No. 54 55 56 67 und 167,) Du musst daher nicht ohne Bilder, ohne Geschmack und ohne Kunst dichten, Zweydeutigkeiten, Vergleichungen, Gegensätze, Aehnlichkeiten, Metaphern, wiederholte Zweydeutigkeiten, Nachsätze und alle andere ähnliche Künste musst du gebrauchen.

Der Verfasser setzt unmittelbar hinzu:

> Sie (diese Künste) können hier nicht erklärt werden, du musst sie aber aus der Prosodie ersehen und kennen lernen.

Dies letztere hätts sich der Hofdollmetscher gesagt seyn lassen sollen, um sich mit den Begriffen der Worte bekannt zu machen, ehe er davon mitsprechen will.

In demselben Kapitel S. 719 Note 2 hatte ich es für undeutsch erklärt, Doppelreime türkischer Verse im Deutschen nachzumachen. Der Hofdollmetscher, nicht merkend, was ich habe sagen woilen, noch wissend, was Deutsch heisst, ist auf der Stelle daran gegangen, um eine Probe von seiner Doppelreimerey zu liefern, welche auch darnach gerathen ist, wie ich schon bey No. 149 iit. *d.* erklärt habe.

Damit die Leser alles hören, so mögen hier noch des Mannes Schlussworte stehen:

> und hiermit wollen wir diese Recension (*sit venia verbo!* muss man hinzusetzen) schliessen, aus Furcht, dass uns unsere Leser aus langer Weile ein *uf* oder mit H. v. D. ein Buhbah entgegenrufen möchten.

Es ist ihm angemessen, zu endigen, wie er angefangen hat, das heisst, zu beweisen, dass er kein einzi-

ges Wort versteht, noch recht zu gebrauchen weiss. S, No. 179. Es mögte hingehen, wenn er gesagt hätte, dass die Zeitungsleser froh seyn würden, einen *uff* oder Buhbah abtreten zu sehen. Sicherlich wird auch keiu einziger uach seinem Wege schauen. S. No. 149.

186. Ich meiner Seits kann meine Leser noch nicht entlassen. Sie müssen mir noch zur sechsten Recension folgen, welche der Erzrecensent als die zweyte von meiner Schrift über das königliche Buch in der Wiener Litteratur-Zeitung vom 6ten July 1813 No. 54, zur Schau ausgestellt. Sie dürfen aber nicht besorgen, dass das Spiel noch lange dauern werde. Denn wie der Mann immer nur ein Wort hat, wovon er ausgeht und woraf er zurückkommt: so werde ich bey jedem Worte nur auf meine vorigen Erklärungen hinweisen dürfen.

Zuerst wiederholt er zum dritten oder vierten male den tollen Einfall, dass der deutsche Titel des Buchs Humajun Namé nicht königliches Buch sondern kaiserliches Buch heissen müsse. Er ist darüber bey No. 98 lit. *a*—*f* eines bessern belehrt worden, wenn es anders bey ihm verfangen kann.

Er schreibt dann weiter, dass er sich kurz fassen könne,

> weil H. v. D. über die meisten seiner Irrthümer so wie über die Fehler seiner Uebersezzungsproben schon durch andere Recensenten zurecht gewiesen worden.

Die Leser wissen schon aus der vorigen Recension, dass er die Schändlichkeit begeht, seine eigene Person für andere Recensenten auszugeben. Es ist davon bey No. 99 die Rede gewesen. Eigentlich hat er seine einzelnen Worte, das ist, sein Lästerreden, erschöpft. Seine böse Zunge kann nur nicht aufhören, in fortwährender Bewegung zu bleiben, um die vorigen Schmähuugen und Albernheiten so im Allge-

meinen zu wiederholen, wie er sie zuerst angebracht hat. Ich werde sie hier aufstellen, welches ihm zu neuer Freude dienen mag.

187. Er wirft mir eine blinde Vorliebe, für asiatische Weitläuftigkeit und orientalischen Schwulst vor. Es gehört zu seinen Kniffen, mir die Worte im Munde umzudrehen; denn ich habe überall darauf aufmerksam gemacht, dass der Morgenländer sich kürzer ausdrückt als der Europäer, als welches eben die Ursache von der Vielheit meiner Erläuterungen ist; ich habe gezeigt, dass dasjenige, was der Europäer orientalischen Schwulst nennt, gewöhnlich seine eigene Erdichtung ist und aus Unkunde der Sprachen herrührt, wie dies am Hofdollmetscher selbst hundertfältig bewiesen worden; ich habe endlich behauptet, dass diejenigen Morgenländer zu den schlechten Scribenten gehören, welche die Bilder und Redefiguren am unrechten Orte anbringen und sich von dor Einfachheit des Styls entfernen. Leser, die davon etwas wissen wollen, dürfen nur das Buch des Kabus S. 225 — 257 lesen. Die Leser wissen aber auch, dass der Hofdollmetscher für asiatische Weitläuftigkeit und Schwulst erklärt, was er nicht zu übersetzen versteht und daher, um sich aus der Sache zu ziehen, für unübersetzlich ausgiebt. S. No. 52, 159 160 und anderwärts. Er hat daher seinen Bescheid in des Apelles Worten, *ne sutor ultra crepidam*. Wenigstens kanns ein Schuster nicht ärger machen, wenn er von Pech spricht, während das von Seide oder Baumwolle die Rede ist.

In demselben Augenblick aber, wo der Mann gegen asiatische Ueberspannung spricht, ohne zu wissen, was er will, unternimmt er nochmals, eine handgreifliche Ueberspannung, ich meyne, die mit so vielen Ungereimtheiten eingefädelte Fabel vom indianischen Ursprunge des Buchs Kjelilé und Dimné zu verfechten, bloss weil er sieht, dass ich sie über den

Haufen geworfen habe. Und wie will er sie verfechten? Ohne sich auf meine Gründe einzulassen, stellt er sich dabey so links an, wie ein Mensch, der in seinem Leben noch nicht gehört hat, wie man litterarische Untersuchungen führen muss. Ich habe darauf schon bey No. 75 lit. *a—f* geantwortet. Er wiederholt sich darüber noch einmal bey Gelegenheit, dass er von meinen Irrthümern in der Litteratur des königlichen Buchs reden will, während dass er erst aus meiner Schrift gelernt hat, dass es eine Litteratur dieses Buchs gebe. Das Lächerlichste ist, dass er dieselben Erdichtungen, welche ich für falsch erkläre, nur wiederholt und sie seine Quelle nennt, indem er spricht, dass seine Angaben aus der Quelle geschöpft seyen. Es ist nicht möglich, dass der Mann seine gänzliche Unfähigkeit zu litterarischen Untersuchungen offener an den Tag legen konnte, als hier geschehen. Was die Litteratur des Buchs insbesondere betrifft, so hat man bey No. 76 lit *a — g* gehört, wie es damit zusammenhängt.

Er schliesst damit nach seiner Art, dass solche Irrthümer, wie ich über den indianischen Ursprung des Buchs begangen, mich behutsamer im Tadel anderer grossen Orientalisten machen sollten. Man kann leicht denken, dass er sich unter diesen Orientalisten mit begreifen will. Er meynt nach Weise der Innung, dass ich hätte leben und leben lassen sollen, wie bey No. 31 vorgekommen ist. Dann hätte auch er die Augeu zudrüchen wollen. Wer wollte das von ihm begehren! Nachdem er aber hier meine Antworten zu hunderten gelesen haben wird: so werden ihm die Augen, welche er zudrücken wollte, wenigstens übergegangen seyn, wenn sie ihm nicht aufgegangen sind.

188. Er schiebt den H. v. Chabert wieder als einen getreuen Uebersetzer vor, um sich unter frem-

dem Namen selbst dafür zu geben. ·Die Lessr wissen, woran sie sind, aus den Nummern 53, 159 160 und 161 in Absicht des erstern und aus allen Nummern in Ansehung des letztern.

Doch was sage ich, unter fremdem Namen! Er hat die Schamlosigkeit, den H. v. Hammer namentlich, als ob er nicht er selbst wäre! als einen Mann zu empfehlen, der am königlichen Buche und an einem türkischen Historiker Proben gegeben habe, wie man den orientalischen Prachtstyl mit denselben Reimen wieder geben müsse. Er ist auch darnach gerichtet worden bey No. 69 und 70.

Er hat die Humanität, die Armen zu bedauern, denen zu Gunsten das königliche Buch gedruckt werden soll, weil es keinen reichlichen Absatz finden werde. Da er kein Latein versteht: so hat er sich nicht versehen, dass seine Humanität schon beym rechten Namen genannt worden, ehe er sein Mitleiden zu erkennen gegeben, in der Schrift vom königlichen Buche S. 69 Note 1. Er kann eben daselbst die Liberalität umsonst mit erhalten, indem beyde Wörter nach der Mode zusammen gehören. Er muss sich nur die lateinischen Worte getreu übersetzen und erläutern lassen.

Er wiederholt ohne Scheu, dass die Unrichtigkeit meiner Uebersetzung selbst schon von andern Recensenten gerügt worden. Es hilft ihm nichts, sich doppelte Namen zu geben. Die Steckbriefe sind nicht sobald ausgegangen als er ergriffen worden wie bey No. 78 bis 98 zu lesen ist, wo es zugleich kund geworden, dass er vom königlichen Buche, woran er sich vergriffen hat, kein Wort versteht.

189. Endlich kann er es nicht leiden, weil es ihm, wie alles, nagelneu ist, dass der Verfasser des königlichen Buchs in Bildern und Vergleichungen soll zu Adrianopel eben so viel Einbildungskraft gehabt

haben als die Menschen in Asien, wie ich in meiner Schrift S. 35 — 44 erklärt habe. Er will aber lächerlicher Weise nicht bestreiten, dass es auch in nördlichern Städten verbrannte orientalische Phantasien nach Erscheinung des vorhabenden Buchs gebe. Beydes ist, wie gewöhnlich, im Allgemeinen hingeworfen, wie es hier steht, ohne Thatsachen zu Beweisen zu liefern.

Dies ist nun ganz im unglücklichen Sinne des Hofdollmetschers gesprochen. Einem Verrückten muss alles ausser ihm verrückt vorkommen, so wie einem Gelbsüchtigen, der an Ergiessung der Galle leidet, alles gelb erscheint. Sollte es mir ja gelungen seyn, den Augen seines Geistes wenigstens für gewisse Lichtpunkte den Staar zu stechen: so wird er sich doch gebehrden, wie jener Blinde, der mit Händen und Füssen arbeitete und unter der Last der Gegenstände zu versinken glaubte, als man ihm plötzlich den Gebrauch seiner Augen verschafft hatte. Ich rechne aher nicht darauf, dass dem Mann jemals zu helfen sey, weil seine Bosheit eben so gross ist als sein Unverstand und folglich die eine den andern verstärkt und hülflos macht. Die Leser können dies hier mit Händen greifen; denn wenn sie nachsehen wollen, was ich S. 35 — 44 geschrieben habe und worauf der Hofdollmetscher hier anspielt: so werden sie finden, dass gerade vom Gegentheil einer verbrannten Phantasie die Rede ist. So wenig versteht der Mann Deutsch, dass er nichts lesen kann, was er nicht verkehre und verdrehe. Sich selbst aber und die Sache selbst kennt er so wenig, dass es für ihn kein Unverstand, keine Unwissenheit, keine verbrannte Phantasie, keine Verrücktheit sind, wenn er die Morgenländer als Tollhäusler vorstellt, indem er ihnen seine eigenen Vorstellungen unterschiebt; wenn er z. B. durch Löwen und Tiger die Lüfte vom Geflügel und die Erde von kriechenden Thieren oder

Gewürmen reinigen lässt; wenn er den Füssen des Weltalls eine Strohmatte unterlegt; wenn er Pferde für Enten, Apostaten für Meerrettig, Kälber für Wachtthürme, Abwischung für Mark, grosse Schrift für Diamanten und so viele hundert andere Unsinnigkeiten für Ausdrücke und Gedanhen der Morgenländer giebt, oder wenn er ganze Seiten und Bücher unterm Vorwande von Calambours und gleichgültigen Mitteldingen für unübersetzbar erklärt. Wenn das übersetzen heissen soll: so bedarfs dazu weiter nichts, als nichts gelernt zu haben; wenn das Orientalisterey seyn soll: so wird dazu weiter nichts erfordert, als nur kein vernünftiger Mensch zu seyn.

Ehe bis hieher gedruckt worden, wird mir die Wiener Litteratur-Zeitung vom 16ten May 1815 No. 39. überbracht, worin die wesentlichen Betrachtungen des Resmi Achmed Efendi vom wiener Hofdollmetscher nach seiner stumpfsinnigen Art und aus bekannten Nebenabsichten durchgezogen worden. Dies ist also die siebente Recensions-Sudeley, welche hier in die Wäsche genommen werden muss.

Die Leser dürfen nicht erwarten, vom eigentlichen Inhalte des Buchs des Resmi etwas Wesentliches zu hören. Der geplagte Mann behält nur mich im Auge, um seine Lästernngen und Lügen auszuspeyen. Meine Vorrede und meine Anmerkungen müssen ihm zum Vorwande dienen. Es sind daher nur einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Worte oder selbstgemachte Erdichtungen, welche er mir unterschieben will, um darüber herfallen zu können.

190. Sein erstes ist, mir eine entschiedene Partheylichkeit für morgenländische Litteratur nachzusagen. Ich weiss wohl, dass der Mann nicht weiss, was er schreibt, weil er nichts denkt. Allein verständige Leser sind doch gewohnt, die Worte nach den Begriffen zu nehmen, die darin

liegen sollten. Sie wissen also, dass partheyisch seyn hier soviel heissen würde, als aus Nebenabsichten oder ohne hinreichende Gründe eins dem andern vorziehen. In der vorhabenden Schrift aber oder in den vorhergehenden wird kein Mensch ein Wort finden welches ich über den Vorzug der Oesterlinge vor Griechen, Römern und Europäern hätte fallen lassen. In einzelnen Stückeu hat jede Nation gewisse Vorzüge vor andern, wie die Morgenländer in der Kunst zu erzählen, wovon in der Schrift vom königlichen Buche die Rede gewesen. Ich bin überhaupt der Meynung, dass man jedes Volk mit seinen Gesinnungen und Kenntnissen nehmen müsse, wie es ist, und ich gestehe, noch von keinem unbelehrt zurückgekommen zu seyn, selbst wenn Huronen oder Irokesen mich beschäftigt haben. Die Sache ist nur, alles recht zu verstehen, und dies Verständniss ist es eben, was dem Gegner von seinem bösen Geschick versagt geblieben ist, weshalb er auch keine einzige Sache bey ihrem rechten Namen zu nennen weiss. Wo soll denn also meine Partheylichkeit sitzen, ehe ich sie erklärt habe? Und wer will Nebenabsichten bey mir suchen, der ich nur schreibe, um zu unterrichten, ohne dafür bezahlt zu werden, vielweniger irgend ein äusseres Glück zu beabsichtigen? Mit dem allen steht freylich der Hofdollmetscher im geraden Widerspiel. Bey No. 59. wollte er die Orientalisterey für sein Lieblingstudium ausgeben. Richtiger zu sprechen, hätte er sie sein Brodstudium nennen sollen, weil er dafür bezahlt wird, obgleich schon Büzri Dschumhur sagte, dass man für dasjenige, was man nicht versteht, auch nicht bezahlt werden müsse. Ich will ihm aber deshalb in beyden Fällen keine Partheylichkeit beymessen, als welche von seiner Seite für jede Art des Wissens sehr gleichgültig seyn würde. Jedoch es ist dem gehässigen Mann an meiner vermeyneen Partheylichkeit noch nicht genug. Er

spricht noch von vielen durchaus nicht zu rechtfertigenden Eigenheiten und oft willkührlichen Versehen des Uebersetzers, ohne einen einzigen Punkt nahmhaft zu machen, vielweniger zu beweisen. Er will, wie man weiss, nur Schmähungen ausstreuen gleich dem Gantert, der immer die Zähne weiset.

191. In diesem Sinne schreibt er auch,

> dass ich mich an der Kunst des Geschichtschreibers versündige (er scheuet sich, wie man weiss, vor Versündigungen, die Sünde der Verläumdung mit einbegriffen. S. No. 59.) weil ich den Geschmack davon ausschliesse und dass ich dadurch dem Geschmack und meiner eigenen Schreibart das Urtheil spreche.

Ueber meinen Geschmack und meine Schreibart hat sich sein garstiger Herzwurm gekrümmt und seine triefigen Augen der Seele haben ihm weh gethan. Er will daher die Trauben unreif nennen, welche ihm zu hoch hängen. In seiner Einfalt aber sieht er nicht, dass er das Gegentheil dessen sagt, was er sagen wollte, zum Zeichen, wie weit er es in der Gabe der Enthaltsamkeit vom Denken und Verstehen gebracht hat! Es würde sich auch für mich nicht schicken, über Geschmack und Schreibart überhaupt mit einem Manne zu rechten, der im Sinne der Morgenländer noch nicht zu lesen und zu schreiben gelernt hat. Aber ich muss dies hier von neuem beweisen, um ihn mit der Beschuldigung lächerlich zu machen, als ob ich von der Kunst des Geschichtschreibers den Geschmack ausschliesse. Er hat wieder den Zusammenhang meiner Rede und die Begriffe der Worte nicht verstanden. Er hat nicht einmal meine Worte richtig abzuschreiben gewusst, indem er aus nackter Wahrheit eine modeste Wahrheit gemacht hat, ohngefähr so modest, wie er selbst ist.

Es ist zu dem Ende zu wissen, dass ich gegen

Biornstähl spreche, welcher sich von einem Dollmetscher den Kopf hatte verschieben lassen, um zu schreiben,

dass die türkischen Geschichtschreiber nicht in dem Geschmack schrieben, welchen wir in der Geschichte fordern.

Es heisst dies auf gut Europäisch urtheilen, als wenn man sagen wollte, dass die Oesterlinge sich nicht zu kleiden wissen, weil sie keine Hüthe und keine enge Hosen tragen wie wir. Ich habe daher geurtheilt S. 38 39

dass Geschmack, wie wir das Ding in der Aesthetik nennen, ein leeres Wort für rechte Geschichte sey.

Dies geht freylich über den Horizont des Hofdollmetschers. Allein bey Verständigen haben sich meine Worte von selbst gerechtfertigt, wenn man weiss, dass Geschmack in Deutschland zur Modesache gemacht worden, welche in der Geschichte, um nicht weiter zurückzugehen, seit funfzig Jahren wenigstens sechsmal gewechselt hat, nämlich seit Hausen, der sogenannt pragmatische Geschichten zu schreiben anfing, bis auf Woltmann, der dem verstorbenen Müller den Vorwurf macht, dass er die Geschichte nicht metaphysisch zu bearbeiten gewusst habe. Ich habe also zu erkennen gegeben, dass jede Nation ihren sogenannten Geschmack für sich habe, ich habe ja zu dem Ende S. 40 ausdrücklich hinzugesetzt

dass die besoldeten Historiographen der Pforte nach ihrer Art mit vielem Geschmack geschrieben haben, weil sie mit Schminken und Redefiguren und Styls-Ziererereyen angefüllt sind.

Ich schliesse dann, dass dieser schlechte Geschmack mit Recht fern geblieben ist von Resmi Achmed, welcher für seinen Styl nicht bezahlt worden noch damit sein Glück zu machen gesucht, sondern mit nack-

ter Wahrheit und Einfalt in körniger Sprache eine Geschichte geschrieben hat, welche er als Minister nicht bloss mit angesehen, sondern auch zum Theil selbst hat mit machen helfen. Also sieht jeder Verständige, dass ich nackte oder unverschleyerte Wahrheit des Geschehenen und Einfalt des Vortrags in männlicher Sprache für den besten Getchmack in der Geschichtschreibung erkläre, wie wir ihn am musterhaftesten bey den ältesten Klassikern finden. Nun urtheile man, wie der geschmackloseste Mann meine Gedanken verdrehet, um sich zu stellen, als ob er gegen mich die Geschichte vertreten wolle, welche er gar nicht kennt und von der er in dem Sinne, wie ich sie S. 37 bezeichnet habe, in seinem ganzen Leben noch nichts geahndet hat. Wenns ihm um Unterricht zu thun wäre: so hätte er nur, um ihm einen Oesterreicher zu nennen, Schmidts Geschichte der Deutschen ansehen dürfen, um darauf zu merken, ob er darin solche Narrentheidinge und Albernheiten antreffen werde, als er zu seinem Dollmetscher- und Reimschmidts - Geschmack mitzubringen pflegt, wenn er sich auf T e u t o n i a's F i t t i g e n emporheben will und womit er unwiderbringlich verloren gegangen ist wie Phäeton mit dem Sonnenwagen, wovon man die Deutung gemacht, dass Jünglinge sich keiner Sachen unterwinden sollen, denen sie nicht gewachsen sind.

192. Auf ähnliche Art schreibt der unglückliche Mann,

> dass ich auf derselben Seite auch der Zeitrechnung als einer bey wahrer Gescichtschreibung ganz ausserwesentlichen und überflüssigen Sache den Krieg ankündige.

Die Lüge wird gleich jedem zur Schau stehen, wenn die Leser hören, dass ich S. 39 das gerade Widerspiel geschrieben habe. Ich habe gesagt, dass die chronologische Ordnung von den Morgenländern sehr

vernachlässigt werde, besonders bey einzelnen Begebenheiten, wo wir andern nicht bloss Jahre, sondern auch Monate, Tage und wohl gar Stunden anzumerken pflegen. Ich habe hinzugesetzt, dass ich dies nicht entschuldigen wolle. Ja ich habe selbst in meinen Anmerkungen zu Resmi's Schrift die Zeitrechnung von Jahren, Monaten und Tagen nachgetragen. Auch weiss jeder Leser meiner neuern Schriften, dass ich überall die Epochen von Begebenheiten und Personen anzugeben gewohnt bin. Endlich wenn der unglückliche Mann nur der mindesten Ueberlegung mächtig wäre und zu lesen gelernt hätte: so würde er mit halbem Auge wahrgenommen haben, dass in den Ueberschriften der Kapitel, welche er selbst blindlings in die Zeitung aufgenommen hat, die Chronologie im Grossen angezeigt worden, nämlich nach den Grossweziraten, wie die Römer nach Consulaten rechneten, bis auf ein Paar Kapitel, welche sogar nach den Jahren überschrieben sind. Nach solchen Thatsachen muss es doch wohl klare Tollheit heissen, von mir zu sagen, dass ich der Zeitrechnung den Krieg ankündige.

Was der Mann aber wieder nicht begriffen hat, ist die Aeusserung, womit ich schliesse, dass die Zeitrechnung, das ist, von Jahr, Monat, Tag und Stunde, als wovon die Rede gewesen, für den moralischen Nutzen, welchen wahre Geschichte haben soll, gemeinhin sehr überflüssig sey. Da sitzt es nun dem Mann, dass er noch niemals aus irgend einer Wissenschaft, geschweige aus der Geschichte moralischen Nutzen gezogen hat. Er weiss nicht einmal, worin dieser Nutzen besteht, wie das kindische Geschwätz beweiset, was er zur Vertheidigung der Chronologie anbringt und worauf zu antworten man sich schämen muss. Die Leser können dies schon daraus erkennen, dass er die Kategorie von Raum und Zeit als einen aus der nächsten Zei-

tung aufgeschnappten Ausdruck mit einmengt, ohne zu fühlen, dass alles, was er ganz unbesonnen spricht, ausser Raum und Zeit eingemischt worden, zum Zeichen, dass es viele Dinge giebt, welche ausser dieser Kategorie sind.

Herodot erzählt alle Begebenheiten aus einem Stücke, ohne sich ums Jahr, Monat und Tag zu bekümmern. Thucydides rechnet nach Wintern und Sommern und zerstückelt die Begebenheiten, um jeden Theil derselben in den Winter oder Sommer zu stellen, wo er vorgekommen ist, ohne das nähere Datnm zu bezeichnen. Gleichwohl hat noch kein verständiger und wohlgesinnter Mann des grossen moralischen Nutzens verfehlt, welcher aus den unübertrefflichen Geschichten beyder Griechen zu ziehen ist, ohne vom Jahre, Monate, Tage und Stunde abzuhängen.

Es ist dies eine neue Gelegenheit zu bemerken, wie der Hofdollmetscher *invita Minerva*, mit jedem Worte nur aus der Hand in den Mund lebend, sich in ewigen Widersprüchen drehet, bloss weil er niemals versteht, was er soll, und niemals weiss, was er will. Hier will er die Chronologie, die von mir nicht angefochten worden, gegen mich vertheidigen, ohne sie zu kennen. Bey andern Veranlassungen aber, wo ich Thatsachen eben durch die Chronologie erwiesen habe, wie bey der Dynastie der Kaïniten und beym Buche des Oghuz, da verhöhnt er wieder die Chronologie, indem er von Nebelzeite der Geschichte oder vom grauen Morgen der Geschichte spricht, meynend, mit solchen ungehirnten Ausdrücken die ganze Chronologie niedergeschlagen zu haben. Es kann nicht die Rede davon seyn, einen zum Wahren und Guten verdorbenen Mann bessern zu wollen. Aber seine Ausschweifungen müssen doch andern zur Warnung bekannt gemacht werden.

So steht es mit dem Unsinn, welchen er bey No. 190 bis 192 an den Tag gelegt hat. Gleichwohl ist es dieser Unsinn, worauf er fusset, um mir, ich wiederhole seine verächtlichen Worte, eine Sucht nach Paradoxen und geschmacklosen Sophismen und Ungereimtheiten nachzusagen. Der Sünder lässt sich sogar verlauten, dass ich mich durch solche geborgte (von wem denn geborgte?) Mittel und durch Bekämpfung neuer philosophischer Meynungen in Gesellschaften auszuzeichnen suche. Da von dem allen in meinen Schriften nichts vorkommt, wovon der Geistesarme nicht weiss, was er sagen und urtheilen soll: so merkt man leicht, dass er sich wieder auf Kundschaft nach mir gelegt und dass er, was er von meiner mündlichen Unterhaltung durch schlechte Kundschafter gehört haben mag, hier wieder mit seinem Gifthauch beschmitzt von sich giebt, um dies für Recension meiner Schrift zu verkaufen. Die Leser können hier den Lügner und Verläumder auf der That ertappen, weil es ihm am Gedächtniss fehlt; denn bey No. 73 wollte er mich nach seiner Spionerie für einen menschenfeindlichen Einsiedler ausgeben und hier lässt er mich wieder als einen Mann erscheinen, der sich in Gesellschaften auszuzeichnen suche. Wie sich beyde Personen nicht mit einander vereinigen lassen: so sieht man, wie in der Plunderkammer dieses verrückten Kopfs nnd boshaften Herzens alles durcheinander läuft, so widersprechend es seyn mag. Uebrigens ist so viel gewiss, dass Leuten, die nichts gelernt haben, alles paradox vorkommen muss, was sie von Unterrichteten hören. Als einst jemand von Harduin urtheilte, dass er sonderbare Meynungen hege: so erwiederte letzterer: ich stehe nicht deshalb alle Morgen um vier Uhr auf, um zu sagen, was andere gesagt haben. Es ist daher kein Wunder, dass beym Hofdollmetscher alles gar zu dumm herauskommt, was er sagt. Wie sollte es ihm

nicht paradox vorkommen, wenn er jetzt zum erstenmal von mir hört, dass in Asien die Fliegenweibchen sich auf Fliegenmännchen setzen, um ihrer Lust zu pflegen, ob es gleich auch in Europa geschieht und sehr wenig dazu gehört, um es zu wissen!

193. Obgleich der Gegner vom Buche selbst nichts zu sagen weiss: so will er doch auch dem Verfasser eins anhäugen, sagend,

> dass die Unzufriedenheit des Verfassers (mit den Maassregeln der Regierung) der Partheylosigkeit seines Blicks geschadet habe.

Bey No. 165 sprach er über ein Gedicht,

> dass der Reim den Altersstufen geschadet habe.

Das eine heisst bey ihm soviel als das andere, indem das Zeitungs Privilegium ihn von der Pflicht loszuzählen scheint, beydes zu beweisen. Freylich wenn Resmi die Maassregeln seines Hofes nicht zu tadeln gehabt hätte: so würde er sicherlieh sein Buch nicht geschrieben haben. Da er nun aber einmal geschrieben hat: so muss er misvergnügt und partheyisch seyn. Seht da Eulenspiegels Logik!

Er nennt Wassifs gedruckte Geschichte, um doch mit Nennung eines Buchs gelehrt zu thun. Er weiss aber nichts daraus anzuführen, weil er es natürlicher Weise als einen unübersetzbaren Calambour (S. No. 82 lit. *i*) nicht versteht. Er stellt sich nur verwundert, dass ich nichts daraus anführe, ob ich gleich meine Gründe angegeben, warum ich bezahlte Stylisten der osmanschen Geschichte nicht gesucht habe, indem ich sie nicht in gleiche Klasse setze mit denen, welche die Geschichte aus eigener Erfahrung zu schreiben vermögend gewesen.

Wie er also Resmi zum Missvergnügten macht: so nimmt er sich auch die Freyheit, im voraus meinen Kodscha begh aus der Zeit Murads IV. einen ähnlichen sittenrichtenden und politisch missvergnügten Schriftsteller zu nennen,

ohne ein anderes Wort von ihm zu wissen, als was ich S. 1 in der Note und anderwärts über ihn gesagt habe. Dass der Ungelehrte sich vor Zeitungslesern das Ansehn geben will, von Dingen, die ihm ganz unbekannt sind, etwas zu wissen, bringt sein Recensions Unfug nicht anders mit sich. Dass er sich aber dessen auch gegen mich nicht schämt, beweiset, dass er der Scham das Köpfchen abgebissen hat. Dies muss also aufgedeckt werden. Zur Nachricht melde ich den Lesern, dass mein Kodscha begh gar kein sogenannter Schriftsteller ist, vielweniger ein sittenrichtender oder politisch misvergnügter Schriftsteller. Seine Schrift gehört daher weder zu denen, welche man zu hunderten auf den Büchermärkten antrifft, wie bey No. 132 geprahlt ward, noch zu den andern, deren Titel bey Hadschi Kalfa richtig oder unrichtig angegeben sind, wovon bey No. 133 zu sprechen gewesen. Mit einem Worte die Schrift ist kein gewöhnliches Buch, was für die Welt bestimmt gewesen wäre, vielmehr besteht sie aus 19 Berichten, welche der Urheber als blosser Rathgeber oder Vertrauter des Kaisers Murads IV. vermuthlich auf dessen Befehl unmittelbar an ihn erstattet hat, um die Gebrechen des osmanschen Reichs auseinanderzusetzen und die Mittel, ihnen abzuhelfen, vorzuschlagen. Diese Berichte sind es, welche sich jemand aus dem Archiv der Pforte abgeshhrieben hat und in dieser Gestalt sind sie anf mich gekommen, ohne jemals als Buch in gemeinen Umlauf gesetzt worden zu seyn. Der Hofdollmetscher gedachte, dass es ihm frey ausgehen werde, recht Innungsmässig von Kodscha begh eine litterarische Nachricht aus seinem Kopfe zu erdichten, wie er es in seiner Litteratur der Osmanen auf allen Seiten gethan hat. (S. No. 136 lit. *g.*) Das Lächerlichste bey der Sache ist, dass der Gegner zuletzt die S e h n s u c h t bezeigt, womit er der baldigen Erscheinung dieser Schrift entgegen sieht. Ich glau-

be selbst, dass er kaum die Zeit erwarten kann, neue Recensions-Gebühren an mir zu verdienen und seinem gepressten Herzen Luft zu machen; denn von der Schrift selbst wird er so wenig zu sprechen wissen als von der vorigen, er lauert nur auf meine Vorrede und Anmerkungen, um über unverstandene Dinge mich anzugrünzen. An Paradoxen, Sophismen und Ungereimtheiten, wie er es nennt, kanns ja für einen Mann seiner Art nicht fehlen, solange er vom gesunden Verstande und von Kenntnissen verlassen bleibt.

Auf ähnliche Art will er unbekannter Weise mitsprechen, wenn ich geäussert habe, dass es der dreusten Männer wie Resmi zu hunderten gebe. Er meynt nämlich recht treuherzig,

> dass es schwer fallen werde, eine halbe Centurie in der gesammten osmanschen Litteratur zusammen zu zählen.

Er hat vorhin von der Sache kein Wort gewusst und nun will er auf einmal den Litterator spielen, um mit mir von hunderten auf eine halbe Centurie herabzuhandelu! Wie schickt sich das! Er findet sich hinter der Namenlosigkeit, womit er schreibt, sicher genug, dass er nicht fürchtet, beym Worte gefasst zu werden, um die halbe Centurie und die gesammte osmansche Litteratur herzuzählen und etwas recht verstandenes daraus herzusagen. Lasse er es sich unterdessen nur an der Zahl genügen, welche ich im Deuschen liefern werde. Uweïssi, Hassan, Resmi und Nischandschi Pascha S. B. II. S. 355 sind schon da. Kodscha begh und manche andere werden nachfolgen, wenn Gott will! Dann wirds für ihn Zeit seyn, zu zählen nach den deutschen Uebersetzungen.

194. Ich hatte zu Ende meiner Vorrede S. 53 geschrieben, dass ich meinen Resmi in den Gesandtschafts-Berichten nicht wieder erkenne, die auf seinen Namen ins Deutsche übersetzt sind. Ich habe, da

ich das Original nicht gesehen, die Schuld auf die Dollmetscher geworfen, welche dem guten Resmi falsche Nachrichten zugetragcn haben, wie dies auch europäischen Gesandten in der Türkey begegnet. Der Gegner will dies auch nicht in Zweifel stellen, ob ihm gleich trotz aller Anonymität das Herz hätte dabey schlagen sollen. Da ich aber zufälliger Weise jetzt höre, dass er selbst der Uebersetzer ist: so ist das hinreichend, in seiner Person einen zweyten Grund zu finden, warum Resmi in den deutschen Gesandtschafts-Berichten eine so traurige Rolle spielen muss, eben weil er ungetreu übersetzt worden. So ist ein Dolimetscher über den andern gekommen. Wie hätte Resmi da nicht erliegen müssen! Dass er der Mann nicht ist, irgend eine Schrift recht zu verstehen und getreu zu übertragen, ist hier durch hunderte von Beweisen ans Licht gekommen. Wenn man dies aber an den Gesandtschafts-Berichten insbesondere erwiesen sehen will: so darf man mir nur die gedruckte Geschichte Wassifs zu billigem Preise känflich überlassen, als worin sie anzutreffen seyn sollen.

Ich hatte ferner geschrieben, dass es einen türkischen Dichter Namens Resmi gebe, dessen Zeitalter aus den Gedichten, welche ich von ihm besitze, nicht zu ersehen und auch von Latifi nicht angegeben ist. Dies ergreift der Gegner, um zu sagen, dass ich das hätte auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin erfahren können

> wo das bibliographische Werk des Hadschi Chalfa (schreibe Kalfa) anzutreffen sey.

Dies ist das dritte mal, dass er diese Unwahrheit von sich giebt. S. No. 76 lit. *f*. Da er seine Korrespondenten in Berlin hat: so hätte er, wenns ihm um Wahrheit zu thun wäre, von ihnen längst erfahren können, dass gedachtes Werk bey der hiesigen Bibliothek nicht vorhanden ist. Wenn ichs aber

auch selbst besässe: so würde ich niemals Hadschi Kalfa's Worte mit Sicherheit uachsprechen, nachdem Herbelot dadurch zu unzähligen Irrthümern verleitet worden.

195. Nach so vielen Albernheiten kommt der Mann erst auf den Titel des Buchs, welchen er nach seiner gewöhnlichen Weise durch Auswahl des Ansehns übertragen will, ob er gleich meynt, dass mein Titel, wesentliche Betrachtungen damit gleichbedeutend sey. Ich habe es vorher gesagt, dass eine verkehrte Verdeutschung der zwey Worte herauskommen werde. S. No. 81. Ich konnte aber nicht vorhersehen, dass sich der Mann diesmal selbst übertreffen werde. Es kat damit eben die Bewandtniss, wie mit der Abwischung der Geschichte. S. No. 23. Kindern muss man die Begriffe der Worte erklären, um sie denken zu lehren. Wer kann sich aber dazu bey jedem Worte gegen einen Mann herablassen, der Bücher schreiben und recensiren will, ehe er denken gelernt hat. Feïzi hat genug davon gesagt. Siehe B. II. S. 332.

Auf seinen saubern Titel lässt er die Ueberschriften der Kapitel folgen, worin er, wie bey No. 192 erwähnt ist, nicht soviel hat sehen können, dass die Begebenheiten im Grossen chromologisch gereihet sind, ob er mich gleich darob mit der Chronologie Krieg führen lassen will. Er geht aber über den Inhalt der Kapitel weg, unterm Vorwande, dass dies keinen Auszug leide. Um Auszüge zu machen wird freylich die Gabe erfordert, die Sache im Zusammenhange zu übersehen, eine Gabe, die dem Gegner nieht beschieden ist. Es war ihm weit bequemer und lag ihm auch nur am Herzen, aus meinen Anmerkungen einzelne Wörter oder Namen herauszureissen, um mitsprechen zu wollen.

196. So hat der Verfasser S. 58—59 im Vorbeygehen von einem Buche des Hamzé gesprochen. Ich

merke dabey, dass dies der Name eines Klopffechters ist, der zu einem Roman Gelegenheit gegeben. Ich setze eine seltene Nachricht von einem in malayscher Sprache geschriebenen Buche hinzu, dessen Verfasser Hamzé darin die Thaten verschiedener Helden und Krieger beschrieben haben soll, Ich äussere dabey die Vermuthung, dass dies Buch durch mehrere Sprachen gegangen und zum türkischen Gelegenheit gegeben haben möge. Unser Leseheld, der von dem allen kein Wort vorher gehört hatte, will dennoch mitsprechen, beweiset aber nur, wie er alles ohne Sinn und Verstand zu lesen gewohnt ist. Er sagt nämlich

> dass es einen zweyten Hamzé gegeben, der ein Assassinier gewesen sey.

Er hat diesen Namen aus Hadschi Kalfa hervorgesucht, ohne zu begreiffen, dass, wenn es auch zehn andere Hamzé's gegeben haben sollte, doch davon hier die Rede nicht sey; denn ich rede von einem Buche in malayscher Sprache, welches man erst kennen und gelesen haben muss, wenn man darüber die Nase rümpfen will. Er hat nicht einmal gesehen, dass sein Hamzé ein Gegenstand der Geschichte oder des Romans in malayscher Sprache geworden seyn könnte, weil gerade die Zeiten der Kreuzzüge, wo die Assassinier ihr Wesen trieben, die Epoche waren, wo viele Muhammedaner aus Arabien, Persien und Syrien nach Indien auswanderten, um ihr Glück zu versuchen, wie sie denn auch daselbst mehrere Dynastien gestiftet haben. Einer oder der andere solcher Fremdlinge könnte wohl den Beyfall der Malayen durch einen Roman gesucht haben. Allein davon ist die Rede gar nicht. Was das Tollste ist, so schreibt der Leseheld, dass der Malaysche Hamzé wohl der Hamzé des Propheten gewesen seyn könnte, als ob der letztere Hamzé ein Klopffechter gewesen und jemals nach Indien gekommen wäre! Vor dem blossen

Namen kann er an die Sache nicht denken. Kurz er hat den lateinischen Titel, welchen ich vom malayschen Buche beygebracht, wieder nicht verstanden; denn nach diesem Titel soll der malaysche Hamzé kein Klopffechter, sondern ein unter den Malayen berühmter Schriftsteller, *inclytus inter Malaicos auctor,* gewesen seyn.

Wer sollte es wohl glauben, dass im Kopfe des Hofdollmetscher Preussen sich mit Hamzé reimen muss? denn ohne allen Zusammenhang wirft er hin

dass Preussen bey der Pforte *Grusia* genannt werde!

Er hat nicht einmal diesen Namen recht lesen können, denn S. 63 in der Note habe ich nicht *Grusia* sondern *Prussia* geschrieben.

Ich habe angemerkt, dass die beyden Woywoden der Moldau und Wallachey nur als Pascha's von zwey Rossschweifen von der Pforte installirt werden. Der Gegner will wissen, dass der Moldauer drey Rossschweife empfange. Er hat sich dies von Griechen in der Moldau erzählen lassen und ich spreche, was ich von Osmanen zu Konstantinopel gehört habe. In jedem Falle müsste der moldausche Woywode den dritten Rossschweif wohl in der Tasche zu behalten gewohnt seyn; denn bey seinem Abgange von Konstantinopel lässt man ihn nur mit zweyen ausziehen, und davon bin ich Augenzeuge gewesen.

197. Der Verfasser giebt die Insel Nakschabara (Paros) als den Ort an, wo die russische Flotte ihr Hauptquartier gehabt. Der Gegner will im Namen einen Irrthum wittern, weil Nakscha und Bara, Naxos und Paros zwey verschiedene Inseln seyen, wie er bey Hadschi Kalfa gesehen haben will. Wenn er mit Nutzen zu lesen wüsste: so würde er schon im ersten Theil der Denkwürdigkeiten S. 43 angemerkt gefunden haben, dass die Osmanen einen und densel-

ben Ort mit verschiedenen Namen zu belegen pflegen. Im gegenwärtigen Fall aber hat der Verfasser noch einen besondern Grund gehabt, welchen freylich ein Mann ohne alle Ueberlegung nicht errathen konnte. Weil nämlich Paros gerade in der Mitte der Inseln Naxos und Antiparos liegt, wie wir letztere nennen: so hat der Verfasser durch den Namen Nakschibara andeuten wollen, dass er das auf der Seite von Naxos gelegene Paros meyne, zum Unterschiede vom zweyten Paros, was auf der Seite vom ersten Paros liegt.

Ich habe S. 206 Note 2 ausführliche Nachricht von einem arabischen und türkischen Werke gegeben, welches Herbelot fälschlich für des Aristoteles Politica erklärt hat. Der Gegner, ohne hiervon etwas zu wissen, hat aus Hadschi Kalfa zusammengestoppelt, dass sich ein Werk mit demselben Titel, obgleich von ganz verschiedenem Inhalte, findet. Dies ist es, was er sagt, um etwas zu sagen. Wie unvernünftig ist doch der Gebrauch, welchen der Mann von Hadschi Kalfa macht! Es mag wie hier so dort zehn verschiedene Bücher von einerley Titel geben, wie überall der bunten Hunde viele sind. Hier aber ist nur von demjenigen Buche die Rede, was Herbelot zur Politica des Aristoteles gemacht hat. Es wird dem Gegner sehr nahe gegangen seyn, diese Sudeley zu einer Zeit zu schreiben, wo Napoleons Stern gefallen war, sonst würde er wieder geschrien haben wie früherhin, dass die Franzosen, besonders Herbelot so hart von mir gemeistert worden.

198. Der Verfasser erwähnt S. 210 eines Gedankens, welchen man gegen den Chalifen Aly bey Gelegenheit seiner Streitigkeiten mit Muawia geäussert hat. Der Gegner, der auch darüber mitsprechen will, ohne zu wissen, wovon die Rede ist, der will das ein Prophetenwort nennen, welches er als eine Ueberlieferung Muhammeds aus Buchari in den Fund-

gruben, jämmerlich genug! übersetzt habe. In der That man glaubt immer im Irrhause zu seyn, so oft man den Mann salbadern hört. Dort ist von den Angelegenheiten der Welt die Rede, welche wie die Rippen des Menschen nicht ganz gerade gemacht werden können. Hier soll Muhammed, der darob noch ein Weiberkenner genannt wird, durchs trübe Organ des Hofdollmetschers von der krummen Rippe sprechen, woraus das Weib geschaffen worden. Welcher Mensch von gesundem Verstande kann beyderley Worte in eins zusammenknäten wollen, bloss weil in beyden das Wörtchen R i p p e vorkommt!

Ich habe S. 225 Note 1 geschrieben, dass zu Konstantinopel die Thronbesteigung des neuen Regenten immer eher angemeldet wird als der Tod seines Vorgängers. Ich führe diesen Gebrauch als die Folge eines eigenen Grundsatzes an, welchen die Osmanen unter sich haben. Der Gegner, der auch davon den leichten Sinn nicht gefasst hat, meynt, dass dies nicht allgemein wahr seyn könne,

> weil die Pforte in einem an den Hof zu Wien erlassenen Condolenz-Schreiben die Sache umgekehrt, das ist, erst vom Tode des vorigen Kaisers von Oesterreich und dann von der Thronbesteigung seines Nachfolgers gesprochen habe.

Welch ein Stumpfsinn! Die Pforte musste gerade so nach Wien schreiben, um den von mir angezeigten Grundsatz zu bestätigen; denn hätte auf dem Throne zu Wien ein muhammedanischer Fürst gesessen: so würde sie in ihrem Sinn geschrieben haben. Da sie aber an einen christlichen Fürsten zu schreiben hatte: so musste sie ihre Sprache umkehren, w e i l s i e m u h a m m e d a n i s c h e G r u n d s ä t z e u n d G e b r ä u c h e f ü r s i c h b e h a l t e n w i l l, wie ich schon öfter gesagt habe. Kurz hier ist nicht dasjenige in Frage, was die Pforte in Wien gethan, sondern was

sie in ihrem Lande zu practisiren pflegt. Ich habe ja dies am angeführten Orte für jeden andern Leser fasslich genug erklärt. Der Hof zu Wien hatte in seinem Notifications-Schreiben an die Pforte zuerst vom Absterben des vorigen österreichschen Kaisers und hinterher von der Thronbesteigung des Nachfolgers gesprochen. Die Pforte antwortete also auf gleichen Fuss. Aber unter Muhammedanern wird anders geredet und geschrieben.

199. Da S. 276 in der Note des Buchs des Oghuz erwähnt worden: so bricht der Mann die Gelegenheit vom Zaune, um von neuem seine Spreu zu worfeln, worin kein Körnchen anzutreffen ist. Er meynt erstlich, dass dies Buch schwerlich dem fabelhaften Oghuz zuzuschreiben sey. Er hat nach Verlauf einiger Jahre noch nicht verstanden, was ich im ersten Theile der Denkwürdigkeiten S. 160 bestimmt genug geschrieben habe. Das Buch ist nicht von Oghuz verfasst, sondern viele seiner Sprüche (spätere Einschaltungen abgerechnet) sind aus mündlichen Ueberlieferungen von späterm Sammler in jenem Buche zusammeugetragen worden. Und dies behaupte ich nicht bloss auf das Wort des Sammlers Dedé Korkud, eines Oghuziers, sondern auch auf den Namen oghuzischer Völker, deren Stammvater fabelhaft zu nennen eben so abgeschmackt ist, als wenn man Israël und Ismaël für fabelhafte Wesen halten wollte, während dass die von ihnen entsprossenen Völker, die Israëliten und Ismaëliten, bis auf diese Stunde fortdauern. Zweytens will der Mann mir etwas nachsprechen, freylich ohne mich zu nennen und ohne es am rechten Orte anzuwenden zu wissen. Ich habe nämlich geschrieben, dass die Rhapsoden der Griechen wahrscheinlich eine Kopie der uralten Erzähler der Morgenländer gewesen. Nun seht, wie der Hofdollmetscher dies auffängt, um uns aus seinem Kopfe zu melden, dass die Sprüchwörter

im Buche des Oghuz von Rhapsoden dem Volke vorgesungen worden! Wie doch der Mann immer Hekkerling und Stroh zu mengen sucht! Von Rhapsoden sollen Sprüchwörter vorgesungen worden seyn, woran nichts zu singen ist und welche nur deshalb Sprüchwörter sind, weil sie vom Vater auf den Sohn vererben! Er macht von allen Worten, welche er aufgreift, eine ähnliche Anwendung, wie jener unwissende Asiate, dem jemand bey Tische sagte, von einem gewissen Essen nichts zu geniessen, weil es *imtila* (Unverdaulichkeit) mache. Jener, der dies arabische Wort nicht verstand und doch mitsprechen wollte, erwiederte flugs: Oh, *Imtila* habe ich noch niemals gegessen. Drittens wie er vorhin in der Jenaer und Wiener Zeitung das Buch des Oghuz, wovon er zuvor niemals etwas gehört, vielweniger gesehen hatte, mit so grossem Geblärre für ganz jung ausgeben wollte, während dass ich den Sammler vor Entstehung der osmanschen Dynastie habe leben lassen: so will er mit seinen Rhapsoden, die recht rhapsodisch hier eingemischt werden, eigentlich hier etwas einlenken; er will nämlich schliessen lassen, dass es wohl etwas alt geworden seyn müsse, was ehemals von Rhapsoden abgesungen worden, könnten es auch Sprüchwörter seyn. In der That er fängt hier an, ganz leise und unvermerkt auf den Zehen einherzutreten, um mit der Sprache herauszugehen

dass mein Buch des Oghuz unter den Büchern dieses Namens e i n s d e r ä l t e s t e n s e y.

Mir ist es gleichgültig, ob er es alt oder jung nenne, denn er hat mir seinen Beyfall so verächtlich gemacht als seinen Widerspruch. Es ist aber zu merken, dass es die fünfte Zunge ist, womit er sich über diesen Punkt vernehmen lässt. S. No. 141. 142. 143 144. und 145. Es wird nicht lange dauern, so wird er noch ein Paar andere Zungen gegen mein Buch des Oghuz ausstrecken, wenigstens um die Zahl Sieben

voll zu machen, welche er so lieb gewonnen hat, ob sie gleich für ihn eben so übelvorbedeutend ist als die böse Sieben im Karnüffel-Spiel.

200. Nach so vielen Ungereimtheiten tritt er endlich auch hier wieder als Abc-Fechter auf, um mir Unrichtigkeiten in der Aussprache beyzumessen, ohne es zu beweisen zu wissen.

a. Die Leser kennen sein Geheimniss. Er hat gewissen Leuten weiss gemacht, dass er ein ganzer Orientalist sey und dass er als wohlbestallter Dollmetscher die Aussprache verstehe. Wie er nun meinen Orient vom seinigen ganz verschieden gefunden und daher der schlimmen Rückwürkung auf seinen Kopf nicht besser zuvorzukommen gedacht, als indem er meine Sprachkenntniss auf gut Pöbelhaft zu verschreyen unternommen hat: so hat er auch meine Aussprache von der seinigen gar zu sehr abweichen gesehen, um nicht auf eine ähnliche Rettung seines Sprachorgans bedacht zu nehmeu, indem er ganz frech ausruft, dass mein Gehör verwahrloset sey. Nach ihm sollen die Leser glauben, dass man auf der wiener Schulbank unter christlichen Lehrern die Ohren besser spitzen lerne, als in geschäftlicher und wissenschaftlicher Unterhaltung mit Muhammedanern, mit denen ich sechs Jahre täglich gelebt habe. Er hat freylich ganz in der Stille von meiner Aussprache schon manches sich zueignen wollen. Aber er will sich das nicht merken lassen und in der That geht es ihm auch damit wie mit den Rhapsoden bey No. 199 und bey andern Dingen, welche er verkehrt nachäffen will.

b. Wenn ich also schreibe Allach, Schach, Silichdar u. s. w.: so will er mit der wiener Schulzunge sprechen Allah, Ahmed, Schah, Silihdar. Ueber diese Armseligkeiten, worin sich der kleine Geist des Mannes so getreu abspiegelt, habe ich mich schon bey Widerlegung seiner sieben Noten zu Uweïssi

und im Eingange dieses Unterrichts weitläuftiger erklärt, als nöthig gewesen wäre, und habe das Zeugniss des Meninski zum Beweise aufgestellt, als das einzige, was ich gegen jemanden zu thun vermag, der den Sprachgebrauch nicht gelernt hat.

Weil aber doch der Sprachgebranch überall von gewissen Regeln ausgeht und auf gewisse Regeln hinführt: so will ich noch die Regel angeben, worauf es bey den vorhabenden Wörtern und Namen ankömmt; eine Regel, deren Richtigkeit jedem bekannt seyn muss, der nur seine Muttersprache aus Gründen gelernt und sonst über Sprachen nachgedacht hat. Es ist nämlich bey allen Sprachen eine sehr gemeine Regel, dass beym Aussprechen alle Buchstaben, woraus ein Wort oder Name zusammengesetzt ist, auch verlautbart oder gehört werden müssen, damit Zweydeutigkeiten und Wortverwechselungen vermieden werden. Dies geschieht aber nicht, wenn der Gegner jene Wörter oder Namen uach seiner Weise aussprechen will, wo sie nicht anders lauten, als ob sie geschrieben würden wie Alla, Amed, Scha, Silidar u. s. w. und als ob sie folglich einen Buchstaben weniger hätten, der verschluckt werden soll. Da nun das h nicht ohne Ursache in jene Wörter und Namen gestellt worden und nach Meninskis Zeugniss an seinem Orte mit ch verwechselt wird, bloss um in der Aussprache gehört werden zu können: so bleibt das ja eine Sache, die von jedem Schulknaben, der nicht auf den Kopf gefallen ist, begriffen werden kann.

c. Es ist würklich nichts lächerlicher, als einen Mann zu sehen, der, ohne mit der Nation gelebt zu haben, in der Aussprache derselben klug thun will und doch mit sich selbst noch nicht einig werden kann. Bey Gelegenheit seiner sieben Noten zu meinem Uweïssi ist ihm schon in irgend einer Zeitung gesagt worden. dass er selbst anderwärts Achmed

und Schach geschrieben habe, während dass er jetzt gegen mich Amed und Scha lallen will, nicht wissend, dass eine babylonische Verwirrung im Sprechen und Verstehen angerichtet werden würde, wenn man die Laute nicht unterscheidet, welche ganz verschiedene Worter bilden, wie z. B. jenes Amed, Scha und andere sind, die mit Achmed, Schach u. s. w. nichts gemein haben. Eben so geht es ihm mit dem Namen Büzri dschumhur, welchen er auszusprechen gar nicht gelernt hat und ihn daher bald so, bald anders buchstabiren will, S. No. 77 und No. 180.

d. Noch schlimmer ist es mit ihm bestellt, wenn es auf Worte oder Namen ankömmt, welche als Ausnahmen von obgedachter Regel ganz anders ausgesprochen als geschrieben werden. Dies ist der Fall mit Hadschi Kalfa. Der Dollmetscher Carli verstand ebenfalls nicht, was der Sprachgebrauch in gewissen Fällen bey letzterm Worte mit sich bringt, welches wie Chalife geschrieben wird. Allein er wollte wenigstens der Abc-Aussprache folgen, indem er Halife schrieb. S. B. II. S. 377. Dagegen sehe man den wiener Orientalisten, wie er sich nennt! Er kennt weder den Sprachgebrauch, welchen ich ihm bey Uweïssi aus dem Meninski nachgewiesen habe, noch versteht er sich aufs Abc, indem er Chalfa und Chalfe schreibt. Es sind einige Jahre, dass ich ihn Kalfa sprechen gelehrt habe. Aber bey ihm trifft es nicht ein, dass die Jahre unterrichten. Es sind eilf Jahre her, dass er die falsche encyklopädische Uebersicht aus Hadschi Kalfa herausgegeben und neun Jahre vorher will er darauf gesessen haben. Dennoch trotz dieser zwanzig Jahre bleibt er bey Chalfa und Chalfe stehn, wie es ihm in der Schule unrichtig vorgesagt worden.

e. Mit andern Worten und Namen geht es nicht besser. Vierzehn Jahre lang will er dem persischen Dichter Hafüz auf Teutonia's Fittigen nachgeflogen

seyn und weiss doch den Namen nicht anders zu schreiben als Hafis, obgleich schon vor vierzig Jahren Rewizki bey seiner Uebersetzung des Hafüz der Richtigkeit näher kam, indem er Haphyz schrieb.

So hat er in seiner Reimerey betitelt Schirin fast auf allen Seiten von Chosru zu sprechen, ohne bis jetzt zu wissen, dass Chosrew gesprochen werden muss. Er hat sich auch an Firdewsi wagen wollen, ohne eine Zeile davon richtig zu verstehn so wenig als von Hafüz, und doch schreibt er immer Ferdusi, ob er gleich schon bey Muradscha d'Ohsson hätte die rechte Aussprache lernen können. Ja von dem allen hat schon vor langer Zeit der schätzbare Meninski die rechte Aussprache in seinem Wörterbuche aufgezeichnet, welches allen denen nicht genug empfohlen werden kann, welche sich mit der wahren Aussprache des Türkischen, Persischen und Arabischen bekannt machen wollen. Das ist aber alles vergeblich für den Mann, der sich selbst zur ewigen Stümperey verdammt hat, wenn ihm anders nicht schon von Mangel der Fähigkeiten dies traurige Loos beschieden worden ist. Dies kann denn freylich nicht durchs grosse Maul ersetzt werden, wenn es auch bis an die Ohren aufgerissen wird, vielmehr hat es nur dazu gedient, dass ihm desto schärfer auf die Zähne gefühlt worden.

f. Man sieht aus dem allen ganz klärlich, dass der Mann in seinem ganzen Leben niemals Gelegenheit gehabt, jener Namen und Worte gegen irgend einen Morgenländer zu erwähnen, sonst würde man ihm Ohr und Mund anders gesellt oder man würde ihn wenigsten gefragt haben, von wem sprichst du denn? Ueberhaupt ist es ja ganz unmöglich, dass jemand richtig ausspreche, der im deutlichsten Druck, geschweige in undeutlichen Handschriften, nicht richtig buchstabiren und lesen kann. Er hat sich im Vorhergehenden hundertmal verrathen, wenn er

Chorassan für *Chürssan*, *sarraf* für *syrf*, und *karawul* für *kara ewlü*, *dudak* für *tadük*, *mürted* für *meretdé*, *ghuwwedsch* für *ghüdsch* und soviel andere Wörter falsch gelesea hat. S. No. 15. 39 lit. *d* und *e*, 40, 43 lit. *c*. 44. 45 lit. *c*, u. s. w. Darf man sich denn wundern, dass ihm meine Aussprache eben so paradox vorkommt als die Sachen, welche ich vom Oriente vortrage?

g. Im kindischen Dünkel will er den Zeitungslesern noch weiss machen, dass ich ihm sein närrisches Reis oder Rais nachspreche, weil ich nicht Reïs und Ries auf einmal schreiben kann. Da ihm aber alles zuzutrauen ist: so mag er wohl unwissend genug seyn, den Unterschied des Lauts nicht zu kennen, der sich zwischen seinem Diphtong ei oder ai und meinen beyden Vokalen eï findet. Dass sich diese beyden Vokale zehnmal für einmal in ie verwandeln, weiss jeder, der sich auf Aussprache versteht. Hier ist aber ein neuer Beweis im Worte, wodurch das Amt des Reïs oder Ries Efendi bezeichnet wird. Es heisst *riasset* mit einem schlichten *i* und nicht *reiasset* mit dem Diphtong. Meninski III. p. 112, S. B. II. S. 89 Note 2. Ich wundere mich übrigens nicht, dass der Gegner den Reïs, das ist, den Obersten aller Kanzleybeamten, Minister der Pforte, zum Reis oder Rais, das ist, zum Hundsvogt machen will; denn er hat zu ersterm niemals Zutritt gehabt, während dass ich mit Reïs oder Ries Efendis Jahre lang Conferenzen und Umgang gepflogen habe. So ungleich ist der Streit, welchen ich hier übers Abc führen soll!

201. Vom arabischen Abc springt der Mann zuletzt auf die deutsche Sprache über, worin er nicht minder roh ist, indem er die Begriffe der Worte nicht kennt noch zu unterscheiden weiss. Er, der nicht weiss, was recht ist, will es unrecht finden, dass ich Osmansch schreibe, wo er Osmanisch setzen

will. Er hat zeitlebens nur von Türken (einem Schimpfworte für die Nation) und von Türkisch gesprochen, welches nur alleiu als Name der Sprache gebraucht wird. Nachdem er aber mich von Osmanen und von Osmansch reden hört: so will er sich gleich stellen, als ob er auch ein Stimmchen dabey abzugeben habe. Er muss also wissen, dass es auf Laut und Buchstaben der Namen ankommt, ob sie ein i hinter sich nöthig oder überflüssig machen. Mehr davon zu sagen, würde verlorne Mühe seyn. Er kann aber die Sache an seinem eigenen Namen abnehmen; denn wenn ich von Hammerscher Unwissenheit rede: so werde ich nicht Hammerisch schreiben; wenn ich dagegen von Cymmerischer Finsterniss spreche: so werde ich nicht Cymmersch schreiben, so wie ich die Hallesche Universität nicht die Halleische und alles, was Homersich ist, nicht Homerussch nennen werde. Hiernach kann er, wie die Redeformel der Morgenländer lautet, das Uebrige beurtheilen, wenn er es beurtheilen kann. Wenigstens muss man dazu keine Baumwolle im Ohre mitbringen.

Was noch mehr ist, er will einige meiner Ausdrücke tadeln, wie Friedliebigkeit, passlich u. s. w. als wofür er Friedensliebe und passend geben will. Da er gar nicht weiss, was sich für einen Mann seiner Art geziemt: so schränke ich mich darauf ein, ihm nur zu rathen, sich deutsche Wörterbücher anzuschaffen, um daraus nicht bloss Worte, sondern auch die Begriffe derselben zu lernen und sich im Denken zu üben. Wenn ihm denn in meinen Schriften Ausdrüche vorkommen, die in Wörterbüchern nicht anzutreffen sind: so muss er sie als Gewinn betrachtend von mir oder von andern lernen, wenn er anders vom Deutschen mehr wissen will, als ihm aus Romanen, Comödien und Zeitungen hängen geblieben ist. Ich habe schon vor einigen dreyssig Jahren zu deutschen Wörterbüchern Beyträge

druchen lassen, die nicht unbenutzt geblieben sind. Es muss mir doch also gar zu närrisch vorkommen, wenn in meinem deutschen Ausdrucke ein Jüngling mitsprechen will, der noch nicht einmal deutsche Wörterbücher unter Händen gehabt, viel weniger den Geist der Sprache in ihren Begriffen studirt hat, um den Unterschied zwischen Friedliebigkeit und Friedensliebe, zwischen passlich und passend als zwischen Mehr und Weniger zu machen zu wissen. Der Mann ist so neu und unerfahren, dass er meine Ausdrücke für neue Wörter hält, während dass die Adjectiven friedliebig und passlich bey Adelung gross und breit zu sehn sind. Er ist so unreif im Deutschen, dass er nicht einmal weiss, dass das Wort Friedlieb seit Jahrhunderten als deutscher Name gebraucht worden. Wahrlich, solche jämmerliche Stümpereyen sind mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen und das an einem Dollmetscher, der seine Muttersprache zu dollmetschen noch nicht gelernt hat und der noch nicht einmal weiss, was dazu erfordert wird!

So endigt sich das siebende Machwerk von sogenannter Recension, worin er nur seine eigene Unwissenheit und Lästersucht zum siebenden mal recensirt hat.

202. Nachdem ich nun mehrere hundert Bemerkungen, wenn man Unsinnigkeiten so nennen darf, durchgegangen bin, welche der Hofdollmetscher aus lasterhaften Absichten über mich und meine Schriften zu machen unternommen hat: so zeigt es sich endlich, dass er nicht einmal das Schicksal einer blinden Henne gehabt, die doch wohl bisweilen von ohngefähr ein Körnchen findet. Die Larve ist ihm abgenommen und es hat sich dahinter nichts als eine gänzliche Unkunde in allen Sprachen und eine unüberwindliche Unwissenheit in Begriffen und Sachen gezeigt verbunden mit unglaublicher Bosheit, alles zu

lästern, was er nicht versteht noch erreichen kann, und mit der ausgelassensten Frechheit, über alles herzufallen, was ihm fremd ist, ohne zu erröthen. Ohne etwas gelernt zu haben will er lehren. Man darf sich darüber nicht wundern. Das sind die Folgen des verkehrten Geistes der Zeit, der die Kinder, die sich ihm blindligs hingeben, ohne Rettung verloren gehen lässt. Was soll ich mehr davon sagen! Der Hofdollmetscher mag sein Bild in den Worten des verstorbenen Ancillon gemalt sehen, der ihn und seines Gleichen nach dem Leben geschildert hat: *alors on y parlera de tout et on n'y saura rien. Litterature, philosophie, morale, politique, religion, tout y sera bavardage et jargon; courant de decisions, de propos appris et repétes; écho toujours retentissant et fatiguant de maximes entendues de tous et comprises de personne; les termes, les formules justes ou erroneés de la science seront dans toutes les bouches; les notions justes et solides de la science, du gout et de la verité n'auront ni occupé ni formé une seûlè tête; apparence, étalage, vernis, ombre partout, realité nulle part!*

Di, meliora piis, erroremque hostibus illum!

V. Discours sur la question proposée par l'academie royale á Berlin, 1785. *p.* 42.

Dies ist der Zustand, wo man durstig und doch zugleich berauscht ist, wie die Schrift sagt.

Uebrigens hat der Hofdollmetscher hier meine Methode oder, wie er es lieber nennen will, meine pedantische Strenge kennen gelernt, womit ich Irrthümer verfolge, um die Wahrheit ans Licht zu bringen, und welche ich Boshaften und Unwissenden entgegensetze, wenn sie mich anfallen und meine Ruhe stören wollen. Staffeley lass ich nicht für die Kunst gelten. Mag er nun meinetwegen seine Angriffe offen oder verdeckt wiederholen: so werden seine Kunstgriffe abgenutzt erfunden werden, wenn

er z. B. über Beweise und Thatsachen wegglitscht, als ob davon nicht die Rede wäre; wenn er läugnen oder sich Hinterpförtchen öffnen will, um hinauszuschlüpfen; wenn er künftige Untersuchungen vorschützt, welche er nicht anstellen kann noch wird; wenn er die Gesichtspunkte verrückt, um Lügen vorzuschieben; wenn er alles übergeht, worauf es ankommt; wenn er als sein eigen wiederkäuet, was ich geschrieben habe; wenn er aus seinem unrecht gebrauchten Meninski unverstandene Worte ausschreibt, in Hoffnung, dass Zeitungsleser sie nicht kennen oder nicht untersuchen werden; wenn er sich hinter fremden Namen verbergen will, selbst wenn er ihnen Unwahrheiten nachsagt u. s. w. Er mag aber gegen mich und meine Schriften unternehmen, was er will: so werde ich früh oder spät davon unterrichtet werden und werde ihm neue Denkmäler seiner Unwissenheit und Unwürdigkeit errichten, wenn das gegenwärtige seine Lüsternheit noch nicht gedämpft haben sollte.

203. Es ist indessen noch nicht genug gesagt, die geistige und moralische Verderbniss des Gegners bloss dem Zeitgeiste anzurechnen. Schandschriften mit Unwissenheit gestopft würden nicht für Recensionen gegeben werden können, wenn es keine Zeitungen gäbe, welche sie für Recensionen erklärend willig aufnähmen und durch gute Bezahlung noch hervorlockten, so wie man mit gutem Grunde zu sagen pflegt, dass kein Stehler sey, wo kein Hehler ist. Den übrigen genannten Verfassern der Wiener Litteratur-Zeitung ist zuzutrauen, dass sie es sehr missbilligen werden, ihre Zeitung durch Pasquille entehrt zu sehen. Da sie aber die Fächer unter einander namentlich vertheilt haben: so scheinen sie dem Hofdollmetscher in der auf sich genommenen Orientalisterey freye Hand zu lassen, ohne seinen Unfug hindern zu können, ob sie sich gleich

in so schlechter Gesellschaft nicht zum besten befinden mögen. Mit der Jenaer Litteratur-Zeitung aber verhält es sich anders. Die Verfertiger derselben sind ungenannte Leute, deren Verantwortlichkeit zugleich auf den Herausgeber Herrn Hofrath Eichstädt um so mehr zurückfällt, da er unwissende Lästerer eigens begünstigen soll. Wenigstens habe ich schon oft sagen gehört, dass er die Ausgelassenheit der Recensenten als ein Mittel betrachtet, seiner Zeitung bessern Absatz zu verschaffen, weil freylich die meisten Leser den Teufel in den Ohren haben. Da er dies unterm Schutze seines Zeitungs-Privilegiums ausführt: so habe ich dabey weiter nichts thun können, als der Welt zu beweisen, an welchen Mann er in der Person des Wiener Hofdollmetschers gerathen ist. Allein ich kann doch nicht umhin, noch ein Paar Worte von den Gesinnungen zu sagen, welche mir H. Hofrath Eichstädt bey dieser Gelegenheit zu erkennen gegeben hat, damit jedem sein Recht wiederfahre.

a. Als er die Jenaische Litteratur-Zeitung herauszugeben unternommen hatte, liess er an mich die schriftliche Einladung ergehen, daran Theil zu nehmen und besonders Schriften, die sich auf den Orient beziehen, zu recensiren gegen eine ansehnliche Gebühr, deren Betrag für den Bogen, wenn ich nicht irre, 28 oder 30 Thaler betragen sollte. Dies war nicht allein meinen Grundsätzen entgegen, sondern ich wollte auch in der Musse und Dunkelheit nicht gestört werden, worin ich damals zu leben suchte. Ich liess also den Brief unbeantwortet, der ohnehin, ohne nähere Bestimmung nach Philipsthal (meinem ältern Landsizze) adressirt, erst alle Philipsthals in Deutschland bereiset hatte, ehe er nach langer Zeit mir in Colberg behändigt ward, wo ich damals wohnte. Der Herr Hofrath scheint mir also durch die Hammerschen Lästerschriften haben zu verstehen geben wollen, dass

ich es bey seiner Zeitung hätte besser haben können, wenn ich seine Einladung beantwortet uud angenommen hätte. Desto besser ist es nun, dass dies nicht geschehen ist, weil sonst die Unwissenheit und Leidenschaft des Wiener Hofdollmetschers nicht in ihren grässlichen Blössen aufgedeckt worden seyn würde. Das Gute aber, was aus dem Bösen entstanden ist, hat freylich nicht im Plane des H. Hofraths gelegen.

b. Der H. Hofrath hat im Jahre 1812 herausgegeben: *Phaedri, quae feruntur, Fabulae XXXII, in Italia nuper repertae, nunc primum in Germania editae, adjunctis Dorvillii et Burmanni Emendationibus.* Er rühmt, die letztern Emendationeu von der Humanität des H. Professors Hand zu Weimar erhalten zu haben, dem sie von mir mitgetheilt worden seyen. Die Sache ist, dass ich dem H. P Hand zu der von ihm beabsicbtigten Ausgabe des Catullus unter andern einen Quartband mit verschiedenen Manuscripten geschickt hatte, worunter sich auch die dem Phaedrus beygelegten Fabeln fanden, welche man vor einigen Jahren als einen grossen, obgleich unbedeutenden, Fund in Italien bekannt gemacht hat, so dass sich zwey Herausgeber sogar über die Ehre der Entdeckung stritten. H. Hofrath Eichstädt hätte doch aber billig wissen sollen, dass mein Vorwissen und Einwilligung zur Herausgabe jener Fabeln oder Emendationen, wie er sie lieber nennen will, schon nach der gemeinen Höflichkeit nöthig gewesen seyn würde, um so mehr, da er doch von selbst nicht errathen konnte, was ich sonst schon darüber beschlossen haben möchte. Jeder, der sich bisher an mich gewandt hat, kann es bezeugen, dass ich gern mittheile, was ich an Handschriften besitze, ohne dass ich mich durch böse Beyspiele habe abschrecken lassen. Allein es geziemt sich doch nicht, dass man ohne mein Wissen an sich

nehme und herausgebe, was man will. Es hat dies auch die Folge gehabt, dass der H. Hofrath in seiner Ausgabe nicht anzugeben gewusst hat, wie das Manuscript des vermeynten Phädrus auf mich gekommen sey, während dass es sowohl der Sache als vielen Lesern daran gelegen ist, dass die Filiation der Handschriften nachgewiesen werde. Dem sey nun wie ihm wolle: so scheint der H. Hofrath Eichstädt, ohngefähr wie H. Professor Lorsbach zu Jena S. No. 33. lit. *c.* mir für meine Handschrift noch obenein seinen Dank dadurch haben abstatten wollen, dass er einige Monate nach der Ausgabe der Fabeln des Phädrus im Februar 1813 mich hat in seiner Zeitung aus allen Kräften herunterreissen und verläumden lassen.

Seht, liebe Leser, das sind die Zeiten der Humanität und Liberalität, welche man loben und preisen soll, um nicht in den Ruf zu kommen, neue philosophische Meynungen zu bekämpfen, wie der wiener Hofdollmetscher es nennt, der auch die Philosophie wie alles übrige bis an den Hals studirt hat, um Cultur und Wohlredenheit noch nicht von einander unterscheiden zu können. S. No, 181.

Nachschrift.

Der H. Baron Sylvestre de Sacy zu Paris hatte im Journ. encyclop. von 1811 das Strafgedicht des Uweïssi über die Ausartung der Osmanen angezeigt und hatte mir nachher seine Anzeige überschickt, indem er als ein Mann von Ehre nicht gewohnt ist, im Finstern Unbilden zu treiben. Er hatte sich bey mehreren Stellen meiner Uebersetzung Zweifel gemacht, welche mit so vieler Anständigkeit und Bescheidenheit vorgetragen worden, dass ich es mir zum Vergnügen rechnete, sie in einem Briefe vom Februar 1813 aufzuklären und zu berichtigen. Ich hatte aber so wenig daran gedacht, diese Antwort offenkundig werden zu lassen, dass es mich nicht einmal kümmerte, ob die Leser jener Anzeige die Meynung angenommen haben möchten, dass ich mich an einigen Stellen meiner Uebersetzung würklich geirrt haben könnte. Ich beharrte in dieser Stimmung, bis ein guter Freund im Leipziger Messkatalog den Titel von Unfug und Betrug u. s. w. gelesen hatte, während dass an der Schrift noch gedruckt ward. Mich besuchend äusserte er darüber seine Verwunderung, weil er unter seinen Studien der Griechen und Römer von den sieben Recensionen des anonymen Idioten kein Wort gelesen, aber längst gewusst hatte, wieviel mir an Ruhe und Frieden gelegen sey. Ich erklärte ihm, wie sehr ich anf die muthwilligste und boshafteste Art vom sogenannten Orientali-

sten zu Wien angefallen, beleidigt und gelästert worden und dass dies unmoralische Betragen geahndet werden müsse, während dass ich gegen einen schätzbaren Mann, wie der pariser Recensent sey, ganz anders gehandelt hätte. Mein Freund ergriff den letztern Umstand, um zu rathen, dass ich denn wohl thun würde, meine Antwort an H. de Sacy mit abdrucken zu lassen, damit die Welt aus dem Kontraste beyder Stücke meine Gesinnungen besser beurtheilen könne. Ich fand diesen Rath so vernünftig, dass ich auf der Stelle beschloss, ihn auszuführen. Man wird also in dieser Nachschrift die hieher gehörigen Stellen der pariser Recension und meine briefliche Antwort von 1813 lesen, nur mit dem einzigen Unterschiede, dass ich hier deutsch drucken lasse, was vorhin französisch geschrieben gewesen. H. de Sacy schreibt:

1. „Uweïssi sagt, dass die Timars und Ziamets „(Güter, die zur Bezahlung der Kriegsdienste be„stimmt sind) Jahrgelder der Wezire und Sultanin„nen geworden. Diese Materie ist nur unvollkom„men bekannt und der Text des Uweïssi hat hier „einige Schwürigkeit.

„H. v. D. übersetzt:

In Verdunkelung liegen die Timars und Ziamets der Sipahis, sie sind Pensionen geworden,
sie sind das Eigenthum der Wezire und die meisten sind allmählig an Sultaninnen gekommeu.

„Der Text lautet: *Sipetlerdé kilidschi timar we zia„met oldu baschmakler.* Dies heisst nach dem Buch„staben, wenn ich nicht irre: Der *kilidsch* der Ti„mars und Ziamets ist Pantoffel geworden in Körben. „Dies bedarf einer Erklärung. Timars und Ziamets „sind Lehne, welche man mit Ordenspfründen (Com„menthureyen) vergleichen kann, und die mit der

„Bedingung gegeben werden, Kriegsdienste zu lei-
„sten. Die Ziamets sind von den Timars nur nach
„der Grösse der stärkern Einkünfte und den beträcht-
„lichern Pflichten verschieden. Der Kilidsch oder
„Säbel ist der Hauptertrag eines Timars oder Zia-
„mets, das *minimum*, was nöthig ist, um ein Lehn
„von der einen und andern Art auszumachen, und
„was nicht getheilt noch zurückgehalten werden kann.
„Was in einem Ziamet und Timar den Kilidsch über-
„steigt, ist der Theilung unterworfen und kann vom
„Lehne abgesondert werden, es heisst *Hissé*. Man
„nennt Pantoffel *baschmak* oder Pantoffelgeld *basch-*
„*maklük* die Pensionen oder ausserordentlichen Ein-
„künfte, die den Sultaninnen auf Grundstücke ange-
„wiesen worden. Wir würden Nadelgeld sagen.
„Aehnliche Bewilligungen an Paschas oder andere
„Beamte heissen Gerstengeld (für die Pferde) *arpa-*
„*lük*. Es ist noch das Wort *sipetlerdé* (in den Kör-
„ben) übrig, welches ich nicht recht verstehe. Will
„der Verfasser sagen, dass die Einkünfte, wovon die
„Rede ist, in die Körbe der Sultaninnen fallen un-
„term Namen von Pantoffeln? Man könnte auch
„übersetzen: der Kilidsch der Timare ist (jetzt) in
„den Körben; die Ziamets sind in Pantoffelgelder
„verwandelt. Ich bedauere, dass H. v. D. nicht den
„buchstäblichen Sinn dieser Stelle auseinander ge-
„setzt hat.“

Meine Antwort ist folgende.

Der Verfasser sagt:

سپتلرده قليج تيمار زعامت اولدي پشمقلر

Dieser Vers enthält zwey Sätze. Um sie besser zu unterscheiden, hätte der Verfasser ohne Dichterfreyheit den ersten Satz schreiben müssen, wie ich übersetzt habe

سپتلرده در قليج تيمار و زعامت in Verdunkelung liegen die Timars und Ziamets der Sipahis.

Vor allen Dingen müssen wir uns über den Sinn des Worts Verdunkelung سيب verstehen, welches mir bedeutungsvoller zu seyn scheint als *obscurcissement*. Es ist der Zustand, worin sich die alten Lehne, das ist, die Timars und Ziamets den Sipahis oder Reitern entzogen finden, welche sie auschliesslich besitzen sollten; sie sind im Gegentheil in die Hände von Personen gefallen, die gar kein Recht darauf haben und deren wahren Namen man nicht mehr entdecken kann. Jene Lehne sind also so sehr geraubt, verheimlicht und verdunkelt, dass sie sich nicht mehr ans Licht bringen lassen. Das ists, was man Verdunkelung nennt. Um es zu verewigen, hat man gewisse Handgriffe erfunden, die nur ein Spiel sind. Im Grunde sind es die Grossen und Reichen des Reichs, welche sich der Timars und Ziamets bemächtigt haben. Allein sie hüten sich wohl, sich öffentlich als Besitzer derselben zu erklären; sie schieben vielmehr Bediente und andere vertraute Leute vom gemeinen Volke vor, die mit falschen Attestaten versehen sind, welche sie für Söhne der Sipahis ausgeben und dazu dienen, Besitzscheine zu erschleichen. Die Pforte lässt ihnen in Gemässheit der falschen Attestate jene Besitzscheine ausfertigen, ohne die Personen zu kennen, welche den Namen davon führen. Diese falschen Sipahi, die nur Namenführer sind, machen sich zur Zeit des Kriegs unsichtbar, während dass andere, die hinterm Schirme stehen, friedlich die Einkünfte der Lehne verzehren. Schon seit der Regierung Achmeds I. haben es mehrere wohlgesinnte Wezire unternommen, die Lehne aus der Verdunkelung zu ziehen und die alte Kriegsverfassung wiederherzustellen, welche einst die Stärke des Reichs gewesen. Sie sind aber alle in den Empörungen umgekommen, welche von den unrechtmässigen Besitzern der Lehne unter falschen Vorwänden gegen sie angezettelt worden. Seitdem ist diese An-

gelegenheit so furchtbar geworden, dass weder die Regenten noch ihre Wezire es wagen, daran zu rühren. Es ist dies dieselbe Vergeudung, derselbe Kassen-Diebstahl, welchen Xenophon in Persien antraf, als er den jüngern Cyrus begleitete.

Ausser jenen Lehnen giebt es noch andere, welche die Regierung selbst den Sipahis weggenommen und unter ihre Verfügung gestellt hat. um sie Weziren, Günstlingen und Sultaninnen als Pensionen und Jahrgelder beyzulegen. Dies liegt im zweyten Satze des obigen Verses, wo Uweïssi sagt,

sie (die Lehne) sind Pensionen geworden.

Dies wird im folgenden Verse näher erklärt, wo es heisst,

sie sind jetzt das Eigenthum der Wezire und die meisten sind allmählig an Sultaninnen gekommen.

Von diesen beyden Arten der Lehne spricht Uweïssi.

Nach diesem Aufschluss komme ich auf den Text des Originals. سپت *sipet*, welches besser geschrieben wird سبت Verdunkelung, fehlt im Wörterbuche. Man muss es aus der Uebung kennen lernen oder aus Büchern, welche von der Sache handeln. Es hat nichts gemein mit dem persischen Worte سپت Korb, welches richtiger geschrieben wird سپد. Dieser Unterschied in der Schreibung beyder Wörter giebt schon den Unterschied ihrer Bedeutungen zu erkennen. Den Ursprung von سبت weiss ich nicht. Ich vermuthe jedoch, dass es vom arabischen سبت herkömmt, welches unter andern bedeutet, ruhen und im Schlafe seyn; denn die verdunkelten Lehne sind würklich in Unthätigkeit und Vernichtung gefallen in Beziehung auf die Sipahis. Folgende Redensarten, welche ich aus verschiedenen Autoren gesammelt habe, werden mir zur Autorität dienen.

سبت تيمار verheimlichtes Lehn, das ist, was bey der Untersuchung, welche man angestellt, nicht angegeben worden ist.

زعامت و تيمار كالاول سپترده قالور die Ziamets und Timars bleiben wie znvor in der Verdunkelung.

سپترده اولان تيمار و زعامت Timars und Ziamets, die in der Verdunkelung liegen.

سبتلردن اخراج اتمك aus der Verdunkelung ziehen.

تيمار و زعامت سپته كيرمزدن مقدّم ehe die Timars und Ziamets in Verdunkelung gefallen sind.

Das mag für سبت oder سپت genug seyn.

قليج *kilidsch* bedeutet hier nicht Säbel, sondern die Person, welche ihn berufsmässig führt, das heisst, Reiter oder Sipahi. Ich weiss nicht, wo Sie *kilidsch* im Sinne von Haupt-Einkünften des Timars oder Ziamets angetroffen haben. Was mich betrifft, habe ich ihn nie bey türkischen Autoren gefunden, welche ich in ziemlicher Zahl gelesen habe. Empfangen Sie dagegen einige Redensarten, welche beweisen, was ich behaupte:

قليج تيمار Reiterlehn.

اون ايكي بيك مكمّل قليج zwölftausend wohlgerüstete Reiter.

قليجك كثرتي die Menge der Reiter oder Sipahi.

پوقدن قليج ein Feiger, ein Taugenichts. Im umgekehrten Sinn sagt man im Arabischen بقيّة السيوف der letzte Held.

Man sagt noch تيمار اري Lehnmann als Sinonym von *kilidsch*.

تيمارارينك اوزرينه حاصل بغلمقدر dem Lehnmann oder Timariotten oder Sipahi muss die Einnahme angewiesen werden.

Nachdem ich so weit geschrieben, habe ich das *Kanoun Namé du Suleiman II. à Paris* 1725 geblättert und habe gesehen, dass der Uebersetzer die Bedeutung von *kilidsch* wohl gekannt hat, wie zu sehen ist S. 42 Note 1. S. 87 Note 4 und S. 184 Note 2, wo jedoch durch einen Druckfehler 12 *kilidsch* steht anstatt 12000.

Was Sie vom Worte حصّه *hissa* sagen, stimmt eben so wenig mit seiner wahren Bedeutung überein, welche in Absicht der Ländereyen zweyfach ist. Erstlich *Hissa*, das ist, Portion oder Antheil bezieht sich auf Lehne, deren Einkünfte beträchtlich genug sind, um zwischen mehreren Sipahis getheilt zu werden, so dass dies oder jenes Timar und Ziamet mehrere Besitzer auf einmal hat, deren jeder sein Einnahme-Theil oder *Hissa* ziehet. Zum Belag eine Redensart:

تيمارنك حصّسنه متعلق اولان حاصل die zu seinem (des Sipahi) Lehns-Antheil gehörigen Einkünfte.

Zweytens bedeutet *hissa* Domänen, die dem Kaiser gehören und mit Lehnen nichts gemein haben. Seit dem Ursprung der Monarchie sind diese Domänen oder *hissa* gegen ein gewisses jährliches Pachtgeld für Rechnung des Kaisers verpachtet worden. Man sagt daher

حصّه يري Domänen-Länderey.

Dies ist die Ursache, warum man auch jedes Eigenthum, was einem Privatmann zusteht, *kissa* nennt. Alles dies steht nicht in Wörterbüchern.

Die Worte also سپتلرده قلیج تیمار زعامت lassen keinen andern Sinn zu, als den ich ausgedrückt habe: in Verdunkelung liegen die Timars und Ziamets der Sipahi. Der zweyte Satz, sie sind Pensionen geworden, betrifft, wie ich gesagt habe, Lehne, die nicht eigentlich in Verdunkelung liegen, die aber nichts desto weniger den Sipahis durch die Regierung selbst entzogen und Weziren und Sultaninnen angewiesen sind.

بشمق *baschmak* heisst ursprünglich Pantoffeln, wie Sie sagen. Aber im figürlichen Sinne pflegt man alle ordentlichen Einkünfte der Sultaninen, Chasseki's und Favoritinnen mit diesem Namen zu belegen, so dass dies Wort mit Pension und Jahrgeld gleichbedeutend geworden ist.

2. „Hr. v. D. hat übersetzt: Jederman aber „leidet Noth zu deiner Zeit, o Kaiser, Ver„weser des Abgesandten Gottes! Dies ist, „glaube ich, ein leichtes Versehen. Das Wort, Je„dermann, steht nicht im Texte und das Subject „des Zeitworts ist offenbar *Ali ressulullach*, die Fa„milie des Abgesandten Gottes."

Sie finden meine Uebersetzung bey der Stelle unrichtig

چکر دورکده ذلتلر شها آل رسول الله

Sie haben zwar mein Deutsch buchstäblich übersetzt, ausgenommen das Adverbium aber, wovon ich hernach sprechen werde. Allein Sie wollen mich verbessern, indem Sie übersetzen:

die Familie des Abgesandten Gottes erfährt unter deiner Regierung nur Schande, o Fürst!

Das ist unmöglich. Man muss damit anfangen, die Grundlage des Gedankens des Verfassers zu erwägen, um auf die Bedeutung seiner Worte zu kommen. Das Gedicht von seinem Anfange bis zu sei-

nem Ende bezeugt, dass sein Urheber sehr rechtgläubig gewesen nach der Confession des Hanifé, die von den Osmanen angenommen ist. Wenn er aber den Gedanken gehaht hätte, welchen sie ihm leihen: so würde er sich für كافر oder Ungläubig erklärt und würde es sicherlich mit seinem Kopfe bezahlt haben, weil er versteckt dem Kaiser vorgeworfen haben würde, das Chalifat unrechtmässig zu besitzen, als wovon die Schüiten oder Perser behaupten, dass es der Familie Muhammeds durch Fatimé angehöre. Uweïssi ist sehr kühn gewesen in allem, was er sagt. Aber in Absicht der Religion hat er seine Ausdrükke wohl abgewogen, um nicht der Ketzerey verdächtig zu werden, wohl wissend, dass in solchem Fall die Regierung immer bereit ist, das Uebel bey der Wurzel auszurotten, wie so viele andere vor ihm erfahren haben.

Auf der andern Seite fängt er an, zu sagen, dass es nur Bosniaken und Arnauten wären, die damals in Ehre und Glück sässen. Dies führt die Vorstellung mit sich, dass die verdienstvollen Leute der Hauptstadt sowohl als aller übrigen Provinzen des Reichs, (ausser denen von Bosnien und Albanien) in schlechte Umstände versetzt worden, wie es auch der Verfasser unmittelbar nachher sagt

> چكر دوركده ذللر jedermann leidet Noth zu deiner Zeit, das ist, alle übrigen, die nicht Bosnier und Arnauten sind, leiden Noth zu deiner Zeit.

Nichts konnte ihn von einem Subject auf ein anderes, was mit jenem unvereinbar ist, springen lassen, das heisst, die Verbindung der Ideen erlaubte ihm nicht, von Bosniaken und Arnauten den Uebergang auf die Familie Muhammeds zu machen, gleichsam als ob es keine andere Leute gebe, woraus das Reich bestehe, als Bosniaken, Arnauten und Verwandte Mu-

hammeds. Das ganze Gedicht verräth nicht die geringste Vorliebe des Verfassers für die Familie Muhammeds. Wie würde er sie also den Bosniaken und Arnauten vorhalten können, welche überdies unter sich eben soviel Verwandte Muhammeds haben müssen als die andern Provinzen des Reichs, und wie hätte der Dichter solche Verwandte mit der Familie des Abgesandten Gottes zusammen gesellen können, ohne sich mit sich selbst in Widerspruch zu setzen! Uweïssi erklärt ja auch buchstäblich im letzten Verse dieser Stanze, dass er von keinen andern als von allen Muslimans ausser den Bosniaken und Arnauten hat sprechen wollen, deren Glaube ohnehin immer verdächtig gewesen.

سیزه تفویض اولنمشدر امانتدر عبد الله

Dir sind anvertraut, dir sind in Verwahrung gegeben die Diener Gottes.

Denn عبد الله oder Diener Gottes schliesst alle Gläubige in sich.

Hierzu kömmt noch, dass die heutigen sogenannten Verwandten Muhammeds unter den Osmanen nicht im geringsten geachtet sind. Es giebt nur ein einziges Amt, was ihnen ausschliesslich vorbehalten ist, nämlich die Stelle des Führers der Pilgrimme nach Mecka. Man weiss recht gut, dass gewöhnlich die schlechtesten Leute sich den grünen Turban aufsetzen, um sich ein Ansehn zu geben, worüber man spottet. Würklich sieht man die grünen Turbans am häufigsten unter dem Gesindel. Nimmermehr würde sich Uweïssi zu ihrem Patron aufgeworfen haben.

Nach diesen Thatsachen lassen Sie uns die Worte prüfen. Sie glauben, dass جگر der Singular sey. Allein sie wissen, dass in der türkiscken Sprache der Singular für den Plural gebraucht wird und umge-

kehrt, je nackdem der Zusammenhang es erfordert. Uweïssi hat sagen wollen جكرلر was wir übersezzen, man leidet. Indessen der Verfasser setzt diesen Satz dem vorhergehenden entgegen. Diese Beziehung musste also in der Uebersetzung hervorgehoben werden. Deshalb habe ich das man, was den Plural nicht genugsam bezeiehnet, in jederman verwandelt, als wozu uns der Plural des Zeitworts berechtigt, und habe znm Ueberfluss das Adverbium aber nachgetragen, welches fühlen lässt, dass hier von allen übrigen Osmanen die Rede ist, welche nicht von den Einwohnern Bosniens und Albaniens abstammen.

Es ist noch آل رسول الله übrig. Ohne die obgedachten Betrachtungen zu rechnen, würde es gegen die Construction laufen, wenn man diese Ausdrücke aufs Zeitwort جكر beziehen wollte. Da das Wort الله am Ende des dritten Verses jeder Strophe wiederholt wird: so findet es sich immer mit den Worten verbunden, die ihm unmittelbar vorhergehen. Man darf nur das ganze Gedicht durchgehen, um sich davon zu überzeugen. Es ist also unmöglich, آل رسول الله mit dem ersten Worte des Verses جكر in Verbindung zu setzen, um so mehr, da jene Worte auf den Vokatif شها o Kaiser! folgen, um das Beywort desselben auszumachen.

Was Ihnen den Einwurf scheinbar gemacht hat, ist, dass nach dem Wörterbuche die Worte آل رسول الله ursprünglich die Familie des Abgesandten Gottes bedeuten. Es ist aber zu bemerken, dass nach dem Sprachgebrauche jene Worte nur in den Segenswünschen gebraucht werden, die denen ähnlich sind, womit die Muhammedaner ihre Bücher gewöhnlich an-

heben und die sich immer auf Fatimé, Tochter Muhammeds, auf Aly und auf seine als Martyrer umgekommenen Kinder beziehen, ohne jemals alle diejenigen unter sich zu begreifen, welche sich heutzutage ohne Grund Nachkommen Muhammeds von Fatimé her nennen. Letztere geben sich keine andern Titel als امير *Emir* und سيد *Sejid*, Herr, grosser Herr, und verschwenden wie alle andere Muhammedaner ihre Segenswünsche der heiligen Familie κατ ἐξοχην, deren Asche zu Mecka und im Yrak ruhet. Es folgt daraus von selbst, dass in unserm Gedichte das Wort آل nicht die Bedeutung von Familie hat. In der That hat es noch die Bedeutung von Glaubensanhänger, wie man im Arabischen sagt آل النبي Anhänger des Propheten. Die Osmanen insbesondere, wenn sie, obgleich selten, die Worte آل رسول mit dem Namen ihres Kaisers verbinden, verstehen darunter Vorzugsweise خليفه Chalife oder ولي Verweser des Propheten. Das Sylbenmaass des Verses, von dem die Rede ist, verstattete weder das eine noch das andere dieser beyden Wörter. Das Wort ولي *welï* insbesondere musste von Uweïssi als Anhänger des Hanifé verworfen werden, weil die Perser, die für Ketzer angesehen werden, *Aly* ولي الله Verweser Gottes nennen, wie dies aus den Inschriften ihrer Münzen zu ersehen ist. Ueberdies muss man vermuthen, dass der Titel آل رسول الله Verweser des Gesandten Gottes im doppelten Sinne dem osmanschen Kaiser aus Schmeicheley beygelegt worden, im Gegensatz der Perser, um zu verstehen zu geben, dass derjenige, welcher würklich Chalife ist, in seiner

Person alle Rechte der Familie des Propheten vereinigt, als welches auch sehr wahr ist.

3. „H. v. D. hat in einer langen Anmerkung „den Lesern die Geschichte der Streitigkeiten vor „Augen gelegt, die vom Jahre 1625 an zwischen der „Pforte und den Tataren in der Krimm über die Wahl „ihrer Chans vorgefallen sind. H. v. D. glaubt, „aus diesen Thatsachen einen neuen Beweis zu zie„hen, dass das Gedicht des Uweïssi im Jahre 1626 „geschrieben worden. Er meldet, dass er diese Nach„richten und die Zeiten der Begebenheiten aus *Hi„stoire des trois derniers Empereurs par Ricaut. Pa„ris* 1683 entlehnt habe. Es wird nns schwer, dies „mit demjenigen zu vereinigen, was man in *notices „chronologiques des Chans de Crimmée* lieset, wel„che H. Langlés seiner Uebersetzung der Reise von „Bengalen nach Petersburg von Forster angehängt hat.

Was den Wiederspruch betrifft, welchen Sie zwischen der Erzählung vou Ricant, welche ich angeführt habe, und den Nachrichten von H. Langlés und Deguignes finden in Ansehung der Streitigkeiten, die in der Krimm seit 1625 bis 1637 vorgefallen sind: so kann ich die Uebersetzung, welche H. Langlés von Forsters Werke bekannt gemacht hat, nicht nachsehen, weil ich sie nicht besitze. Ich vermuthe indessen, dass H. Langlés die Nachrichten, welche er seiner Uebersetzung angehängt, nirgend anders als in der Geschichte der Hunnen von H. Deguignes geschöpft habe. Es ist wahr, dass dieser die Sache verschieden erzählt und weiter herholt. Allein er scheint, mit sich selbst nicht einig genug zu seyn. Wenigstens hat er in seiner chronologischen Einleitung B. 5 C. 52 die drey Chans, die in Frage sind, nämlich Muhammed Chan 1627, Dschan begh 1633 und Ghirai chan 1636 in derselben Reihe geordnet, wie Ricaut sie einen auf den andern folgen lässt. Da aber Ricaut, der als Gesandschafts-Secretär lange

Zeit um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Konstantinopel gelebt, Gelegenheit gehabt hat, die Sachen in Beziehung auf die Maassregeln, welche von der Pforte in jenen Streitigkeiten ergriffen worden, besser zu ergründen als H. Deguignes, und da die Zeit, welche Uweïssi uns von der Belagerung Bagdads durch die Osmanen angegeben, uns auf die Richtigkeit der Zeitpunkte schliessen lässt, wo nach Ricaut die Streitigkeiten zwischen den Tataren angefangen haben: so glaube ich, dass alles dies für die Wahrhaftigkeit seiner Erzählungen spreche. Was den letztern ein neues Gewicht geben kann, ist, dass Paul Strasburg, Gesandter des Königs Gustav Adolphs von Schweden bey der Pforte ums Jahr 1633, ein wohl unterrichteter Mann, ebenfalls angemerkt hat, dass das Anselm des Sultans Murad IV. durch die Unruhen der Tataren sehr bloss gestellt worden, indem er schreibt: *His aerumnis et difficultatibus Sultani Amurathis merito annumerari debent principum Tartariae geraicorum Mehemeti et Schahini (Dschanbeghi) rebelliones.* Sie finden seinen Bericht gedruckt im zweyten Theile von Sylburgs *Catalogus Codicum Graecorum Mss. in Bibliotheca palatina. Francofurti* 1701 *p.* 219.

4. „H. v. D. wirft sich die Frage auf, ob der „Held, dessen Triumphe der Dichter ankündigt, Mu„rad IV. sey? Er bemerkt, dass die Epoche, wel„che der Dichter im Auge hat, im letzten Verse „durch ein Chronogramm bezeichnet seyn müsste. Er „meynt, dass die Worte, welche das Chronogramm „bilden, *sahibi seïf* (Kriegsheld) seyen. Da aber die „Buchstaben beyder Wörter, für Zahlen genommen, „251 liefern: so weiss er nicht, was er daraus ma„chen soll. Er nimmt also an, dass ein Fehler in „der Handschrift sey — Was mich betrifft, so glaube „ich, dass die Worte des Chronogramms *tschekmé „gham*, trauere nicht, sind. Die türkische Con-

„struction berechtigt zu dieser Voraussetzung. Die „Buchstaben dieser beyden Worte geben die Zahl „1108. Indem er eine etwas entfernte Epoche an- „nahm, lief Uweïssi weniger Gefahr, sich den Man- „gel der Erfüllung seiner Vorhersagung vorwerfen „zu lassen — Diese Muthmassung scheint mir desto „wahrscheinlicher, als der Dichter anzukündigen „scheint, dass der vorhergesagte Held die Frucht ei- „ner Ehe seyn werde, welche nocb nicht geschlos- „sen war, als der Dichter schrieb.

Wir würden uns vergebliche Mühe geben, die Epoche des Helden bestimmen zu wollen, der von Uweïssi angekündigt worden, weil er das Geheimniss davon für sich behalten hat. Wenn Sie aber selbige in den Worten چكمه غم suchen wollen: so habe ich die Ehre, Ihnen zu sagen, dass es niemals Zeitwörter, sondern immer nur Substantive sind, denen die türkischen Dichter das *Tarich* (Chronogramm) anvertrauen. Auch muss man das Chronogramm تاريخ *tarich* von der Vorhersagung احكام *achkjam* wohl unterscheiden. Letztere will in die lange Zukunft eindringen, wie Dschafer nach unserm Dichter im Jahre 83 (702) vorhergesagt haben soll, was sich im eilften Jahrhunderte der Flucht unter der Regierung Murads IV. zutragen oder nicht zutragen sollte. So würde die Rechnung von 1108, welche Sie aus چكمه غم ziehen wollen, auf eine Vorhersagung احكام hinauslaufen, welche Uweïssi zu machen gar nicht gemeynt gewesen, indem er sich ausdrücklich aufs Chronogramm تاريخ einschränkt, welches immer mit einer lebenden oder todten Person oder mit einer gegenwärtigen oder ganz nahen oder vergangenen Begebenheit zu thun hat. Dies ist die Ursache, warum der angekündigte Held ein lebender Mann seiner Zeit seyn musste, von dem er im Chronogramm das

Jahr der Antritts-Rolle (ظهور) einschliessen wollte, das heisst, den Augenblick, wo er seinen ersten Streich ausführen sollte, um sich als Held zu zeigen. Es war nicht schwer, diese hohe Vorstellung von Murad IV. zu fassen, welcher in Wahrheit ein ausserordentlicher Mann war trotz seiner grossen Laster, die seinen Tod beschleunigten. Es ist aber wahrscheinlicher, dass Uweïssi auf einen der Chans der Krimm anspielen wollte, welche um dieselbe Zeit in Handlung waren und den Ruf guter Krieger hatten.

5. Sie sagen weiterhin, dass Sie Mühe haben, in der neunten Strophe die Uebersetznng des bösen Islambols بکم اسلامبول zuzulassen, weil die Verbindung des türkischen Worts کم mit der persischen Präposition ب *be* Ihnen ohne Beyspiel zu seyn scheine.

Aber sie sagen nicht, wie es besser zu machen sey? Da ich nur ein einziges schlechtgeschriebenes Exemplar des Gedichts besitze: so musste ich es nehmen, wie es ist, und indem ich willkührliche Verbessernngen verabscheue, worüber jeder Autor grosse Ursache hat sich zu beschweren: so musste ich die Worte dem Text gemäss übersetzen. Ich habe wohl bemerkt, dass die Sprache meines Uweïssi oft sehr sonderbar ist. Allein man muss ihn studiren, weil jeder Schriftsteller von Charakter seine eigene Sprache hat, ohne zu rechnen, dass die Regel *pictoribus atque poetis* u. s. w. in Konstantinopel so gut als im alten Rom ausgeübt wird. Es ist auch möglich, dass andere Exemplare eine von بکم verschiedene Lesart darbieten; denn dafür stehe ich Ihnen, recht gelesen zu haben. Unterdessen werde ich die Ehre haben, Ihnen meine Ideen darüber zu erklären.

Das Zeitwort ارلشمق erreichen, erfordert den

Datif. Folglich würde der Verfasser, um sich des بکم zu überheben, haben schreiben müssen

اولاشمسن اتش کم اسلامبوله

Nun aber giebt es ein Dutzend کم sowohl arabisch als persisch und türkisch, die jeden Leser in Verlegenheit gesetzt haben würden, um darunter dasjenige zu wählen, was der Verfasser im Auge hat. Es würden daraus nothwendig Missverständnisse entstanden seyn. Um dem zuvorzukommen, hat der Verfasser für gut gefunden, das Adjectif کم mit der persischen Präposition ب zu verbinden und اسلامبول in den türkischen Nominatif zu setzen. Diese sinnreiche Construction bestimmt den Sinn von کم, denn wie die persische Präposition ب der arabischen مع gleichkommend die Idee von Vereinigung mit sich führt, welche sich ebenfalls im türkischen Zeitworte اولشمق wiederfindet: so kann der Leser über die Bedeutung von کم nicht mehr schwanken. Dass der Verfasser nur dahin gezielt hat, den Sinn des vorhabenden Worts besser hervorzuheben, wird dadurch bewiesen, dass اسلامبول nicht im türkischen Datif stehet, als welches ja nicht hätte fehlen können ohne Zwischenkunft der persischen Präposition, welche Ihnen so sehr aufgefallen ist. Uebrigens ist die Sache nicht im mindesten dem Geiste der türkischen Sprache zuwider, welche sich mit dem Persischen und Arabischen ohne Einschränkung aushilft, so dass die persische Präposition با *ba*, welche mit obgedachtem *be* gleichlautend ist, im Türkischen sehr häufig gebraucht wird.

6. Sie wollen durchaus, dass das Wort *gharazil* Teufel kein anderes sey als *azazil* schlecht geschrieben und schlecht gelesen. Man kann umgekehrt das-

selbe von *azazil* sagen und es ist unmöglich zu entscheiden, welchem von beyden die Erstigkeit gebühre. Man muss sie also neben einander bestehen lassen. Meine Handschrift von Uweïssi hat nichts deutlicher als das Wort عزازل und ich erinnere mich auch wohl, es schon anderwärts mehr als einmal angetroffen zu haben, wie auch Meninski beweiset. Nach meiner Meynung sind es nicht die Rabbinen, von denen die Araber und andere morgenländische Völker diese Art Wörter herhaben. Der Teufel findet sich in allen Sprachen, durch deren Mittel gerade die Ueberlieferungen der ersten Offenbarungen auf alle Völker gekommen sind. Das arabische Wort شيطان Satan ist zum Beyspiel davon ein unwidersprechliches Zeugniss, weil es zugleich Schlange bedeutet zur Anspielung auf den Fall der ersten Menschen. Und sicherlich ist dies Wort viel älter bey den Arabern als alle Rabbinen bey den Juden.

7. „Das Wort *azez* in der zwölften Strophe hat „nach H. v. D. die Bedeutung von Verführung. Da „dies Wort ein *ain* in sich schliesst: so würde es „ohne Zweifel arabisch seyn. Wir wissen sehr wohl, „wie der Uebersetzer sehr wohl bemerkt, dass viele „Worte in den besten Wörterbüchern fehlen. Aber „es scheint sich an gar keine Wurzel zu knüpfen „und wir sind überzeugt, dass der Text verdorben „ist. Vielleicht muss man *ghürret*, oder *ghurur* lesen „(Verführung) was übrigens denselben Sinn gewährt, „welchen H. v. D. ausgedrückt hat.“

Ich hatte mich mit dem Worte *azez* bekannt gemacht, ehe ich es im Gedichte des Uweïssi gelesen habe. Als ich zu Konstantinopel war, hatte ich die Gewohnheit, keine Unterhaltung mit Osmanen zu haben als mit Papier und Bleystift in der Hand, um mir die Worte anzumerken, die mir unbekannt waren oder die mir sonderbar schienen, nachdem ich

um die Bedeutung derselben gefragt hatte, als welches den guten Leuten gefiel. Von daher schreibt sich auch der Anfang der Supplemente, welche ich seitdem fortgesetzt habe zum Wörterbuche des Meninski zu machen und die so zahlreich geworden fürs Arabische, Persische, Türkische und Tatarische, dass ich daraus zwey Bände in Folio bilden könnte. Indem ich mich also einst beym Scheïch Numan Begh, Prior des Klosters der Mewlewi zu Galata (Vorstadt von Konstantinopel) befand: so bediente er sich unter andern des Worts اعزز in Construction mit شيطان Teufel und auf meine Frage sagte er, dass *azez* bedeute الاتمهى verführen, berücken. Ich gestehe, dass ich das Wort vergessen hatte, als ich vor einigen Jahren unternahm, das Gedicht des Uweïssi zu lesen. Allein ich freuete mich sehr, wie es oft geschieht, als ich es in meinem Wörterbuche verzeichnet fand. Den Ursprung des Worts kenne ich nicht. Es scheint indessen, dass das Wort zur Zahl derer gehöre, die den religiösen Ordens eigen sind und wovon man mehrere bey Uweïssi antrifft.

8. „H. v. D. übersetzt den ersten Vers der drey „und zwanzigsten Strophe:

Wäre nur die geringste Liebe Gottes in euerm Herzen,
so würdet ihr diese vergängliche Welt nicht geachtet haben, sondern geworden seyn eine Wohnung Gottes.

„Der Text bedeutet: i h r w ü r d e t g e w o r d e n „s e y n N i c h t s i n G o t t. Das Wort *fena*, wel„ches Nichts, Zerstörung bedeutet, will im mysti„schen Style der Derwische sagen: der Tod seiner „Selbst, eine Art von Quietismus. Nach dem Ver„fasser des Buchs Taarifat seïdi heisst es, alles Ge„fühl der sinnlichen und geistigen Dinge durch eine Verfangnng (*absorption*) in der Grösse des Schöp-

„fers und durch die Betrachtung seines Wesens ver-„loren haben.“

Ich habe die Erklärung wohl gekannt, welche die Asceten vom Worte فَنَا *fena* geben und welche Sie in Jhrer Anzeige recht gut auseinandergesetzt haben. Sowohl der obgedachte Scheïch, mit dem ich sehr vertraut war, als auch ein sehr schätzbarer Derwisch-Einsiedler, welchen ich oft besuchte, haben dafür gesorgt, mich in diesen Geheimnissen einzuweihen, und ich gestehe, dass ich selbst an Lesung ihrer ascetischen Schriften Vergnügen gefunden habe. Sie werden mir aber erlauben, Ihnen zu sagen, dass man, wie es mir scheint, nicht sprechen wird فَنَا في اللّه in Gott absterben, ohne den Sinn zu verkehren, welchen Sie hier dem Worte *fena* unterlegen, sondern wohl فَنَا في نفسه sich selbst absterben. Auf der andern Seite ist zu bemerken, dass es einen Gegensatz (Antithese) im zweyten Verse giebt. Wie nämlich die Muhammedaner es lieben, die Zeitlichkeit der Ewigkeit entgegen zu setzen اخرت و دنيا : so hat unser Verfasser dieselbe Idee gehabt, hier die vergängliche Welt فَنَا دنيا *fena dünja* im Gegensatze einer andern Wohnung vorzustellen, welche nichts vergängliches hat, nämlich die Wohnung in Gott فِنَا في اللّه *fina fi ullach*, das heisst, einem Herzen, worin Gott wohnt, wo alles nur die Liebe Gottes athmet, nachdem es sich aller Eigenliebe entschlagen hat, deren Götze gerade jene vergängliche Welt ist. Folglich sind die beyden Worte فنا im zweyten Verse nicht ein und dasselbe Wort im doppelten Sinne, wie sie glauben. Auch der Abschreiber meines Manuscripts, der sich sonst aller

Vokalzeichen überhoben, hat für nöthig gehalten, jene Worte zu vokalisiren, das eine فَنَا *fena* und das andere فِنَا *fina*. Nun aber bedeutet *fina* Auffenthalt, Wohnung, Ruhe u. s. w. Man sagt z. B. فِنَاءِ فَنَا *finaë fena* Wohnung der Vergänglichkeit, Redensart, welche zur Glosse für den obgedachten Vers dienen kann. Ferner

فقر و فنا اختيار اتمش er hat Armuth und Ruhe gewählt.

In Absicht *fena* sagt man

صاحب فنا ein verderbter Mensch

اهل فنا ein armer und elender Mensch.

Uebrigens streiten wir hier nur über Worte, denn in Ansehung des Sinns läuft eine Wohnung in Gott werden, wie ich übersetzt habe, oder, sich zur Wohnung in Gott machen, das läuft, sage ich, auf dasjenige hinaus, was der Apostel Actor. 17 sagt, in ihm leben, weben und sind wir. Dies ist eben dasjenige, was sie im Worte *fena* im ascetischen Sinne suchen, nur mit dem Uterschiede, dass Uweïssi sich des Worts *fina* bedient, um sinnreicher Weise beyde Worte in demselben Verse einander entgegenzusetzen.

9. „Das Wort *dscherrar* der Strophe 24 trotz „der Achtung, welche wir für die Meynungen des „H. v. D. haben, scheint uns, wie den Heraus- „gebern der Fundgruben ein Fehler des Kopisten „zu seyn. Wir würden aber nicht die Muthmas- „sung annehmen, welche sie vorgeschlagen haben, „indem sie *dscheza* an die Stelle von *dscherrar* sez- „zen wollen. Wir glauben vielmehr, dass man le- „sen müsse *dschennet dschiwar ullach*, das heisst, „der Garten der Nachbarschaft Gottes. Die Nach-

„barschaft Gottes ist ein sehr gebräuchlicher Aus-
„druck, um das ewige Glück anzudeuten."

Ich erwiedere nichts in Beziehung aufs Wort جرّار *dscherrar*, welches in meinem Manuscripte sehr deutlich zu lesen ist, denn ich habe mich darüber schon in der Wiederlegung der sieben Noten der Herausgeber der Fundgruben S. 33 erklärt.

Druckfehler sind zu verbessern.

Seite	Zeile					
14	1	von unten	lies	Halleschen	statt	Jenaischen
16	19	von oben	—	pflegte	—	pflegt
19	7	von unten	—	Tollheiten	—	Tolleiten
28	15	—	—	Stosch's	—	Schotts
46	6	von oben	—	Hammersche	—	Harmmersche
50	17	—	—	wildem	—	wilden
65	1	—	—	nur	—	nun
86	12	von nnten	—	ihn	—	ihm
93	11	von oben	—	Kindern	—	Kindere
104	12	von unten	—	*interiora*	—	*interiore*
106	2	von oben	—	dass das	—	das das
132	5	—	—	بينم	—	بيمنم
140	18	—	—	*serter*	—	*ser*
257	6	von unten	—	Halleschen	—	Jenaischen

Eben so lies anderwärts, wo derselbe Fehler vorkommt.

Seite	Zeile					
287	10	von unten	lies	lauterer	statt	lauteres
302	7	von oben	—	*pichten*	—	*pichtem*
317	4	von unten	—	dem Zusammenhang	statt	den Zusammenhag
320	6	—	—	Verhängniss	statt	Verhägniss
376	6	—	—	*determinare*	—	*determinere*
419	9	von oben	—	Beurtheilung	—	Beortheilung
419	19	—	—	Oghuz	—	Oghur
428	9	von unten	—	versteht	—	versreht
443	5	von oben	—	Vortrags	—	Vertrags
443	19	—	—	sprechen	—	spechen
452	9	—	—	ist hierin	—	ist
471	16	von unten	—	anerkennen	—	anerkenne
484	18	—	—	ihn	—	ihm
498	6	—	—	Kjemal	—	Kjemul
501	16	—	—	Kjemal	—	Kjemul
503	15	von oben	—	*quomodo*	—	*quomodu*
508	13	von unten	—	Orients	—	Orieets
514	1	—	—	jemandem	—	jemanden
526	8	—	—	anmerken	—	anwerken
534	7	von oben	—	die	—	dass
541	15	—	—	worauf	—	woraf
559	1	—	—	bemerke	—	merke
570	17	—	—	Homerisch	—	Homersich

Bayerische Staatsbibliothek München

In den Buchhandlungen des Halleschen Waisenhauses zu Berlin und Halle ist in Commission zu haben:

Ermahnung an Islambol oder Strafgedicht des Dichters Uweïssi über die Ausartung der Osmanen. Berlin 1811 in 4. S. 40 mit Original-Text 7 gr.

Ueber Inhalt und Vortrag, Entstehung und Schicksale des königlichen Buchs nebst Probe der Uebersetzung. Berlin 1811. S. 214 in 8. 12 gr.

Das Buch des Kabus oder Lehren des persischen Königs Kjekjawus für seinen Sohn Ghilan Schach. Berlin 1811. S. 467 1 thl. 16 gr.

Denkwürdigkeiten von Asien in Künsten und Wissenschaften, Sitten und Alterthümern u. s. w. mit Original-Texten. Erster Theil. Berlin 1811. S. 314 20 gr.

Wesentliche Betrachtungen oder Geschichte des Krieges zwischen den Osmanen und Russen in den Jahren 1768 bis 1774 von Resmi Achmed Efendi. Halle und Berlin 1813. S. 307 1 thl.

Denkwürdigkeiten von Asien u. s. w. Zweyter Theil. Halle und Berlin 1815. S. 1078 1 thl. 16 gr.

Aus letzterm Werke ist auch besonders abgedruckt zu haben:

a. Vom Tulpen- und Narcissenbau in der Türkey von Scheïch Muhammed Lalézari. Halle u. Berlin 1815. S. 40 3 gr.

b. Der neuentdeckte oghuzische Cyklop verglichen mit dem Homerischen, nebst Original-Text. Halle und Berlin 1815. S. 61 4 gr.

c. Unfug und Betrug in der morgenländischen Litteratur nebst vielen hundert Proben von der groben Unwissenheit des H. v. Hammer zu Wien in Sprachen und Wissenschaften. Halle und Berlin 1815. S. 598 20 gr.

Bayerische Staatsbibliothek München

0 … H
Munidorf

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Diez, Heinrich Friedrich <<von>>,

Unfug und Betrug in der morgenländischen Litteratur nebst ... Proben von der groben Unwissenheit des H. v. Hammer

Halle 1815

A.or. 43
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10248727-2